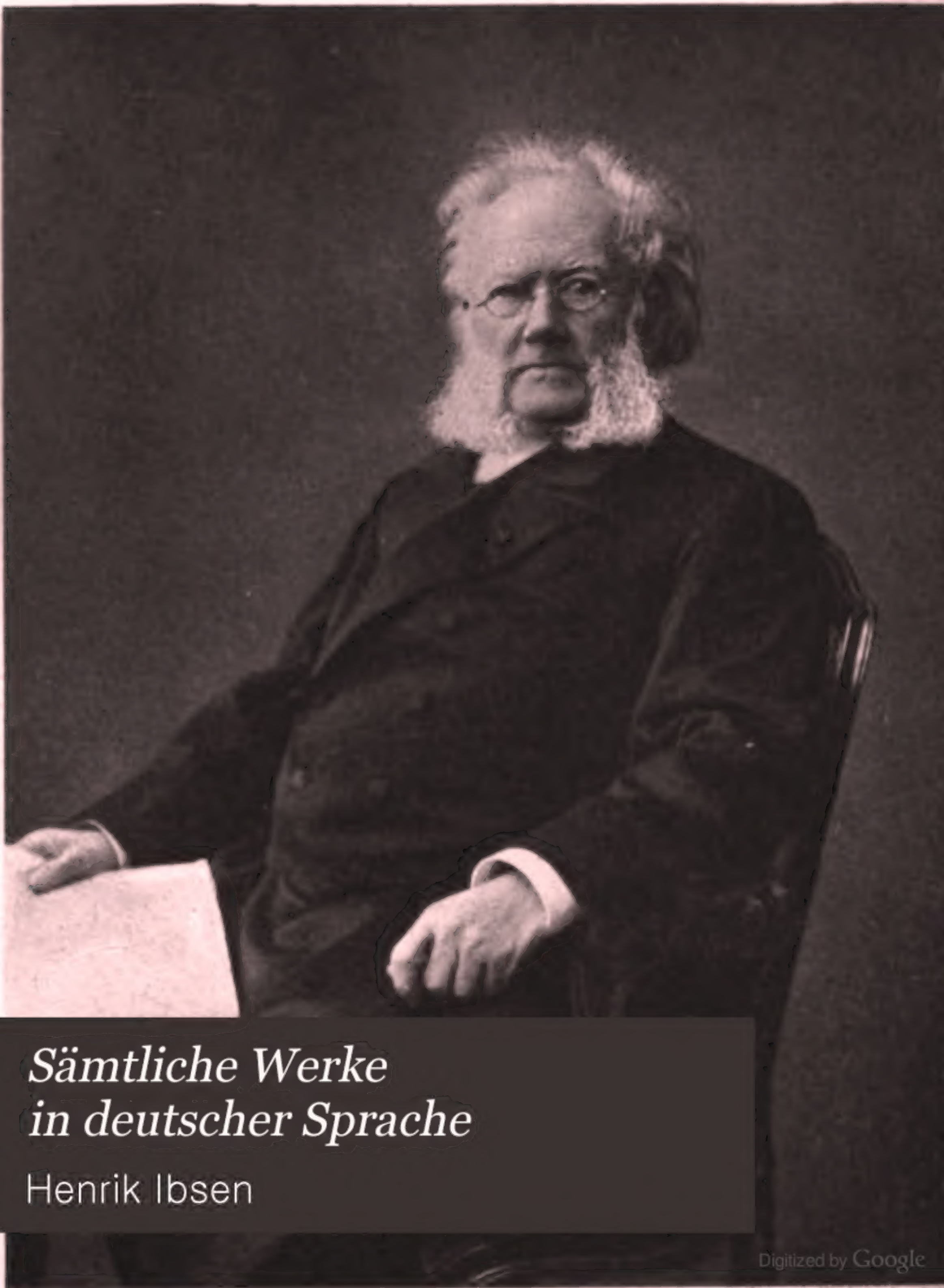

Sämtliche Werke in deutscher Sprache

Henrik Ibsen

Digitized by Google

Digitized by Google

Henrik Ibsens

Sämtliche Werke

in

deutscher Sprache

Erster Band

Gedichte. Deutsch von Christian Morgenstern, Emma Klingenfeld, Max Bamberger

Nachtrag zu den Gedichten. Deutsch von Ludwig Fulda, Emma Klingenfeld, Max Bamberger

Prosaschriften

Reden

Catilina. Deutsch von Christian Morgenstern

Berlin
S. Fischer, Verlag
1903

Digitized by Google

Henrik Ibsens

Sämtliche Werke

in

deutscher Sprache

Durchgesehen und eingeleitet

von

Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther

Vom Dichter autorisiert

Berlin
S. Fischer, Verlag
1903

Digitized by Google

PT
885R
.G5B7
1898
v.1
Copy 1

Digitized by Google

Nicholas Monsarrat

Digitized by Goog

Digitized by Google

Leben heißt — dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen in sich.
Dichten — Gerichtstag halten
über sein eignes Ich.

Gedichte, S. 167.

Digitized by Google

Zu den Gedichten.

Die Gedichte mit K sind von Emma Klingenfeld, die mit F sind von Ludwig Fulda, die mit B von Max Bamberger, die Gedichte ohne Zeichen sind von Christian Morgenstern übersetzt.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort XIII

Einleitung zum ersten Bande XIX

Gedichte:

Spielleute 1

König Håkons Festhalle 2

Baupläne 4

Feldblumen und Topfpflanzen 5

Eine Vogelweise 6

K Auf Akershus 8

Der Eidervogel 11

Mit einer Wasserlilie 12

Vogel und Vogelfänger 13

Der Bergmann 15

Mein junger Wein 17

Lichtscheu 18

Lied des Dichters 20

Die Schlucht 22

Hochlandsleben 23

Sängerfahrt 25

Ein Schwan 28

Gepriesen sei das Weib! 29

Zum 4. Juli 1859 30

Das Schulhaus 33

Volkstrauer 35

An die Thingmänner 37

Gruß an die Schweden 39

Digitized by Google

Seite

An die Überlebenden 41
An Professor Schweigård 42
Wiegenlied 44
Fort! 45
Die Sturmschwalbe 46
Agnes 47
Stammbuchreim 48
Macht der Erinnerung 49
Offener Brief 50
An einen fortziehenden Künstler 55
K Dermuſs Drapa 57
Friedrich des Siebenten Andenken 60
Ein Bruder in Not 61
Des Glaubens Grund 64
Das Storthingsgebäude 66
Terje Vigen 69
K Verwicklungen 83
Aus meinem häuslichen Leben 85
Eine Kirche 86
K In der Galerie 87
Chor der Unsichtbaren 89
Auf den Höhen 90
Gebet der Frauen 105
Dank 106
K Abraham Lincolns Ermordung 107
An meinen Freund, den revolutionären Redner 110
B Ohne Namen 111
Bei Port Said 115
K An Friedrich Hegel 117
Ballonbrief 118
Reimbrief 134
K Zu einer Hochzeit 144
B Einem Komponisten ins Stammbuch 146
Verbrannte Schiffe 147
K Sängergruß an Schweden 148
Aus der Ferne 150
K Ein Reimbrief 154
Zur Tausendjahrfeier 160

Digitized by Google

Seite

Ein Vers 167
K Sterne im Lichtnebel 168
K Sie saßen, die beiden 169
Ein Nachtrag zu den Gedichten:
B Resignation. 1847 173
B Am Meere. 1848 174
F In Zweifel und Hoffnung. 1848 176
B Die Rieseneiche. 1848 179
F Die Erinnerungsquelle. 1849 180
B Totenball. 1849 181
B Abschiedslied. 1849 183
F Der Herbstabend. 1849 184
B Meeresfahrt beim Mondenschein. 1849 187
F An den Stern. 1849 189
B Abendwanderung im Walde. 1849 190
B Im Herbst. 1849 193
B Frühlingserinnerung. 1849 195
B An Ungarn. 1849 197
B Wacht auf, ihr Skandinavier! 1849 198
B An Norwegens Skalden. 1849 205
F Ballerinnerungen. 1850 206
B Vakante Wohnung. 1850 213
B Der Skalde in Walhall. 1850 215
K In der Nacht. 1850 219
K Mondscheinwanderung nach einem Ball. 1850 . . . 221
K Der Schwan. 1851 222
K Der Knabe im Beerenschlag. 1851 224
B Ein Samstagabend in Hardanger. 1851 227
B Sang am Grabe Ole Bigs. 1857 234
K Ein Lebensfrühling. 1858 235
B Sang zu der Väter Gedächtnis. 1858 238
B Sang zum 17. Mai 1858 239
B König Hakons Festhalle. 1858 240
B Ein Leichentrunk. 1858 250
F Möwenschrei. 1859 252
B Turnerlied. 1859 255
F In der Bildergalerie. 1859 257
B An Schweden. 1862 272

Digitized by Google

Seite

B Bei Enthüllung von Wergelands und Welhavens Büsten im Studentenverein. 1863 273
B Dem Sange Heil. 1863 275
F Des Nordens Signale. 1872 276
K An Emma Klingenfeld. 1875 279

Prosaschriften:

Ein Traum. Um 1842 283
Aus einem Aufsatzbuch. Um 1848 284
„Zopf und Schwert". Schauspiel von K. Gutzkow. 1851 . . 290
Das Theater. 1851 296
„Norma oder die Liebe eines Politikers". Musiktragödie in drei Akten. Vorrede. 1851 299
Der Waldfrau Heim („Huldrens Hjem"). 1851 . . . 302
Die Hutmacherfehde auf Ringerike. 1851 309
Einige Bemerkungen aus Anlaß der P. J. Stubschen Theaterartikel. 1851 317
Paul Stub als Theaterkritiker. 1851 323
An Herrn n—s in Bergen! 1857 333
Über die Kaempevise und ihre Bedeutung für die Kunstpoesie. 1857 337
Christianiaer Theater. 1857 360
„Eine Dorfgeschichte" auf dem Christianiaer Theater. 1857 361
Anton Wilhelm Wiebe. 1857 363
„Lord William Russell" und seine Aufführung am Christianiaer Theater. 1857 369
„Die Leute von Gudbrandsthal", Drama in vier Aufzügen von Chr. Monsen. 1858 393
Ein Stücklein von der Direktion des Christianiaer dänischen Theaters. 1858 396
Noch ein Beitrag zur Theaterfrage. 1858 401
Vorläufige Schlußbemerkung. 1858 418
Guizots Memoiren. 1858 420
Eine Trauung. 1858 424
Der Reutknecht. 1859 428
Fischer in Meeresnot. 1859 429
„Erzählungen von Dr. H." und „Dänische Dorfgeschichten" vom Verfasser der „Lebensbilder". 1860 431

Digitized by Google

Seite

Waldemar Krones Jugendgeschichte. Erzählung in zwei Teilen. 1860 432
Die zwei Theater in Christiania. 1861 433
Ein Weniges, doch Zureichendes über den Theaterartikel der „Christianiaer Post". 1861 459
Wie die „Christianiaer Post" ihre Spalten verproviantiert. 1861 468
Erzählungen von Klaus Groth. 1861 472
Die Theaterkrise. 1862 473
Norwegische Sagen. 1862 479
Aus Vesinäs. 1862 485
Am Bräheimswasser in Nordfjord. 1862 488
Das Theater. 1862 489
„Abwarten —". Novelle von Israel Dehn. 1862 . . . 491
Sigurd Slembe von B. Björnson. 1862 494
Erzählungen von Magdalene Thoresen. 1863 496
„Der Hauslehrer". Erzählung von A. B. 1863 . . . 498
Nordische Universitätszeitschrift. 1863 499
Das Theater. 1863 503
„Die Komödie der Liebe". Vorwort zur zweiten Ausgabe. 1867 505
Eine Rechtfertigung. 1871 506
Vorwort zur ersten deutschen Ausgabe der „Helden auf Helgeland". 1876 509
Die Socialdemokratie. 1890 510
An die Leser. 1898 511

Reden:

An P. A. Munchs Grab in Rom. 1865 515
An die norwegischen Studenten. 1874 520
An den Verein Drontheimer Arbeiter. 1885 524
Bei der Fuchsenkneipe des dänischen Studentenvereins. 1885 526
Beim Fest im „Kaiserhof" zu Berlin. 1887 526
Beim Fest im „Grand Hôtel" zu Stockholm. 1887 . . 527
Beim Bankett der Wiener Schriftsteller. 1891 528
Bei einem Festessen in Christiania. 1898 529
Beim Bankett im „Hôtel d'Angleterre" zu Kopenhagen. 1898 531
Beim Fest des schwedischen Schriftstellervereins zu Stockholm. 1898 532

Digitized by Google

Seite

Beim Festessen in Stockholm. 1898 534
Beim Fest des norwegischen „Vereins für die Sache der Frau". 1898 535
Catilina:
Vorwort zur zweiten Ausgabe 539
Catilina 545
Nachweise zu den Gedichten, Prosaschriften und Reden . . . 629
Anmerkungen zu den Prosaschriften und Reden 634
Namenregister zu den Prosaschriften und Reden 675
Inhaltsverzeichnis sämtlicher Bände 679

Digitized by Google

Vorwort.

Im März 1898, zum siebzigsten Geburtstage Henrik Ibsens, ist dieses Werk mit einem ersten Bande — dem zweiten der Gesamtreihe — ins Leben getreten; im November 1903 erhält es durch die Ausgabe des vorliegenden Bandes vorläufig seinen Abschluß. Seinen äußerlichen Abschluß: denn wie bei vielen Unternehmungen solcher Art, so gilt auch hier das Wort: **multum adhuc restat operis.** Die Herausgeber sind sich dessen bewußt, daß dieses Mehr einer inneren Vollendung nur mit der Zeit, durch neue Auflagen erreicht werden kann. Der ursprüngliche Entwurf, an dessen Gestaltung Henrik Ibsen selbst wesentlichen Anteil genommen hat, ist im Lauf der Arbeit gewissen Veränderungen unterworfen gewesen, ganz besonders die Struktur des ersten Bandes: er erscheint, reicher und zugleich ärmer ausgestattet, als bei der Feststellung des Planes beabsichtigt und verkündet worden ist. Er erscheint ohne die versprochenen Briefe und ohne die Lebensbeschreibung Ibsens, doch er erscheint mit einer Nachlese teils unveröffentlichter, teils verschollener Gedichte, zu deren Abdruck oder Neudruck wir erst in zwölfter Stunde die Einwilligung Henrik Ibsens erhalten haben, der über dem Kunstwert seiner Schöpfungen als ihr strengster Kritiker zu Gerichte sitzt.

Im Anschluß hieran fordert die Auswahl der Gedichte, die der „Nachtrag" (S. 173—280) bringt, ein kurzes Wort der Er-

Digitized by Google

läuterung. Die Zahl der Stücke, die Henrik Ibsen nicht selbst in die Sammlung seiner lyrischen Arbeiten aufgenommen hat, ist sehr beträchtlich. Unserer Nachlese hat sowohl der Wunsch des Dichters, als auch der Charakter unserer Ausgabe bestimmte Schranken gesetzt. Die Ausgabe der „Sämtlichen Werke" will zwar historisch-kritisch sein, aber nicht eine „Ibsenphilologie" fördern und stützen; sie will nicht aus Gründen barer Gelehrsamkeit ein Material mitführen, das, durch einen noch lebenden Dichter am Maßstab seiner künstlerischen Reife gemessen, zu verwerfen wäre. Henrik Ibsen wäre es willkommen gewesen, wir hätten bei der Auswahl immer nur die ästhetische Forderung zur Richtschnur genommen. So streng jedoch durften wir nicht sein: wir mußten auch die Gedichte aufnehmen, die der Biographie und einer entwicklungsgeschichtlichen Charakteristik der Dichterpersönlichkeit dienen können. Indessen, der Leser wird vielleicht mit den Herausgebern der Meinung sein, daß diese Stücke, was den dichterischen und litterarischen Wert betrifft, eine ernstere Kritik durchaus nicht zu scheuen haben.

Die Briefsammlung haben wir an dieser Stelle ausscheiden müssen, weil sie sich an Inhalt und an Umfang hier organisch nicht hat einreihen lassen. Denn glücklicherweise hat sich Ibsens entmutigende Prophezeiung, es gebe nicht viele Briefe seiner Hand, er sei Zeit seines Lebens ein schlechter Korrespondent gewesen (in einer Epistel an seinen Freund Dietrichson nennt er sich „einen Schurken" im Briefschreiben), nicht bestätigt. Nachdem wir systematische Nachforschungen angestellt, hat sich ein Material von solcher Fülle und Bedeutung entdecken lassen, daß wir von einer beschränkten Auswahl Abstand genommen und, nach gemeinsamen Erwägungen mit den Veranstaltern der nordischen Gesamtausgabe, uns entschlossen haben, das Briefkorpus als besonderen Band, als ergänzenden Bestandteil der vorliegenden Sammlung erscheinen zu

Digitized by Google

lassen. Dieser Briefband, den wir nächstens der Öffentlichkeit übergeben können, wird, nach Gehalt und Anordnung, Anspruch darauf machen dürfen, als eine Art Autobiographie zu gelten, so daß der Ausfall einer dieser Gesamtausgabe entsprechenden Lebensbeschreibung sich fürs erste nicht sonderlich fühlbar machen wird. Auf eine Biographie geringeren Umfanges — eine Leistung, die im wesentlichen kaum etwas anderes als Daten enthalten könnte — wird der Leser gern mit uns Verzicht leisten; aber ein umfassendes biographisches Werk, als dessen zukünftigen Autor wir zu unserer Freude Otto Brahm ankündigen können, will gute Weile haben und läßt sich überdies ohne eine eingehende Untersuchung und Benutzung der Briefe nicht wohl schaffen. Es soll als besonderer Band folgen.

Die Gesamtanordnung der Werke ist chronologisch, bis auf den ersten Band, an dessen Zusammenstellung Henrik Ibsen wesentlichen Anteil genommen hat. Beginnen mußte der erste Band mit den „Gedichten“ und mit der lyrischen Nachlese; denn sie geben den Grundakkord von Ibsens ganzem Sein und Dichten. Auf die Prosaschriften und Reden, die das Lebenswerk und die Kunstanschauungen Ibsens an mehr als einem Punkte schärfer beleuchten, hat der Dichter selbst zunächst keinen großen Wert gelegt: keinesfalls aber sollten sie in chronologischer Gruppierung die Reihe der dramatischen Dichtungen durchbrechen; so sind sie, weil ihre heutige Bedeutung weniger im Detail als in den allgemeinen künstlerischen, litterarischen und ethischen Ideengängen liegt, gleichfalls als eine Art Vorklang, in den einleitenden Band gestellt, wo schließlich noch das Erstlingsstück „Catilina“ Aufnahme findet: als isoliert dastehende Jugendleistung und außerdem vorwiegend litterarhistorisch interessant, eröffnet es so die Reihe der Dramen.

Unserer deutschen Ausgabe liegen die Originaltexte zu Grunde, die Henrik Ibsen selbst uns als die endgültigen angegeben

Digitized by Google

hat. Bei „Catilina“ wurde die zweite Fassung gewählt und auf die erste Form nicht weiter zurückgegriffen. Für das „Hünengrab“ und „Olaf Liljekrans“, zwei Jugenddramen, die zum ersten Male hier veröffentlicht wurden, standen uns Originalmanuskripte zur Verfügung, die Henrik Ibsen aus eigenem und fremdem Besitz (Theaterbibliothek zu Bergen) geliefert hat. Von ganz frühen Arbeiten sind das satirisch-politische Stück „Norma oder die Liebe eines Politikers“ und die „St. Johannisnacht“ auf ausdrücklichen Wunsch des Dichters weggeblieben. Dagegen haben wir das orientierende Vorwort zu „Norma“ unter die Prosaschriften aufgenommen.

Was Ibsens lyrische Schöpfungen betrifft, so haben wir für das Hauptkorpus die Gruppierung und die Fassungen wählen müssen, in denen Ibsen 1871 seine „Gedichte“ herausgegeben hat, und die auch — unter Hinzufügung weniger Stücke — in den vierten Band der nordischen „Volksausgabe“ (1900, S. 227—436) übergegangen sind. Die Zusammenstellung der im „Nachtrag“ vereinigten Gedichte sowie der Prosaschriften vollzog sich auf Grund der Halvorsenschen Bibliographie, die Henrik Ibsen den Herausgebern als maßgebend, als „zuverlässig und erschöpfend“ bezeichnet hat (Brief vom 9. Nov. 1897). Wie aber die Auffindung des wichtigen vierteiligen Aufsatzes über „Die zwei Theater in Christiania“ (S. 433—459 und 654) bezeugt, ist Halvorsens Arbeit nicht ganz lückenlos, — wodurch das Gefühl der Dankbarkeit gegen den trefflichen Vorarbeiter keineswegs vermindert werden kann.

Die unterzeichneten, für diese Ausgabe gemeinsam verantwortlichen Herausgeber haben, von der Drucklegung des Werkes abgesehen, unter sich die Arbeit so geteilt, daß der eine die litterarhistorischen Einleitungen in die modernen Dramen und der andere die kritische Kontrolle aller Texte und zumal die

Digitized by Google

Reviſion der Proſaüberſetzungen übernommen hat. Wir haben einſt als unſer Ziel bezeichnet, dem nordiſchen Originaltext einen ebenſo formvollendeten, ſprachlich reinen, alles Charakteriſtiſche treu und doch frei wiedergebenden deutſchen Text gegenüberzuſtellen, der als deutſche Originaldichtung gelten könnte. Wie weit dieſes Ziel erreicht worden iſt, das zu beurteilen ſteht nicht uns zu. So viel aber wird eine Vergleichung des älteren und des jüngeren Textes, beſonders bei den Proſadramen der mittleren und ſpäteren Periode, ergeben, daß in der überwiegenden Zahl der Fälle aus der „Reviſionsarbeit“ Überſetzungen entſtanden ſind, die man in ihrem Geſamtton als neu bezeichnen muß. Dadurch kann die Bedeutung der älteren Übertragungen, ſoweit ſie Emma Klingenfeld, Marie von Borch, Adolf Strodtmann, Sigurd Ibſen und Julius Hoffory zu danken ſind, nicht geſchmälert werden; ſie hatten für ihre Zeit ein weſentliches und unbeſtreitbares Verdienſt. Aber je mehr Henrik Ibſens Werk in deutſcher Kunſtempfindung Wurzel ſchlug, je mehr er der Unſere wurde, deſto notwendiger wurde es, den deutſchen Ausdruck ſo zu geſtalten, wie ihn Henrik Ibſen vielleicht gewählt hätte, wenn er nicht norwegiſch, ſondern deutſch geſchrieben hätte. Emma Klingenfeld konnte zu unſerer Freude an der Neugeſtaltung ihrer Texte, ganz beſonders bei den „Helden auf Helgeland“, mitwirken, während Julius Hoffory, der die erſte Übertragung der „Frau vom Meere“ geliefert hat, an der erneuernden Arbeit nicht mehr teilnehmen durfte: doch unſer verſtorbener Freund wäre gewiß der erſte geweſen, der die Forderung einer ſprachlichen Umformung gebilligt hätte. Während die einzelnen Bände hinausgeſandt wurden, kamen als neues Überſetzungsmaterial hinzu: der dramatiſche Epilog „Wenn wir Toten erwachen“ und die Proſaſchriften mit den Reden. Zum deutſchen Text jener letzten Dichtung hat Chriſtian Morgenſtern, der den Herausgebern auch ſonſt bei der Reviſion der Stildramen wertvolle Dienſte

Digitized by Google

leiſtete, das Weſentlichſte beigetragen; für die Proſaſchriften und Reden hat Gertrud J. Klett nützliche Vorarbeit gethan.

Durch Rat und That haben uns ferner dankenswert unterſtützt: vor allen Wilhelm Fabian in Berlin, aus deſſen wertvoller und fruchtbarer Mitwirkung bei der Arbeit des Korrekturleſens wir Nutzen gezogen haben; ſodann Carl Naerup, der die Abſchriften der Proſaſtücke und Reden lieferte und eine Reihe ſachlicher Mitteilungen beitrug, Siegwart Peterſen und Halvdan Koht, die durch geſchichtliche und ſprachliche Hinweiſe die Erklärung der Texte förderten, ſowie die Univerſitätsbibliothek in Chriſtiania; Sigurd Halling ebenda und Hermann Grundtvig in Bergen; Edvard Brandes, der außerordentliche Kenner der ſkandinaviſchen Bühne, und Louis Bobé in Kopenhagen; Graf Carl Snoilsky in Stockholm; Roman Woerner zu Freiburg i. B.; Rudolf Lothar und Richard Roſenbaum in Wien; Ludwig Pariſer in München; Ida Jacob und Anna Leiſtikow in Berlin.

Berlin und Wien, 1. November 1903.

Julius Elias.
Paul Schlenther.

Digitized by Google

Einleitung zum ersten Bande.

Ibsens Gedichte wurden zuerst 1871 gesammelt. Im Norwegischen haben sie es zu acht Auflagen gebracht. Ins Deutsche wurden sie 1881 von dem trefflichen Ibsenforscher Ludwig Passarge, 1886 von Dr. Hermann Neumann übertragen. Unsere Übersetzung ist die dritte im Bunde. Sie bringt die bereits erschienenen Gedichte in der alten Anordnung und fügt daran einen Nachtrag solcher, zu deren Sammlung der Dichter erst jetzt seine Zustimmung gegeben hat; soweit die Gedichte erhalten sind und hier abgedruckt werden, reichen sie bis ins neunzehnte Lebensjahr des Dichters zurück. Für den ganzen Mann ist es vorbedeutend, daß sein erstes Lied hier, aus dem Jahr 1847, die Überschrift „Resignation" trägt (S. 173). Dies könnte die Überschrift seines Lebens sein. Schon der Jüngling spricht vom vergeblichen Ringen, vom Phantom seiner Wünsche, vom Versagen der Seelenflügel, vom Ermatten und Erkalten seiner Poesie. Er verzagt. Unbekannt und still will er leben und vergehen — ein Vergessener. Denn der Blitz, der aus seinem Inneren glänzt, kann nicht durch die Finsternis der Wolken dringen. Diese Stimmung zieht durch Ibsens ganzes Lebenswerk und herrscht an den entscheidendsten Punkten vor. Ein Mann der That, der auf die That verzichten mußte, und dessen Resignation Dichtung ward. Auch ein Gedicht

Digitized by Google

aus dem Jahr 1848 bestätigt dem damals Zwanzigjährigen diese Entsagungsgefühle. Wieder ist es vorbedeutend für Ibsens Lebenswerk, daß die Welle des Meeres, des in seiner Dichtung immer wiederkehrenden Meeres, schon hier zum Symbol des ringenden Jünglings wird: ein wildes, kampffrohes, aber vergebliches Anstürmen gegen Klippen und Klüfte, ein rasches Ermatten, ein müdes Versinken, ein klagendes Aufgehen der einzelnen Welle im All der Brandung: „Dies, Welle, das Ende vom Thatentraum". Der junge Ibsen wollte schreiben: Dies, Jüngling, das Ende vom Thatentraum. Noch ein Jahr später (1849) auf einer „Meeresfahrt bei Mondenschein" (S. 187) erklingen ihm die versunkenen, verschlungenen Wellen wie weinende Geister aus der Tiefe; sein Herz ist mit klagender Sehnsucht erfüllt; am Ufer dieses Meeres möchte er begraben sein; noch lieber auf dem Boden des Meeres oder, wie künftighin das todbereite Geschwisterpaar Gregers Werle und Hedwig Ekdal sagen wird, „auf dem Meeresgrund": „Ja, dort ist es herrlich: dort könnt' ich vergessen". Der Vergessene will vergessen. Der Wiederglanz der Sterne in den Fluten dünkt ihn bei der Meeresfahrt ein tanzendes Totenvolk, dem er sich beigesellen möchte. Und noch einmal kehrt ihm dieses Bild vom „Totenball" (S. 181) wieder; so tief wurzelt es in der Seele des jungen Dichters, der fünfzig Jahre später mit seinen Toten erwachen wollte. Diesmal ist die mitternächtige Scenerie ein wirklicher Friedhof in einer Gespensterstimmung, die an Bürgers Lenore erinnert. Der Friedhof giebt so wenig Frieden, wie die Welt Glück. Das ist die Melodie der tanzenden Gespenster; heimlich hört man schon jetzt des unermüdlichen Fragers Frage: ob es nicht auch die Melodie derer ist, die bei Tageslicht ihrem Glück nachspringen möchten. Der Dichter bejaht diese Frage am Schluß eines anderen Gedichtes aus demselben Jahr 1849, das „Abendwanderung im Walde" heißt (S. 190),

Digitized by Google

die grauenhaften Schönheiten der Nacht unter ſchwarzen Föhren beim Eulenſchrei ſchildert und mit der Strophe endet:

So wohlig wird im Sturme hier
Das Herz ſich ſein bewußt
Und die Natur im Spiegel mir
Ein Bild der Menſchenbruſt.
Sie zeigt, was das Geſchick uns gab:
Nicht Ruh' im Leben, nicht im Grab
Und nicht in Ewigkeit.

Noch im Jahre 1852 überwog dieſer Nachtgedanke des „Lichtſcheuen“ (S. 18) oder vielmehr des lichtſcheu Gemachten: Einſt gewann der Knabe ſeinen Mut erſt mit dem Morgen, und im Dunkel der Nacht ſchreckten ihn ſpukhafte Träume; dann kam die Wandlung. Ihn entſetzt und ſcheucht der Lärm des Tages, und erſt im Finſtern erwachen Mut und Thatenluſt. Im Hinblick auf ſeine Zukunft kommt er zu dem unheimlichen Schluſſe:

Ja, thu' ich einmal etwas Großes,
So wird's eine dunkle That.

Er ahnt in ſich den Dichter der Abgründe des Lebens.

Das Streben in die Gründe, ob ſie auch Abgründe wären, führte ihn ſchon damals zum Symbol der John Gabriel Borkman-Tragödie. Als „Bergmann“ (S. 15) dringt er in die Tiefen, um dort den Rätſeln des Lebens auf den Grund zu kommen:

Brich den Weg mir, ſchwerer Hammer,
Zu des Berges Herzenskammer!

Aber er hat umſonſt des Lebens Luſt, den Frühling der Unſchuld, der Erde heiteren Klang dahingegeben: wie den Blick zur Höhe der Sonnenglanz blendet, ſo nimmt dort unten die undurchdringlich tiefe Nacht der Hoffnung jeden Schimmer.

Wie es die Nacht iſt, die dieſen Dichterjüngling lockte, die Nacht auf dem Meer, die Nacht unter Gräbern, die Nacht in

Digitized by Google

der Waldeswüſte oder auch (1850, S. 219) die „Nacht“ als milde Tröſterin, ſo ſingt er, der damals ein ganzes, nachts verfaßtes Drama faſt nur in die Nacht legte, nicht, wie andere zur Frühzeit den Frühling, ſondern bezeichnend genug den „Herbſt“ (S. 193). Er hört durch welkende Blätter die bangen Seufzer des Windes; auf dem Stoppelfeld hört er ein Klagelied; Lilien und Roſen ſind nur noch in der Erinnerung. An die Erinnerung hält er ſich: er, dem ſich „über ſo manchen Plan das Grab der Hoffnung geſchloſſen“. An die Frühlingserinnerung knüpft er nur als einen Troſt die Frühlingshoffnung. Noch ein zweites Gedicht derſelben Zeit handelt vom Frühling, und wieder iſt nicht der Frühling ſelbſt da, ſondern die „Frühlingserinnerung“ (S. 195). Auch dieſes Lied, das C. Due in Muſik geſetzt hat, iſt nur „Nachhallklang von Blumenträumen und Frühlingsſang“.

Was, fragt man gegenüber dieſer Stimmungslyrik, die echt und tief empfunden, frei von aller kindiſchen Weltſchmerzelei iſt, was hatte der junge Dichter verloren, um an die Stelle des Thatentraumes den Verzicht, an die Stelle des Tages die Nacht, an die Stelle des Frühlings den Herbſt, an die Stelle der Hoffnung die Erinnerung zu rücken. Um auf dieſe Frage zu antworten, forſchen wir in thatſächlicheren Gedichten jener Zeit nach Spuren ſeines Erlebens. Wenn ein Jüngling klagt und verzichtet, ſo argwöhnt man zunächſt Unglück in der Liebe. Das reizende kleine Schelmengedicht, worin er ſein Herz dem Liebchen als eine „Vakante Wohnung“ (S. 213) ausbietet, deutet Enttäuſchungen an, die er dem Weiblein bereitet hat und nicht ſie ihm. Aber aus demſelben Jahr 1850 giebt es eine umfänglichere, ſchon in der äußeren Form wechſelvolle Dichtung „Ballerinnerungen“ (S. 206). Der Prolog hierzu iſt an eine Stella gerichtet. Wir glauben den Unglücksſtern der Liebe entdeckt zu haben. Wieder liegt der Frühling mit ſeinen Veilchen, Roſen und Vergißmeinnicht nur noch in der

Digitized by Google

Erinnerung; wieder blühen bloß noch bleiche Aſtern. Nirgends holde Gegenwart. Auch der Ball (jeder hat einmal ſeinen gewiſſen und bewußten Ball erlebt), auch der Ball liegt nur in der Erinnerung. Aber lebendigſt, gegenwärtigſt ſchildert ihn der Dichter. Hier zum erſtenmal regt ſich der realiſtiſche Geſtalter menſchlichen Treibens, menſchlicher Triebe! Als ob der Schalk alle Vorwürfe, die ihm im ſpäteren langen Leben ſeine Stoffwahl einbringen werde, vorausahnte, entſchuldigt er ſich mit einer anmutig-ironiſchen Verbeugung vor den Schöngeiſtern, daß er nur einen munteren Ball beſchreibe und nicht ſchönere und größere Dinge. Dann ſchildert er meiſterhaft den Ball, unſeren Ball, den Ball, den jeder von uns erlebt hat und nie vergeſſen wird, den bewußten und gewiſſen Ball, auf dem „die Göttin unſrer Träume, Fieberphantaſien gleich, wie aus wildem Wahn gewebt, ätherglеich vorüberſchwebt“ (S. 210), den Entſcheidungsball, zu dem die Alternative lockte:

Schenkt mir doch des Balls Magie
Flücht'gen Taumel oder — ſie! —

Der früh geübte Scharfblick des ſkeptiſchen Dichters ſieht aber ſchon auf dem Balle nicht bloß die Schönheit, nicht bloß die Eine; er ſieht auch auf manchen Wangen Schminke, er ſieht künſtliche Verjüngtheit, geheuchelte Unſchuld; und er ſieht draußen auf der Gaſſe vor den hell erleuchteten Saalfenſtern, ähnlich wie in dem Gedicht „Der Knabe im Beerenſchlag“ (deſſen Anblick einem Schöngeiſt äſthetiſchen Genuß bereitet, während der kleine Proletarier aus Not Blaubeeren pflückt; S. 224), das ſoziale Gegenbild der ungebetenen Armut, die ſehnſüchtig hinaufſtarrt:

Ach, wir ſind entweder Gäſte,
Die man lud zum Lebensfeſte;
Oder ausgeſchloſſen ſtehn,
Schauernd vor des Nachtwinds Treiben,
Auf der Straße wir und ſehn
Aufwärts nach den hellen Scheiben!

Digitized by Google

Und nun er selbst, der eingeladene Tänzer: da die Göttin an ihm vorüberschwebt . . . schrill reißt die Kette seiner Verse ab, und nur in Prosa kann er das weitere dem Tagebuch vertrauen. Es ist Prosa, aber Wertherprosa, die von Abscheu, Hoffen und Enttäuschtwerden spricht. Auch hier die Stimmung, die in Ibsens jugendlichster Lyrik überall herrscht. Aber hier ist noch mehr: „die Bühne des Balles spiegelt ihm die Idee zu dem großen Drama des Menschenlebens" (S. 211), und da ein anderer ihm die Geliebte wegtanzt, sieht er selbst sich am Ende seines eigenen Schicksalsdramas. Wohl möglich, daß zu der Stunde, da er dieses schrieb, im Erscheinungsjahr seines „Catilina", in Ibsen der große Dramatiker geboren wurde.

Dieser Dramatiker hat sich nie lange bei Liebeleien aufgehalten. Sein Geist brauchte stärkere Probleme. Daher erzeugte diese Nachtstimmung schon in der lyrischen Jugendzeit Weltbewegenderes. Ums Jahr 1848 war die Welt politisch aufs tiefste erregt. Ein Durst nach Freiheit ging über die Erde, man rüttelte an den Ketten, und der junge Ibsen rüttelte mit. 1849 schickt er ein gesinnungstüchtiges Kampflied nach Ungarn (S. 197), über das er sich ein Vierteljahrhundert später in seiner Einleitung zum neuen Catilina (S. 539) selbst lustig machte. Zugleich erhebt er den Weckruf zur Einigung an die norwegischen und schwedischen Brüder, die dem dänischen Bruder helfen sollen, der „von der Deutschen wilden Horde" bedrängt wird. Das langwierige Gedicht (S. 198) hat nur geschichtliches Interesse, und am jugendlichen Übermaß des Ausdrucks wird sich kein deutscher Leser mehr empören, den selbst ein Stammesgefühl beseelt. Zur selben Zeit tendenzelten Hunderte auch in Deutschland nicht anders. Charakteristischer als dieser gereimte Leitartikel ist die Aufforderung an „Norwegens Skalden" (S. 205), statt sich in graue Vorzeitferne zu verlieren, lieber heimzukehren in den Kampf und in das Leben der eigenen Zeit. Ibsen trifft

Digitized by Google

mit dieſer Mahnung, nicht der Geſchichte und Sage, ſondern der Gegenwart ihr Recht zu geben, ſich ſelbſt, dem Baudenkmäler der Vergangenheit auch den Gedanken an die Vorzeit ſeines Volkes erwecken. Wenn er in dem ſommerlichten Sternenhimmel die altersgraue Feſte „Akerhus“ (S. 8) hoch über das Land und über des Landes Hauptſtadt emporragen ſieht, wenn unten der Meerbuſen wie eine keuchende Menſchenbruſt dem Hochſchloß entgegenquillt, dann taucht wie ein Erinnerungstraum des alten Gemäuers ſelbſt auf, was da oben auf der Höhe und dort unten im Fjord an Blutthat und Friedenswerk geſchah: des abgeſetzten Dänenkönigs Chriſtian II. vergebliches Ringen um die Herrſchaft in Norwegen, der Todesgang kühner Inſurgenten unter König Hans, und bis in des Dichters eigenes Jahrhundert hinein die Begründung der freiheitlichen norwegiſchen Verfaſſung von 1814. Aber aus dieſem Gedicht wie aus ſo manchem der ſpäteren Zeiten ſpricht nicht die reaktionäre Abſicht, über der Vorzeit den Augenblick zu vergeſſen oder zu verkleinern, ſondern nur der Wunſch, daß den Enkel der Anblick hoher Ahnen ſtärke und „die Rieſeneiche“ (S. 179) des Nordens in ihrer Herrlichkeit nicht zerſplittere.

Wenn ihm die Welt um ſich her zu eng und zu klein wurde, ſo ging von jeher ſeine Sehnſucht nicht in zeitliche, ſondern in räumliche Fernen. Der Zugvogel wird Gegenſtand ſeines ſchwermütigen Neides. Wie Fauſt verfolgt auch ihn das Bild: „O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt!“ So werden ihm befiederte Geſchöpfe zum Symbol ſeiner Stimmung. Er denkt ſich den „wilden Schwan“ (S. 222), der bei der Heimkehr ſtirbt, weil er ſeine Heimat mit Geſang begrüßen wollte. Und wie hier aus dem Liede Leid entſteht, ſo entſteht umgekehrt auch aus dem Leid, dem Dichterleid, das Lied von der „Sturmſchwalbe“ (S. 46), von der die Seemannmär geht, daß ſie weder fliegen noch ſchwimmen kann, und daher im ewigen Wechſel

Digitized by Google

bald das eine, bald das andere verſucht; das iſt „der Dichter=vogel", der ſein eigentliches Element nicht findet, woran aber die boshaften Ornithologen nicht glauben wollen. Dann ver=gleicht ſich der Dichter dem „Eidervogel" (S. 11), der im nordiſchen Fjord ſein Neſt mit den Daunen der eigenen Bruſt erwärmt, und ob ihm auch das weiße Federbett ſeiner Bruſt immer wieder geraubt wird, er rupft ſich die Bruſt, bis ſie kahl iſt und blutet; dann fliegt er nach Süden. Ein anderes Mal kommt er ſich vor, wie ein gefangenes Vöglein, das nach qual=voller Haft auf der Flucht zur Freiheit den Flügel brach, weil es durchs Fenſterglas ans Licht ſtrebte. Man glaubt den Dichter der flügellahmen Wildente frei nach Hamlet ſagen zu hören: „Norwegen iſt ein Gefängnis!"

Gelähmt, gefangen fühlte ſich der Freiheitspolitiker, — ge=lähmt, gefangen, befangen fühlte ſich der Dichter, der werdende Künſtler. Seine tiefſten Künſtlerſchmerzen jener Zeit hat Ibſen unter dem Eindrucke der Dresdener Gemäldegalerie, die er 1859 kennen lernte, in einem Cyklus von 23 Liedern gebeichtet, und zahlreiche Motive aus kleineren Gedichten kehren hier wieder oder bereiten ſich hier vor. Der junge Dichter ſpürt im Grunde ſeines Innern den Dämon des Zweifels. Dieſer Elf, der tückiſch iſt wie alle Elfen, tötet in ihm jedes Leben, jede Hoffnung. Was einſt Ideal war, entpuppt ſich als Irrlicht; was einſt Stern war, wird Sternſchnuppe; das Gemüt iſt ſteinig und verſandet wie ein Gebirgsbachbett nach dürrer Zeit. Was er hört, iſt nicht das Brauſen der Hochflut, ſondern nur das Raſcheln welker Blätter. Tönende Phraſen, durch die er einſt glaubte zum Dichter zu werden, wirken nicht mehr auf ihn, und lieber ver=ſtummt er. Nur die Qual des Todes lehrt ihn ſingen wie den Schwan. Wenn ihn früher Räuſche der Begeiſterung dichten ließen, ſo iſt es jetzt der Abſchiedsſchmerz. In dieſer Stimmung tiefſten Verzagens tritt er „in der Bildergalerie" (S. 257)

Digitized by Google

vor unsterbliche Meisterwerke, die von der Ahnen milder Hand geweiht sind, ew'ges Leben darzustellen, und hier, „vor dem Geist der Schönheit", scheint der tückische Elf zu weichen, die Zweifel schwinden, die Hoffnung stellt sich wieder ein, der Glaube an die eigene Kraft. Zunächst übt Correggios „heilige Nacht" diese Wirkung. Denn hier leuchtet der Erlöserstern. Dann ergreifen ihn zugleich Rafaels Sixtina und das kleine Genre der Niederländer; über diesem Kontrast geht ihm eine große Kunsterkenntnis auf: wer nicht Rafael sein kann, kann noch immer Jan van Mieris sein: „Der eine wird den andern nicht verdunkeln" (S. 261). Ihm geht es auf, daß in der Kunst nicht das Was entscheide, sondern das Wie, daß den Künstler nicht der Gedanke bestimme, sondern die Gestalt (S. 262):

> ... Die Kunst hat einen Straußenmagen,
> Der alles, selbst Granit und Stahl verdaut;
> Sie wird, wenn du sie nährst, dein Sauerkraut
> So gut wie Paradiesesfrucht vertragen.

So früh ahnte der Dichter in sich den Schöpfer eines naturalistischen Meisterwerkes, wie es „Die Wildente" ist.

So früh nahm er sich vor, das Alltagsleben in ein Bild von Fleisch und Blut zu verdichten oder, wie unser Übersetzer (S. 262) sagt, zu „verengen". Bewundernd geht er so von Rafael zu den kleinen Niederländern und festigt in sich das Vorgefühl, nicht bei jenem, sondern unter diesen liege seine Welt. Der Schwarm der Gaffer, der Recensenten, der Dilettanten, der Nachschwätzer, der Rahmenbewunderer vertreibt ihn aus einem Bildersaal in den anderen, bis er zu den Spaniern kommt, wo es still wird.

Vor Murillos Madonna sitzt nur eine Künstlerin; indem er sie dieses Bild betrachten sieht, fühlt er mit, was in der Einsamen vorgeht. Die Illusionen ihrer Kindheit hatte sie verloren; erst im

Digitized by Google

Anblick großer Kunstwerke fand sie eine neue Illusion, den Wahn, Gleiches schaffen zu wollen (S. 267):

Gott weiß, meine Seele schuf Bilder genug;
Manch Kunstwerk, im Geist war's entfaltet!
Es fehlte mir nur ein einziges Ding:
Das war — die Hand, die gestaltet.

Ihr wie ihm bleibt von alten und neuen Illusionen nur der Trost der Erinnerung an durchlebte Qual. Auch er wird sich seiner Unzulänglichkeit bewußt (S. 269):

Der Dichtung Fundament ist Bilderspiel,
Ein Steinchenmosaik, Figurensetzen;
Ich aber kann sie nicht zusammensetzen.

Und an seiner höheren Kraft verzweifelnd, begrüßt er wohl oder übel die Schriftstellerei als Broterwerb; langsam, vorsichtig in Verfall geratend, wie eine Tonne, die den Most verspritzt hat und nur trockenen Bodensatz umfaßt; ein Bild, das später (1856) in dem Gedicht „Mein junger Wein" (S. 17) wiederkehrt und auf ein Liebesverhältnis bezogen wird. Dem also Ernüchterten, dem also Ausgetrockneten verursacht der Dämon des Zweifels, sein arger Elf, keine Schrecken mehr, denn die einzige Ernte seines Lebens ist „ein Stück Erinnerung, ein verwelktes Blatt" (S. 271). Zu diesem äußersten Maß der Selbstkritik, die schon an Selbstverneinung und Selbstvernichtung grenzt, muß wohl einmal in seinem Leben jeder künstlerische Geist gelangen, wenn er sich zu jener stolzen Demut emporheben soll, die allein Großes schafft, weil erst sie die der Art des Künstlers gemäße Art der Kunst entdeckt und erkennt. Ibsens späteres Schaffen widerlegt diese Stimmungen, die nur eine notwendige Übergangsstufe waren; auf der freilich jene Murillokopistin stehen geblieben ist; denn nach Jahren trifft er sie wieder „in der Galerie" (1859—60; S. 87), gealtert, gereift und doch noch an der alten Stelle mit der alten Sehnsucht.

Digitized by Google

Auch damals kam er noch einmal auf seine dichterischen Anfänge zurück und brachte sie mit seinem Liebesleben in Beziehung. Es ist das Gedicht „Baupläne“ (1858; S. 4), worin er, dem Motiv des „Baumeister Solneß“ vorgreifend, von seinem Wolkenschloß erzählt, das in einem Flügel einen großen Dichter, im anderen ein kleines Mädchen beherbergen sollte; aber es kam anders: der Kunstflügel war zu klein, und der Liebesflügel verfiel.

Aus persönlichen und nationalen Verstimmungen, in denen sich Liebe zur Heimat und Sehnsucht in die Ferne bekämpfen, scheint ihn die praktische Berufsarbeit auf Jahre herausgerissen zu haben. Ibsen ging 1852 zum Theater und wird dann wenig Zeit für lyrische Eingebungen erübrigt haben. Denn er hatte nicht nur für das Theater alljährlich ein Stück zu liefern, sondern er war auch als Dramaturg und Regisseur (Instruktor) zuerst in Bergen, später in Christiania die treibende Kraft der Vorstellungen. So mag es kommen, daß aus den mittleren fünfziger Jahren nur jenes Liebesgedicht erhalten ist, „Mein junger Wein“ (Bergen 1856; S. 17). Bald darauf fand Ibsen die Gefährtin seines Lebens. Er verheiratete sich mit Susanna Thoresen, der er viele Jahre später (1871) in lyrischer Form seinen „Dank“ (S. 106) darbrachte, vornehmlich deshalb, weil „ihre Treue stets still sich beschied“, weil sie seinem Sturm den Ruhehafen bot. Diese Frau, die, ähnlich wie Bismarcks Frau, ihr eigenes Leben freiwillig in den Dienst eines anderen stellte, wird ihm eben dadurch oft den Dienst geleistet haben, den Dichtern sonst die Lyrik leistet, den Dienst der Befreiung und Überwindung des eigenen Innern. Mit boshaftem Humor verglich er im Bereich des Weiblichen „Feldblumen und Topfpflanzen“ (1858; S. 5), und wenn sich dieses Gedicht auch nicht unmittelbar auf Frau Susanna bezieht, so wird er sie sicher zu den Feldblumenkindern gezählt haben.

Digitized by Google

Zur selben Zeit spricht aus dem Gedicht „Vogelweise“ (1858; S. 6) der Wunsch, Kunst und Liebe als zwei Geheimnisse vor der Welt zu hüten. Auch daraus mag sich erklären, daß Ibsen, zumal in den ersten Ehejahren, fast nur durch äußere Gelegenheiten zum Poetisieren bewogen wurde. Schon sein Theaterberuf, noch mehr seine kameradschaftlichen Beziehungen zur journalistischen Welt des damaligen jungen Norwegen veranlaßten teils huldigende, teils polemische Gelegenheitsgedichte. Ende 1859 sollten im Christianiaer Theater lebende Bilder gestellt werden; es wurde zu diesem Zweck auch ein Gemälde von Ibsens Altersgenossen Knut Bergslien (s. u. S. 652) gewählt. Den dazu gehörigen Text, der das Bild beschreibt, dichtete Ibsen, und die Schauspielerin Gundersen sprach ihn. So entstand das landschaftliche Gedicht: „Hochlandsleben“ (S. 23); es schildert ein Hochgebirge im Hochsommerabendschein; die einsame junge Sennerin (Saetermaid), die im Zwielicht steht und mitten in dieser großen Natur den Weg ihres kleinen Menschenglückes zu sehen scheint — ihr darf dieser Ausblick in doppelte Ferne einen langen einsamen Winter am Spinnrad dort oben wert sein.

Wer den einsamen Mann der späteren Zeiten kennt, der einmal, als wir ihn aufforderten, mit uns zu einer Versammlung der Goethegesellschaft nach Weimar zu reisen, schmunzelnd erwiderte: „Ich habe noch nie zu einer Versammlung oder zu einer Gesellschaft gehört“ (vgl. S. 532) — wer ihn so kennt, kann ihn sich schwerlich auf Sängerfesten vorstellen. Und doch läßt er im Juni 1859 beim Sängerfest in Arendal, das Herz voll lenzsprießender Triebe, ein Preislied auf die Damen (S. 20) singen; und doch ist er eines schönen Sonntagsmorgens im Juni 1863 an Bord des Dampfschiffes „Lindesnaes“ zwischen Christiania und Bergen mit jungen, fröhlichen Brüdern, die „sich vogelfrei singen“, unterwegs zu einem Sängerfest (S. 25).

Digitized by Google

Um sich und in sich fühlt er einmal die Lebensfreude, die er später seinen Osvald Alving vergeblich suchen ließ. Freilich noch viel tiefer als seinen Frohsinn fühlt er mit jenem Fischer, der dort am Ufer steht und die buntflatternden Fahnen der Festbrigg an sich vorbeischaukeln sieht. Der Fischer ist auf dem Weg zur Kirche und hält sein Gesangbuch in der Hand. Aber er vergißt die Frühpredigt über dem lockenden Schauspiel, er tauscht mit den Sängern einen Gruß und ahnt: „Da zog etwas Großes vorbei“. In seiner Lebenssorgen Einerlei fällt „ein Abglanz von Lied und Licht“. So lang er nur kann, blickt er den Sängerjünglingen nach, die von Sinn zu Sinn Schönheit tragen, dieselbe Schönheit, die später Ibsens Hedda Gabler vergeblich suchte. Der dort mitfährt, ist der Optimist Ibsen, dem man es später so sehr verargte, daß er das Fischer-Menschenvolk von seinen Sorgen befreien wollte, indem er diese Sorgen enthüllte; es ist der Menschenfreund mit seinem standhaften Glauben, daß auch aus Höhlen und Grüften ein Wiederhall der Schönheit klingt, und daß es nicht vergebens ist, Freude zu säen; es ist freilich auch derselbe Betrachter sozialer Kontraste, der das Straßenvolk vor dem Ballsaalfenster und den Bettelknaben im Beerenschlag zeigte.

Als am 25. August 1860 der dänische Dichter und Philosoph Johann Ludwig Heiberg fast siebzigjährig gestorben war, widmete Ibsen im Morgenblatt dem Gedächtnis dieses aufklärenden Geistes eine kurze, knappe Invektive „an die Überlebenden“ (S. 41), die ihn erst ehrten, da er schon tot war. Vermutete Ibsen sich selbst ein ähnliches Schicksal? Wenige Monate früher führte er den Studenten das Wort beim fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Professors Schweigård (S. 42), den er, „der Sohn vom Geistesorden“, als einen jener weisen Roder im Reiche des Geistes pries, die damals junge Keime aus dem verdorrten Boden des Vaterlandes hoben. Aber neben der poetischen Huldigung für verehrte Männer stand auch

Digitized by Google

die Abwehr Verhaßter, die ſich in dem „Offenen Brief“ an den Dichter H. De. Blom (im November 1859) bis zum Pasquille verſchärfte (S. 50). Ibſen kennzeichnete ſeinen Gegner Blom als einen jener Theetiſchäſthetiker und Theaterklatſchgevattern, die ſofort ein Zetermordio anheben, ſobald die Kunſt neue Lebensaufgaben und neue Formen erfaſſen will, und bringt dieſe Angſt der Kleinen vor dem Neuen in einen ſatiriſchen Kontraſt zu Götterdämmerung (Ragnarök) und Weltbrand. Der ganze nordiſche Mythenſtaat wird aufgeboten, um Herrn Blom lächerlich zu machen, um dieſe „Mumie“ zu verſpotten, die gröhlt, weil die Zeit nicht ſtill ſtehen will, und weil an Stelle des alten abgewirtſchafteten Walhall ein neues Paradies („das junge Gimmel“) treten ſoll.

Während er ſich aber an Bloms eitler Theaterſexerei ärgerte, fand er für einen ehrwürdigen Schauſpieler, wie den Dänen Jörgenſen, der im Mai 1863 nach vieljährigem, ruhmreichem Wirken in Chriſtiania von der Bühne Abſchied nahm und in ſeine Heimat zurückkehrte, die kräftigſten Töne der Bewunderung (S. 55); dieſer Bühnenkünſtler iſt ihm gut genug, alles Ernſtes mit den Helden der nordiſchen Sage verglichen zu werden.

Als Journaliſt wurde Ibſen vielfach auch zu politiſchen Gelegenheitsgedichten veranlaßt. So entſtand 1858 der Text zu einem Bilde von „König Häkons Feſthalle in Bergen“ (S. 2), die nach langer Vernachläſſigung damals reſtauriert wurde; dieſe Halle und die große hiſtoriſche Vergangenheit, deren Denkmal ſie iſt, kommt ihm vor wie der verſtoßene König Lear auf der Heide, dem ſie nun ſeine Königstracht flicken und ein Narrenhütlein aufſetzen. So ſandte er im Morgenblatte 1859 im Namen des jungen Norwegen ſeinem ſterbenden König Oskar I. einen poetiſchen Geburtstagsgruß (S. 30), den der wackere Monarch ſchwerlich mehr leſen konnte, denn

Digitized by Google

fünf Tage darauf ſtarb König Oskar; als der Tod eingetreten war, ſchilderte Ibſen ebenfalls für das Morgenblatt die „Volkstrauer“ (S. 35) „um Oskars Sarkophag“: und noch einmal verſammelte ſich der Geiſt des toten Königs zu den Vorzeithelden, als gegenüber der Königsburg und der Hauptkirche in Chriſtiania am 10. Oktober 1861 zum neuen „Storthingsgebäude“ (S. 66) der Grundſtein gelegt wurde, und Ibſen für die Feſtvorſtellung im Theater den Prolog zu dichten hatte. Lebendiger als in dieſen Monarchenhuldigungen tönt und atmet es bei einem Gedicht zur Einweihung des neuen Latein- und Real-„Schulhauſes“ (S. 33) in Lillehammer aus dem November 1858:

Nie ſcheide von des Lebens Licht
Der Lehre Lichtgedanken,
Und ſchließe deine Mauern dicht
Als Wehr, doch nie als Schranken.

Das Lied „an die Thingmänner“ (S. 37), das Ibſen 1860 in Chriſtiania ſingen ließ, rückt der politiſchen Gegenwart wieder einmal das Beiſpiel der alten Sage vor, wie der uralte König Egil als einſamer waffenloſer Streiter, mit Schiefer die Bruſt umpanzert, dem Jarl von Jemtland entgegentrat und allein durch Macht und Mut ſeiner Perſönlichkeit dieſen Feind in einen Freund umwandelte. Gegenwart im Kontraſtlichte der Vergangenheit zeigt auch der Dichtergruß, den Ibſen 1860 an die Schweden entbot, als im Storthing zu Drontheim eine ſchwediſche Reichstagsdeputation bei der Krönung des neuen Königs Karl XV. erſchien. Die alte Olafskirche mit ihren Erinnerungen an ſchwediſche Sänger und Helden, der Gletſcherfirn, der Norwegen von Schweden trennt, wo im Winter 1718 ein ganzes Schwedenheer auf der Flucht aus Norwegen erfror, ſtehen da als Zeugen der Verſöhnung und der Einigkeit beider Bruderſtämme.

Digitized by Google

Der Einigung nicht nur zwischen Schweden und Norwegen, sondern aller drei Bruderstämme dient seine politische Grundidee. Es ist der alte Gedanke aus dem Jahr 1848. Er wird von neuem aufgeregt durch den dänischen Thronwechsel des Jahres 1863 und durch dessen blutige Folge, den Kampf um Schleswig-Holstein. Damals dichtete er für die Studenten ein Gedächtnislied auf Friedrich VII. (S. 60). Er vergleicht diesen eben verstorbenen Dänenkönig mit Ossians Helden: sein Geist möge dem tapferen Heere vorausschreiten, dann werde die Wahrheit obenan sein, und „Deutsche (wie der vorletzte Vers dieses Kampfschreis ursprünglich lautete), Wenden und Kroaten" würden unterliegen.

Zur selben Zeit erzählt er in einem damals konfiszierten Gedicht als bösen Traum, daß trotz allen in Kopenhagen (Axelstad) und Lund vorausgegangenen Verbrüderungen zwischen Fürsten und Fürsten, Völkern und Völkern die skandinavischen Brüder den dänischen „Bruder in Not" (S. 61) ließen. Als dieser Traum Wirklichkeit war und blieb, erwachte des Dichters herbster Hohn. Düppel fiel, und Ibsen dichtet, wie er eben damals auf einem dänischen Schiff durchs Kattegat gefahren sei, und mancher der Passagiere um seine Angehörigen sorgte, die im Kriege Gefahr liefen. Nur eine alte Dame hielt sich still und gefaßt, obwohl ihr einziger Sohn Soldat war. Alles bewunderte sie; auch befremdete ihr kühler Glaube ans Glück; und endlich kam heraus, ihr Sohn diene im norwegischen Heer, sei also vor Feindeswaffen sicher; das war „des Glaubens Grund" (S. 64). Derartige boshaft-bittere Gedanken trieben den Einheitspolitiker 1864 in die Fremde. Er vollzog an sich, was er schon jahrelang vorher empfunden hatte. Er fühlte den Zwang, Altes zu opfern, um Neues zu erwerben. Er fühlte, um auf die Höhen seiner eigenen Größe zu gelangen,

Digitized by Google

die Notwendigkeit einer Umgestaltung seines äußeren und inneren Lebens.

Was er jetzt durch seine Flucht aus der Heimat bewirkt, sah er schon im Winter 1859—60 voraus; das beweist seine Dichtung „Auf den Höhen“ (S. 90), ein autobiographisches Symbol in neun Gesängen. Der Jüngling nimmt Abschied von Mutter und Liebchen und steigt empor auf eine jener Hochgebirgsebenen, die in Norwegen steil zum Meer hin abstürzen, auf denen das Renntier haust. Der Abschied von der Mutter war kürzer als der von der Liebsten, die in dieser nächtlichen Scheidestunde im Laubwald zum ersten und einzigen Mal ganz sein Eigen ward. Die frische Morgenluft im Hochland stählt ihm die Sehnsucht zu neuer Kraft, die kleinen Sünden und Schuldgefühle der Alltagswelt dort unten fallen von ihm ab; hier oben in der reinen Höhenluft, in der großen Natur wird er den beiden, die ihm angehören, die neue Heimat gründen. Das ist sein Morgen-Sommer-Wunsch. Aber es wird Abend und es wird Herbst; die Stimmen der Erinnerung, die Stimmen der Sehnsucht erwachen, auch die Stimme der Reue. Angeborenes, Angewöhntes verschafft sich wieder sein Recht. Nach einander gewinnen zwei Stimmungen die Herrschaft über sein Herz. In der ersten will er das Liebchen glücklich sehen, in der zweiten will er aus eigener Kraft das Liebchen erst glücklich machen, darum wünscht er ihm Ungemach. Dieser diabolische Wunsch lockt den Dämon herbei. Er naht ihm oben in der Einsamkeit in Gestalt eines wilden Jägers. Er trennt ihn vollends von der Heimatwelt dort unten, von der Erinnerungswelt in ihm. In einem gewaltigen Wortgefecht überwindet ihn sein Dämon. Nur die beiden verlassenen Frauen knüpfen den Höhenmenschen noch ans Unten; aber dieser Erdenrest ist stark genug, ihn wieder herabzuziehen. Doch es ist zu spät. Der Herbst wich dem Winter, „und verschneit sind alle Pfade“, wie auch Balleſted

Digitized by Google

ſagen würde. Die große Natur ſetzt ſeiner kleinen Empfindung ſelbſt die Schranke. Wie ſich ſpäter Ibſens Meerfrau am Karauſchenteich zu akklimatiſieren ſcheint, ſo ſcheint ſich umgekehrt dieſer Tieflandsmenſch in Eis und Schnee zu akklimatiſieren, bis die ſtille, alte Gewalt des Weihnachtsabends das Angeborene, Angewöhnte noch einmal in ihm aufrührt. Die Glocken klingen herauf, die Kerzen ſchimmern empor, es wäre um ihn geſchehen, wenn ihn nicht der Dämon doch noch mächtiger mit Hohn und Spott beherrſchte. Der Dämon hält ihn nicht nur zurück, ſondern läßt auch zu Grunde gehen, was nach unten zieht. Noch am Weihnachtsabend verbrennt ſeine Mutter mit ihrem Hüttchen, und ein halbes Jahr ſpäter, am Johannistag, hält die Geliebte unten Hochzeit. Beides ſieht er von oben mit an, beides ergreift ſein Innerſtes mit elementarer Übermacht, aber der Übermacht folgt auch die Überwindung; das Herz, das nun alles durchlebt hat, wird zum Gegenſtand kühler Beobachtung; er ſteht über den Dingen; was einſt moraliſch auf ihn wirkte, macht nun äſthetiſchen Eindruck, ſogar die Flamme, in der ſeine Mutter verbrennt, ſogar der Hochzeitzug, der ihm die Geliebte raubt. Der Dichter, der einſt ein Träumer war, wird nun ein Künſtler, den aber ſeine eigene Kälte höhnt. Auf den Höhen wird nun erſt die eigentliche Ibſenkunſt geboren. Dieſes gewaltige Beichtgedicht in neun Geſängen aus dem Winter 1859/60 iſt das Hochportal zu dem, was Henrik Ibſen fortan Eigenſtes geſchaffen hat. Ibſen war nun reif geworden für Werke wie „die Komödie der Liebe", für Geſtalten wie Håkon, Skule und den Baglerbiſchof Nikolas, der ihm ein leibhaftiges Bild alles deſſen wurde, was ihm daheim verhaßt geworden war und was ihn endlich auch verjagte. Freilich ſah er zu derſelben Zeit mit großer dichteriſcher Intuition auch einen anderen norwegiſchen Typus. Und wenn Ibſens Landsleute ihm ſpäter vorwarfen, daß er durch Geſtalten wie den Biſchof Nikolas und

Digitized by Google

Peer Gynt den norwegiſchen Volkscharakter vor dem Ausland bloßgeſtellt habe, ſo könnte er ſich auf „Terje Vigen“ (S. 69) berufen, das Urbild des wetterharten, tapferen, aber bis zur äußerſten Selbſtüberwindung opfermütigen und ſeelengütigen, ſchlichten und wahrhaftigen Norwegers.

Die größte Ballade, die Ibſen gedichtet hat, entſtand Ende 1860 und handelt von dem Lotſen Terje Vigen, der anno 1809 in Kriegsnöten als junger Matroſe auf ſeinem ſchwanken Segelboot drei Tonnen Gerſte von der jütiſchen Küſte für Weib und Kind herüberholte und einem engliſchen Korvettenkapitän in die Hände fiel, der ihn mit keckem Jugendübermut gefangen nahm und fünf lange Jahre in Haft hielt. Als Terje endlich in die Heimat kehrte, waren Weib und Kind verhungert. Der früh ergraute Mann trug ſeines Schickſals Härte ruhig und gottergeben; er war hilfreich als Lotſe und als Menſch; ja er konnte mit Mägden und Kindern ſcherzen. Nur zuweilen ſchien ein wilder Geiſt ihn jäh zu durchfahren, und einmal ſuchte ihn eine Gelegenheit heim, Rache zu nehmen. Derſelbe Lord, der ihn einſt ins Unglück warf, kommt auf hoher See mit Weib und Kind in Lebensgefahr, und Terje Vigen als Lotſe ſoll helfen. Er hilft, ſolange er den Todfeind nicht erkennt. Dann überkommt ihn jener wilde Geiſt: wie du mir, ſo ich dir! Aber es iſt nur ein Augenblick. Das Töchterlein des Lords erinnert ihn an ſein eigenes verlorenes Kind, und mit dem Kinde rettet er Mutter und Vater. Doch auch ihm war dies eine Rettung: nie mehr überkam ihn der wilde Geiſt. Er war mit ſeinem Schickſal verſöhnt. — Die Ballade, die auf einer wahren Begebenheit ruhen mag, arbeitet mit ſtarken Kontraſten. Hier arm, dort reich, hier Güte, dort Härte, hier Heimat, dort Fremde. Sie iſt ein Hochlied der Menſchenliebe. Mit der Kraft und dem Mut der alten Wikinger vereinigt Terje Vigen die ſtille Demut

Digitized by Google

des Urchriſtentums. Unſere Überſetzung triffſt den Balladenton Theodor Fontanes und nähert ſo zwei grundverſchiedene große Dichter einander zu.

Mehr und mehr aber mochte Ibſen fühlen, daß in Norwegen die Biſchof Nikolas-Seele über der Terje Vigen-Seele das Übergewicht gewann, und mit blutender Bruſt flog der Eidervogel gen Süden. Wie ſich ſein Weſen, ſeine Weltanſchauung umwandeln, das ſieht er im Bild einer „Schlucht“ (S. 22), durch die er einſt — ein Bild aus der „Bildergalerie“ kehrt wieder — einen wettergeſchwellten Strom toſen ſah, und die er dann in dürrer Sonnenhitze ſteinig und ſtaubig daliegen ſieht. Nur ein Nachklang des ſtürmenden, brauſenden Einſt iſt geblieben: es kniſtert im Laub; damals war es Perlentau, der in dem Regenbogen ſchillerte; jetzt kniſtert der Sand, ausgedörrt das Leben in ihm und um ihn! Und in dem Gedicht „Macht der Erinnerung“ (S. 49) kommt ihm ein anderer Vergleich. Wieder iſt es ein Tier ſeiner Heimat: der Bär, der in einem Feuerkeſſel das Tanzen lernen mußte; aus Angſt, ſich die Tatzen zu verbrennen, hüpft er von einem Fuß auf den anderen, und dazu ſpielt man „Freut euch des Lebens“. So oft er ſpäter die Weiſe hört, beſinnt er ſich auf ſeine Qual, und immer muß er dann tanzen. Das Lied aus Leid ſitzt ihm im Leibe.

Dem Dichter, dem in ſeiner Heimat der Boden unter den Füßen brannte, klingen auch in die Fremde ſeine Heimatſchmerzen nach. Auch das alte Gleichnis vom „Schwan“ (S. 28; vgl. S. 222) taucht 1865 in Italien wieder auf. Ein weißer Schwan zieht ſtumm durch ſtumme Wogen, alles um ihn und in ihm iſt ſtill und ruhig. Als aber rings um ihn her Lug und Meineid die Wogen aufrühren, trifft ihn der Todesſchmerz, und nun muß der Dichterſchwan ſingen. Es ſind die Geburtswehen der großen und größer gewordenen Ibſenſchen Poeſie, derjenigen Poeſie, die hinter dem Baglerbiſchof entſtand. Sie

Digitized by Google

kam in überſtrömender Fülle. Von „Kaiſer und Galiläer“ angefangen brach Ibſens große Epoche heran, und das europäiſche Drama der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erreichte ſeine erreichbare Höhe. Und wie Ibſen als Dramatiker nach „Brand“ und „Peer Gynt“ ganz zum Proſadialog überging, ſo floſſen auch ſeine Verſe immer ſeltener.

Aber die großen Weltereigniſſe, die nun kamen, fanden ihn doch nicht ſtumm. Er mußte proteſtieren. Schon die Ermordung Abraham Lincolns am 14. April 1865 reizte Ibſen zu einem Gedicht (S. 107), dem man, wenn es heute erſchiene, eine ſtark anarchiſtiſche Färbung zuſpräche. Der Revolverſchuß des Wilkes Booth, dem alten Europa ein Schreckſignal, vor dem Louis Napoleon ſo gut zitterte wie der legitimſte König und der emporgekommenſte Baumwollkrämer, bedeutete dem Dichter nur eine alte europäiſche Barbarei, die über das Weltmeer ſprang. Europa habe jenem Attentäter mit Düppel, mit der Unterdrückung Polens und ähnlichen Gewaltthaten nur ein böſes Beiſpiel gegeben. Ibſen will nicht mit den anderen wehklagen; was untergehen muß am Lügengeiſt der Zeit, mag untergehen. Ob Männer fallen, Syſteme zerbrechen, es komme die Vergeltung. Dieſe Vergeltung wünſchte er auch den Siegern von Düppel. Daß die Verbündeten von Schleswig-Holſtein zwei Jahre ſpäter die Waffen gegen einander führten, das mag ſich Ibſen als tertius gaudens mit der ihm immer etwas eigenen Schadenfreude betrachtet haben, aber er enthielt ſich der Randgloſſen. Nur in dem Gedicht „Ohne Namen“ (1869; S. 111), das auf Karl XV. von Schweden und Norwegen geht, beklagt er, daß in einer Zeit, da anderwärts große Gedanken Wirklichkeit werden, die Thatenluſt dieſes Königs nicht zur Geltung kommen kann; und als Sedan die Krönung des Düppeler Werkes brachte, ſchlug er ſeine Dichterklinge ſo ſcharf wie möglich in dem „Ballonbrief“ (S. 118), den er im Dezember 1870 an

Digitized by Google

Frau Friederike Limnell geb. Forsberg richtete, eine ſchwediſche Dame, die dann 1892 in Stockholm geſtorben iſt. Zum Aufſehen, das dieſer Brief machte, trug weniger ſein Hauptinhalt bei, eine höchſt humoriſtiſch-ſatiriſche Schilderung der Orientreiſe, die Ibſen auf Einladung des Vicekönigs von Ägypten zur Eröffnung des Suezkanals unternommen hatte, und der Reiſegeſellſchaft, die nach Ibſens lebenslänglicher Vorliebe als ein zoologiſcher Garten erſcheint. Aufſehen erregte der Brief erſt dadurch, daß Ibſen ſeine ägyptiſchen Eindrücke als ein Sinnbild für den Feldzug der Deutſchen nach Frankreich benutzte oder, wie manche ſagten, mißbrauchte. Während er, wie wir ſahen, die Vorzeit ſeines eigenen Vaterlandes, Sage und Geſchichte ſeiner Heimat gern der Gegenwart als Vorbild darſtellte, erſcheinen ihm die koloſſalen Überbleibſel der altägyptiſchen Kultur und Religion als abſchreckende Beiſpiele der Verweſung und der Starrheit. Er kann es ſich erklären, daß nordiſche und griechiſche Götter noch heut in der Phantaſie der Menſchheit lebendig ſind, während Ägyptens Götter als ſteife Mumien und ohne Menſchlichkeit daſtehen: „keinen ließ man wirken, leben, fehlen, fallen, ſich erheben“ (S. 127). Und mit dieſen Götzenbildern verglich Ibſen die Politik Bismarcks, die Kriegskunſt Moltkes. Das tertium comparationis fand er in der Frage: „Iſt dies Große wirklich groß,“ und er gab darauf die Antwort: was ein Werk wirklich groß mache, ſei nicht das, was es an Großem wirkt, ſondern was es an Perſönlichem enthält. Dieſe perſönliche Größe vermißte Ibſen an den Heroen des Jahres 1870; er ſah nur den Drill, nur den Kommiß, nur „den ſchwarzweißen Trauerflor“, nicht Preußens Schwert, nur Preußens Rute, er ſah nur die Proſa, nirgends den großen Gegenſtand für eine große Poeſie (S. 130):

Und nur das kann weiter leben,
Was ein Dichter kann erheben.

Digitized by Google

Vom Gegenteil konnten ihn allerdings jene Lieder nicht überzeugen, die damals der deutsche Hurrapatriotismus so laut und gern sang, und die besser gemeint als gedichtet und gesungen waren. So kam Ibsen in seiner „Dresdener Stubenfeste", während er den Lärm draußen mit seiner eigenen inneren Welt verglich, zu dem Trugschluß, Bismarck nicht für eine Persönlichkeit, sondern für einen Memnonskloß zu halten, der durchaus nicht tönt. Und er gelangte zu einem Gegensatz zwischen dem, was Bismarck der Welt giebt, und dem, was die Welt braucht und sucht. Die Welt lechzt nach Schönheit, nach festlicher Reinheit, nach hochzeitlichen Gewändern, und Bismarck giebt ihr — ja, was giebt er ihr? das sagt Ibsen nicht noch einmal ausdrücklich, aber es stößt ihn ab und zieht ihn in sich selbst zurück. Das Gedicht, das auch der Reichsdeutsche heute, nach einem Menschenalter, mit großer Seelenruhe und mit einem Vergnügen an den zahlreichen satirischen Finessen lesen darf, erregte damals die größte nationale Entrüstung. Man sprach von den peinlichen Angriffen auf die Waffenerfolge der deutschen Heere, und eine damals von Gustav Freytag begründete Zeitschrift, die sich nach dem „neuen Reich" nannte, wurde der Dolmetsch dieser Empfindungen (vgl. Ibsens Rechtfertigung S. 506). Wir Deutschen aber müssen dem Norweger seinen Bismarckhaß schon deshalb verzeihen, weil Bismarck auch im eigenen Lande, gerade so wie Ibsen im seinigen, die Feinde nie losgeworden ist. Heute aber giebt es kaum noch einen Bewunderer Ibsens, der nicht zugleich ein Bewunderer Bismarcks wäre. Das Umgekehrte läßt sich weniger behaupten, denn dem großen Politiker gehört eine ganze Nation, dem großen Dichter wird immer nur eine Gemeinde gehören, freilich eine Gemeinde, die sich über den Weltkreis zerstreut. Wir heute stellen Bismarck in die Nähe jener Großen, die Ibsen verherrlicht hat, wie Gustav Adolf, Harald Harfager. Und Ibsen selbst hat dem deutschen

Digitized by Google

Reichsbegründer zwar nie seine Sympathien zugewendet, aber ihn doch als Vorbild für die Staatsmänner seines Volkes hingestellt. Am 18. Juli 1872 feierte Norwegen die tausendjährige Erinnerung an die Einigung seiner Stämme durch Harald Harfager. Bei Haugstad wurde zu diesem Anlaß ein Obelisk errichtet. Aus Rom bot auch Ibsen hierzu seinen poetischen Gruß (S. 160). Er entrollt das Bild jener großen Zeit, schildert malerisch die Seeschlacht bei Hafsfjord, die Haralds Sieg und Norwegens Königseinheit entschied, und geht dann mit einem mächtigen Sprunge zum Kontrastbild der Gegenwart über, in der Haralds alte schlimme Feinde, die Träger des Zwists und der Trennung, wieder heimlich durchs Land schleichen und, statt Haralds Reich weiter auszubauen, es ganz zerstören möchten. Aber nicht nur den alten Ahnenkönig stellt Ibsen seinem Volk als Vorbild hin, sondern auch Männer der Gegenwart, die für ihre Nation dasselbe thaten, was vor einem Jahrtausend für Norwegen Harald Harfager that; und Ibsen sucht zu derselben Zeit, da ein neuer König, Oskar II., die Throne Schwedens und Norwegens bestieg, den Mann, der den gesamten Norden eint, wie Cavour und Garibaldi die Einheit Italiens, Bismarck das Deutsche Reich schuf. Derselbe Bismarck, dem er Düppel nicht vergeben konnte, wird ihm durch Sadowa und Sedan zum Politiker seines Einheitsideals. Aus weiter Ferne ruft er seinen Stammesbrüdern zu: „Seid einig!“ mit demselben Patriotismus, mit dem er zu Anfang seines Grußgedichtes dem Vaterlande dankt, daß es ihm den Schmerz beschieden hat, den Schmerz, der ihn zum Dichter schuf.

Bisweilen trieb es ihn doch, ein persönlicheres Lebenszeichen, als es die Dramen sein konnten, nach Hause zu schicken. Denn wenn er auch seine Schiffe hinter sich verbrannt hatte, der Rauch schlug eine Brücke zurück ins Vaterland, und auf dieser Rauchbrücke ritt ein Reiter Nacht nun um Nacht („Verbrannte Schiffe“, S. 147).

Digitized by Google

Im Juni 1875 hielten zu Upsala alle nordischen Studenten eine Versammlung ab, durch die sich Ibsen an seinen alten Einheitstraum erinnert fühlte. Nicht weniger als in zwei langen Gedichten (S. 148 und 150) behandelt er von München aus diese Angelegenheit. Das eine Gedicht ist ein begeisterter „Sängergruß“ und eine feurige Prophetenmahnung an die nordische Jugend, dem

... Frühlingsrauschen
Durch der Zeiten Chor,
Flüsternd erst, doch zu erlauschen
Für des Sängers Ohr,

Gehör zu geben. Im anderen Gedicht folgt auf den Rausch der Katzenjammer. Er vermißt „aus der Ferne“ (S. 150) den rechten Ernst in dieser Jugendlust:

Toter Zeiten gespenstischer Schritt
Schleift in unserer Jünglingsschar mit.
Aus Phrasennebel und Weihrauchflug
Formt sich ein weltgeschichtlicher Spuk.

Wieder mahnt er an das Beispiel Italiens und Deutschlands, die blutigen Ernst gemacht hatten; und zuletzt kommt er zu dem bitteren Schluß: das Volk im Norden habe die Freiheit erhalten, ohne für die Freiheit reif zu sein:

Nun stehn wir wie Träumer und wissen nicht Rat
Zu einer mannhaft entscheidenden That.

Unter den Träumern fühlt sich auch Ibsen stehen, in dem der Thatmensch latent blieb, um den Künstler aus sich loszuringen. Auch das Künstlerringen gab ihm noch immer Anlaß, sich aus der Ferne daheim vernehmlich zu machen. Als ihn im November 1869 „bei Port Said“ (S. 115) die Nachricht traf, in Christiania habe sein „Bund der Jugend“ einen Theaterskandal geweckt, rief er mitten aus der Herrlichkeit

Digitized by Google

des Orients angesichts eines neuen Riesenwerks bitterhöhnisch hinüber: „Mein Land ist das alte!“ Auch der „Reimbrief“ (S. 134), den er zu Ostern 1871 aus Dresden an die dänische Hofschauspielerin Frau Heiberg sandte (nie hat ein Dramatiker seiner schauspielerischen Hilfe so unbedingt gehuldigt wie Ibsen dieser Frau, die ihm als der gute Genius ihres dänischen Vaterlandes erscheint), enthält künstlerische Bekenntnisse, wie dieses (S. 135):

Prosastil ist für Ideen,
Vers für Bilder.
Herzenslust und Herzenswehen,
Sorgen, die durchs Haupt mir gehen,
Groll und Fehde
Ich am liebsten äußr' und schilder'
In gebundner Rede.

Das eigentliche Glaubensbekenntnis seiner Dichtermission enthält aber der andere „Reimbrief“ (S. 154), den er 1875 an Georg Brandes richtete. Hier findet sich die einfachste Erklärung für Ibsens dichterische Stellung zu den Stoffen, die ihm die Welt bietet:

Mein Amt ist fragen, nicht Bescheid zu geben.

So fragt er denn, warum auf dem Schiffe, das, da es Abschied nahm vom Alten und nach Neuland dampft, nach allen Regeln der Kunst aufs beste eingerichtet ist, eine so gedrückte Stimmung herrscht, alle Fröhlichkeit fehlt, und warum auf den Reisenden ein allgemeiner Alb liegt. Ibsen selbst giebt keine Antwort drauf. Aber einer der Albbedrückten fährt empor:

Als ob im Halbschlaf ihn ein Traum beschleiche:
Das Schiff führt mit als Ladung eine Leiche.

Ins Neuland, zu den Zukunftszielen geht eine Leiche mit. Es wird nicht schwer sein, in allen Werken Ibsens diese Leiche

Digitized by Google

zu ſpüren. Ibſen, der ein Frager und kein Thatmenſch iſt, ſchafft die Leiche nirgends weg, aber er deutet nach der Richtung, in der ſie liegt. Nun mögen andere ſie ſuchen, ſie finden und ſich und andere von ihr befreien!

* * *

Zu den Gedichten, in denen dieſe Gedanken, Ibſens erſte und letzte Gedanken, auftauchen, gehört auch der kleine Schulaufſatz, der ſeine Proſaſchriften einleitet (S. 283), und der mehr noch ein Gedicht als eine „Proſaſchrift“ iſt. Dem wandernd verirrten Schüler zeigt der „Traum“ eine Welt, die „ein einziger Leichnam“ iſt, in der die Toten ſich bewegen und die Arme nach ihm ausſtrecken. Dieſe Welt iſt „das Menſchenleben in ſeiner Wirklichkeit und Wahrheit“. Das gar nicht ſchülerhafte Proſagedicht, das der Lehrer dem Knaben nicht zutrauen mochte, ſteht im Kontraſte zu den drei anderen Aufſätzen, die ſich aus Ibſens Gymnaſiaſtenzeit noch erhalten haben. Man merkt, daß der junge Stiliſt hier nicht vom Menſchenleben in ſeiner Wirklichkeit und Wahrheit ausgegangen iſt, ſondern vom aufgegebenen Thema, das er nach aufgegebenem Schema zu behandeln hatte. Dieſe Allerweltsmoralbetrachtungen über den Wert der Selbſterkenntnis, über den Lohn der Arbeit und über die nationale Bedeutung der Vorzeit ſind trocken im Ausdruck, hart und ſchwer im Gedankengang. Man ſpürt das Werden eines ernſten Geiſtes, aber noch nicht den werdenden Dichter, den auch die bierzeitungsartige Satire auf „die Hutmacherfehde auf Ringerike“ noch nicht verrät. Der Zwang der Aufgabe macht ihn proſaiſch. Das zeigt ſich auch noch ſpäter in den „Proſaſchriften“, die bisweilen dieſen Namen in jedem Sinne mit Recht führen. Wo Ibſen je poetiſch geſtaltet, je künſtleriſch gebildet hat, ſchuf er aus der Freiheit ſeines Individuums. Wo er deducierte, wo er redete, ſtand er faſt immer unter

Digitized by Google

einem äußeren Zwange, den seine Darstellungsweise nicht verleugnet. Ohne den äußeren Zwang seiner journalistischen Stellung hätte Ibsen nie einen Leitartikel gegen Guizot (S. 420) geschrieben, nie Erzählungen von Dodt, Ewald, Klaus Groth, Foß-Dehn, Magdalene Thoresen angezeigt, nie ein Gemälde von Tidemand und Gude besprochen, nie den Inhalt einer Universitätszeitschrift wiedergegeben. Das war Fronarbeit, die nur in einzelnen gelegentlichen Bemerkungen über den Durchschnitt derartiger journalistischer Leistungen emporragt. Auch den Volkssagen, die er auf einer Sommerreise 1862 in Hardanger und am Sognefjord sammelte, merkt man es an, daß ihn zu dieser wissenschaftlichen Forschungsreise mehr ein Staatsstipendium gezwungen, als das eigene Herz getrieben hatte; nur wo er in seinen Reiseberichten aus „Morgenblatt" zum Baedeker wird, wo ihn die Landschaft entzückt oder eine Räuberherberge ärgert, klingt die persönliche Note an.

Allerdings hatte er schon 1857 durch seine Schrift über die Kaempeviser (S. 337) und ihre Bedeutung für die Kunstpoesie gezeigt, wie tief ihn die Sagen seines Volkes ergriffen, wie er bedacht war, die eigene Poesie daraus zu nähren. Der große Aufsatz, wissenschaftlich von jeher viel umstritten, kann als eine Auseinandersetzung des Dichters mit seinem Stoff, als Vorarbeit zum dramatischen Schaffen gelten.

So führt gerade dieser scheinbar nur mit Epik und Lyrik beschäftigte Aufsatz zu demjenigen Gebiete, das auch unter Ibsens Prosaschriften nicht nur den weitesten Raum einnimmt, sondern auch das tiefste Interesse erregt und dem Dichter selbst schon damals am nächsten ging: zu dem Drama und seinem Spielplatz, dem Theater, dem er sich mit 23 Jahren als Kritiker nähert. Für uns Deutsche hat es besonderes Interesse, daß Ibsens erste hier vorliegende Theaterrecension dem Schauspiele „Zopf und Schwert" von Karl Gutzkow (S. 290) gilt, das am 10. März 1851 in Christiania zum ersten Mal aufgeführt

Digitized by Google

wurde. Der junge Ibsen, der schon damals eine norwegische Nationalbühne und ein norwegisches Nationaldrama herbeisehnte, vergleicht hier das moderne Schauspiel der Franzosen (Scribe u. s. w.) mit dem der Deutschen. Sofort fühlt man, daß er von seiner künstlerischen Herzenssache spricht. An den Unterschieden erkennt er das Wesen des Dramas selbst, und er giebt dabei Äußerungen zum besten, die seine eigene Art und Kunst schon ahnen lassen. Es ist der spätere Dichter der „Wildente", der schon so früh behauptet, daß der Charakter des Alltagsmenschen vom künstlerischen Standpunkt aus keineswegs trivial, sondern als Reproduktion der Kunst ebenso interessant sei, wie jeder andere (S. 293); und es ist der Dichter der „Wildente", der im selben Atemzuge behauptet, ins Bereich der Künste gehöre nicht schlecht und recht die Wirklichkeit, sondern die Illusion; wohl aber sei das Kunstwerk unberechtigt, das die Wirklichkeit nicht in sich trägt (S. 292). Über das Stück selbst urteilt der junge Kritiker sehr viel günstiger als das damalige Christianiaer Publikum und als spätere deutsche Recensenten. Nicht dem deutschen Stück und dem deutschen Autor gilt sein Angriff, sondern dem Publikum, das eine nationale Bühne verlangt und ein Stück, das sich dieser Forderung nähert, verwirft. Der junge Ibsen empfindet sich hier ganz als Germanen gegenüber dem Franzosen Scribe, von dem Gutzkows Lustspiel doch abhängt, und von dem Ibsen selbst später so viel lernen sollte.

Nicht minder überraschend als diese Neigung zum deutschen Schauspiel sind die Bemerkungen, die Ibsen anläßlich einer Norma-Aufführung über das Musikdrama macht. Sie decken sich durchaus mit Richard Wagners Tendenzen. Wenn Musiker äußern, sie schlössen während der Vorstellung am liebsten die Augen, um im Genuß der Musik nicht gestört zu werden, so sei das entweder Affektation, oder es gründe sich auf einer völligen Verkennung der Opernmusik und ihrer Bedeutung; denn

Digitized by Google

in der Oper komme die Musik als Inhalt erst durch die plastische Form zur Anschauung (S. 298). Das hätte 1851 auch Wagner schreiben können. Wie Wagner in Deutschland, so zielte auch Ibsen in Norwegen auf das Ideal eines nationalen Dramas hin. Aber so jung er ist, läßt er sich doch durch bloße Stoffwahl nicht blenden. Jensens Schauspiel „Der Waldfrau Heim" verspottet er (S. 302), weil dieses norwegische Bauernstück nur im nationalen „Flitterstaat" umhergehe, nur ein nationales „Mäntelchen" umgehängt habe.

Wieder wendet sich der nachmals vielverschriene „Naturalist" gegen die Verwechselung von Wirklichkeit und Kunst, gegen das kleinliche Kopieren von Alltagsvorgängen. Statt dessen fordert er von einem nationalen Schriftsteller jenen Grundton, der dem Norweger von Berg und Thal, von Hang und Strand, vor allem aber aus seiner eigenen Brust entgegenklinge (S. 309).

Ein junger kritischer Geist, der so frisch, so scharf, so zielbewußt anhob, mußte sehr bald in Streit geraten; umsomehr als Ibsen sofort nicht nur anzugreifen und zu demonstrieren, sondern auch eine Sache zu vertreten und zu verteidigen hatte. Er war am 6. November 1851 in das zwei Jahre zuvor von Ole Bull begründete Bergener Theater als Dramaturg eingetreten und hatte bald einen publizistischen Widersacher in der Person des Philologen Paul Stub (vgl. S. 640) gefunden, der an dem jungen Unternehmen ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten, die dabei nur langsam zu überwinden waren, herumnörgelte und Ibsen in eine Wut versetzte, die sich durch Spott und Hohn abkühlte. Mochte Stub sachlich in manchen Dingen nicht unrecht haben, so war Ibsen dem Schulmeister an Schlagkraft weit überlegen. So sehr er sich ins Einzelne des Zankes mit Stub verliert, so geht er doch von einer höheren Anschauung der Dinge aus. An die Spitze seiner Polemik setzt er eine ideale Forderung, die knapper und tiefer an den Kunstkritiker

Digitized by Google

nicht gestellt werden kann. Zu untersuchen, ob Idee und Kunstleistung commensurable Größen sind oder nicht, d. h. inwieweit die Leistung von der künstlerischen Idee Seele empfangen hat, sei für die Aufgabe des Kritikers das Alpha und Omega (S. 318 und 331).

Nach sechs Jahren praktischer Thätigkeit beim Theater treffen wir Ibsen in Christiania zum zweiten Mal als Kritiker an. Wieder steht er in scharfer Fechterstellung.

Er ist Direktor der einen Bühne und bekämpft zugleich als Kritiker die andere Bühne (vgl. S. 644—645). Ibsens eigene Bühne war norwegisch, die Gegenbühne dänisch. Indem Ibsen, wie vor ihm Björnson, Partei für die eine und gegen die andere nahm, vertrat er neben dem dramaturgischen zugleich einen nationalen Standpunkt, der diese seltsame Position pro domo rechtfertigt. Auch hier findet er einen Stub redivivus, dem er aber nicht einmal die Ehre erweist, ihn mit Namen zu nennen, den er sehr kurz abthut. Genauer beschäftigt er sich im Frühjahr 1858 mit der Verwaltung des feindlichen Theaters selbst, die ihm eine persönliche Kränkung dadurch zugefügt hatte, daß sie seine „Helden auf Helgeland" zuerst annahm und dann nicht aufführte. Das ist bei Theatern leider nichts Seltenes. Ibsen aber erweiterte seine eigene Sache zu einer großen Angelegenheit der ganzen jungen norwegischen Litteratur, als deren Repräsentanten er sich empfand, und die sich durch eine vielleicht mehr ungeschickte als böswillige Erklärung der Direktion des dänischen Theaters, daß sie aus ökonomischen Gründen bis auf weiteres norwegische Originalarbeiten nicht aufführen könne, zurückgedrängt fühlen mußte. Im Namen einer „aufsprießenden" norwegischen Dramenlitteratur erhob Ibsen Klage über die fremden Tendenzen des Theaters und über sein unvolkstümliches Wirken (S. 413). Er forderte von dem Theater, daß es vorwiegend in norwegischer Richtung gehe, daß es sich der Nationalität und ihrer Bedeutung

Digitized by Google

bewußt werde (S. 413). Mit besonderem Feuer und Ernst verwahrt er sich dagegen, daß man die einheimische Litteratur nicht allzusehr bevorzugen dürfe, um nicht den Zusammenhang mit der allgemeinen europäischen Kultur zu verlieren. Der Gegner hatte behauptet, Norwegen sei für ewige Zeiten nur ein kleines, wenn auch respektables Bruchstück, und Ibsen antwortet stolz, Norwegen sei kein Bruchstück, sondern ein selbständiges organisches Glied des großen Ganzen. Die Kultur dürfe man sich beim einzelnen Volk von der Nationalität nicht getrennt denken, denn nur in der nationalen Form trete die allgemeine Civilisation beim einzelnen Volk zutage. Wer daher der nationalen Entwicklung diene, der diene im Geist und in der Wahrheit der großen europäischen Kultur. Erst wenn die Nationalitäts- und Kunstbestrebungen Hand in Hand dem gemeinsamen höheren Ziele zueilten, erst dann seien die Bannerträger des Volkes auf dem rechten Weg (S. 416—418). Eben weil Ibsen als Politiker dem höheren Ziele des skandinavischen Einheitsgedankens zustrebt, will er, daß jedes der drei Völker seine eigene Kraft rette und stärke, um gleichberechtigt in dem Dreibund bestehen zu können. So stieg der Kampf um ein unaufgeführtes Theaterstück in Ibsens Polemik zu einer großen politischen Kundgebung auf.

Mit diesen Plänkeleien begann ein vierjähriger Krieg, der 1861 seinen Höhepunkt mit Ibsens großer, kraftvoller und tief eindringender Schrift über „die zwei Theater in Christiania“ (S. 433) erreichte und 1862 mit der Verschmelzung beider Theater schloß. Alle Theaterartikel, die Ibsen in diesen Jahren herausgegeben hat, vertreten den Standpunkt, den er schon ein Jahrzehnt früher in Bergen gegen Stub behauptet hatte. Noch immer findet er Gelegenheit zum Vergleich des französischen Dramas mit dem deutschen. Diesmal giebt diesen Anlaß nicht Gutzkow, sondern Rosenthal, dessen „Sonnwendhof“ kein ge-

Digitized by Google

ringerer als Anderſen ins Däniſche bearbeitet hatte. Mit einigem Staunen wird man leſen, daß auch diesmal Ibſen die deutſche Partei ergreift. Über die blendende Theatertechnik der Franzoſen ſtellt er „den poetiſchen Grundton“ des Deutſchen; was man ein Menſchenalter ſpäter dem Geſpenſterdichter ſo oft mit denſelben Worten vorgeworfen hat, nimmt er hier durch eine ſcharfe Unterſcheidung der künſtleriſchen Rechte von Wahrheit und photographiſcher Treue vorweg. „Ein künſtlicher Prozeß iſt jetzt erfunden, den man Naturdruck nennt, und mittels deſſen greifbare Gegenſtände aller Art bis auf die äußerſten Details kopiert werden mit allen Unzuträglichkeiten des Augenblicks, mit allem ihrem zufälligen Schmutz. Da haben Kunſt und Poeſie unſerer Zeit einen Fingerzeig, auf den ſie wohl achten müſſen“ (S. 363). So ſchrieb Ibſens Ironie 1857 gegen die äußerliche Effekte-Wirklichkeit moderner Franzoſen. Faſt wörtlich ſo ſchrieben 1887 Karl Frenzel und Oscar Blumenthal gegen die innerliche Seelen-Wirklichkeit Henrik Ibſens. So wechſeln die Zeiten. 1857 unterlag Dumas' Kean, 1887 unterlag Ibſens Rosmersholm demſelben Vorwurf eines verwerflichen Realismus. Den Unterſchied zwiſchen kraſſer Wirklichkeit und ſymboliſcher Wiedergabe des Lebens machte Ibſen auch in den Problemen der Schauſpielkunſt; als Vertreter dieſer höheren, einzig des Kampfes werten Kunſt rühmt er den däniſchen Schauſpieler Wilhelm Wiche (S. 363), der hoch erhaben über den Effekten und „Dialogmachereien“ der Virtuoſität durch den nationalen nordiſchen Charakter ſeiner perſönlichen Poeſie in die Seelenhöhe und Seelenruhe der Volkslieder und Heldenſagen emporragt, und zwar gerade durch die Stimmung, die ſeinen Geſtalten Lebenswärme giebt. Unwillkürlich denkt man bei dieſer Charakteriſtik an unſeren Bernhard Baumeiſter. Indem Ibſen dieſen däniſchen Schauſpieler zum Gipfel erhob, bewies er ſeine künſtleriſche Unabhängigkeit vom patriotiſchen Parteigeiſt. So wandte er ſich auch 1862 gegen

Digitized by Google

die norwegiſchen Schauſpieler, die den Nationalitätsgedanken eigenſüchtig benutzten, um ſich der däniſchen Konkurrenz zu erwehren (S. 489). Ihm war das däniſche Talent da willkommen, wo es die norwegiſche Nationalbühne ſtützen konnte, und was er an ſeinen ſchauſpieleriſchen Landsleuten am ſchmerzlichſten vermißte, war „der Segen der Entſagung“. Er ſpricht das in dem ſchönſten und tiefſten ſeiner Theateraufſätze aus, den er 1862 anläßlich einer „Theaterkriſe“ ſchrieb (S. 473).

So zieht auch durch dieſe kritiſchen und polemiſchen Artikel der große Kunſtgeiſt, der ſeine eigene Produktion beherrſcht, und dem das Wie des künſtleriſchen Schaffens immer höher ſtand, als irgend welche Tendenzen, die im Stoffe lagen. Dieſe reine Kunſtauffaſſung zeigt wiederum, daß Ibſens Weltmiſſion im weſentlichen die des ſchaffenden Künſtlers war. Er war zum Theoretiker ſo wenig geboren wie zum Volksredner. Nur ſeine ſteigende nationale und dann europäiſche Bedeutung hat es zuſtande gebracht, daß von dem großen Schweiger auch eine Anzahl von Reden exiſtiert (S. 515—536). Was Anlaß und Zweck dieſer Reden betrifft, ſo verweiſe ich auf die Anmerkungen, die auch in Bezug auf die Proſaſchriften alles Thatſächliche enthalten, und die ein Verdienſt meines Mitarbeiters Julius Elias ſind. Wer Ibſen jemals ſprechen gehört hat (mir wurde dieſes Glück am 9. Januar 1887 in Berlin zu teil), wird den Eindruck nie vergeſſen. Den Oberkörper über den Tiſchrand vorgebeugt, die liſtigen Augen in den weiten Raum gebohrt, flüſterte er mit ſeiner feinen, taſtenden Stimme, vorſichtig aber ſicher Wort für Wort herausbildend; ſchon der erſte Ton dieſes wie hinter Schleiern entſtehenden Wortgefüges verbreitete heilige Stille; man lauſchte wie auf ein Orakel, und es lag eine Stimmung da, wie wenn leiſe und langſam „Tote erwachen“.

* * *

Digitized by Google

So ſprach der alte Ibſen, der Dichter der erwachenden Toten. Ungeſtümer, leidenſchaftlicher wird wohl jener junge, ſehr junge Ibſen geſprochen haben, der einſt die Reden des ihm ſo wenig kongenialen Cicero geleſen hat.

Wie Schiller, ſo begann auch Ibſen ſein dramatiſches Lebenswerk mit der catilinariſchen Exiſtenz, die ihm bei der Vorbereitung zur Reifeprüfung für die Univerſität durch Salluſt und Cicero näher trat. In Grimſtad ſaß der kleine Apotheker=lehrling nachts heimlich über den Büchern. Wie ſchwer es ihm manchmal geworden ſein mag, nach des Tages unerquicklicher und ſtrenger Arbeit ſich um die Nachtruhe zu betrügen, verrät eine Stelle im Drama (S. 600) ſelbſt, wo der Neunzehnjährige einen alten Mann zu jungem Volke ſagen läßt:

> Schlaf lieber noch! Erquickend ſchlafen iſt
> Der Jugend Recht; ihr leidenſchaftlich Blut
> Bedarf der Kräfte. Anders ſteht es, wenn
> Das Haar ergraut, das Herzblut matter rinnt,
> Und Alter unſre Schultern hängen macht.

Während er ſeinem Gedächtnis den Lehrſtoff einpaukte, regte ſich etwas ganz anderes in ihm; die Geſtalt des römiſchen Verſchwörers trat vor ſein inneres Auge durchaus nicht ſo, wie ſie Cicero und Salluſt ihm übermitteln wollten. Bald ward es in Grimſtad ruchbar, beim Apotheker der Lehrburſch mache Verſe, und ſorgſame Hausmütter mögen ängſtlich darüber ge=wacht haben, daß er in ſeinem ſträflichen Dichterwahn nur ja nicht die Mixturen verwechſele.

Das Nähere über die Entſtehung des Catilina hat Ibſen ſelbſt im Vorwort zur zweiten Auflage 1875 mitgeteilt (vgl. S. 549), und es wäre vermeſſen, dem feinen Humor, mit dem der reife Mann auf ſein früheſtes Werden zurückblickt, irgend etwas hinzuzufügen. Wer die jugendliche Unreife des Erſtlings=

Digitized by Google

dramas nicht als etwas Rührendes und Anheimelndes empfindet, der wird dem Ibsenschen Catilina seine Existenz schon um dieses Vorworts willen verzeihen müssen, das zu den liebenswürdigsten und zugleich schärfsten Beichten gehört, die ein Dichter über seine Uranfänge abgelegt hat. Ebenso wenig will ich hier wiederholen, was Roman Woerner (H. Ibsen. I. [München, Beck, 1900] S. 21—43) vortrefflich über das Verhältnis zwischen den beiden Fassungen des „Catilina", der von 1850 und der von 1875, und über das Verhältnis des Dramas zu seinen Quellen, Sallust und Cicero, ausgeführt hat.

Das Stück beginnt mit einem Monolog des Catilina, der fast wie ein höhnischer Protest der reifen Kunst Ibsens seine dramatische Wirksamkeit zu eröffnen scheint: Catilina strotzt voll Selbsterkenntnis: bald stellt er sich das Zeugnis eines nicht gemeinen Menschen aus, bald schilt er sich einen Genüßling, einen Verschwender seiner Gaben. Dann treten drei Gesandte einer von Roms Tyrannei bedrückten gallischen Völkerschaft auf, die so unvorsichtig sind, sich von Catilina belauschen zu lassen. Pfui, schäme dich, tadelt ein Allobroger den Horcher an der Wand, aber Catilina weiß sich zu rechtfertigen, es war nicht böse Absicht, es war nur — er spricht das Wort aus, das für die dramatische Technik eine so heikle Bedeutung hat — es war nur „Zufall" (S. 549). Jetzt entwirft Catilina den Zugereisten eine Schilderung seines Vaterlandes, die keineswegs patriotisch klingt, und in die Ibsen wohl manches hineingeheimnißte, was er gegen sein Norwegen auf dem Herzen trug; Catilinas Vertrauen zu den drei Fremdlingen ist so groß, daß er ihnen seinen Umsturzplan verrät: „Doch bald soll eine neue Sonne flammen" (S. 550). In dieser Hoffnung wechselt die Scene, und vier junge römische Patriziersöhne geben ein Bild der Verworfenheit ihres Standes, bis ein Veteran aus Sullas Heer in dieser jeunesse dorée deren Instinkte weckt und man einig wird, Catilina zum Haupt einer

Digitized by Google

Verſchwörung gegen den Mißbrauch der beſtehenden Amtsgewalt zu machen. Catilina aber iſt gerade im Begriff, ein frevelhaftes Liebesabenteuer zu beſtehen; er ſchleicht im Veſtatempel einer Veſtalin nach, und diesmal belauſcht er nicht aus Zufall, ſondern mit Abſicht ihren Monolog, worin ſie ihr Nonnentum beklagt. Beide kennen ſich ſchon, ohne zu wiſſen, wer ſie ſind. Beide einigen ſich im Hochflug ihrer Gedanken und Gefühle. Sie will ſich ganz an ihn ſchließen, wenn er ſie an ihrem Todfeinde, dem Entehrer ihrer Schweſter wird gerochen haben. Er ſchwört es ihr zu. Aber wer iſt der Todfeind? Das iſt Catilina! Catilina? Das bin ich.

Vor Entſetzen erliſcht das heilige Veſtafeuer, das die raſch aus Lieb' in Haß verkehrte Jungfrau hätte hüten ſollen; ſie wird zum Lebendigbegrabenwerden abgeführt, aber ein Neffe Catilinas, der alles belauſcht hat, iſt auch ſchon in Furia verliebt und wird das ſeinige thun. Catilina iſt nun in der übelſten Lage: er hat geſchworen, ſich ſelbſt zu verderben, und andererſeits braucht doch die Zeit einen Mann wie ihn notwendigſt. Dabei iſt er Familienvater, und ſein ſanftes Weib Aurelia möchte gern alles wiſſen, was ihn quält, und beurteilt ihn ganz anders als der böſe Cicero in ſeinen Reden. Wie Schillers Leonore ihren Fiesko, ſo möchte auch dieſe Aurelia ihren Verſchwörer vom Ort ſeiner Thaten mit ſich in idylliſche Einſamkeit ziehen. Aber ach, ihr väterliches Landgut hat er verſilbert, um ſeine politiſche Agitation damit zu bezahlen. Sie erträgt es mit Faſſung; denn die ſanfte Frau hat, wie ſo manche ſpätere Ibſenſche Dulderin, ein Heldenherz; ja ſie hat ihren Catilina nie inniger geliebt als eben jetzt, da er den Reſt des Geldes, für das er ihr Vatererbe losſchlug, einem hilfsbedürftigen alten Krieger ſchenkt. Jedenfalls iſt der Ehebrecher und Mädchenſchänder edler Wallungen fähig? Sollte Cicero doch unrecht haben? Dieſe Frage begleitet uns zu Furia, der

Digitized by Google

lebendig Begrabenen, die in einem langen Monolog sichtlich matter werdend, über ihr merkwürdiges Schicksal brütet und mit ihrem heißgeliebten Todfeinde Catilina in demselben Kahn den Styx befahren möchte, bis Catilinas Neffe Curius sie befreit. So endet mit dem fünften Scenenwechsel der erste Akt.

Im zweiten Akt plant Catilina trotz allem Zuspruch seiner Freunde, sich mit dem sanften Weib Aurelia nach Gallien zurückzuziehen. Zuerst aber will er noch einmal über sein Leben nachdenken und stellt sich hierzu die rechte Beleuchtung: eine Lampe? Nein! die ist noch zu hell für das Dunkel seiner innersten Gedanken. Der matte Mondschein? Ja! der „paßt am Ende gut" (S. 575). Catilinas Selbstbetrachtung schließt mit der Frage an das Schicksal, ob er ohne Heldenthat aus der Welt gehen muß, und sein Schicksal antwortet: nein. Sein Schicksal hat nämlich auch diesen Monolog belauscht; sein Schicksal ist die Exvestalin Furia. Sie scheint Haß und Rachgier im Grabe gelassen zu haben. Nun spornt sie ihren Helden zur Heldenthat, zur Befreiung Roms, und nachdem er längere Zeit ihrer Rede Zauberfluß in sich gesogen hat, erklärt er kurz und bündig: „Ich reise nicht!" (S. 580). Furia offenbart sich ihm in einem Sinne, dessen sich auch der spätere Ibsen nicht zu schämen braucht, als das Bild aus seiner eigenen Seele, als seine schöne Nemesis, die ihm dasselbe zuraunt, was damals Ibsen so oft in seinen Gedichten sich selbst gesagt hat: „die Nacht ist unser Reich; im Dunkeln herrschen wir" (S. 581), und unter dem Einfluß des Weibes erklärt (echtester Ibsen) der Mann: „Jetzt bin ich erst ich selbst!" So tritt dieser Karl Moor unter seine Bande, als diese eben im Begriff ist, einem Spiegelberg auf den Leim zu gehen. Catilina entwickelt nunmehr sein politisches Programm, den alten Römergeist wieder zu wecken, aber da kommt er beim jungen Adel schön an, der nichts als prassen, saufen und herrschen will. Man dringt dölchlings auf Catilina ein, doch dieser Todbereite

Digitized by Google

bietet ſelbſt die freie Bruſt den Freundesdolchen dar, und das macht Eindruck, man iſt wie umgewandelt. Catilina beginnt in langer Rede zu ſchwärmen, wie Karl Moor bald „wild“, bald „hingeriſſen“; damit hat er einen großen parlamentariſchen Erfolg, und man verſchwört ſich. Selbſt Spiegelberg-Lentulus thut mit; nur Curius, der Retter Furias, ſoll fern vom Schuß bleiben, denn er iſt Catilinas Lieblingsneffe. Aber während dieſer Knabe gerade ſeine eigentümliche Lage bedenkt, erfaßt die lauſchende Furia ihn beim Zipfel ſeines Monologs und macht ihrem Retter den Standpunkt klar, daß er nichts von ihr zu hoffen habe, daß ſie für ihn und die Welt tot ſei, daß Furia nur iſt, wo Catilina iſt. Das geht dem armen Jüngling nahe, ihn erfaßt wilde Eiferſucht auf ſeinen Oheim, und er läßt ſich von Furias Baſiliskenblick verleiten, die catilinariſche Verſchwörung anzugeben; die Scene erinnert an Adelheid und Franz in Goethes Götz auch durch das Motiv vom Liebeslohn, der winkt; aber auch Curius ſpricht ein echtes Ibſenwort: „Wer bin ich ſelbſt? Ich kenne mich nicht mehr. Eins weiß ich nur: daß ich ein andrer war, eh' ich dich ſah“ (S. 596). Mithin beſitzt Furia die Kraft, zwei Männer umzuwandeln. Aber Furia beſitzt dieſe Kraft auch fremden Völkerſchaften gegenüber; jene Gallier, die ſich von Rom unterdrückt fühlten und nun mit Catilina gemeinſame Sache machen wollen, werden durch die intrigante Kaſſandrapoſe dieſer römiſchen Hedda Gabler kopfſcheu und laſſen den Verſchwörer im Stich. So ſehen wir beim zweiten Aktſchluß das edle Wild umſtellt; dort lauert der meuchleriſche Parricida; hier ſtiebt das Rütli auseinander; und durch die Nachtluft ſchrillt ein Racheſchrei. Er kommt aus Furias Kehle, aber Catilina fragt ſich: „Rang dieſe Stimme ſich aus meinem Innern?“ (S. 598). Ja, ihn beherrſcht Rache; er ſtößt ſein Weib zurück, und gegen ſeine Vaterſtadt richtet ſich ſeine Zerſtörungswut; nach tauſend Jahren offenbare nur eine Säule

Digitized by Google

noch aus Schutt und Grauen dem Wanderer: Hier war einſt Rom zu ſchauen (S. 599).

Der dritte und letzte Akt führt von Rom in etruriſche Wälder, aber er führt zugleich aus einer verhältnismäßigen Ordnung und Klarheit der Geſtaltung in chaotiſches Wirrſal der Begebenheiten; ein Faden iſt nicht mehr feſtzuhalten. Jener Parricida meuchelt nicht, ſondern verrät nur den Catilina, um dann ſofort reumütig Abbitte zu leiſten. Aus der Unterwelt ſteigt, wie der ſchwarze Ritter vor der Jungfrau von Orleans, ein Schatten auf, der — nur das Perſonenverzeichnis und Ibſens junge Schulweisheit bezeugen, daß es Sullas Geiſt iſt — nach längerem Schwulſt zu Catilina das prophetiſche Rätſelwort ſpricht, das wir freilich nun ſchon verſtehen: „Du fällſt von eigner Hand, und doch wird eine fremde Hand dich fällen“ (S. 607). Dann rückt in Shakeſpeareſcher Manier Spiegelberg-Lentulus-Buttler mit zwei gedungenen Mördern auf, denen aber vor Catilina der Mut ſinkt, und Catilina ängſtigt zur Strafe für ſeine Niederträchtigkeit den Rivalen dadurch, daß er ihm die Führung einer durch Verrat verlorenen Sache abtreten will; aber das war nur Spiegelfechterei, im Ernſt hält er aus und ſchenkt großmütig ſeinem Gegner die Freiheit und die Flucht, die dieſer dazu benutzt, zum Feind überzulaufen, während Catilina ſich über die Schlechtigkeit der Welt Gedanken macht. Aber es giebt auch noch gute Menſchen: jener alte Krieger, dem Catilina ſo freigebig half, vergilt es ihm in Treue, und vor allem ſein ſanftes Weib Aurelia, die mit Furia um ihren Catilina in ſchwülſtiger Wechſelrede ringt. Allein Furia ſiegt, denn Catilina verliert die Schlacht; alle ſeine Freunde fallen, nur er bleibt leben; und doch wirkt er auf Furia wie auf ſich ſelbſt wie ein Toter, wie ſein eigenes Geſpenſt oder, um mit Furia zu reden, wie ein Schattenbild, gejagt von tauſend Schatten (S. 624); denn Ibſen, der fünfzig Jahre ſpäter ſeinen Epilog „Wenn wir Toten erwachen“ betitelt, ließ in ſeinem Erſtlings-

Digitized by Google

werk die Furia ſagen: „Bald ſteht ſie auf, die Schar der tauſend Toten“, die durch Catilina ins Unglück gerieten; und er vertritt ſchon hier den Gedanken, daß das Tote lebendig, das Lebendige tot iſt; ein Gedanke, aus dem nicht mehr der kleine Apotheker, ſondern ſchon der große Dichter ſpricht, der ſeinen erſten Helden die Frau, die ihm gut iſt, erſtechen läßt, weil ſie ihn mit ihrer hausfraulichen Liebe „an ein halbes Leben ſchmieden will“ (S. 625). Und auch das iſt ſchon echt ibſeniſch, daß er, indem er die Frau tötet, mit ihr ſeine ganze Welt tötet und zu dem Schluſſe kommt: „Tot iſt die Sonne“ (S. 626). Wie ſpäter Pfarrer Rosmer die Leiche ſeiner Frau auf dem Rücken tragen ſollte, ſo fühlt ſchon hier Catilina die eigene Leiche auf ſeinem Rücken, und ſein Rücken ächzt unter dieſer Laſt (S. 626). Furia befreit ihn von dieſer Laſt, aber bevor er ſtirbt, hält er noch eine Rede. Ebenſo hat ſein ſterbendes Weib Aurelia noch Kraft zu einer gehobenen Sprache, durch die ſie ſich nun doch im Tode mit ihrem Gatten vereint. Nicht mit Furia, die ſeine Seele im Haß geliebt hat, ſondern mit der aus Liebe liebenden Gattin entgleitet er aus dieſer Welt: zwiſchen dem Genius des Guten und dem Genius des Böſen ſchwebte ein aus Gut und Böſe gemiſchter Charakter; das Böſe brachte ihm den Erdentod, aber — ſo wenigſtens ſteht die Hoffnung — an der Hand des Guten ſteigt er empor „zum Reich des Lichtes und des Friedens“, zu dem Reiche, welches das wahre Leben iſt; die Erde war nur Furias Grabgewölbe; die hienieden Wandelnden ſind lebendig begraben! Wie oft werden wir dieſem Ton in Ibſens Dramen noch begegnen!

Paul Schlenther.

Digitized by Google

Gedichte

Digitized by Google

Spielleute.

Nach ihr mein ganzes Trachten
Die hellen Nächte ſtund;
Mein Weg aber ging zum Bergbach
In den tauigen Erlengrund.

Hei, kennſt du die dunklen Lieder,
Bald haſt du die Kraft ihr geraubt,
Daß in große Kirchen und Säle
Sie nachzufolgen dir glaubt!

Ich ſchwor den Neck aus der Tiefe;
Er ſpielte von Gott mich fort;
Doch da ich geworden ſein Meiſter, —
Hatte mein Bruder ihr Wort.

In große Kirchen und Säle
Spielt' ich mich ſelber hin,
Des Baches graunvolle Weiſe
Wich nimmer aus meinem Sinn.

Digitized by Google

König Hákons Festhalle.

Du alte Halle, ihr Mauern grau,
Der Eule Wohnsitz und Weide, —
Gedenken muß ich, so oft ich dich schau',
König Lears auf der wilden Heide.

Er gab seinen Töchtern der Krone Schatz,
Gab ihnen sein teuerstes Eigen;
Da stießen sie ihn von seinem Platz
Hinaus in der Sturmwinde Reigen.

Du Halle, gebeugt von so manchem Jahr,
Wie Gleiches du dulden mußtest! —
Du gabst einem Nachgeschlecht, undankbar,
Den teuersten Schatz, den du wußtest.

Du gabst uns schimmernder Sagen Hort,
Einen Herbst von Erinnerungen.
Doch hat dir ein einziges Dankeswort
Aus Kindesmunde geklungen?

Verlassen standst du, gleich Albions Sohn,
Blind wütender Winde Minne;
Ein halb tausend Jahre umpfiff voll Hohn
Der Sturm deine grauende Zinne. —

Jetzt tagt es, Greisin; dein Volk ist erwacht
Und kühlt an der Zeit nun sein Mütlein:
Wir flicken dir neu deine Königstracht;
Du hast schon ein Narrenhütlein.

Und darum, du Halle mit Mauern, grau,
Der Eule Wohnsitz und Weide, —
Gedenken muß ich, so oft ich dich schau',
König Lears auf der wilden Heide.

Baupläne.

Ich weiß noch wie heut, ob auch Jahr um Jahr ſchwand,
Den Abend, da mein Erſtling im Blatt gedruckt ſtand.
Da ſaß ich auf meiner Kammer, den Knaſter in Glut,
Und paffte und träumte in ſeligem Hoffemut.

„Ein Wolkenſchloß bau' ich, voll Sonnenſchein,
Ein Schloß mit zwei Flügeln, von Himmelsſturm umweht;
In dem großen, da hauſe ein unſterblicher Poet,
In dem kleinen ein Mägdelein, zierlich und fein!"

Wie ſchien mir mein Bau ſo harmoniſch gedacht!
Und doch hat ſich alles ſo anders gemacht!
Da der Meiſter ward vernünftig, ward blitztoll der Stil:
Der Hauptbau ward zu klein, der Anbau verfiel.

Digitized by Google

Feldblumen und Topfpflanzen.

„Mein Gott, wie iſt Ihr Geſchmack zu verſtehn,
Wo haben Sie nur Ihre Augen!
Sie iſt keine Schönheit, und, kritiſch beſehn,
Sie ſcheint mir nur wenig zu taugen.“ —

Ich träfe den Ton mehr, ja, das iſt wahr,
Der üblichen Tagesdramen,
Dafern ich mir kieſte ein Exemplar
Aus dem Kreis der normalen Damen.

Wie prangt das doch auf dem Fenſterbrett
Als Winterflora ſo zierlich;
Im kachelofengewärmten Bett
Seines Topfs, wie grünt das manierlich!

Und nach ihrem Winterſchlaf, — wie nach der Schnur
Die Zweiglein im Blütenſchmuck ſtrahlen!
Ja, wär' ich vernünftig, ich ehlichte nur
Aus der Mitte der vielen Normalen.

Du predigſt, Muhme Vernunft, in den Wind!
Du machſt aus mir keinen Frommern!
Bedenk', ſie iſt ein Feldblumenkind
Von ſechzehn ſchimmernden Sommern!

Digitized by Google

Eine Vogelweiſe.

Wir wandelten im Lenz einſt
Im Park für uns ſo fort;
Lockend wie ein Geheimnis
War der verbotene Ort.

Die lauen Weſte fächelten,
Der Himmel war ſo blau;
Hoch in der Linde ſaß und ſang
Des Sperlings junge Frau.

Ich malte Dichterbilder,
Wie Regenbogen bunt;
Zwei braune Augen hingen
Leuchtend an meinem Mund.

Mit Wiſpern und mit Lachen
Flog's ob uns hin und her; —
Doch wir, wir ſagten: Schatz, fahrwohl!
Und ſahn uns nimmermehr. —

Und wandr' ich jetzo einſam
Den Lindengang im Park,
So macht's das kleine Federvolk
Mir manchmal ſchier zu arg.

Digitized by Google

Frau Sperling hat behorcht uns,
Dieweil wir blind geſchwätzt,
Und hat auf uns ein Lied gemacht
Und in Muſik geſetzt.

Und alle ſingen's nach nun;
Es iſt kein Zweig im Hag,
Da nicht ein Nasweis trällerte
Von jenem lichten Tag.

Digitized by Google

Auf Akershus.

Auf die Erde läßt die milde
Sommernacht den Schleier ſinken;
Still herab vom Lichtgefilde
Große, bleiche Sterne blinken.

Aus des Fjordes Buſen dringt es
Nun gedämpft in dumpfem Laute.
Horch, wie Kinderweiſen klingt es,
Nie vergeßne, lieb vertraute!

Akershus, die alte Veſte,
Seh' ich durch den Nebel blicken,
Und mich dünkt, ich ſeh' beim Weſte
Hin zur „Hovedö" ſie nicken.

Akershus, dein grau Gemäuer
Träumt von Tagen, die entflogen;
Stark lenkſt du dein ſichres Steuer
Still durch der Erinnrung Wogen.

Ja, — ſie nahn, die längſt entſchwunden,
Blutgeſtalten dunkler Zeiten,
Die verbunden, florumwunden,
Lautlos durch die Hallen ſchreiten.

Digitized by Google

Und o ſeht — mich faßt ein Grauen —
Durch die Fenſter dort, die hohen,
Wie im Schein, dem dämmerblauen,
Geiſterhafte Flammen lohen.

Wer iſt jener ernſte Ritter
Mit dem Glutaug', düſter blitzend,
Wie in Brüten, grollend bitter,
Vorgebeugt im Stuhle ſitzend?

König Chriſtian iſt's, der Zweite!
Fahl ſein Angeſicht, das ſchlaffe!
Seht, er greift ans Schwert zur Seite,
Roſtig iſt von Blut die Waffe.

Wie ein Denkmal ſtummer Trauer,
Fürſtlich ſtolz ſteht dort ein Weſen:
Sie lehnt an des Erkers Mauer,
Die Knut Alfſons Weib geweſen.

Dänenſchiffe ziehn von ferne
Nach des Fjordes ſtillen Wogen;
Alfſon kommt zu Gyldenſtjerne
Wehrlos, als ein Gaſt, gezogen.

Tot wird er zurückgetragen,
Ohne Sang und ohne Kerze.
Da Knut Alfſon ward erſchlagen, —
Tötlich traf's Norwegens Herze.

Kennt ihr jenen Mann in Ketten,
Deſſen Werk ward jäh vernichtet?
Herlof Hyttefad, der retten
Uns gewollt, wird hingerichtet!

Digitized by Google

Seht, im „Schlangenhof“ dort drinnen
Bei dem Holzſtoß ſtehn die Schergen;
Blut umſäumt das Leichenlinnen, —
Chriſtian muß ſein Antlitz bergen.

Freiheitsmänner, die dem Volke,
Roſen ſtreuten im Verbluten!
Süßer als des Weihrauchs Wolke
Iſt der Dampf der Opfergluten!

Märtyrblut fürs Land der Väter, —
Ließeſt edle Saat gedeihen,
Der dreihundert Jahre ſpäter
Eidsvolds Werk entſproß im Maien!

Seht —! Doch nein, der Spuk verrauſchte.
„Abgelöſt!“ ſcholl durch die Stille; —
Mit dem Alltagskleid vertauſchte
Akershus die Geiſterhülle.

Digitized by Google

Der Eidervogel.

Wo der blaugraue Fjord die Küſte zerſägt,
Der Eidervogel ſein Neſt aufſchlägt.

Er pflückt von der Bruſt ſich den weichen Daun,
Es traulich und warm in den Fels zu baun.

Des Fjordfiſchers Herz hat für Mitleid nicht Raum;
Er plündert das Neſt bis zum letzten Flaum.

Der Vogel, voll trotziger Lebensluſt,
Zerrupft ſich von neuem die eigene Bruſt.

Und aber geplündert, er bettet ſich doch
Von neuem ſein Neſt in ein wohlverſteckt Loch.

Doch wenn ihn das Schickſal zum dritten Mal ſchlug,
So hebt er die blutende Bruſt zum Flug —

Und flieht aus dem kalten, ungaſtlichen Land
Gen Süden, gen Süden, nach ſonnigerm Strand!

Digitized by Google

Mit einer Waſſerlilie.

Sieh die Blume, die ich bringe,
Teure, mit der weißen Schwinge.
Auf des Waldſees Flut geboren,
Schwamm ſie lenz- und traumverloren.

Soll ihr Herz nicht heim verlangen,
Laß an deiner Bruſt ſie prangen;
Unter ihren Blättern wollen
Tiefe, ſtille Wogen rollen.

Hüte dich, an Seen zu ſäumen!
Hüte dich, dort lang' zu träumen!
Lauernd wacht der Neck im Dunkeln; —
Lilien im Lichte funkeln.

So am Buſen dir zu ſäumen! —
Doch wer dürfte lang' dort träumen! —
Lilien im Lichte funkeln; —
Lauernd wacht der Neck im Dunkeln.

Digitized by Google

Vogel und Vogelfänger.

Knabenhaft aus Tannenſproſſen
Baut' ich eine Vogelfalle.
Eins, zwei, drei, — im engen Stalle
Saß der Vogel eingeſchloſſen.

Und mit grauſamem Vergnügen
Trug ich ihn ins Kinderzimmer,
Schreckt' ihn mit erzürnten Zügen,
Kam ihm grimm und immer grimmer.

Bis mir meine ſpieleriſche
Folter keinen Spaß mehr machte.
Drauf entfernt' ich mich vom Tiſche,
Öffnete das Thürchen ſachte.

Ei, wie braucht er ſeine Schwingen!
Nun fahrt wohl, ihr Angſtgeſpenſter!
Freiheit lockt zu neuem Singen;
Doch da prallt er — widers Fenſter! —

Armes Tier, du biſt gerochen!
Selbſt nun ſitzt der Burſch gefangen;
Seine Schwinge, faſt gebrochen,
Schlägt umſonſt des Gitters Stangen.

Digitized by Google

Auch vor ihm die Fratze lauert
Eines feindlichen Geſchickes;
Und er zittert und erſchauert
Vor den Tücken dieſes Blickes.

Und vermeint er, endlich ſchiebe
Sich zurück des Fenſters Bügel,
Büßt er, mit geknicktem Flügel,
Bums, des Lichts verbotne Liebe.

Digitized by Google

Der Bergmann.

Fels, birſt weiter, Tag um Tag!
Dröhnend fällt mein Hammerſchlag.
In die Tiefe muß ich dringen,
Bis mir ihre Erze klingen.

In der Berge ſtummem Schoß
Liegen reiche Schätze bloß,
Krondemanten, Edelſteine,
Goldgeäſt von rotem Scheine.

Friede herrſcht dort weit und breit,
Fried' und Ruh' ſeit Ewigkeit; —
Brich den Weg mir, ſchwerer Hammer,
Zu des Berges Herzenskammer!

Saß als Knab' einſt, luſtgeſchwellt,
Unter Gottes Sternenzelt,
Zog einher auf Frühlingswegen,
In der Bruſt der Unſchuld Segen.

Doch im mitternächt'gen Schacht
Ward ich fremd des Tages Pracht,
In der Grube Tempelgängen
Fremd der Erde heitren Klängen.

Digitized by Google

Damals, als ich niederſtieg,
Glaubt' ich noch, ein Kind, an Sieg,
Glaubte, daß der Rätſel Fülle
Abgrundgeiſterwort enthülle.

Noch hat keiner mich belehrt
Über das, was mich verzehrt,
Noch kein Blitz die Nacht durchſchoſſen,
Der die Tiefen hätt' erſchloſſen.

War's ein Irrtum? Führte nicht
Dieſer Weg zum rechten Licht?
Ach, mein Blick wird ja geblendet,
Forſcht er, himmelan gewendet.

Nein, hinab, wo weit und breit
Friede herrſcht ſeit Ewigkeit,
Brich den Weg mir, ſchwerer Hammer, —
Zu des Berges Herzenskammer!

Hammerſchlag auf Hammerſchlag
Bis zum letzten Lebenstag.
Keines Hoffnungsmorgens Schimmer;
Tiefe, tiefe Nacht auf immer!

Digitized by Google

Mein junger Wein.

Du fühlteſt dich, als jungen Wein,
In mir, als Tonne, pochen.
Du dufteteſt ſüß, du perlteſt fein,
Du gärteſt heiß, und du warſt mein; —
Da ward der Prozeß unterbrochen.

Es ſtahl mir meinen Wein ein Wicht;
Der Reſt gärt wie hölliſche Flammen.
Doch knall' ich dir nicht ins Geſicht;
Ich explodiere, Liebchen, nicht, —
Ich falle bloß zuſammen.

Lichtſcheu.

Als ich ein kleiner Wicht noch
War Mut in mir genug, —
Das heißt, ſo lange Licht noch
Den Mantel um mich ſchlug.

Doch kam die Nacht und deckte
Gebirg und Feld und Baum, —
Was da mich alles ſchreckte
Von böſem Spuk und Traum!

Ich ſchloß mein Aug' — und träumte
Schon auch zur ſelben Zeit, —
Und all mein Mut, er räumte
Das Feld, Gott weiß wie weit.

Jetzt finden einen andern
In mir ſo Nacht wie Welt;
Jetzt geht mein Mut aufs Wandern,
Sobald es ſich erhellt.

Jetzt ſind's des Tages Trolle,
Des Lebens Lärm iſt's jetzt,
Was mir die Bruſt, die volle,
Mit kaltem Schauder netzt.

Digitized by Google

Ich ſteck' mich unter die Decke,
Die ſpukdurchwirkte, der Nacht,
Da kommt's, daß, wie ein Recke,
Mein alter Mut erwacht.

Da trotz' ich Meer und Blitzen,
Komm' wie ein Falk gejagt,
Laß Angſt und Jammer ſitzen, —
Bis es von neuem tagt.

Doch fehlt mir der Schutz ihres Schoßes,
Weiß ich mir keinen Rat.
Ja, thu' ich einmal etwas Großes,
So wird's eine dunkle That.

Lied des Dichters.

(Aus der „Komödie der Liebe“.)

Freunde, die ihr diesen Garten
Jubelnd und entzückt durchstreift;
Wollet nicht vom Herbst erwarten,
Daß er jede Knospe reift!
Weiße Blüten, lichte Blätter
Breiten über euch ihr Zelt, —
Mag sie morgen Schloßenwetter
Fegen bis ans End' der Welt!

Müßt ihr schon nach Früchten fragen
Im noch kaum erblühten Hag?
Sorgend, seufzend überschlagen,
Was sein Herbst euch bringen mag?
Müssen Vogelklappern schrecken
Tag und Nacht die muntre Brut?
Finkenschlag in Baum und Hecken,
Brüder, giebt doch bessern Mut!

Müßt das Völklein nicht verfemen
Aus der süßen, grünen Pracht!
Mag es seinen Lohn sich nehmen,
Ob es euch auch ärmer macht.

Digitized by Google

Nehmt den Tauſch an! Seid nicht bänglich;
Denn für Frucht wird euch Geſang!
Denkt dran: „Alles iſt vergänglich“;
Lenz und Liebe währt nicht lang!

Leben will ich, will genießen,
Bis der letzte Strauch verdorrt;
Wenig ſoll's mein Herz verdrießen,
Fegt ihr all den Staat dann fort.
Thor auf! Schaffe ſich die Herde
Dann noch einen ſatten Tag!
Brach nur ich die Blüten, werde
Mit dem toten Reſt, was mag!

Digitized by Google

Die Schlucht.

Schwer zog es auf; die Wolke brach, —
Und durch die Schlucht ein Fluß hinſprach.

Jemehr des Wetters niederfloß,
Jemehr er ſang und brauſt' und ſchoß.

Es zog vorüber; Wind ſtand auf;
Zum Bache ſchmolz des Fluſſes Lauf.

Leis flüſterte Regenbogenſtaub,
Hell raſchelten Perlen übers Laub.

Ein Hundstag heiß, — und trocken ſtund,
Wie einſt, der Waldſchlucht ſteiniger Grund.

Der Klang nur blieb: Leis flüſterte Staub,
Hell knickte Reiſig, raſchelte Laub.

Wie Nachklang, wie's hier einſt gelärmt.
Hab' ſelbſt dort eines Nachts geſchwärmt.

Digitized by Google

Hochlandsleben.

Hochſommernacht umflort das Thal;
Schon ſchläft es, bleich und blind;
Doch um den Kamm, da brandet fahl
Ein See im Abendwind:
Da braut der Nebel graue Flut,
Verſchleiert ſteht der Firn,
Der eben noch im Licht geruht,
Der letzten Sonne goldne Glut
Um ſeine hehre Stirn.

Doch über dieſer Wogen Brand,
In Gold- und Bernſteinglanz,
Erhebt ſich hell ein friedlich Land,
Wie ſtiller Inſeln Kranz.
Ein Schiffsbug ſich die Bruſt des Weihs
Dem All entgegenſtreckt,
Indes ſich hinter Dem in Eis,
Gleich Trollgefolg', der Gipfel Kreis
Drohend gen Weſten reckt.

O, ſieh den Säter dort noch, eh'
Die Nacht ihn bläſſer malt!
Wie blau der Fels, wie hell der Schnee
Das ſtille Heim umſtrahlt!

Digitized by Google

's iſt eine Welt für ſich allein,
Und wer in ihr ſich ſonnt,
Vom Thal getrennt durch Bach und Stein,
Gewinnt ſich wärmern Sonnenſchein
Und weitern Horizont.

Sieh dort die Sätermaid umbraut
Von Nacht und Abendbrand!
Den Geiſt der Tiefe, den ſie ſchaut,
Hat Sprache nie benannt.
Sie weiß es nicht, wie weit er will,
So wenig, wie er heißt.
Doch unter Lur und Glockenſpiel
Geht's in die Abendglut als Ziel; —
Ob dort ein Port ſich weiſt? —

Er währt ſo kurz, dein Hochlandstraum
Im Säter unterm Firn;
Bald deckt ein weißer, ſtarrer Saum
Der Hütte niedre Stirn.
Dann ſitzeſt du tagaus, tagein
Am warmen Winterherd; —
Doch ſpinn' nur munter Woll' und Lein:
Ein Hochgebirg im Abendſchein
Iſt ſeinen Winter wert.

Digitized by Google

Sängerfahrt.

Hin durch die Fjordgebirgsſtille,
Im Sonntagsmorgenglanz,
Dampft unſre ſtolze Zille,
Buntüberwimpelt ganz.

Singen junger Geſellen,
Jubel von Herz und Mund,
Wälzt ſich über die Wellen,
Weckt den träumenden Sund.

Vorne vom Steven locken
Hörner und Tuben im Chor.
Zum Kirchgang mahnen die Glocken; —
Der Fiſcher hat heut kein Ohr.

Er hört nicht der Glocken Munde,
Vergeſſen ſein Liederbuch liegt,
Vergeſſen der Frühpredigt Stunde,
Die Sängerfahrt hat ihn beſiegt.

Doch wie er geſtützten Hauptes
Hinausſtarrt voll Wunderlichkeit
Auf die tönende Flut, o glaubt es,
Iſt er von Gott nicht weit.

Er weiß von der Fahrt nichts zu ſagen,
Er weiß nicht, warum wir hier ſind,
Doch fühlt er ſein Herzblut ſchlagen,
Wie's heiß und kalt ihn durchrinnt.

Er hebt, wie die Augen zu ſchützen,
Die Hand und tritt an die Flut;
Und die Sänger ſchwingen die Mützen,
Und der Fiſcher greift an den Hut.

Auf blauen Dünungen ſchweifen
Vorüber wir, ſelig leicht;
Er folgt dem Rauchwolkenſtreifen,
So lange ſein Auge reicht.

Wir fliegen mit flatternden Fahnen,
Wir ſingen uns vogelfrei;
Durch ihn geht ein dämmerndes Ahnen:
Da zog etwas Großes vorbei.

Wir ſteuern von Feſt zu Feſte
Mit Blumen und Lampenſchein;
Er kennt keine anderen Gäſte
Als der Sorgen ſchweigenden Reihn.

Und doch, du magſt es verſchmerzen; —
Denn kam er zur Kirche auch nicht,
So blieb ihm gewiß doch im Herzen
Ein Abglanz von Lied und Licht.

Seht, ſo ſoll'n wir Brüder, wir jungen,
Feſtlich durchs Leben hin
Tragen mit zündenden Zungen
Schönheit von Sinn zu Sinn.

Digitized by Google

Da ſind keine Höhlen noch Grüfte, —
Sie geben doch Widerhall.
Wir ſind wie die Sänger der Lüfte
Mit Saatkorn in Schnabel und Krall'.

Ob wir durchs Hochgebirg ſtreifen,
Ob über Fjord und Sund,
Ein Korn ſtiebt nieder, zu reifen
In ſehnſüchtig harrendem Grund.

Digitized by Google

Ein Schwan.

Mein weißer Schwan,
Du ſtummer, du ſtiller,
Kein Schlag, kein Triller
Verriet deine Bahn.

Scheu überrauſchend
Die Elfe, die träumende,
Glittſt du ſtets lauſchend
Die Flut, die leiſ' ſchäumende.

Doch dann beim Scheiden,
Als Blicken und Schwören
Nur noch Lügen und Leiden, —
Da, da war's zu hören!

In Tönen aufklingend
Schloſſeſt deine Bahn du; —
Im Tode ſingend.
Du warſt doch ein Schwan, du!

Digitized by Google

Gepriesen sei das Weib!

(Zu einem Sängerfest.)

Sommer im Sinn, so fuhren wir hin durch Fjord und Sund;
Lebensmut hob unsre Herzen von Grund.
Im blütenweißen Hag,
Im hellen Finkenschlag
Dieselbe verlangende Leidenschaft, —
Sehnsucht zum Licht voll Jubel und Kraft!

Ja, des Sängers Gemüt ist der Birke im Frühling gleich;
Gärenden Saftes in jeglicher Ader reich;
Bis endlich dann den Ast
Sein Laubkranz hält umfaßt;
Sieh, da schlug aus im Lied seiner Fülle Not; —
Sehnsucht zum Licht ist des Lebens Gebot.

Doch dort in dem leuchtenden Land ist des Weibes Heim;
Wem wohl denn ihr verdankt er des Liedes Keim!
Zu ihr drum klinge voll Glück
Das reife Lied zurück!
Preis dem Weib, wo da wallt des Gesanges Flut;
Preis unsrer Sonne voll Glanz und Glut!

Digitized by Google

Zum 4. Juli 1859.

(König Oskars Geburtstag.)

Jung Norwegen, gramvoll mag
Dein Panier den Mast umschlingen;
Trauer herrscht beim Festgelag,
Albdruck dämpft dein frohes Singen.
Sommerlicht in Wald und Feld
Nicht wie sonst die Stirn erhellt,
Die der Botschaft Schatten kleidet:
König Oskar liegt und leidet.

Ferne leidet er, den Sinn
Fern der Flur, der sonndurchglühten.
Reich', mein Volk, denn, reich' ihm hin
Deines Herzens holde Blüten!
Luft vom frischen Lebensborn
Lindre sanft der Schmerzen Zorn!
Setz' dich an sein Lager stille,
Daß dein Blick ihm Tröstung quille!

Der für dich gewirkt, gedacht,
Deinen Schützer und Befreier,
Deinen König hüllt nun Nacht
Grausen Siechtums wie ein Schleier.

Digitized by Google

Sing' ihn nun in Schlaf aus Schmerz,
Drück' ihn wie dein Kind ans Herz,
Laß zum Land des Traums ihn eilen;
Träume haben Kraft zu heilen.

Armer Fürſt! Hoch geht und hohl
Seine Bruſt wie Meer vorm Sturme;
Sie, die jedem wollte wohl,
Herberg' nun dem gieren Wurme.
Jung Norwegen, wo er wühlt,
Folg' dein Lied, wie Tau, der kühlt;
Deine Weiſe, Volk, ſie lindert,
Ob ſie gleich ſein Werk nicht hindert.

Schlummre ſüß; des Traumes Schiff
Führt dein Volk, ein treuer Ferge;
Such' im Traum Norwegens Riff,
Seine Forſten, ſeine Berge.
Sieh, wie feſtlich ſich und licht
Bucht an Bucht zum Kranz dir flicht;
An den traurig-treuen Blicken
Deines Volks komm dich erquicken.

Schau' im Traum, wie Bachesbraus,
Niederſtürmend Fels und Matten,
Tauſt des Bauern Balkenhaus
In des Lehnenlaubwalds Schatten.
Vor der Thür, beſorgter Art,
Steht der Greis mit weißem Bart,
Hält den Boten auf im Ritte,
Fragt, ob Er noch immer litte.

Digitized by Google

Lenk' den Flug hinein ins Land;
Sieh den Knaben, froh befliſſen,
Überm Garten, kühner Hand,
Seinen roten Wimpel hiſſen.
Vater eines Tags ihm wies:
König Oskars Flagg' iſt dies; —
Auf der Laube nun, vor allen,
Spielt er König, läßt ſie wallen.

Unter Segel, ſchwanenkeck,
Teilt die Brigg die weißen Wogen,
Und dein Name prangt am Heck,
Und dein Tuch iſt aufgezogen!
Kühn ſich wiegend tanzt das Boot
Meerfraunleicht hin übern Tod.
Dein Panier von Meer zu Meere
Trägt dein Volk zu deiner Ehre.

Ach, mein König, nur in Traum
Kann dein Volk dich ſingend wiegen;
Deiner Marter hartem Zaum
Macht kein Troſtwort dich entfliegen.
Doch ſo oft ein Sonnenſtrahl
Hinhuſcht über deine Qual, —
Denk', ihn hab' aus Finſterniſſen
Deines Volks Gebet geriſſen!

Digitized by Google

Das Schulhaus.

(Zur Einweihung.)

Die Heide gilbt, und das Laub im Hain,
In Totentänzen entkreist es;
Wir aber weihn einen Garten hier ein
Des unvergänglichen Geistes.
Was wir, in starker Mauern Schutz,
Dem steilen Fels vertrauten, —
Gott laß zu Frommen stehn und Nutz
Das Werk, das wir erbauten!

Wir sind ein Bergvolk, das da glaubt,
Daß Grün auf Höhn gedeihn mag;
Wir kennen mancher Kiefer Haupt,
Das Gipfelsturm umfrein mag;
Wir wissen Ähren drin im Grund
Der Berge Krongold sprossen; —
So halt' auch dieser Quadern Rund
Ein Feld voll Blühn umschlossen!

Und schenke Wetter rechter Art
Der Herr dem Hag dadrinnen,
Daß jeglich Knösplein fein und zart
Mag seinen Tag gewinnen;

Digitized by Google

Er ſchenke Licht, das wachſen heißt,
Und Luft vom Feld, dem freien;
Denn freier Luft bedarf der Geiſt,
Wie Vogelſang des Maien.

Der Seele Zucht denn ſei geweiht,
Du heil'ger Geiſtesgarten,
Ein Bürge uns der Ewigkeit,
Trotz allen Grab-Standarten!
Nie ſcheide von des Lebens Licht
Der Lehre Lichtgedanken,
Und ſchließe deine Mauern dicht
Als Wehr, doch nie als Schranken!

Volkstrauer.

Nun dröhnt unzähl'ger Glocken Erz
Die Botschaft Nah und Fern:
Zwei Bruderstämme stehn voll Schmerz
Am Sarg des besten Herrn.
Im Kämmerlein, im Straßenschwarm
Viel Herzen und Ein Schlag;
Im Königsschloß, im Hüttlein, arm,
Ein Haus in Gram, ein Volk in Harm
Um Oskars Sarkophag.

Seit langem war des Fürsten Not
Des Volkes Not zugleich,
Nun liegt das Schloß des Königs tot;
Denn er verließ sein Reich.
Bald schließt sich der Kapelle Thor,
Drin sanft er möge ruhn!
Doch vor ihr sprießt, ein ew'ger Flor,
Was er gesät, zum Licht empor;
Dem kann der Tod nichts thun.

Sein Leib blieb in der Kirche Hand,
Sein Geist fuhr himmelan,
Wo Vater er und Sohn wohl fand
In der Erwählten Bann.

Digitized by Google

Als wie der Held der Sage kam,
In der Gefallnen Hauf,
So König Oskar, lobesam,
Mit einem Heer von Zeugen nahm
Den Weg zum Herrn hinauf.

Doch nicht der Walstatt Ernte gab,
Nicht Schwertvolk ihm 's Geleit,
Ein bessres hielt ihm übers Grab
Des Volkes Dank bereit.
Aus Oskars milden Spuren schlug
Ein Volk Lichtelben aus;
Das nahm mit ihm den Himmelsflug
Und trat, ein holdberedter Zug,
Mit ihm in Gottes Haus. —

So ruh' denn aus an Gottes Brust,
Dein Tagwerk ist zu End'.
Dein Wirken steht in Sommerblust,
Dein schönstes Monument.
Was heut die Stirn' uns sorgenvoll
Umwölkt, es wird vergehn, —
Doch wie dein Wort fürs Recht erscholl,
Bei Volk und Königssippe soll
In ew'gem Ruhme stehn.

Digitized by Google

An die Thingmänner.

(17. Mai 1860.)

Männer, denket,
Was euch ſchenket
Saga, lehrenvoll!
Daß euch doch beſchämte
Egil, der dem Jämte=
Jarl es lehrte,
Der ihm wehrte
Seinen Königszoll!

Egils Mannen
Flohn von dannen,
Doch der Alte blieb.
Mann um Mann ſich wandte,
Da der Jämte ſpannte
Seine Sehne; —
Rings die Lehne
Rote Roſen trieb.

Schwarz zuſammen
Zogen Flammen
Zorns des Alten Brau'n;
In des Feindes Kralle,

Schildlos in der Falle
Sitzt der Helde.
Saga, melde,
Was nun war zu schaun!

Bergwärts lief er,
Brach sich Schiefer,
Band mit Bast ihn gut
Um die Brust und schreitet,
Keiner ihn begleitet,
Seinem Ziel zu; —
Da zerfiel zu
Nichts des Jämten Mut.

Ehrfurchtsvoll er=
legt den Zoll er,
Reicht ihm Schild und Speer.
Freundlich scholl die Rede;
Met beschloß die Fehde.
Seither wollte,
Egil sollte
Fallen, keiner mehr. —

Freigeborne,
Volkserkorne,
Ihr, von Thal und Strand, —
Egils Erb' ist euer;
Laßt nun auch sein teuer
Angedenken
Streng euch lenken!
Steht, wie Er einst stand!

Digitized by Google

Gruß an die Schweden.

(Drontheim, zum Feſt des Storthing für die ſchwediſche Krönungsdeputation.)

Seht den Dom mit der geborſtnen Decke
Überm hohen Chor;
Von wie vielem, ein ergrauter Recke,
Lüftet er den Flor!
Einſtmals ſang in ihm des Schweden Sänger
Stolz von Sieg und Blut;
Und an Olafs Schrein voll Übermut
Band der derbe Kriegsmann ſeinen Gänger.

Seht das Land auch mit den engen Thalen,
Seht den Gletſcher, bleich;
Er auch ward durch unſrer Zwietracht Qualen
An Erinnrung reich:
Ward geſtört des Domes heil'ger Friede,
Liegt ſein Schrein zerſchellt; —
Droben, wo der Schnee ſein Bahrtuch wellt,
Schlummert ſtill ein Heer in Reih' und Gliede.

Brüder! Übers Grenzgebirg verbündet
Uns nun breiter Pfad.
Junge Mär der alte Dom nun kündet:
Jüngſter Tage That.

Digitized by Google

Hier, wo Haß ſein heißes Handwerk übte,
Blüht nun Einigkeit;
Die Erinnrungshalle düſtrer Zeit
Ward ein Freudentempel der Gelübde.

Ging der Olafskirche Schatz verloren,
Hielt das Volk ſich doch;
Schläft des Schweden Bann im Firn erfroren,
Lebt ihm Nachwuchs noch.
Seiner Fahne werd', wie unſrer jungen,
Alles Glück zu Teil; —
Stolz nach Einem Ziel, zu Nordlands Heil,
Seien ſie von Einem Herrn geſchwungen!

Digitized by Google

An die Überlebenden.

Der im Mund nun aller Guten,
Mußte doch zuerſt — verbluten.

Kam er, Licht dem Land zu ſpenden,
Nahmt ihr's, ihn damit zu blenden.

Lehrte er ein Schwert euch führen,
Ließt ihr's ihn am erſten ſpüren.

Zog er aus, dem Tag ein Richter,
Halft ihr herrlich dem Gelichter.

Doch er ließ euch zum Gedächtnis
Seines Werkes hehr Vermächtnis.

Hegt es treu, wenn als Verſöhnter
Schlummern ſoll ein Dorngekrönter!

Digitized by Google

An Professor Schweigård.

(Lied der Studenten zu seinem Jubiläum.)

Eine Wildnis lag in dichten Forsten
Unser Vaterland.
Fruchtlos von des Bauern Pflug geborsten
Ward der Heide Sand.
Licht gebrach zumeist dem armen Boden,
Warmer Sonne Trank; —
Und so zogen denn mit Äxten blank
Wackre Männer, seinen Grund zu roden.

Da kam Leben in die morschen Recken
Auf der Heide braun;
Strunk und Wurzel flammten, freie Strecken
Luden, Korn zu baun.
Und als erst das Rodewerk geschehn war,
Hob sich Haus an Haus,
Schlug ein Stamm von starken Männern aus, —
Dem wohl auch ein Sänger gern gesehn war.

Ihr im Reich des Geistes wackre Roder,
Deren einer du,
Euer Tagwerk schreckte Nacht und Moder
Endlich aus der Ruh'.

Digitized by Google

Sonne ſank durch ſturzgeweihte Tannen,
Als dein Beil erklang; —
Darum grüßt dich heute Hochgeſang
Dankender, die Licht durch dich gewannen.

Für dein reiches Wirken rings im Norden
Saga Lohn dir beut;
Wir, als Söhne nur vom Geiſtesorden,
Huldigen dir heut.

Lange glomm dein Auge, glanzgefeuchtet,
Über unſer Land; —
Und man ſagt, der Saaten junger Stand
Treibt am beſten, wenn es wetterleuchtet.

Digitized by Google

Wiegenlied.

Nun ſchweben Dach und Decke
Zum Sternendom hinauf;
Nun ſchwingt der kleine Håkon
Ins Träumereich ſich auf.

Es raget eine Leiter
Von Erden himmelan;
Die ſteigt der kleine Håkon
Mit Engeln nun hinan.

Das Wiegenkindlein hüten
Die Engel Gottes ſacht;
Gott ſchütz' dich, kleiner Håkon, —
Auch deine Mutter wacht.

Digitized by Google

Fort!

Wir folgen zur Pforte
Den Letzten, die gehen;
Des Abschieds Worte
Im Nachtwind verwehen.

Wo süß deine Kehle
Noch eben gesungen,
Hält Garten und Säle
Nun Dunkel umschlungen.

Es war eine Rast nur,
Ein kurzer Akkord!
Sie war ein Gast nur, —
Und nun ist sie fort.

Digitized by Google

Die Sturmſchwalbe.

Die Sturmſchwalbe hauſt, wo das Ufer endet;
Ein Seemann hat mir ſein Wort drauf verpfändet.

In der Schaumkämme Giſcht mit den Schwingen blinkt ſie,
Die Wogen tritt ſie, niemals verſinkt ſie.

Sie folgt ihren Thälern, ſie folgt ihren Höhen,
Sie ſchweigt mit der Stille, ſie ſchreit mit den Böen.

Es iſt eine Fahrt zwiſchen Schwimmen und Fliegen,
Ein ſich zwiſchen Himmel und Abgrund Wiegen.

Zu leicht zum Schwimmen, zu ſchwer zum Schweben —;
Dichtervogel, Dichtervogel, — wie willſt du da leben!

Doch nicht genug, — die Gelehrten erklären
Auch noch das meiſte für Seemannsmären.

Digitized by Google

Agnes.

(Aus „Brand".)

Agnes, mein reizender Schmetterling,
Bald hab' dich Flüchtling ich wieder!
Ein Fangnetz knüpf' ich, mit Maſchen dicht,
Und die Maſchen, das ſind meine Lieder!

„Bin ich ein Schmetterling zierlich und hell,
So laß mich vom Heidekraut naſchen;
Und biſt du ein Burſch, dem Spielen gefällt,
So darfſt mich nur jagen, nicht haſchen!"

Agnes, mein reizender Schmetterling,
Da ſind die Maſchen geſponnen!
Nun hilft dir wohl nimmer dein flatternder Flug, —
Nun hab' ich dich balde gewonnen!

„Bin ich ein Schmetterling jung und fein,
So wieg' ich mich wonnig im Winde;
Doch fängſt du mich in dein Fangnetz ein,
So mach' mir die Flügel nicht blinde!"

Nein, auf die Hand will ich ſetzen dich zart
Und in mein Herz einſchließen;
Dort magſt du flattern dein Leben lang
Und ewiger Sonne genießen!

Digitized by Google

Stammbuchreim.

Vom Glück ein Grüßen nannt' ich dich,
Den ſchönſten meiner Sterne.
Du wardſt denn auch ein Gruß für mich
Vom Glück, der nahte wie entwich,
Ein Stern, — ein Meteor, das ſich
Verlor in Nacht und Ferne.

Digitized by Google

Macht der Erinnerung.

Hört, wißt ihr wohl, wie ein Bärenbändiger
Wird ſeines Tieres Vergeßlichkeit Endiger?

Er läßt es in einen Braukeſſel ſitzen;
Drauf läßt er den Keſſel mit Kohlen hitzen;

Indeſſen er voll erziehlichen Strebens
Ihm vordrehorgelt: „Freut euch des Lebens!"

Freund Petz zerſticht es den Fuß wie mit Lanzen;
Er kann nicht mehr ſtehn, und ſo muß er denn tanzen.

Und kommt danach dies Lied in den Sinn ihm,
Flugs regt ſich ein Teufel des Tanzens in ihm. —

Kam ſelbſt einſt in ſolch einen Keſſel zu ſitzen,
Bei voller Muſik und beträchtlichen Hitzen.

Und dazumal ſengte nicht nur mein Fell an;
Da brannte beinah' ſchon der ganze Geſell an.

Und ſummt mir bisweilen dies Einſt vor den Ohren,
So wird mir, als wollt' man von neuem mich ſchmoren.

Ich fühl's wie ein Stechen unter den Nägeln, —
Und da tanz' ich auch ſchon nach der Verskunſt Regeln.

Digitized by Google

Offener Brief.

(An den Dichter H. Oe. Blom.)

Christiania, 1859.

Als Asgards Stunde nah und näher rückte,
Als Balder tot war und, ein stumpfer Greis,
Großvater Odin Lidskjalfs Kissen drückte
In seiner schlummernden Einherier Kreis,
Als selber Thor vergaß des Methorns Preis
Und Brage blöd' sich auf die Harfe bückte, —
Rief Wala: „Weh', die Welt ist in Gefahr!"
V. Wiehe reist, — und H. Ö. Blom sagt wahr.

Du bist die Wala, Weiser ohne Gleichen;
Dein Leiern läßt uns trübste Zukunft sehn;
Du kündest metrisch, welche sichern „Zeichen"
Voran dem Heringszug der Roheit gehn;
Vor Nachtunholden, die schon lauernd stehn
(Mit Horn und Rüssel) machst du uns erbleichen; —
Doch was du sahst, vom Flügelroß begnadet,
Erschien am siebenten in „Morgenbladet".

Du bangst vor einem Ragnarök, das schon
Vorm Thore droh' mit der „barbaries" Elend.
Mag der Gedankenschweif noch, ob auch schwelend,
Am Korpus deines Liedkometen loh'n;

Digitized by Google

Doch glaub' mir, alle Muſen ſchelten ſchmälend
Dein Bilderfeigenblatt den reinen Hohn.
Drum laß, als Skalde, unſre Kunſt in Frieden.
Mach' Proſa; Verſe ſind dir nicht beſchieden.

An deinen Früchten ſollſt du kenntlich ſein;
Drum laß dich lieber nicht auf Glatteis locken!
Du bildeſt auf Geſchmack ſo viel dir ein, —
Und „paarſt" doch Mutter Norge unerſchrocken
Mit einer von des Theſpiskarrens Doggen,
Ja, daß dich Gott verdamme, gleich mit zwein!
Ein Einfall eines Hundes, faul im Keime;
Ein Hund von einem Einfall, nichts für Reime!

Du ſingſt, man ſoll ein Rollenfach doublieren,
Doch Lieder will das Volk für ſeinen Kampf.
Du fabelſt Tag und Nacht von „remplacieren";
Dein Auge blendet, Freund, des Theetiſchs Dampf;
Dein Hippogryphe zeigt doch ſonſt Manieren;
Was quält er uns mit Lehrgedichtsgeſtampf?
Ein Schloß mit Turm und Zinnen lädt zu nahn ein;
Was ſchlägſt du rückwärts und bergab die Bahn ein?

Es kam einmal aus Pyramidennächten
Ein Leichnam balſamiert ans Tageslicht.
So ſtolz ſah ſein verſteinertes Geſicht!
Es wußte längſt nichts mehr von Sonnenprächten;
Voll Andacht noch vor längſt bankrotten Mächten,
Empfand's den Zauber neuen Lebens nicht.
„Ein Lächeln herb" der Mumie Mund umgrollte,
Voll Höhnens, — weil die Zeit nicht ſtill ſtehn wollte.

Digitized by Google

Ganz ebenſo begannſt du dieſen Streit.
Du willſt die Zeit mit Macht in Schlummer zwingen,
Du härmſt dich, hörſt du Lebensſtimmen klingen,
Du wünſchſt dir wieder Grabesdunkelheit;
Und gabſt doch guten Klang zu deiner Zeit
Und ſchufſt ſo manchem Schönheits-Lichtelb Schwingen,
Daß er ein Mehrer deines Reiches werde!
Doch nun — verleugneſt du die eigne Erde.

Allein zurück zu deinem Wahr-Geunke
Von Ragnarök, der fälligen Feuersbrunſt.
Auf, grübelt, ſinnt, ob Edler ob Halunke, —
Was eſſen wir, ging aus das Fleiſch der Kunſt?
Der Heimat Borkenbrot verlor die Gunſt,
Da hilft nun Thränen- nicht noch Gallentunke.
Doch da die Kunſt Weltbürgrin, wie zu leſen, —
So holt doch eine Truppe — Japaneſen!

Ja, wär' nur nicht die Dänenkönigsſtadt
Allein berechtigt, — doch da hängt die Harke!
Denn wie Madeiras Moſt, im Bauch der Barke,
Aus Pantſchwein Vollwein wird im Kattegat,
Erhebt nun jeden Herrn von Käſeblatt
Die bloße Überfahrt zur feinſten Marke;
Und der als Schneider galt in Kopenhagen,
Wird hier auf Händen wie ein Gott getragen.

'S wär' deine Schuld, wenn ich, ein ſtrenger Droſt,
Nun jeden Pfuſcher nähme vor die Feder,
Und ſtäche los auf jeden Humbugreder,
Der ausſchänkt deinen Dry-Madeiramoſt.

Digitized by Google

Ob der Kothurn nicht würde altes Leder
Und 's edle Fleiſch der Götter Hausmannskoſt,
Begänn' man analytiſch aufzufranſen
Den Kranz des wackern Prochoriſten Hanſen?

Doch ſparn wir dies auf einen ſpätern Gang;
Ich ſpreche wohl einmal zu Zeit und Muße
Bei jenem Wunder vor mit ernſterm Gruße,
Von deſſen nahem Fall dein Weltſchmerz ſang.
Kein Streit um irgend eines Mimen Rang!
Es ſei dein Lied allein, worauf ich fuße:
Du ſprichſt von einem Ragnarök, das drohn ſoll; —
So iſt es alſo Walhall, was da loh'n ſoll.

Denn Walhalls Fall geht Ragnarök voran,
Das lernten wir von unſerm erſten Lehrer.
Andhrimner lebt noch (das weiß jedermann)
Und gilt noch heut als wackrer Hungerwehrer
(Für Werktagsmägen), war die Koſt auch ſchwerer,
Die einſt dem Koch der Aſen Gunſt gewann.
Einherier läßt Kritik die Walſtatt decken,
Doch nur zum Schein, — das Publikum zu ſchrecken.

Was aber iſt aus Thor und Mjölnir worden,
Dem Thor, der des Gebirges Wand zerſpleißt
Und Freyja heimführt zum erfreuten Norden,
Indes der Troll ſich feig den Bart zerbeißt?
Und wo iſt Freyr, der nach des Winters Morden
Die Flur in Birkengrün ſich hüllen heißt?
Und wo der Idunsapfel? Im Vertrauen, —
Ich kann nur eine faule Birne ſchauen.

Digitized by Google

Der Apfel fehlt, da liegt der Hund begraben,
Und Balder geht von uns vielleicht ſchon März;
Sieh, darum wird es bald ſein Ende haben,
Trotz Pfeilſchuß, Keulenſchlag und Schall von Erz.
Ergieb dich drein, entdeck' dein Schneiderherz,
Näh' Totenhemden den gefallnen Knaben;
Denn, wiſſe, — Götter, die wir nicken ſehen,
Sie weckt nichts auf; ſie müſſen untergehen.

Doch ſei getroſt du! Ragnarök wird enden,
Schon dämmert hinter Bergen neues Licht;
Schon tagt's der Zeit verjüngtem Angeſicht,
Schon will ſich Nacht zu Morgen mächtig wenden.
Du wirſt noch ſtehn in Tagesſonnenbränden,
Wo nächtlich hielt der Blitz ſein Strafgericht; —
Du wirſt noch ſehn: Der höchſte aller Himmel
Iſt Walhall nicht, — der iſt das junge Gimel.

Digitized by Google

An einen fortziehenden Künstler.

(Zur Abschiedsfeier für Schauspieler Jörgensen.)

Nordwärts von der Dänen Strande
Kam er, leichte Fracht;
Reich alleinzig an Verstande
Und an Wortesmacht.
Wie ein Wiking wollt' er wagen,
Kräfte proben, Schlachten schlagen,
Wollte wachsen, wollte steigen,
Bis ein Reich sein eigen.

Jugendsturm im Fühlen trug er,
Lenz im Wollen heiß;
Wurzel hier im Felsgrund schlug er
Wie ein Tannenreis.
Weithin scholl des Helden Kunde;
Blieb er auch nicht ohne Wunde,
Weiß doch jeder Mann im Norden:
Daß sein Reich ihm worden.

Nun am Ziel der Bahn dem Greise
Wieder südwärts bangt,
Nach des Heimatschwanes Weise
Ihn sein Herz verlangt.

Senk' den Schild, gieb Axt und Wehre;
Stritteſt gut, kannſt ruhn mit Ehre, —
Später Zeit Sturm erſt entwiege
Deiner Saga Siege!

Denn wie Bautaſteine mahnen
Hin am Ocean,
Zu gedenken kühner Ahnen
Längſt beſchloſſner Bahn,
Sollen in der Schönheit Eden
Tauſend Steine von dir reden:
Fernſter Nachwelt kund zu geben,
Was ein Heldenleben!

Örnulfs Drapa.

Sinn, den Trauer trübte,
Fremd iſt ihm die Freude;
Traf den Sänger Sorge,
Tönt ſein Lied vom Leide.

Des Geſanges Segen
Gab der Gott mir Brage, —
Künde meinen Kummer,
Klinge drum, o Klage!

Grauſam ward der Norne
Groll ob mir entladen;
Glück und Glanz verglommen
Über Örnulfs Pfaden.

Sieben Söhne waren
Mir von Gott gegeben;
Gramvoll geht der Greis nun,
Liebeleer durchs Leben.

Sieben Söhne ſah ich
Schön um mich ſich ſcharen,
Schutz und Schirm dem Wiking
Mit den weißen Haaren.

Digitized by Google

Tot ſind nun die Tapfern!
Wehr und Wall zerfallen!
Einſam irrt der Alte,
Öd' ſind Haus und Hallen!

Thorolf, mir ſo teuer,
Letzter von den Lieben! —
Wollt' das Weh verwinden,
Wärſt mir du geblieben!

Lieb wie Lenzeslächeln,
Wonne war dein Weſen;
Wuchſeſt hold und herrlich
Als ein Held erleſen!

Tobend tief im Innern
Wächſt das Weh, das wilde,
Das die alte Bruſt mir
Zwängt wie zwiſchen Schilde.

Neidiſch nahm die Norne
All mein Eigen wieder,
Schüttete der Schmerzen
Schale auf mich nieder.

Wehrlos bin ich worden;
Hätt' ich Götterſtärke:
Raſtlos ſänn' ich Rache
Für der Norne Werke!

Die den Todesſtreich mir
Tief ins Herz verſetzte,
Die mir ruchlos raubte,
Alles — auch das Letzte!

Digitized by Google

Iſt für Örnulf alles
Nun in Nacht verſunken?
Nein, es hat der Sänger
Suttungs Met getrunken!

Meine Söhne ſanken;
Doch mit Dichtermunde
Geb' von meinem Leide
Laut im Lied ich Kunde!

Lind auf meine Lippen
Legt' ein Gott mir Töne, —
Kling' hinaus, o Klage,
Übers Grab der Söhne!

Heil euch, Helden! Ruhmreich
Reitet auf vom Grabe! —
Erdenweh und -wunden
Heilt die Göttergabe!

Digitized by Google

Friedrich des Siebenten Andenken.

(Geſungen im Studentenverein.)

Auf dem Dannewerk ſpäht, voll Sorgen,
Däniſch Volk gen Süd.
In Roskildes Gruft geborgen,
Schlummert Friedrich müd.
Leben gilt's dem Volk und Ehre;
Friedrich fehlt dem treuen Heere;
„Jens" muß Nordlands Grenzmarkſteine
Hüten ganz alleine.

Nein! Ertoſt um Jütlands Wälle
Blutig wilde Schlacht,
Sprengt die Thür Er der Kapelle,
Teilt den Wind der Nacht,
Sauſt heran gleich Oſſians Recken,
Läßt ſein Schwert die Dänen wecken:
„Kinder! Drauf, zum Kampf der Ehre!
Friedrich iſt beim Heere!"

Denn noch allen unentriſſen
Lebt der Dänenheld:
Königsſinn im Volksgewiſſen
Zeugt davon der Welt.
Drauf denn, daß die Wahrheit ſiege!
Friedrich zieht mit euch zu Kriege!
Slaven, Wenden und Kroaten
Sind nicht „Landſoldaten"!

Digitized by Google

Ein Bruder in Not.

(Dezember 1863.)

Um Tyras Burg verſammelt ſtehn,
Bereit zum letzten Gang,
Mit Bannern, die auf Halbmaſt wehn,
Der Dänen Völker bang.
Verlaſſen ſtehn ſie vor dem Feind,
Verlaſſen, ohne Bund!
War ſo der Händedruck gemeint,
Durch den der Norden ſchien geeint,
In Axelſtad und Lund?

Die Worte, deren glatter Fall
So voller Herzlichkeit, —
So waren ſie denn Phraſenſchwall,
Und Dürre herrſcht nun weit!
Der Baum, der ſo viel Hoffnung gab
Im Glanz des Feſtgelags,
Er ſteht, als nackter Kreuzesſtab,
Entblättert auf des Nordens Grab —
Des erſten ernſten Tags!

So war's denn Lug im Feſtgewand,
Nur Judasart voll Gift,
Womit ihr jüngſt am Dänenſtrand
Der Brüder Herz ergrifft!

Digitized by Google

Was dort von Königslippen floß,
So war's denn ohne Wert!
So wiederholte ſich da bloß
Held Guſtavs Spiel auf Stockholms Schloß
Mit Karls des Zwölften Schwert!

Ein Volk, gemäht in Grabesgraus,
Noch warm vom Judaskuß, —
So klingt der Dänen Saga aus.
Wer ſchrieb darunter: Schluß?
Wer litt, daß alſo ſchloß ihr Buch:
Deutſch wurde Tyras Wall;
Des Danebrogs zerriſſen Tuch
Verhüllte vor der Knechtſchaft Fluch
Des letzten Dänen Fall?

Doch du, mein nord'ſcher Bruder brav,
Der Frieden ſich erlas,
Weil er die Abkunft, die er traf,
Zur rechten Zeit vergaß,
Verlaß voll Scham dein Vaterland,
So weit wie Meere blaun,
Durchflieh die Welt von Strand zu Strand,
Vergiß, wie man dich einſt genannt,
Vergiß dich ſelbſt voll Graun!

Ein jeder Hauch, der ſeufzend bricht
Vom Dänenmeer herein,
Ereile dich wie ein Gericht:
Wo bliebſt du, Bruder mein?
Es galt des ganzen Nordens Ehr',

Digitized by Google

Sein oder nicht mehr ſein;
Ich ſpähte wund mich übers Meer; —
Umſonſt! Kein Wiking flog einher!
Wo bliebſt du, Bruder mein? — —

Ein Traum nur war's, ein böſer Schreck.
Erwacht, erwacht zur That!
Ein Bruder in Not! Alle Mann an Deck!
Hier gilt es raſchen Rat!
Noch kann im Buch der Saga ſtehn:
Däniſch blieb Tyras Mark.
Noch kann des Danebrogs Purpurwehn
Ein neues Reich des Nordens ſehn —
Einig, fruchtbar und ſtark!

Des Glaubens Grund.

Ich ſchlug als Dichter die Sturmglocke an;
Das ganze Land hielt ſich ſtill wie Ein Mann.

Ein Schiff war bereit, gethan meine That;
Vor Volldampf verließ ich das teure Geſtad.

Im Kattegat hemmte uns Nebel den Lauf;
Da war wohl keiner, der nicht blieb auf.

Die Kajüte ward zum Kriegsratgemach;
Und Düppels Fall war's, wovon man ſprach.

Zuletzt nicht ſprach man von wildverwognen
Stücken der freiwillig Mitgezognen.

Dem war ein bartloſer Neffe entrannt,
Dem ſein Geſchäftsdiener durchgebrannt.

So war's denn natürlich, daß man ſchier litt;
War man doch ſelbſt, ſo zu ſagen, mit.

Im Sofa, juſt wo die Lampe war,
Saß gefaßt eine Frau mit gebleichtem Haar.

Digitized by Google

Für ſie die meiſten Zungen ſich löſten;
Ein jeder wollt' ſie am eifrigſten tröſten.

Und die Damen bezeugten in jammerndem Ton
Ihre Angſt um der Mutter einzigen Sohn.

Ich ſeh' ſie noch nicken mit lächelnder Wange
Und ſagen: Für ihn, da iſt mir nicht bange!

Wie ſchön es ihr anſtand, der Silbergrauen,
Ihr tiefes, felſenfeſtes Vertrauen!

Es rieſelte warm mir durch Mark und Blut;
Es ſtählte mir neu den geſunkenen Mut.

„Dein Volk iſt nicht tot, nur Schlummer umwebt es; —
Im Glauben des Weibes, o Wunder, lebt es!"

Doch ſpäter fand ich, ſie wußte genau,
Worauf es ankam, die gute Frau.

Sie ward mir ein Rätſel; ich faßt' es nicht:
Was gab ihr nur dieſe Zuverſicht? —

Die Löſung war leider nicht allzu ſchwer:
Ihr Sohn war Kriegsmann in — unſerm Heer.

Digitized by Google

Das Storthingsgebäude.

Königsſchloß und Gotteshaus,
Großer Väter Bauten, ragen,
Nun ihr Fürſt gelitten aus,
Stumme, ſteingewordne Klagen.
Norregs rotes Reichspanier
Flog dereinſt, das alte, hier,
Bis es ſich, zu trübſter Zeiten
Zeichen, ließ auf Halbmaſt gleiten.

Volkspanier, von Berg und Berg
Kommt nun neuer Wind dich mahnen;
Flieg' nun auch um unſer Werk,
Wie du flogſt ums Werk der Ahnen.
Lebensodem tauſendfach
Hauch' hinein vom hohen Dach;
Deine Zunge dreigeſpalten
Sprech' durch ſie, die drinnen ſchalten.

Raun' es ihnen zu: Dies Haus
Baut ſich nicht aus toter Erden;
Lehre ſie: Jahrein, jahraus
Muß hier Geiſt geſchichtet werden.

Digitized by Google

Aber achtete dein Thing
Deiner Rede Sinn gering,
Sinke, daß du recht ihm dankeſt,
Wie du einſt bei Swolder ſankeſt!

Findet deiner Vogelſchau
Weckruf dort nur taube Ohren,
Laß des Kreuzes tiefes Blau
Sorgenſchwer den Maſt umfloren,
Laß dein friſches Freiheitsrot
Sich zuſammenfalten tot,
Laß dein reines Weiß verrinnen
Schneewehn gleich um kahle Zinnen!

Nein, ſo wird es nie geſchehn!
Höhenwind wird für dich wachen,
Wird die Farben ſtets dir blähn
Und voll Leben leuchten machen.
Unterm hohen Hallendach
Winkt dem Geiſt ein weit Gemach.
Haralds königliches Träumen
Wird nicht fremd ſein dieſen Räumen.

Volksburg, Königsburg: die zwei
Hoch ſich gegenüber ragen!
Wie zwei Nachbarn ſchaun ſie frei
Sich ins Aug' zu allen Tagen.
Geiſtesblitz und -funke ſprüht,
Wie ſo Aug' in Auge glüht; —
Sverres, Håkons, Oskars Schatten
Bauen ſtill, doch ohn' Ermatten.

Digitized by Google

Heldenvorzeit, deine Kraft
Laß den Enkel überkommen;
Schütz' und ſchirm' ihm, was er ſchafft
Seinem jungen Staat zum Frommen!
Daß, ob auch der Stein vergeh',
Doch der That Granit beſteh',
Drauf ſich ſtolz ein Land erhebe,
Deſſen Volk im Lichte lebe!

Digitized by Google

Terje Vigen.

Er wohnte draußen im Schärenreich weit,
Mit dem Weltmeer in wilder Eh';
Er that gewiß keinem Menschen ein Leid
Weder an Land noch zur See;
Doch manchmal da blitzte sein Aug' voll Groll;
Zumal wenn er Sturm kommen sah;
Und da meinten die Leute, der Mann sei toll,
Und kamen, heimlichen Bangens voll,
Dem Terje Vigen nicht nah.

Ich sah ihn einmal, einen Morgengang;
Er lag im Hafen mit Fisch;
Sein Haar war weiß, doch lacht' er und sang
Und war wie ein Jüngling frisch.
Er neckte die Mägde mit Blick und Wort,
Er strich den Kindern durchs Haar,
Er schwang den Südwester und sprang an Bord;
Dann hißt' er das Fock, und heim zog er fort
Im Mittag, der alte Aar.

So sei denn berichtet, was ich gehört
Von Terje, genau nach der Reih';
Und wenn euch ein Allzuviel manchmal stört, —
Es ist keine Lüge dabei.

Digitized by Google

Ich hab' es zwar nicht aus ſeinem Mund,
Doch von ſeinem nächſten Kreis,
Von denen, die um ihn die letzte Stund'
Und dann ihn gelegt in den grauen Grund,
Als er ruhn ging, faſt ſchon ein Greis.

Er trieb's als Junge nicht eben ſacht,
Kam früh vom Elternhaus fort,
Und hatte ſchon tüchtig was durchgemacht
Als jüngſter Jungmann an Bord.
Dann nahm er Reißaus in Amſterdam, —
Bis daß ihn Heimweh ergriff.
Doch als auf der „Eintracht", Kapitän Pram,
Der längſt Verſchollene wiederkam,
Da ſtieg er ein Fremder vom Schiff.

Erwachſen war er nun, ſchmuck und groß,
Schritt ſtattlich und ſonnenverbrannt;
Doch die Eltern deckte der Erde Schoß
Und alle faſt, die ihm verwandt.
Ein Weilchen zog er die Stirne kraus,
Dann gab er dem Grübeln ade.
Das Feſtland unter ſich hielt er kaum aus.
Nein, da war doch beſſer, zu bauen ſein Haus
Auf der großen, wogenden See!

Ein Jahr drauf hatte Terje gefreit; —
Das kam, eh 's einer gedacht.
Und manche meinten, es ſei ihm leid,
Daß er ſich ſeßhaft gemacht.
So lebte er denn unter eigenem Dach
Einen Winter in Saus und Braus.

Digitized by Google

Hell blitzten die Scheiben vorm saubern Gemach
Mit weißen Gardinen und Blumen im Fach
In dem kleinen, weinroten Haus.

Als Eis und Winter vorm Tauwind wich,
Versuchte er wieder sein Glück;
Im Herbst, da die Wildgans gen Süden strich,
Kam seine Brigg just zurück.
Da fiel's dem Matrosen schwer auf die Brust:
Er fühlte sich jung und stark;
Vom Sonnenland hatte er fortgemußt;
Hinter ihm lag eine Welt voll Lust —
Und vor ihm ein Winter arg.

Sie ankerten, und die Mannschaft ging
Zu Tanz und Trunk an Land;
Sein Blick noch sehnend an ihnen hing,
Als er am Heim schon stand.
Er lugte durch die Gardine hinein, —
Da sah er im Zimmer zwei:
Sein Weib saß stille und haspelte Lein,
Doch in der Wiege lag, rot und fein,
Ein lachend Mägdlein dabei.

Man sagt, daß dies Terje Vigens Gemüt
Verwunderlich ernsthaft traf.
Er schaffte und wirkte und wurde nicht müd,
Zu wiegen sein Kind in Schlaf.
Am Sonntagsabend, wann Fiedelklang
Vom Nachbar herüberflog,
Daheim er die fröhlichsten Lieder sang,
Derweil klein Anna im Arm ihm sprang
Und ihn an den Haaren zog.

Digitized by Google

So kam allmählich das Kriegsjahr heran
Von achtzehnhundertundneun,
Von dem noch mancher erzählen kann
Und seinem schrecklichen Dräu'n.
Englische Kreuzer auf Schritt und Tritt,
Im Lande Mißwachs und Not,
Der Arme darbte, der Reiche litt,
Kein Heuerer nahm einen Bootsmann mit,
Vor der Thüre stand Krankheit und Tod.

Ein Veilchen macht' es auch Terje scheu,
Dann ward er wiederum er;
Wie? War ihm ein Freund denn nicht, alt und treu,
Sein großes, wogendes Meer?
Auf seinen Schären noch manche sind,
Die seine Heldenthat sahn: —
„Als einmal weniger steif der Wind,
Da ruderte Terje für Weib und Kind
Übers Meer im offenen Kahn!"

Das kleinste Fischerboot wählt' er aus
Zu seiner Skagenfahrt.
So Mast wie Segel ließ er zuhaus, —
Dies schien ihm die sicherste Art.
Und war die Meerflut auch wandelbar,
Ein Stücklein, zu wagen war's.
Wohl drohte das jütische Riff Gefahr —
Doch mehr noch der englische „Man of war"
Mit Adleraugen vom Mars.

So gab er sich denn in Gottes Hand
Und ruderte sonder Rast.
Nach Fladstrand kam er in gutem Bestand

Digitized by Google

Und holte die wertvolle Laſt.
Weiß Gott, ſie war nicht ſonderlich ſchwer, —
Drei Tonnen Gerſte, — die Fracht;
Doch kam er vom ärmſten Fleck Erde her;
Dann darbten ihm Weib und Kind nicht mehr,
War dies erſt untergebracht.

Drei Tage, drei Nächte raſtete nicht
Der ſtarke, mutige Mann;
Bis am vierten Morgen, beim erſten Licht,
Sein Aug' einen Halt gewann.
Es war nicht fliehender Wolken Grau,
War Felsgebirg, ſtarr und klar;
Doch hoch über allen, in ſtolzer Schau,
Lag der Sattel von Imenäs, breit und blau.
Da wußte er, wo er war.

Daheim war er bald; das Reſtchen Zeit
Durchſtritt er wohl noch gemach,
Voll Glauben ward er und Freudigkeit;
Schier, daß er ein Dankgebet ſprach!
Da war's, als erſtürb' ihm das Wort im Mund;
Er ſtarrte, da gab's kein Verſehn:
In weichender Nebel Hintergrund
Sah er ein Kriegsſchiff im Hesnäsſund
Vor all ſeinen Segeln gehn.

Sein Boot ward entdeckt, ein Signal erſcholl, —
Verlegt war ſein Weg in die Bucht;
Doch da die Segel nicht ſonderlich voll,
Ergriff er gen Weſten die Flucht.

Digitized by Google

Da raſſelte nieder das Boot eines Krahns,
Er hörte der Mannſchaft Geſang: —
Die Füße geſtemmt an die Rippen des Kahns,
So furcht' er den Acker des Oceans,
Daß das Blut aus den Nägeln ihm ſprang.

Gäsling heißt ſie, die blinde Schär
Im Oſten vom Homborgſund.
Da bricht ſich bei Landwind wild das Meer,
Auf zwei Fuß Waſſer iſt Grund.
Da ſprißt es wie Kalk, da glänzt es wie Gold,
Selbſt wenn ganz ſtille der Tag;
Doch ob die Dünung auch noch ſo rollt,
Dahinter hat ſie meiſt ausgegrollt,
Und kurz ward ihr Wellenſchlag.

Dorthin Terje Vigens Nußſchale fuhr,
Wie ein Pfeil, ſo ſchoß ſie heran!
Doch hinter ihr flog in der Kielwaſſerſpur
Die Jolle mit fünfzehn Mann.
Da war's, daß er ſchrie durch der Brandung Braus
Zu Gott in der bitterſten Not:
„Dort drinnen am Strand, in dem ärmlichen Haus,
Dort ſtreckt mein Kind ſeine Ärmchen aus
Und bangt mit der Mutter nach Brot!"

Doch lauter noch ſchrien die fünfzehn Mann:
Wie bei Lyngör, ſo ging es her.
Das Glück iſt mit dem Engländer, wann
Er raubt in Norwegens Meer.
Als Terje wider die Klippen prallt',
Da knirſcht' auch die Joll' auf den Sand.

Digitized by Google

Vom Steven gebot der Anführer: „Halt!“
Und hob ein Ruder mit aller Gewalt —
Und hieb's in des Nachens Wand.

Die dünne Planke brach wie Baſt,
Hereinſchoß ziſchend die Flut;
Zwei Fuß tief ſank die teure Laſt,
Doch ſank nicht Terjes Mut.
Den Feind er jäh zur Seite ſtieß
Und ſprang hinaus übers Riff —
Und tauchte und ſchwamm, bis die Kraft ihn faſt ließ;
Doch die Rolle kam los, und, wo er ſich wies,
Auch Säbel und Kugel pfiff.

Sie fiſchten ihn auf, man bracht' ihn an Bord,
Die Korvette gab Siegesſalut;
Hoch auf dem Hüttendeck ſtand der Lord,
Ein achtzehnjähriges Blut.
Seine erſte Bataille galt Terjes Boot,
Drum that er auch jetzt ſo keck;
Doch Terje ſah nur der Seinigen Tod, —
Und der ſtarke Mann kniete voll bitterſter Not
Auf der Korvette Deck.

Er kaufte mit Thränen, ſie lächelten nur
Und zahlten ihm heim mit Hohn.
Es kühlte von Oſten, und ſeewärts fuhr
Altenglands ſiegreicher Sohn.
Da ſchwieg Terje Vigen; nun war es geſchehn,
Nun verſchloß er die Sorgenlaſt.
Doch die ihn gefangen, mußten geſtehn,
Sie hätten nicht bald einen Mann geſehn,
Der ſich ſo ſeltſam gefaßt.

Digitized by Google

So ſaß im „Priſon“ er Jahr um Jahr,
Fünf Jahre, ſo ſagt man ſich;
Sein Nacken beugte ſich, und ſein Haar
Von Heimwehträumen erblich.
Etwas — doch ſprach er nicht aus, was es ſei, —
Das war wie ſein einzigſter Hort.
So kam achtzehnhundertundvierzehn herbei;
Die Norweger wurden, und Terje mit, frei,
Und auf einem Schweden ging's fort.

Daheim an der Schiffsbrücke ſtieg er an Land
Mit des Königs Lotſenpatent;
Doch wenigen dünkte der Graue bekannt,
Der blond ſich von ihnen getrennt.
Längſt eines Fremden war Haus und Hab',
Und „die zwei“, ward drinnen ihm kund,
„Da der Mann ſie verließ und da keins ihnen gab,
Empfingen zuletzt ein gemeinſames Grab
Vom Schärvogt in Armenhausgrund.“ — —

Getreulich wirkt er nun lange Zeit
Als Lots auf der äußerſten Schär;
Er that gewiß keinem Menſchen ein Leid
Weder zu Land noch zu Meer.
Nur manchmal da blitzte ſein Aug' voll Groll,
Zumal wenn er Sturm kommen ſah;
Und da meinten die Leute, der Mann ſei toll,
Und kamen, heimlichen Bangens voll,
Dem Terje Vigen nicht nah.

Ein Mondſcheinabend mit Wind auf Land
Die Lotſen in Aufruhr ſetzt:
Eine engliſche Yacht trieb wider den Strand,

Digitized by Google

Großſegel und Fock zerfetzt.
Ein Wimpel ſchrie durch den ſtürmiſchen Tag
Einen Schrei der Not ohne Wort.
Da ging ein Boot drinnen über Stag
Und kam widern Wind auf, Schlag um Schlag,
Und ſtolz ſtand der Lotſe an Bord.

Sie ſchien von Eiſen, des Graukopfs Hand;
Wie ein Rieſe, ſo griff er ins Rad:
Die Yacht gehorchte, ſtand wieder von Land,
Und ſein Boot ſchwamm im Kielwaſſerpfad.
Der Lord kam nach hinten mit Weib und Kind
Und wünſchte dem Lotſen Glück:
„Ich mach' dich reicher denn all mein Geſind',
Wenn du uns heil bringſt durch Brandung und Wind!“ —
Doch da ſurrte das Rad zurück.

Es erblich der Lotſe, und um ſeinen Mund
Gewann's wie ein Lächeln Macht.
Landeinwärts ging es, und hoch auf Grund
Stand des Engländers prächtige Yacht.
„Sie hat nicht gehorcht! In die Boote hinab!
Mylord und Mylady mit mir!
Sie findet hier in den Wellen ihr Grab; —
Doch drinnen da ſchwächt die Brandung ſich ab;
Ich weiſ' euch den Weg zu ihr!“

Meerleuchten flammte; die Jolle flog
Gen Land mit der teuren Laſt.
Hinten der Lotſe ſtand, ſtark und hoch,
Doch rollend ſein Aug' ohne Raſt.
Er ſpähte leewärts zum Gäslingriff,

Und luvwärts zum Hesnäsfjord;
Da plötzlich ließ er den Steuergriff —
Und ſchwang ein Ruder, — da war ſein Schiff
Mit jähem Stoße durchbohrt.

Einſchoß die See wie durch ein Thor;
Losbrach auf dem Wrack ein Streit;
Doch die Mutter hob ihre Tochter empor,
In bitterſter Bangigkeit.
„Anna, mein Kind!“ ſo ſchrie ſie voll Weh;
Da erbebte der graue Mann;
Er faßte das Segel, trieb's Steuer in Lee,
Und wie eines Vogels Flug über See
Die Fahrt von neuem begann.

Ein Krach! Die Jolle zum Sinken kam;
Doch hier war der Seegang leicht;
Und da ſie eine Bank aufnahm,
So ſank das Boot nur ſeicht.
Da rief der Lord: „Dies iſt keine Schär!
Ich fühl's, wie der Grund ſich bewegt!“
Doch Terje lächelte: „Sorg' nicht ſo ſehr!
Wie, wenn's ein geſunken Fiſcherboot wär',
Mit drei Tonnen Korn, was uns trägt?“

Da ſchüttelte die vergeſſene That
Den Lord wie ein jäher Schreck;
Er erkannte den Schiffer, der bat und bat
Einſt auf der Korvette Deck.
Da ſchrie Terje Vigen: „Mein höchſter Hort
War dein, doch du geizteſt nach Ruhm!

Digitized by Google

Ein Augenblick noch — und Mord gegen Mord!“
Da vergaß der ſtolze engliſche Lord
Vor dem Lotſen ſein Heldentum.

Doch Der ſtand, geſtützt auf des Ruders Schaft,
So rank, wie, da jung er noch war,
Sein Auge glomm in unbändiger Kraft,
Im Winde wallte ſein Haar.
„Du ſegelteſt ſtolz, im Gefühl deiner Macht,
Ich fuhr mein geringes Boot;
Todmüde ſchleppt' ich die koſtbare Fracht,
Du hatteſt des Hungers der Meinen nicht acht
Und höhnteſt mich noch in der Not.

„Dein Weib iſt ſonniger Frühlingsart,
Ihre Hand iſt wie Seide ſo fein, —
Meines Weibes Hand, die war grob und hart,
Doch war ſie nun einmal mein.
Dein Kind hat Goldhaar und Augen blau
Wie ein kleiner Engel des Herrn;
Mein Töchterchen ſtellte nicht viel zur Schau,
Es war, Gott ſei's geklagt, mager und grau,
Wie armer Leut' Kinder gern.

„Sieh, das war der Reichtum, der mir beſchert,
Mein Einziges, dran ich hing.
Mir ſchien es ein Schatz von unendlichem Wert,
Dir aber wog es gering.
Jetzt beut der Vergeltung Stunde ſich dar,
Jetzt ſollſt du fühlen, bei Gott,
Was auf wohl wiegen mag manch ein Jahr,
Das beugte mein Kreuz und bleichte mein Haar
Und machte mein Glück zu Spott!“

Digitized by Google

Das Kind ergriff er und schwang es hoch,
Mit der Linken die Lady er hielt.
„Zurück, Mylord! Ein Fußbreit noch, —
Und Weib und Kind ist verspielt!“
Auf dem Sprung trotz allem der Brite stand,
Doch der Arm war ihm schwach, ohne Macht,
Sein Auge war scheu, seine Stirn' in Brand,
Und sein Haar — als der nächste Morgen ihn fand —
Ergraut in der einzigen Nacht.

Doch Terjes Stirne wies Klarheit und Glück,
Sein Groll hatte jäh sich gelegt.
Ehrfürchtig gab er das Kind zurück,
Und küßt' ihm die Hände bewegt.
Er atmete tief und innerlich,
Seine Stimme klang ruhig und rein:
„Jetzt kam Terje Vigen wieder zu sich.
Bis heut sein Blut einem Wildbach glich;
Denn Rache — sie mußte sein!

„Daß ich zu lange gefangen saß,
Das hatte mein Herz geknickt.
Danach lag ich wie müdes Gras,
Das in den Abgrund blickt.
Doch nun sind wir quitt wieder, wie beim Beginn;
Dein Schuldner stand seinen Mann.
Ich gab, was ich hatte, — du nahmst es hin;
Und wenn ich zu hart dir erschienen bin,
So klag' meinen Schöpfer des an!“

Der Tag fand alles in Sicherheit;
Im Hafen lag längst die Yacht.
Der Ruhm des braven Manns scholl weit,

Digitized by Google

Doch ſtumm blieb der Mund der Nacht.
Die Wolke, die ſeine Stirn umzog,
Blies eine Sturmnacht weg;
Und Terje trug wieder wie wenige hoch
Den Nacken, den ihm der Tag einſt bog
Auf der Korvette Deck.

Der Lord kam und Mylady kam,
Und viele folgten nach;
Das Händeſchütteln kein Ende nahm
In ſeinem geringen Gemach.
Sie dankten ihm, daß er ihr Retter war
Vor der Wellen und Riffe Gier.
Doch Terje ſtrich dem Kind übers Haar:
„Nein, nein! Was uns half aus der ſchlimmſten Gefahr, —
Das war wohl die Kleine hier!“

Da die Yacht vorbeikam am Hesnäsſund,
Stieg Norwegens Flagge empor.
Dann kam ein ſchaumweißer Klippengrund,
Dort ſprach der Geſchütze Chor.
Da trat ins Aug' ihm ein funkelnd Ding;
Stumm ſtarrt' er hinaus auf die Bank:
„Wie viel ich verlor! Doch wie viel auch empfing!
Vielleicht war's am beſten, es ging, wie es ging, —
Und ſo hab', mein Gott, denn Dank!“ — —

So ſah ich ihn einſt, einen Morgengang,
Er lag im Hafen mit Fiſch.
Sein Haar war weiß, doch lacht' er und ſang
Und war wie ein Jüngling friſch.

Digitized by Google

Er neckte die Mägde mit Blick und Wort,
Er ſtrich den Kindern durchs Haar,
Er ſchwang den Südweſter und ſprang an Bord;
Dann hißt' er das Fock, und heim zog er fort
Im Mittag, der alte Aar.

Bei Fjäres Kirche ſah ich ein Grab
Auf wetterharter Triſt;
Verwahrloſt war's, doch hielt der Stab
Das Brett noch mit der Schrift.
Da ſtand „Thaerie Wiighen", zuſamt dem Jahr,
Da er ſich ausgemüht.
Es lag allen Schutzes und Schattens bar,
Drum auch das Gras ſo ſtachlig war —
Doch von wilden Blumen durchblüht.

Digitized by Google

Verwicklungen.

Es ſtand in dem Garten ein Apfelbaum,
Vor Blüten ſah man die Blätter kaum.

Ein Bienchen flog in dem Garten umher,
Eine Apfelblüte gefiel ihm ſehr.

Sie liebten ſich beide treu und wahr;
Darum verlobten ſie ſich als ein Paar.

Das Bienchen zog auf die Sommerfahrt —
Ein Fruchtknopf indes aus der Blüte ward.

Bienchen und Fruchtknopf grämten ſich ſehr,
Doch war's nun einmal nicht zu ändern mehr. —

Nun hielt eine arme, doch ehrliche Maus
Neben der Wurzel des Baumes Haus.

Die ſeufzte: „Du Fruchtknopf, o wäreſt du mein,
So würde mein Keller der Himmel ſein!“ —

Aufs neu' kam das Bienchen zurück von der Flucht,
Da fand es die Blüte verwandelt zur Frucht.

Bienchen und Frucht, die grämten ſich ſehr,
Doch war's nun einmal nicht zu ändern mehr. —

Digitized by Google

Am Giebel, über des Baumes Geäſt,
Da wohnt' ein Sperling in ſeinem Neſt.

Der ſeufzte: „Du Frucht, o wäreſt du mein,
So würde mein Neſt mir der Himmel ſein!“

Bienchen und Frucht, die grämten ſich ſehr,
Maus und Sperling erfüllte Begehr;

Doch alles ging ganz in der Stille her —
Es war nun einmal nicht zu ändern mehr. —

Da fiel und platzte die Frucht — o Not!
Und bald war die Maus auch mauſetot.

Und tot im Neſt man den Sperling fand,
Als den Vögeln die Weihnachtsgarbe man band.

Und als das getreue Bienchen nun frei,
Da war es mit Sommer und Blüten vorbei.

Zum Bienenſtock flog es, wo Frieden es fand,
Und ſtarb dann ſpäter als Wachsfabrikant. —

Seht, all der Jammer blieb uns erſpart,
Wenn das Bienchen zur Maus bei der Heimkehr ward;

Und wär' mit der Frucht dann zum Sperling die Maus
Geworden — wie herrlich ging alles aus!

Digitized by Google

Aus meinem häuslichen Leben.

Das Haus lag ſtille, die Gaſſe leer.
Ich blies in den dämmrigen Schimmer
Der Stube ein träumriſches Wolkenmeer:
Da zog es im Dampf der Havana einher,
Da kamen die Kinder ins Zimmer.

Mein flügelleicht Völkchen, ein wahrer Staat
Von munteren Mädchen und Jungen,
Mit friſchen Backen, wie nach einem Bad.
Hei, ward da im Spiel jeder lockende Pfad
Der himmliſchen Reiche geſprungen!

Doch als uns ſtieß juſt am tollſten der Bock,
Da mußte der Spiegel klirren.
Darin ſtand ein Gaſt, ſo ſteif wie ein Stock,
Mit blaugrauen Augen, geſchloſſenem Rock
Und in Filzſchuhen, wenn wir nicht irren.

Da fiel's wie ein Alp auf den fröhlichen Kreis.
Eins lutſcht an den Fingern befangen,
Ein anderes ſteht wie ein Zapfen Eis; —
Die Nähe von Fremden, wie männiglich weiß,
Verdutzt die geweckteſten Rangen.

Digitized by Google

Eine Kirche.

Der König baute,
Solang' es licht.
Wann Dämmrung graute,
Hervor ſich traute
Voll Arg der Wicht.

Wohl half ſein Herren
Dem Wicht nicht viel.
Doch Plan des Herren
Und Zwerges Sperren
Zerſpliß den Stil.

Und doch entzückt' es
Die Frommen all;
Solch halb Geglücktes
Und halb Zerpflücktes
Iſt juſt ihr Fall.

In der Galerie.

In Jugend ſtrahlend
So traf ich ſie,
Ein Bildnis malend
Der Galerie.

Laß ſehn, was die Kleine
Zu malen begonnen!
Wahrhaftig, 's iſt eine
Von Murillos Madonnen!

So ſehnſuchtsvoll ſchaut ſie
Und ſinnend zugleich;
In Träumen baut ſie
Ein Schönheitsreich. —

Als Jahre entſchwunden,
Kehrt' ich zurück,
Grüßte die Stunden,
Die flohn hier in Glück.

Gealtert und reifer
So traf ich ſie,
Sich weihend voll Eifer
Der Galerie.

Digitized by Google

Doch wie — laß ſchauen!
Das iſt — ei, ſieh doch!
Darf den Augen ich trauen?
Die gleiche Kopie noch!

So ſaß ſie hier innen,
Ließ, während ſie malte,
Das Leben entrinnen,
Das lockte und ſtrahlte.

So hat ſie die Jahre
In Sehnſucht geſeſſen,
Und ach, ihre Haare
Bleichten indeſſen!

Doch ſehnend noch ſchaut ſie
Und ſinnend zugleich:
In Träumen baut ſie
Ein Schönheitsreich.

Digitized by Google

Chor der Unſichtbaren.

(Aus „Brand“.)

Nimmer wirſt du, Menſch, ihm gleichen;
Denn aus Staub biſt du gemacht;
Magſt ausharren oder weichen,
Immer ſtürzt dein Pfad in Nacht!

Nimmer wirſt du, Wurm, ihm gleichen;
Denn dem Staub biſt du entſtammt;
Magſt nachfolgen oder weichen,
Immer bleibt dein Thun verdammt!

Träumer, nie wirſt du ihm gleichen,
Was du ihm auch dargebracht;
Wähne nie, je zuzureichen; —
Denn als Menſch biſt du gemacht!

Digitized by Google

Auf den Höhen.

I.

Nun flugs den Rucksack umgehängt,
Den Stutzen von der Wand,
Und Thür und Laden zugezwängt
Mit Pflock und Weidenband.
Dann noch zur Mutter drüben schnell,
Wir sind ja Nachbarn schier,
Ein Handschlag zum Lebwohl, ein hell:
„Bald bin ich wieder heim vom Fjäll!
Solange — Gott mit dir!“

Vom Dorf ab biegt der Bergweg schmal,
In Hochwald geht's hinein;
Doch hinter mir ruhn Fjord und Thal
Im Mondendämmerschein.
Des Nachbars Hof lag wie im Traum,
Als ich vorüberstrich;
Doch weiter, unterm Lindenbaum,
Hielt Linnentuch und Laubessaum
Zwiesprache, wonniglich.

Da lehnt' in ihrem weißen Lein
Mein Lieb am dunklen Stamm.
Sie war so zart, so frisch, so fein,
Wie Farren hoch vom Kamm.

Digitized by Google

Halb lacht' ihr liebes Auge mir,
Halb ſah's voll Schalksgeleucht; —
Ich lachte mit. „Ich werde dir —!“
Ein Satz: — und' ſtand auch ſchon bei ihr!
Doch da war 's Aug' ihr feucht.

Ich ſchlang den Arm um ihren Leib;
Da ward ſie bleich und rot;
Ich nannte ſie mein liebes Weib;
Ihr Buſen flog voll Not.
„Jetzt biſt du mein, du Liebſte, du!
Mit Leib und Seele mein!“
Sie blickt', ich glaub', auf ihren Schuh;
Leis flüſterte das Laub dazu:
So bebt' ihr Linnen, fein.

Sie bat ſo ſchön; ich ließ ſie los;
Wir ſcherzten wie vorher;
Allein was war mir ſolch Gekos!
Mein Sinn verlangte mehr.
Ich bat ſo ſchön; ihr Herze ſchwoll, —
Sie war nur halb mehr taub;
Mir ſchien der Wald wie Singens voll
Von Elbenvolk und Neck und Troll
Und Lachens unterm Laub.

So ging's hinauf den Bergweg ſchmal,
So ging's ins Holz hinein;
Tief unter uns lag Fjord und Thal
Im Mondendämmerſchein.
Ich ſaß ſo heiß, ſie ſaß ſo müd
Des Abgrunds Rande nah;

Digitized by Google

Es wob um uns wie ſchwüler Süd; —
Ich weiß nur noch, wie ich geglüht,
Nicht mehr, wie es geſchah.

Ich ſchlang den Arm um ihren Leib,
Die an der Bruſt mir lag; —
So freite ich mein junges Weib
Zum Lied des Neck im Hag.
Ob Draugvolk lachte, da ſie mein,
Das ſchuf mir wenig Weh;
Mich irrte keines Gnoms Gegrein, —
Ich ſah nur ſie, ſo zag und fein,
Und zitternd wie ein Reh.

II.

Ich lag auf nacktem Fels und ſah
Den jungen Tag erblühn
Und all die Gipfel fern und nah
In lautrem Purpur glühn.
Von unten grüßt mit Scheiben, blank,
Der Hof der Mutter her;
Dort litt und ſtritt ſie ſonder Wank,
Dort ward mein Sinn ſo friſch und frank, —
Gott weiß, was ſonſt noch mehr.

Sie iſt ſchon auf; zum Blauen, rein,
Erhebt der Rauch die Bahn;
Sie geht wohl jetzt, den bleichen Lein
Zu gießen, auf den Plan.
Ja, treib' du nur dein Tagwerk hell,
Drauf Gott voll Liebe ſchaut!

Vom Renntier auf dem wilden Fjäll
Erbeut' ich dir ein wacker Fell,
Und zwei, drei meiner Braut.

Ja, wo iſt ſie? Sie liegt gewiß
In bunter Träume Bann.
Was dir die Nacht gebracht, vergiß; —
Im Traum nur denk' daran!
Doch biſt du wach, ſo bann' es weit;
So macht es uns nicht bang.
Bald kehrt zurück, der dich gefreit;
Web' Lein und näh' dein Hochzeitskleid;
Der Kirchweg iſt nicht lang!

Wie fällt von dem zu ſcheiden ſchwer,
Den man von Herzen liebt! —
Doch Sehnſucht iſt ein läuternd Meer,
Das neue Kraft mir giebt.
Die eine Nacht hat mich geheilt,
Mein böſer Geiſt entwich;
Ein Leben, ſchuld- und reugeteilt,
Solch Leben, drauf kein Segen weilt, —
Ich werf' es hinter mich.

Was Dunkel in mir mächtig ſah,
Im Lichte ward's zu Spott;
Ich bin ſo friſch, ich ſteh' ſo nah'
Mir ſelbſt und meinem Gott!
Ein Blick auf Berg- und Fjordnatur
Noch übern Hochwald ſchnell, —
Und dann bergan die Renntierſpur!
Weib! Mutter! Auf ein Kleines nur!
Und jetzt empor aufs Fjäll!

Digitized by Google

III.

In düſtern Feuern lag entbrannt
Der Gipfel Abendwelt;
Doch überm Thalreſt ſtand geſpannt
Ein dichtes Wolkenzelt.
Mein Fuß war müde, trüb mein Mut,
Mein Auge matt und blind;
Doch überm Abgrund, dran ich ruht',
Hing Heide, roten Scheins wie Blut,
Und bebt' im Abendwind.

Ich pflückt' ein Büſchel Heidekraut
Und band's am Hut mir feſt;
Dicht bei mir ſtand ein Strauch, da baut'
Ich mir die Nacht mein Neſt.
In meinem Hirn war ein Geſumm,
Als ob's ein Kirchweg ſei;
Das trat zuſammen, ſah ſich um,
Das hielt Gericht, das nickte ſtumm
Und ſchritt dann ſtill vorbei.

Wär' ich dir nah zu dieſer Stund',
Du Blume, die ich brach, —
Ich legte, wie ein treuer Hund,
Mich vor dein Schlafgemach.
Ich taucht' in deiner Augen Born
Und wüſche dort mich rein:
Dem Troll, der mir den Sinn verworrn
Bei deines Vaters Hof, voll Zorn
Schlüg' ich das Haupt ihm ein!

Digitized by Google

Aufſpräng' ich ſiegesglühend dann
Und ſäng' zu Gottes Ohr
Um ew'gen Sonnenſchein fortan
Für dich, mein Lieb, empor!
Doch nein, ſo ſpricht, wer ſich vergißt,
Wo bliebe da mein Part?
Ich weiß und will, was beſſer iſt,
Und darum, Gott, wenn gut du biſt:
So mach' ihr's ſchwer und hart!

Den Bach laß ſchwellen, wo ſie naht,
Mach' ſchmal und glatt den Steg,
Gieb, daß Geröll ihr droh' vom Grat,
Mach' ſteil den Säterweg;
Ich trag' ſie hoch auf meinem Arm,
Wie toll's die Flut auch treibt;
Ich bett' ſie mir am Herzen warm, —
Verſuch's, und ſtürz' ſie dort in Harm!
Woll'n ſehn, wer Sieger bleibt!

IV.

Weit von Süden iſt er kommen,
Kommen über Meer und Firne:
Wie von Nordlichtſchein umglommen
Leuchtet ihm die ſchwere Stirne.

Wenn er lacht: wie Schluchzen ſtöhnt es;
Schweigend: redet ſeine Lippe;
Doch wovon? Vertrauter tönt des
Windes Lied um Wald und Klippe.

Digitized by Google

Seine kalten Augen drohen
Ihren Grund ſo ſchlecht zu wiſſen
Wie der ſchwarze See, vom hohen
Firn geboren und umriſſen.

Spähende Gedankenaare
Kreiſen über ſeiner Glätte.
Aber flüchten ſie, verwahre
Schnell dein Boot an ſichrer Kette!

Trafen auf den Höhn uns droben,
Ich bewaffnet, er mit Hunden!
Haben Arm in Arm geſchoben, —
Wollt', ich hätt' ihn nie gefunden.

Warum folgt' ich ihm verblendet?
Hätt' ich ihn nicht fliehen ſollen?
Ach, er hat mir ſchier entwendet
Selber noch die Kraft, zu wollen!

V.

„Warum ſehnſt du dich nach deiner
Mutter, nahn die Abendſchatten?
Dünkte dich dein Fell ein feiner
Lager als der Sammt der Matten?"

Mit mir und der Katze ſaß dort
Mutter auf des Bettes Rande,
Spann und ſang, bis ich vergaß Ort,
Zeit um ferne Traumeslande.

Digitized by Google

„Träumen, träumen, warum träumen?
Handle doch im Tag, im lichten,
Laß des Lebens Kelch dir ſchäumen,
Laß das Träumen, laß das Dichten!“

„Sieh den Renntierbock, den ſchnellen!
Hinterdrein, durch Wind und Wetter!
Lockt's dich da noch, zu beſtellen
Drunten Acker, hart wie Bretter?“

Doch ich höre Glocken klingen,
Locken über Land und Buchten!
„Laß ſie klingen! Beſſer ſingen,
Gießbachwaſſer in den Schluchten!“

Fromm ihr Buch ins Tuch geſchlagen,
Geht mit Mutter ſie zur Predigt.
„Beſſeres, denn Kirchgangfragen,
Werde, Mann, von dir erledigt!“

Wie die Orgel drinnen brauſet,
Wie das Licht am Altar ſchimmert!
„Beſſer Sturm um Gipfel ſauſet,
Beſſer Eis in Sonne flimmert!“

Nun, ſo komm! In Wind und Wetter
Übers weiße Meer der Firnen!
Habe Dank, mein kluger Retter!
Baden wir in Sturm die Stirnen!

Digitized by Google

VI.

Herbſt. Das Vieh der letzten Weiden
Zieht zu Thal mit Glockenſchalle,
Muß von Berg und Freiheit ſcheiden,
Muß nun wieder ſtehn — im Stalle.

Bald nun wird des Winters Kleid ſein
Faltig Tuch auf alles ſenken;
Bald wird jeder Pfad verſchneit ſein; —
Heim muß ich den Schritt nun lenken.

Heim? Ein Heim h a b' ich beſeſſen,
Bin nicht mehr von jener Erden.
E r hat mich gelehrt vergeſſen,
Selber lehrt' ich hart mich werden.

Was des Alltags Herz beſchäftigt,
Hat ſich ſelbſt den Tod erleſen;
Hier erſt ward mein Geiſt gekräftigt,
Nur auf Höhen wächſt mein Weſen.

In des Säters öden Planken
Samml' ich meine reichen Schätze;
Dort für einſame Gedanken
Sind an Herd und Fenſter Plätze.

Um geht's dort, wenn Nacht ſich ſenkte,
Doch bereit ſtehn kluge Schützen.
Seit e r mir die Tarnkapp' ſchenkte,
Kann dem Volk ſein Spuk nichts nützen.

Digitized by Google

Winterleben, hoch im Eiſe,
Stählt verweichlichte Gedanken;
Keines Vogels Märchenweiſe
Macht dir dort das Herz erkranken.

Bin ich ganz in Stahl getrieben,
Hol' ich mir die zwei vom Thale,
Lehr' ſie meinen Werktag lieben,
Führ' ſie ein im Hochlandsſale.

Lehr' ſie meine neue Weisheit,
Bis ſie übers Drunten lachen;
Bald wird ihnen der im Eiskleid
Dräu'nde Firn kein Graun mehr machen.

VII.

Hier nun ſaß ich lange Wochen;
Kann die Einſamkeit nicht tragen;
Von Erinnrungsweh zerbrochen,
Kann ich länger nicht entſagen.

Muß zu Braut und Mutter nieder,
Mir die Bruſt vom Druck befreien;
Morgen ſieht mein Reich mich wieder:
Heimatland im Lenz von — dreien.

Fort denn, fort! — Hu, Schneeſturmböen!
Wär's zu ſpät denn ohne Gnade? —
Winter wirbelt um die Höhen,
Und verſchneit ſind alle Pfade.

Digitized by Google

VIII.

Wochen vergingen. Ich ward wieder ich.
Sein Heimweh ließ den Verwaiſten.
Unter faltiger Decke der Bach hinſchlich,
Der Mond hob rund übern Gletſcher ſich,
Und die Sterne glänzten und gleißten.

Es ward mir zu dumpf im Säter allein,
Wenn der Tag zur Rüſte ſich neigte;
Ich kann nun einmal nicht im Bauer gedeihn,
Ich lief übern Grat, bis der ſtürzende Stein
Den drohenden Abgrund mir zeigte.

In der gähnenden Tiefe lag ſtill das Thal;
Da kam ein Tönen gegangen —.
Ich horchte. Wie traut es herauf ſich ſtahl!
Wo hört' ich die Weiſe doch ſchon einmal? —
Da wußt' ich's: Die Glocken klangen!

Sie läuteten drunten Weihnacht ein
Mit den alten heimiſchen Glocken.
Ein Licht erglänzte beim Nachbar mein;
Der Mutter Fenſter giebt hellen Schein; —
Wie ſeltſam die Strahlen mich locken!

Mein Heim, ſo ärmlich und doch ſo traut,
Was wußt' es mir nicht zu erzählen!
Hier ſtand ich von Nacht und Schweigen umgraut,
Dort unten lebten mir Mutter und Braut, —
Mich durfte wohl Sehnſucht quälen.

Digitized by Google

Da meint' ich den Hals mir wie zugeſchnürt:
Genaht war der Schütze, der grauſe.
Er hatte gewahrt, was ich heimlich geſchürt:
„Ich ſehe, mein junger Freund iſt gerührt; —
Ach ja, das liebe Zuhauſe!“

Und wieder ſtand ich mit ſtählerner Sehn'
Und fühlte die Schwäche bezwungen.
Die Bruſt mir kühlte des Höhenſturms Wehn,
Sie ſoll mir nie mehr in Flammen ſtehn
Von Weihnachtserinnerungen!

Da ward's, als ob der Fenſter Licht
Den Dachſtuhl ſelbſt bedrohe;
Erſt war's, wie wenn ein Tag anbricht,
Dann quoll der Rauch in Wolken dicht,
Und dann kam die rote Lohe.

Es praſſelt' und brannt' in die Nacht hinaus.
Ich ſchrie. Doch der Schütz war am Platze,
Mich lächelnd tröſtend: „Warum ſo kraus?
Was brennt denn weiter! Ein altes Haus
Mit Weihnachtsbier und Katze.“

Er ſprach ſo klug in all meiner Not,
Daß Schauder mein Blut durchſchreckten:
Er wußte, wie trefflich der Gluten Rot
Dem ſilbernen Mondlicht Gelegenheit bot
Zu feinſten Beleuchtungseffekten.

Er hielt die hohle Hand ſich vor —
Der Perſpektive wegen;

Digitized by Google

Da ſchwoll Geſang die Nacht empor:
Der Mutter Geiſt, in der Engel Chor,
Flog ewigem Frieden entgegen:

„Still littſt du, ludeſt ſtill dir auf,
Still ſchrittſt du durchs Gewimmel;
Nun tragen wir dich ſo ſanft hinauf,
Hoch übers Fjäll in der Seligen Hauf,
Zu Weihnachtsfreuden im Himmel!“

Ich ſchleppte mich heim. Der Mond war bedeckt,
Hinweg mein ſpöttiſcher Richter;
Mein Blut war von Froſt und Hitzen durchſchreckt, —
Doch es läßt ſich nicht leugnen, es war Effekt
In dem doppelten Spiel der Lichter!

IX.

Es lag der Tag von St. Johann
Heißflimmernd über der Erde;
Zu einer Hochzeit läutete man,
Tief drunten zog des Wegs heran
Viel Volks zu Fuß und Pferde.

Beim Nachbar Büchſ' und Böller kracht',
Von Wimpeln flog die Linde,
Der Hof war voll, es war eine Pracht;
Doch ich lag zuäußerſt am Abgrund und lacht',
Und die Thränen brannten im Winde.

Mir klang's wie Höhnen hundertfalt,
Wie Lachen aus voller Lunge;

Digitized by Google

Mir ſchien's, als käm' ein Spottlied geſchallt;
Ich lag überm Abgrund, in Heide gekrallt,
Und biß mich auf die Zunge.

Man ritt vom Hof, ein ſtattlicher Troß,
Hoch ſaß die Braut, wie im Traume;
Weit über die Lenden ihr Goldhaar floß,
Leuchtend — wie, da ſie mein Arm umſchloß
Den Abend am Lindenbaume.

Den Steg überritten ſie Schritt für Schritt,
Dicht aneinander, die beiden. —
Da ward mein Herz ſeiner Sorge quitt,
Da kam's, daß ich den Sieg erſtritt;
Ich hatte nicht mehr zu leiden.

Ich ſtand wie aus Stahl an des Abgrunds Rand
Ob all dem Sommergetriebe.
Der Zug ſah aus wie ein funkelndes Band, —
Ich hielt vor's Auge die hohle Hand,
Der Perſpektive zuliebe.

Die flatternden Tücher, das ſchimmernde Lein,
Der Männer Wämſer, die roten.
Die Kirche mit ihrem Gnadenwein,
Die Braut, die holde, die einſt war mein,
Und das Glück, das mich warf zu den Toten, —

Auf all das konnt' ich nun ruhig ſehn,
Als wie aus weiteſten Weiten;
Ein höherer Glanz ſchien das Bild zu umwehn, —
Doch ſeht, das können nun nie verſtehn,
Die drunten im Haufen ſchreiten.

Digitized by Google

Da lachte es hinter mir kurz und hart,
Es war der fremde Schütze:
„Kamerad, du lernteſt zu gut deinen Part!
Fortan iſt meine Gegenwart
Weder mir noch dir mehr nütze.“

Ja, jetzt bin ich ſelber mir Manns genug;
Doch Dank für gehabte Beſchwerden!
Mein Blut, es ward ſo ſtill und klug;
Mir iſt, ich bin im beſten Zug,
Langſam zu Stein zu werden.

Ich trank den letzten ſtärkenden Trank;
Jetzt macht mich kein Gipfel mehr frieren;
Mein Lebensbaum ſtürzte, mein Schiff verſank, —
Doch ſchau, wie dort die Birken, ſchlank,
Ihr rotes Haus flankieren!

Es geht im Galopp; da ſieh, nun ſind
Sie verſchwunden wie Schmetterlinge. —
Dein Leben ſei Sonne, mein holdeſtes Kind! —
Nun ſchlug ich mein letztes Glück in den Wind
Für ein höher Geſicht auf die Dinge.

Nun ward mir all mein Einſt zu Spott,
Nun gilt's auf Höhen zu wandern.
Mein Fuß verſchwor den Tiefſtandstrott;
Hier auf den Bergen iſt Freiheit und Gott,
Dort drunten tappen die andern.

Digitized by Google

Gebet der Frauen.

(Aus den „Kronprätendenten".)

Tot liegt die Schlange!
Demütig bange
Nahet der Sünder!
Mild ihn umarmend,
Richt' ihn erbarmend,
Allesergründer!

Siegreich, flieht er
Nach deinem Throne;
Harrend kniet er —;
Nun gieb ihm die Krone!

Digitized by Google

Dank.

An meine Frau.

Ihr Schmerz war, wenn Nächte
Den Pfad mir verhüllt,
Ihr Glück, wenn die Mächte
Mein Hoffen erfüllt.

Ihr Heim an dem Meere
Der Freiheit liegt,
Auf dem meine Fähre
Sich ſpiegelt und wiegt.

Ihr Kreis iſt der ſchwanken
Erſcheinungen Troß,
Der meinen Gedanken
Geflügelt entſproß.

Ihr Höchſtes iſt, walten
Der Glut meiner Bruſt; —
Was ſtark mich erhalten,
Hat niemand gewußt.

Und weil ihre Treue
Stets ſtill ſich beſchied,
So grüß' und erfreue
Zum Dank ſie dies Lied.

Abraham Lincolns Ermordung.

Ein Schuß ging drüben im Westen los
Und rüttelt' Europa auf.
Hei, wie das jählings gab einen Stoß
All den Betreßten zu Hauf!
Du altes Europa mit Ordnung und Recht,
Mit Strafen für jeglichen Streich;
Untadlig von Ruf als fromm und gerecht,
Mit biederem Harm über alles, was schlecht, —
Wie wurdest du plötzlich so bleich!

Und schwarz wird gesiegelt mit Einhorn und Aar
Und sonstigem Wappengetier;
Den Frachtschiffen droht von dem Kabel Gefahr,
In Depeschen versinkt man schier.
Der Baumwollmagnat, der Gloire Sohn,
Die Tausende rings in der Lüge Bann
Griffen nach Friedenspalmen schon, —
Da dröhnte der eine Revolverton,
Und da fiel er, der e i n e Mann!

Da fuhrt ihr zusammen. Europas Rat,
Sag' an, ist dies Recht und Brauch?
Einen Streich der Gewalt, eine Düppelthat
Sah die Welt ja schon früher auch.

Digitized by Google

Es heißt, daß die Krähen mitsammen im Bund,
Daß keine die andre verletzt.
Vergaßt ihr, wie Polen ging zu Grund?
Und die englische Flotte im dänischen Sund?
Warum so bekümmert nur jetzt? —

Die rote Rose, die drüben erglüht,
Für euch ein so fürchterlich Bild, —
Die ist auf Europas Boden erblüht,
Und der West gab ihr fruchtbar Gefild.
Den Strauch, der nun rötet Amerikas Strand,
Verpflanztet ihr selber mit Lust;
Ihr wart's, die geheftet mit eigener Hand
Des Märtyrers blutrotes Ritterband
Auf Abraham Lincolns Brust.

Mit vergessenen Schwüren, gebrochenem Pakt,
Mit Versprechen, die keiner hält,
Mit verbriefter Verträge zerrissenem Akt
Ward gedüngt der Geschichte Feld.
Und da hofftet ihr noch auf ein herrlich Gedeihn,
Daß kein Unkraut erwachs' und kein Dorn! —
Seht, nun keimet die Saat! Welch flammender Schein!
Ihr wundert euch, wißt weder aus noch ein;
Denn es wuchsen Dolche statt Korn! —

Wo das Recht auf des Messers Spitze schwebt
Und beim Galgen haust das Gericht,
Ist näher der Tag, der sich siegreich erhebt,
Als hier, wo mit Worten man ficht.
Ein Wille wacht, und dereinst wird zerstört
Des Lügengeists Kerkerturm;

Digitized by Google

Wenn erſt in ihr Zerrbild die Zeit ſich verkehrt,
Und erſt in der Schale das Mark hat verzehrt
Der heimlich nagende Wurm.

Es waltet ein Dämon mit ewiger Macht,
Was eitel, wird ihm zum Raub:
Des Nero Palaſt in goldener Pracht,
Vernichtet ſank er in Staub.
Erſt aber mußt' Römerverbrechen gehn
Auf Erden von Pol zu Pol,
Der Tyrann ſich in Apotheoſe ſehn;
Des Kaiſers Bild mußt' als Gottheit ſtehn
In Gold auf dem Kapitol.

Da brach es zuſammen: Cirkus und Schloß,
Und Tempel und Säule ſank mit;
Zerſtampft ward der ſtolzeſte Marmorkoloß
Unter der Büffel Tritt.
Doch neu wird gebaut auf dem Trümmerhauf; —
Dies währt' eine kurze Stund'.
Jetzt drängt nach Verjüngung der Zeitenlauf;
Bald da, bald dort ſteigt vernichtend auf
Die Peſt aus dem ſchwammigen Grund.

Doch waten wir drinnen in Sumpf und Moor,
So ruf ich nicht Ach und Weh,
Wenn Giftblüten flammend keimen hervor,
Die am Baume der Zeit ich ſeh'!
Mag nagen der Wurm, bis zuſammenbricht,
Was morſch, mit heftigem Schlag!
Und ob das „Syſtem" verzerrt ſein Geſicht
Es naht die Rache und hält Gericht
An der Zeitlüge jüngſtem Tag!

Digitized by Google

An meinen Freund, den revolutionären Redner.

Sie ſprechen als „konſervativ“ mich an?
Ich bin, was ich war, ſeit ich denken kann.

Beim Brettſpiel weiß ich nicht mitzukrakehlen.
Macht tabula rasa! Da werd' ich nicht fehlen.

Ich nehme nur Eine Revolution wahr,
Die keines Pfuſchers Exekution war.

Die nahm vorweg allen ſpätern die Glorie.
Ich meine natürlich die Sündfluthiſtorie.

Doch damals ſogar ward der Teufel betrogen;
Denn Noah, Sie wiſſen, blieb Herr der Wogen.

Wir wollen die Rechnung noch einmal bereinigen;
Doch da müſſen Männer und Redner ſich einigen.

Ihr ſprudelt aus unverſieglichem Bronne.
Ich lege den Torpedo unter die Arche — mit Wonne.

Digitized by Google

Ohne Namen.

Will dem Ritterlichſten ſenden
Dieſes Lied, das ihn nicht nennt.
An den Helden ſoll ſich's wenden,
Dem in den gebundnen Händen
Heiß das Schwert, und ohne Enden
Schmerz in Haupt und Seele brennt.

Hoch ſtrebt er, gleich ſeinen Ahnen,
Und ſein Los iſt dumpfe Ruh';
Großen Thaten gilt ſein Planen,
Stolz greift er nach Siegesfahnen, —
Unheil kreuzt des Fluges Bahnen,
Armer Königsvogel du!

Tagesanbruch — Hörnerklingen!
Hei! die Weltenjagd bricht an!
Ja, ich weiß, wie lahme Schwingen
Schmerzen, wie die Feſſeln zwingen,
Weiß vom heißen Sehnſuchtsringen
Deſſen, der in Zwergenbann.

Abendraſt — die Hörner ſchweigen, —
Waffen lehnen an der Wand,
Namen tönen, Namen ſteigen

Digitized by Google

Laut im Liede und im Reigen.
Ja, ich weiß, welch Schmerz dem eigen,
Dessen Namen nicht genannt.

Glanz von allem Schönen, Hehren
Hat ihm Herz und Geist durchflammt:
Liebeslust und Thatbegehren, —
Bunte Blumen, — reiche Ehren: —
Damit war er zum Entbehren,
Zum Vergessen jäh verdammt.

Mußte schmählich das erbleichen,
Was ihn einst so licht durchzog?
Seine Träume, all die reichen,
Dem Apostel gleich entweichen,
Dem der Hahnenschrei ein Zeichen,
Daß er selber sich betrog?

Stumme Qual! — Ihr Zwerggestalten,
Faßt ihr diesen Opfermut?
Fremden, feindlichen Gewalten
Treu zur Seite sich zu halten,
Nur um still als Schutz zu schalten
Für ein Volk, das ratlos ruht?

„Ach, du redest nur von Träumen",
Also sagt ihr mir geschwind.
Gut, — den Geist laßt überschäumen!
Eurer ist nicht schwer zu zäumen,
Der vermag sich nicht zu bäumen,
Wißt ihr denn, was Träume sind?

Digitized by Google

Mehr als Leben, weiſe Meiſter,
Iſt ein ungelebter Traum,
Wie des Lieds gefangne Geiſter
An der Seele Gitter, reißt er
An dem Kerker, grimm durchkreiſt er
Wie ein Leu den engen Raum.

„Groß," ſo höre ich euch beten,
„Groß iſt, wer ſich ſelbſt bezwang."
Gold'ne Weisheit für Asketen,
Von den Lauen nachgetreten,
Für den ſtrotzenden Athleten
Pritſchenton und Schellenklang.

Pocht nicht ſo auf „Pflichtgenügen"!
Kauftet ihr ſein Seelenheil,
Soll der Dichter ſich euch fügen
Und in ſeinem Sang betrügen?
Kauft ihn, und mit ſeinen Lügen
Raubt er ſelbſt ſein beſtes Heil!

Will dies Lied dem Helden ſenden
Ohne Namensklang als Kranz;
Ja, ich weiß, wie ihm in Händen
Brennt das Schwert und ohne Enden
Ihn der Schmerz durchzuckt in Bränden.
Faßt ihr Weiſen das wohl ganz?

Märtyrtum im Purpurkleide,
Stumme Qual, gehemmten Drang,
Blumen, Früchte, elend beide

Digitized by Google

Hingeſtreckt vom Wetterneide,
Traum, erwacht zum Lebensleide,
Flocht zum Kranze ihm mein Sang.

Und ſo preiſ' ich im Gedichte
Unvollführter Thaten Ruhm.
Schwatzen laßt die weiſen Wichte.
Hell erſtrahlt ſein Fehl im Lichte:
In dem Ritter, den ich richte,
War zu ſtark das Skaldentum!

Digitized by Google

Bei Port Said.

Des Südens Zelt
Im Morgen erblaßte;
Alle Flaggen der Welt
Wehten vom Maste.
Von allen Gallionen
Scholl Ein Choral;
Tausend Kanonen
Tauften den Kanal.

Die Flotte zog
Durchs Wellengebrause.
Eine Neuigkeit flog
Mir zu von zuhause.
Ich hatte für Streber
Einen Spiegel geputzt; —
Da hatten den Geber
Gesellen beschmutzt.

Gift und Gestank,
Fäuste geballte.
Sterne, habt Dank, —
Mein Land ist das alte!

Digitized by Google

Wir riefen das Schiff an,
Ein Gruß über See,
Ich plauderte, griff an
Den Hut und — ade!

Ohne Haſt, ohne Raſt,
Trotz aller Pygmäen,
Als Ehrengaſt
Durch die „Bitter-Seen“!
Wenn aus es tagte,
Komm' träumend ich an,
Wo Pharao klagte
Und Moſes gewann.

Digitized by Google

An Friedrich Hegel,

den Inhaber der Gyldendalschen Buchhandlung, zu m hundertjährigen Jubiläum der Firma).

Nimm den Handschlag aus der Ferne,
Meinen Dank in totem Wort!
Sicher weißt du, wie so gerne
Selbst ich wär' beim Feste dort.

Bahnten Wünsche Lebenswege,
Wär' der deine ohne Stein,
Und sein ferner Abschluß läge
Hell verklärt im Abendschein.

Wirk' im Norden unverdrossen
Mit am Schloßbau, wie zuvor!
Mauern stehn, vom Zaum umschlossen;
Mählich steigt der Turm empor.

Stiller Baumann, der die Steine
Bricht für unser Heim und Haus, —
Glaub': sie höhlen auch für deine
Büste drin die Nische aus!

Digitized by Google

Ballonbrief

an eine ſchwediſche Dame.

Dresden, im Dezember 1870.

Sei's gewagt denn, wie gedacht;
Hat ſein langes Schweigen auch
(Länger traun denn Schick und Brauch)
Den wohl in Verruf gebracht,
Der einſt dankesſchuldbefrachtet
Fuhr von Ihrer Abſchiedsfeier,
Kam zur Sphinx, ein kecker Freier,
Hob empor der Iſis Schleier
Und bis dato ſeine Leier
Unberührt ließ, unerachtet
Er in Stockholm dazumalen
Heilig ſich verſchwörend rief,
Bald mit einem Schreibebrief
Seine Dankesſchuld zu zahlen.

Darf er? Hat er noch das Recht?
Ach, mein Gott, wer fragt nach Rechten —
Heut, da alles auszufechten
Durch ein Machtwort recht und ſchlecht?
Alſo kurz und gut: Er will;
Nicht, daß er als Preuße käme,
Und ſtatt Gnade Recht ſich nähme!
Nein, als Flüchtling reuig-ſtill.

Digitized by Google

Hier ergeht es mir präzis
Wie den Leuten in Paris.
Dicker deutſcher Ideologen
Weltumſturz auf Zeitungsbogen,
Fahnenhiſſen, Hurraſchrein,
Ein „Geſang“: „Die Wacht am Rhein“ —
Iſt der Ring, um mich gezogen.
Traun, es wird in dieſem Kreis
Ihrem Freund oft kalt und heiß.
Wackre Bierbankdiplomaten
Schmor'n ihm ſeinen Hundebraten,
Und in unſres Stadtblatts Spalten,
Wo Versköche raſtlos walten,
Stellt die Hauskoſt weit in Schatten
Galliſche Ragouts von Ratten. —

Aber noch weit ſchlimmer, wider-
hallt der Nord von wüſten Scenen,
Knallt nach Lenz und Licht mein Sehnen
Roher Mob mit Bomben nieder,
Sprengt Verräterei die Minen,
Die der Zukunft ſollten dienen,
Zwingt man mich, den Speer zu lehnen
Thatenlos an Traumruinen.

Alſo Not, warum's verſchweigen,
War's im Grunde, was mich trieb,
Daß ich dieſe Zeilen ſchrieb;
Mag der Luftballon denn ſteigen.
Tauben waren nicht zu haben;
Sind ſie Hoffnungsvögel doch,
Und in dieſem klammen Loch

Digitized by Google

Hauſen Eulen nur und Raben.
Doch durch ſolche Nachtgeſellen
Kann man Damen nichts beſtellen.

Nun — Sie wiſſen, letztes Jahr,
Als der Mälarhimmel dunkelte
Und ſchon winternächtlich funkelte,
Macht' ich gen Ägypten klar.

Dort war eitel Sommerwonne;
Blendend warf's zurück die Sonne
Wie die Gletſcher aus den Fjorden;
Palmenhain und Sykomore
Spannten blaue Schattenflore;
Weiße Beduinenhorden
Hoch auf ſchlanken Dromedaren
Sahn wir durch die Wüſte fahren;
Daß ein Neuling aus dem Norden
Plötzlich ganz erſtaunt zu plerren
Anfing: „Strauße, meine Herren!“

Drauf den Nil, der Ströme Väter,
Aufwärts, auf der Dampfſylphide,
Ging's zur Cheopspyramide;
Wo Napoleon proklamierte
Und die Sphinx ſtumm meditierte,
Früher, dazumal und ſpäter.

Dort, Ben Haſſans Gaſt zu ſein,
Krochen bäuchlings wir hinein.
Arg verfallen ſind die Gräber,
Machen gründlichſter Magiſter

Digitized by Google

Zeitberechnungen zu Spott;
Nur daß ſo viel Licht verbreiten
Ernſte Altertumsbeleber,
Daß ſie ſind aus grauen Zeiten,
Da Herr Pharao war Gott
Und Herr Potiphar Miniſter,
Samt daß der uns wohlvertraute
Joſeph Jakobsſohn ſie baute.

Für den ſingenden Koloß
Memnon wird ein ſchöner Morgen
Angeſetzt; man lauſcht geſpannt; —
Doch der Alte ſchweigt konſtant.
Schwieg gewiß aus Skaldenſorgen
Seit Kambyſes ſeiner Zeit
Innewendig viſitierte
Und vielleicht zu ſiebengeſcheit
Innewendig rezenſierte.
Welches manchen ſchon verdroß,
Daß er ſtolz ſein Herz verſchloß.
Doch ein Stuhl von Nachweltsgnaden
Beut Erſatz für all den Schaden.

So, auf ſeinem Ruhm für tote
Lieder, ſahn wir den Genannten
Einziehn ſeine Beifallsquote,
Jeglichem gleich wohlgeſinnt,
Großen Herrn, wie Unbekannten,
Selbſt uns nordiſchen Vaganten,
Mir und meinem Freund Peer Gynt.

Doch ein Buch beſchriebe kaum
Jenen Siebenwochentraum.
Nehmen Sie denn holdgemut
Dieſe raſche Federſkizze
Meiner Fahrt in Licht und Hitze
Auf des Krokodilſtroms Flut!

Über unſre paſchaheitre
Zeit in den vier Noachbarken
Will ich erſt nicht Worte machen; —
Vier Stück nämlich war'n dem „ſtarken"
Genus eingeräumt, dem „ſchwachen"
(Wie ſich's nennt) zudem vier weitre.

Auf „Ferus" zu nennen wären
(Außer uns drei Nordlandsbären)
Elf Lutetiahähne, vier
Hengſte (ſpaniſches Getier),
Lauter Feu'r- und Flammenfohlen
Voll der ärgſten Kapriolen
Und mit Geſten gleich El Olen.
Nehmen wir die Schiffsbemannung,
Warf die allgemeine Spannung
Sie zumeiſt zur „Eſel"-Klaſſe.
War ſodann ein Schweizerbock,
Ein Amphibium der Raſſe,
Die meiſt „unter Waſſer" muß,
War, wie ſich verſteht, ein Schock
Stoppel- oder ſtockgerman'ſcher
Eber, recht gezähmt ſchon, plus

Einer Spielart: einem grimmigen
Keilerpaar mit blankgewetzter
Waffe, ein ſtets „tiefverletzter“
Auerochs, ein braſilian'ſcher
Bücherwurm, — ſamt dem vielſtimmigen
Wald- und Wieſenchor honettſter
Haſen, Hamſter — — item, Schluß!

Dieſe ganze Karawane
Denken Sie ſich nun an Land
Folgen ihrem Dragomane
Durch der Wüſte gelben Sand.

Zu den wunderſamſten Stätten
Ging's, als ob wir Schwingen hätten,
Ging's in Wahrheit, meiner Seel',
Auch zu Eſel und mitunter,
Wenn man kühn war, zu Kamel.
Welch ein Jubel, welch ein kunter-
bunter Trubel in dem kinder-
frohen Völklein! Unſer blinder
Straußen-Seher nur erklärte
Seiner obiges Gefährte
Für nicht wert. „Sind Eſel Tiere“
Rief er aus „für Preßkouriere!
Habt ihr nicht ein mehr agil Pferd?
Giebt es hier kein Vollblutnilpferd?“ —

Luxor, Dendera, Sakkara,
Edfu, Aſſuan, Phile eilen
Wir vorüber ohne Weilen,

Widmen hier nur ein'ge Zeilen
Einer Schild'rung der Sahara.
's ist ein Schauspiel weltbekannt:
Kommt die Pilgerschar gezogen
Durch des Wüstenmeeres Wogen,
Reißt des Samums Geisterhand
Unversehens eine Lücke, —
Und sie sieht Stillebenstücke.
Oder richtiger, sie windet
Sich durch endlos lange Gassen,
Wo lebendige Natur
Sich mit starrem Tod verbindet,
Bis wir stehn vor einer krassen
Grinsenden Architektur.
Rippen, Rückenwirbel, Keulen
Ragen auf wie krause Säulen,
Die Hirnschalen der Kamele
Sind gestürzte Kapitäle,
Zähne morsch in gelben Laden
Der Balkone Balustraden,
Arme, die zum Himmel starren,
Sind geborstne Dachstuhlsparren,
Und als mürbe Ritterfahnen
Wehen Fetzen von Kaftanen.
Lassen Sie dies ganze Bild
Nun in Licht und Schweigen beben,
Bis es wächst und sprießt und schwillt, —
Sich erheben, sich beleben,
Bis aus diesen Beinruinen
Eine Karawane ward,
Jäh dereinst zu Stein erstarrt, —
Und Ägypten steht vor Ihnen.

Ja, so ist's. In einer Zeit
Morgenrot zog aus ein Zug;
Priesterschar voran ihm trug
Rätselbücher gottgeweiht;
Götzenkönig, Königsgötze
Reiten durch Jahrhundertweiten;
Isis und Osiris ragen,
Aufgeputzte, stumme Klötze,
Hoch auf reichen Sattelschragen;
Horus, Hathor, Thme und Ptah,
Amon Re und Amon Ra
Strahlen Glanz nach allen Seiten,
Wo sie durch die Menge schreiten;
Apis, mit der Stirn von Golde,
Folgt, dem Strom entlang, Millionen
Sklaven in der Priester Solde,
Und wo das Gefolge ruht,
Wachsen Sphinxe und Pylonen.
Siege wie vergossen Blut
Hier in Keilschrift dort in Bildern
Obelisk und Tafel schildern.
Tausend Tempelsäulen ragen,
Wo er schritt, der Riesenzug;
Tausend Pyramiden sagen,
Wo er Zelt und Lager schlug.

Sieh, da bläst's vom Norden her,
Wühlt es auf, das Wüstenmeer,
Peitscht den Pfad der Karawane; —
Priester taumelt, König schwankt,
Gott und Götze zittert, wankt;
Pharao, sein Haus, sein Heer

Digitized by Google

Deckt der Sandflut Leichenfahne.
Wo der Schwarm des Weges fuhr,
Sank er nieder, ſtumm und ſtier; —
Tauſend Jahr' im Sarkophag,
Wohlverwahrt vor Licht und Tag,
Eine ſteife Mumie, lag
Und zerfiel ſo eine vier=
tauſendjährige Kultur.

Solcher Karawane Reſte
Sahen wir Khedivengäſte,
Da wir zogen gen Abydos.
Sahen Fellahs dort ſich rackern,
Rings die Wüſte auszubaggern,
Sahn im weitern unſres Korſos
Karnaks Wald von Säulentorſos,
Eine Hünengruft des Mythos.
Rhameſeums Kapitäle,
(Schädel bleichender Kamele),
Luxors Säulen, zahllos und die
Schäfte wie aus Sklavenarmen, —
All das grinſte ohn' Erbarmen
Sein: **Sic transit gloria mundi!**

Dieſes Bild iſt mir geblieben,
Wo ich ſeither ging und ſtand;
Und in ſeinen Zügen fand
Tiefen Sinn ich eingeſchrieben.
Tor im Winterbergſturz gellt zu
Vorderſt in dem Wilden Heer;
Des Hellenen Göttern fällt zu
Leben heut wie einſt nicht ſchwer.

Digitized by Google

Noch wohnt Zeus im Kapitol,
Dort als „tonans“, hier als „stator“.
Doch Ägyptens höchst Idol?
Wo ist Horus? Wo ist Hathor?
Keine Sage, kein Vermächtnis.
Ausgelöscht ist ihr Gedächtnis.

Doch mit Recht, wenn man's erwägt.
Wo des Lebens große Glut fehlt,
Wo die Form nicht in sich trägt
Haß, Harm, Seligkeit, Frohlocken,
Aug' nicht flammt und Puls nicht schlägt,
Ist die ganze Pracht ein trocken
Beingerüst, dem Fleisch und Blut fehlt.
Was ist Juno leibhaft, wann,
Bleich und hoch, mit weh'nden Locken,
Sie den Gott kommt überraschen!
Was ist Mars doch für ein Mann —
In des Netzes güldnen Maschen!

Doch Ägyptens Götter? Hatten
Sie sich anders je denn Schatten?
Was war ihr Beruf im Leben?
Weiter nichts, als da zu sein,
Bei des Altars Feuerschein
Starr und steif Audienz zu geben.
Sein Appendix hatte jeder:
Habichtsnase, Straußenfeder;
Andern war der Tag, die Nacht,
Dritten drittes zugedacht;
Keinen ließ man wirken, leben,
Fehlen, fallen, sich erheben,

Daß ſein Weſen ſich entfalte.
Und ſo hat denn auch dies alte
Reich von vierzighundert Jahren
Ew'ge Grabesruh befahren.

Alſo leb' ich, meine Beſte,
Vom Belagrungsring umſpannt,
Still in meiner Stubenfeſte,
Innern Welten zugewandt.
Draußen Troſt und Hoffnung fliehen,
Wie im Herbſt die Vögel ziehen,
Aber mit dem Blick nach innen
Schau' ich Neues fern beginnen.
Auf begrabnen Karawanen
Bau' ich unſrer Zukunft Bahnen.

Kreiſt die Welt doch nun einmal
Wie auf einer Wendelſtiege;
Gleich bleibt ſtets des Weges Biege,
Und er ſelber ſtets gleich ſchmal;
Gleich bleibt ewig Wunſch und Wille; —
Nur der Punkt ſteigt ſtät und ſtille.

Und ſo ſtehn wir heut entſchieden
Lotrecht über Pharaon.
Gott ſitzt wieder auf dem Thron;
Wieder duckt ſich die Perſon
Ins Gewühl, das um ihn wabbelt,
Giert und gräbt und wühlt und krabbelt,
Seiner Knechtſchaft dumpf zufrieden;
Wieder geben Pyramiden
Einer ganzen Zeit den Stempel;

Digitized by Google

Wieder ſchwellen alle Venen,
Wieder ſtrömen Blut und Thränen,
Daß man wieder ſchau' hienieden
Eines Königsgottes Tempel.

Dies iſt unſre Karawane;
Weder Hathor fehlt noch Horus,
Ganz zu ſchweigen von dem Chorus,
Der da blindlings ſchwört zur Fahne.
Was für Bauten türmt man auf
Längs der Siegesſtraße Lauf!
Welch ein Sturm der Sinn' und Hände!
Wie ägyptiſch fügt ſein klein
Steinchen allundjeder ein,
Daß das Ganze ſich vollende!
Wie der Riß gefangennimmt,
Und wie die Berechnung ſtimmt!

Groß iſt dies ſchier unbedingt;
Offen ſteht der Menſchheit Mund; —
Ob aus dieſem offnen Rund
Auch zugleich ein Aber ſpringt.
Wie ein Zweifel ringt ſich's los:
Iſt dies Große wirklich groß? —
Ja, was macht ein Werk wohl groß?
Nicht, was es an Großem wirkt,
Sondern was in ſeinem Schoß
An Perſönlichem ſich birgt.

Und nun die Germanenſchar,
Wie ſie Sturm läuft auf Paris!
Wer ſteht klar in der Gefahr?
Wem gebührt der Kranz? Wer wies

Digitized by Google

Uns den Zauber der Perſon,
Daß ihn Millionen Munde
Jubelnd im Geſang verklärten? —
Regiment und Eskadron,
Stab (mit anderm Wort Spion),
Haufen losgelaſſner Hunde,
Sind dem Wild auf ſeinen Fährten.

Doch es rächt ſich am Bedränger.
Dieſer Jagd erſteht kein Sänger.
Und nur das kann weiter leben,
Was ein Dichter kann erheben.
Denken Sie, was die Kalender
Uns von Guſtav Adolf melden;
Denken Sie des Manns in Bender,
Denken Sie an Veſſel Peer,
Wie er blitzgleich furcht das Meer,
An der „Königstiefe“ Helden!
Rühmt uns die nicht Wort und Lied,
Wie ein Chor, ein weithin brauſender,
Der von bunten Zelten her
Unter Händeklatſchen tauſender
Seine tönenden Kreiſe zieht?

Und des Tages Männer dann,
Dieſe Fritze, Blumenthale,
Dieſe Herren Generale,
Wie ſie heißen, Mann für Mann!
Unter Preußens Todesfarben,
Dem ſchwarzweißen Trauerflor,
Bricht aus rauher Thaten Larven
Kein Liedſchmetterling hervor.

Digitized by Google

Seide wird vielleicht geſponnen,
Doch kein Falter fliegt ſich ſonnen.
Juſt der Sieg birgt den Verluſt.
Preußens Schwert wird Preußens Rute.
Niemals hebt ſich eine Bruſt
Einem Rechenſtück zugute.
Nichts mehr bleibt im Lied zu ſagen,
Seit ein Volksaufſtand, beflügelt
Von erhabnem Wagemute,
Ward zur Stabsmaſchinerie
Kleingetüftelt, kleingeklügelt, —
Seit v. Moltkes Hand erſchlagen
Jede Kampfespoeſie.

So dämoniſch iſt die Macht,
Die den Weltlauf kam zu lenken:
Sphinx, auf ihrer Weisheit Wacht,
Stirbt an ihrem eignen Denken.

Jeder Sieg der Ziffer rächt ſich,
Nur zu bald wird dies Geſchlecht ſich,
Jähem Gegenwind erlegen,
Nicht mehr rühren, nicht mehr regen.
Bismarck und die andern Götzen
Wird man ſpröd, gleich Memnonsklötzen,
Auf der Sage Steinſitz ſchauen,
Starrend ſtumm ins Morgengrauen.
Doch wie wir Khedivengäſte
Nach der Reiſe durch die Toten
Unter Jubel heitrer Feſte
Neuen Zeiten Gruß entboten,
Wie wir, fahnenüberſchwellt,

Digitized by Google

Unter Liedern einer Welt,
Des Kanals Eröffnung feierten,
Ja, wie wir von Suez Strand
Sahn in das gelobte Land, —
Wird der Geist auf noch verſchleierten
Lebensbahnen und -kanälen
Einſt in feierlichem Zug
Unter Hymnen und Chorälen,
Unter Schönheitsfackelbrand,
Morgenſonnenwärts den Flug
Dem gelobten Land zu wählen.

Denn nach Schönheit lechzt die Erde.
Doch kein Bismarck ſpricht ihr Werde.

Wird man uns beim Feſte ſehn?
Ja, wer weiß, wann Taubenſchwingen
Uns die frohe Botſchaft bringen? —
Bis dahin will ich zuhauſe
In Glacés ſpazieren gehn,
Bis dahin in ſtiller Klauſe
Dichten fein auf Pergamen;
Biederm Volk zu Arg und Leide;
Werde gelten ſchier als Heide;
Doch mir graut vor allen Mengen,
Will mich nicht mit Kot beſprengen,
Will beim Feſt in einem reinen
Hochzeitlichen Kleid erſcheinen.

Und ſomit — Ballon, entſchwebe,
Hebe dich zum Himmel hell,
Den ich dir zu eigen gebe

Digitized by Google

Als mein Reich, — gen Norden ſtrebe,
Bis du ſiehſt den Mälar ſtranden: —
Dort iſt ganz ſo gut zu landen,
Wie auf Telemarkens Fjäll.

Südwind läßt ihn ſanft entſchwanken.
Würd' nun Kunde bald gebracht,
Daß Sie ihn ſamt ſeiner Fracht
Leichter Verſe und Gedanken
Heil und ganz zu Norrmalm fanden!

Digitized by Google

Reimbrief
an Frau Heiberg.

Dresden, Osterwoche 1871.

Hätt' auf einmal ich gesandt
All die kleinen Dankbillette,
In der Winternächte Nette
So bekritzelt
Wie zerschnitzelt, —
Hätt', wie Schneegewölk, gespannt
Übern Himmel,
Ihr Gewimmel,
Jedes Eckchen,
Jedes Endchen
Tragend eines Dankworts Quentchen,
Wie ein Prosaflockendeckchen
Rosenhag in Schnee gebannt.

Könnt' ich wie auf einen Schlag
Der Gedanken lose Lerchen,
Statt in Lettern sie zu pferchen,
Fliegen lassen, —
Sollten bald sie Posto fassen
Unterm Dach von Rosenhag,

Digitized by Google

Wo der Seele dunkler Grund,
Wo der Schönheit heitre Fragen
Nach Erlöſung trachten und —
Kommt der rechte Frühlingstag,
Wunderſam zu knoſpen wagen.
Ihrem ſtillen Heim Gefahr
Brächte ſie, die wilde Schar;
Daß die Kinder lauſchten — wie im
Wald auf fernen Jagens Weiſe; —
Singen würd' ſie, unſichtbar,
Meinen Dank, ſo daß es Sie im
Ahnungsvollen Herzen grüßte,
Lieb und leiſe,
Und dann ziehn ehrfürcht'ge Kreiſe
Um des großen Sehers Büſte.

Der Gedanken
Zuchtlos Schwanken
Führt zu nichts. Sei denn gedichtet!
Überm platten Werktagsdeck
Hoch vom Heck
Übers Meer der Blick gerichtet!
Proſaſtil iſt für Ideen,
Vers für Bilder.
Herzensluſt und Herzenswehen,
Sorgen, die durchs Haupt mir gehen,
Groll und Fehde
Ich am liebſten äußr' und ſchilder'
In gebundner Rede.

Doch wenn Dankes ſpäte Spende
Nun ich ſende, —
Iſt es da nur meines Stückes

Digitized by Google

Bühnenglückes
Schöpferin,
Für die ich binde
Dieſe kleinen Versgewinde?

Nein, ein tiefrer Dankesſinn
Will in ihnen ſich bekunden, —
Einem Tag voll Schönheit huldig'
Ich in ihnen,
Einer Reihe teurer Stunden,
Längſt entflohn,
Da ich ſah die Grazien dienen
Einer jungen Königin
Auf der Kunſt hochheil'gem Thron.
Da juſt ward den Dank ich ſchuldig;
Darum red' ich nun — gebunden.

Als ich Sie zuletzt beſucht,
War ich ſtumm;
Meiner Dankſchuld runde Summe,
Flüſſig nicht doch wohlgebucht
In mir lag.
Nacht und Tag
Hat mit Zinſen ſie gemehrt;
Doch trotz aller Verſethaler
Bleibt mir doch, als ſchlechtem Zahler,
Stets mein Conto noch beſchwert. —

Hold mit Dänemark im Bunde
Stehn Sie mir vor Augen immer —
Und mit einem Tag am Sunde
Unter hoher Buchen Schimmer.

Luft und Meer ein einzig Flimmern.
Segel ſchimmern;
Bläulich ſich die Waſſer kräuſeln;
Sommerſäuſeln
Bebt vom Walde
Niederwärts des Ufers Halde.
Sonntagswandler ſtadtentronnen
Jubeln, johlen;
Boote gleiten
Auf der Küſte ſichrer Welle.
Kleider helle
Blinken, ſonnen
Sich, wo Glocken und Violen
Ihren bunten Teppich breiten.

Aber weiter, —
Von, wo Kronborgs Wälle thronen,
Bis, wo fern im Süd Drei-Kronen
Grüßt den Dänen, —
Welche Reih' von ſchlanken Schwänen,
Welch Gewimmel,
Welch ein Zug von Segeln weiß!
Boote ſich an Boote ſpinnen,
Licht in den gewölbten Linnen;
Wimpel heiter,
Blauer Himmel
Spiegeln ſich im Wellenkreis.

Schlank und ſchmächtig,
Eine Jungfrau traumandächtig
Sticht ein Boot dort juſt hervor.
Wie ein Märchen, bang erbebend

Digitized by Google

Hinter lichtem Seidenflor;
Wie ein ſüßer Geiſt, erhebend
Sich und ſchwebend
Blaue Rätſelbahn empor.
Nixen wiegen
Sich und ſchmiegen
Weiß ſich um des Bootes Bug:
Necke kommen
Nachgeſchwommen:
Doch „Agnete“ ſteht verſchwiegen
In der Flagge Flug.

Dort — ein ander Bild! Ich ſtaune!
Seht mir dieſen kecken Tanz doch!
Graziös gebundner Laune
Ziemt der Kranz doch!
Wimpel flattern auf und nieder;
Von der Küſte grüßt es wieder:
Halb vertraut, halb etwas Fremdes,
Meerfrau halb, halb ein gezähmtes
Kind vom Lande,
„Dina“ ſchwebt entlang dem Strande.

Wie im Blinden,
Treugelenkt von milden Winden,
Wie in Träumen,
Seht die ſchönſte dort hinſchäumen
Der Felukken,
Südlich heißen Lebenstriebes,
Hoch ſich bäumen, tief ſich ducken!
Seufzer zucken
Aus der Cither,

Digitized by Google

Blitzen gleich vor nahem Liebes-
Lenzgewitter:
Madrigale
Bringen ſtummen Gruppen Grüße,
Die am Strand im Mittagsſtrahle
Einwiegt „Jolanthes“ Süße.

Doch wer zählt die
Ganze Flotte,
Die im Sonnenſchein daherſchäumt,
Der die Segel Fahrwind ſchwellt!
Übers Meer träumt
„Ragnhild“; quält ſie
Heimweh nach der blauen Grotte
Seiner Märchenabgrundswelt? —
Eine Lotosblume, ſchaukelt
Dort „Ophelia“ längs des Strandes,
Blau umgaukelt
Wie von Schatten;
Briggs, Fregatten,
Klipperſcharen
Heimwärts fahren
Unter Jubelruf des Landes. —
So mit Dänemark im Bunde
Stehn Sie mir vor Augen immer —
Und mit einem Tag am Sunde
Unter hoher Buchen Schimmer.

Oftmals härmte mich der Satz:
Wird mit ihren
Neigungen zum Disputieren
Und Regieren

Digitized by Google

Einſt die Zeit zu Schand' und Spotte
Schlagen dieſer Genien Schatz, —
Raſtend nicht, bis daß ſie faht,
Wie ein engliſcher Pirat,
Dieſe dän'ſche Großmachtflotte?

Uns dagegen,
Farben-, Form- und Wortpoeten,
Architekten,
Oder was wir ſonſt vertreten,
Die wir, derb're Muſikanten,
Unſrer Schönheitsſchiffe Spanten
Mit ſolidern Latten deckten,
Darf's nicht ſonderlich erregen,
Kommt die Wahl
Unter uns nicht ſtets gelegen.
Manchen Klipper-Pegaſuſſen,
Aufgezäumt mit Sang und Klang,
Wird einmal
Platz und Rang
Unter Schiffs-Jeronymuſſen.
Manch ein Rumpf von Form und Tönen,
Von der Mitwelt hochgeprieſen,
Muß einſt, von den naſſen Wegen
Rauh verwieſen,
Fauler Ruh' im Hafen frönen
Ohne Tauwerk und Kanonen
Bei den andern Magdelonen.
Glück noch, rettet einer Rücke
Holde Tücke
Unſrer Werften Meiſterſtücke
Durch die Jahre
Für die Herren Antiquare.

Digitized by Google

Man vermeint, der Bühne Kunſt
Sei an Stunden
Nur gebunden,
Sei wie Seifenblaſendunſt,
Müſſe jäh wie ein Komet
Blenden, ſchwinden,
Zu empfinden,
Wie vergeht,
Was von Menſchenhand entſteht.

Schwingen Sie ſich vogelleicht
Über dieſer Lehre Schranke!
Darum juſt,
Weil uns Ihre Kunſt in feinen
Stimmungen das Höchſte reicht,
Ein Geſchöpf phantaſtiſch duftig
Ihrer eignen reichen Bruſt, —
Weil ſie nicht aus Holz und Steinen, —
Kein Gedanke,
Der erſtarrt auf Lumpen liegt, —
Weil ſie, eine Elfe, luſtig
Sich auf Schönheitsranken wiegt, —
Juſt weil eine Form ihr Kleid,
Die mit Händen
Nicht zu greifen, — kann ſie ſchänden
Keine Wut der ſchnöden Zeit.

Eng mit Dänemark im Bunde
Soll'n Sie ſtehn vor allen immer —
Und mit einer Nacht am Sunde
Unter ew'ger Sterne Schimmer.
Welche Bilder! Ihre ganze

Digitized by Google

Wunderreiche Flottenmacht
Kommt in ſagen-
haftem Glanze
Bleich gezogen
Durch die Nacht
Längs der Küſte ſanften Bogen,
Maſt und Segel dunſtumſchlagen:
Dämmrung faltet
Über Schiff um Schiff ihr ſchwanen-
fahl Gefieder;
Was dem Aug' zu fern, geſtaltet
Inures Ahnen;
Weiber, die vom Strand her träumen,
Männer, die der
Eigne Kopf zu urteln drängt, —
Wie ſie des Jahrhunderts Stufen
Füllen, räumen, —
Legen aus, was Sie erſchufen,
Jedes, wie es fühlt und denkt.

Und dies, ſehn Sie, juſt iſt Leben,
Leben in Erinnerung:
Vor des Volkes Augen ſchweben
Niemals alternd, ewig jung, —
Dies juſt, ſeinen eignen vollen
Menſchen ſtrömen heiß und licht
In die Form, die jene wollen
Für ihr eigenes Gedicht;
Dies juſt Leben:
Eine Mythe,
Wechſelnd wie ein Elbenweſen,
Folgen der Geſchlechter Blüte,

Digitized by Google

Folgen der Entwicklung Werden, —
Und zu ſolchem Los auf Erden
Wurden Sie erleſen.

Über Zeiten ſchönheitsarm
Hat mich Ihre Kunſt betrogen,
Ging die Fahrt auf ſonn'gen Wogen
Und vor Winden ſanft und warm,
Half mir über Zorn und Harm,
Wann in Nächten ſterngekränzten
Sagen ihre Bahn umglänzten.

Nimm denn, edle Tröſterin,
Eines Sehers Dankwort hin:
Tief mit Dänemark verbunden
Wirſt Du ſtehn vor allen Fernen —
Und mit einer Sundnacht Stunden
Unter der Erinnrung Sternen!

Digitized by Google

Zu einer Hochzeit,
den neunten Oktober 1874.

Kniſternd ſchon die Blätter fallen,
Herbſtlich wird's im Nord;
Durch des Waldes kahle Hallen
Klingt des Abſchieds Wort.
Darum kehrt man ein zu Hauſe
In der Heimſtatt Herzensklauſe,
Hegt im Schutz der warmen Räume
Seine Freiluftträume.

Die ihr euch erwählt zum Paare,
Eins fortan zu ſein,
Mit des Lenzes Kranz im Haare
Zieht ins Haus ihr ein.
Ob auch des Oktobers Decke
Neblig übers Land ſich ſtrecke, —
Hier ſei Blühen und Gedeihen
In des Lebens Maien!

Das heißt Lebenskunſt verſtehen
Auf die rechte Art:
Daß ihr, was auch mög' geſchehen,
Jung das Herz bewahrt,

Digitized by Google

Noch im Herbſtesſonnenſtrahle
Eures Frühlings Ideale
Glanzvoll, keck als Banner ſchwingend,
So den Sieg erringend!

Dies iſt des Zuſammenlebens
Schönſte goldne Frucht.
Alle Klugheit forſcht vergebens,
Wie ſie ſpäht und ſucht;
Doch was tief verborgen deuchte,
Offenbart der Liebe Leuchte.
Hütet treulich denn zuſammen
Ihre heil'gen Flammen!

Dieſes Lebenslicht mögt ſtellen
Ihr auf den Altar;
Sorgennächte zu erhellen,
Schein' es mild und klar.
Wenn dann bei des Herbſtwinds Wehen
Rückwärts eure Blicke ſehen, —
Schaut verklärt von dieſem Schimmer
Euren Lenz noch immer!

Digitized by Google

Einem Komponiſten ins Stammbuch.

Geiſt im Tier und Brand im Steine
Weckte Orpheus Spiel, das reine.

Steine giebt's hier allerorten,
Auch von Tieren manche Sorten.

Spiel', daß Glut aus Steinen dringt,
Und das Tierfell raſſelnd ſpringt!

Digitized by Google

Verbrannte Schiffe.

Er wandte die Steven
Seiner Schiffe gen Süd,
Nach freundlichern Häfen,
Der Nordgötter müd.

Des Schneelands Signale
Versanken im Meer;
Im Südsonnenstrahle
Schwieg sein Begehr.

Er verbrannte seine Schiffe; —
Da spannte sich blau
Zum nordischen Riffe
Einer Rauchbrücke Bau.

Nach den Hütten Verschneiter
Aus der Südhaine Pracht
Reitet ein Reiter
Nacht nun um Nacht.

Sängergruß an Schweden.

(Der Studentenverſammlung in Upſala.)

Dank, daß ihr zum Feſt der Lieder
Rieft der Jugend Schar!
Jede Schranke liegt darnieder,
Die uns trennend war.
Nun gebeut kein Grenzgehege
Unſerm Zuge Halt:
Gradaus gehn zu euch die Wege
Durch den nord'ſchen Wald.

Laßt den Sang denn hell erbrauſen,
Der den Pfad uns baut!
Sang iſt ja, wie Tannenſauſen,
Schwedens Mutterlaut.
Und in gleicher Sprache bringen
Wir euch gute Poſt —
Mög' als Antwort zu uns dringen
Schwedens Gruß vom Oſt!

Lang im Weltchor habt geſungen
Hier ihr und wir dort:
Da, wo Schwedens Lied erklungen,
Schwieg Norwegens Wort;

Digitized by Google

Wo entquollen unſre Lieder
Sangesfreud'gem Mund,
Waren unſre ſchwed'ſchen Brüder
Nicht im Sängerbund.

Kreuzfahrtlieder unter Palmen,
Auf Britanniens Flur,
Narvas Sturmlied, Lützens Pſalmen
Sang ein Halbchor nur.
Fahl ſind unſrer Väter Fahnen,
Modernd und zerſetzt;
Friſche That auf neuen Bahnen
Iſt die Loſung jetzt.

Horch, es geht ein Frühlingsrauſchen
Durch der Zeiten Chor,
Flüſternd erſt, doch zu erlauſchen
Für des Sängers Ohr.
Immer mächt'ger ſchwillt das Klingen
In der Völker Reihn:
Junge, friſche Kräfte ſingen
Neue Zeiten ein!

Lauſcht dem Schall mit uns im Norden,
Lauſcht dem jungen Tag!
Hört ihr's brauſen in Akkorden
Gleichwie Blitzesſchlag —!
Blaſt ins Horn dann, — und die Wege
Ziehn wir durch den Wald!
Ja, uns hemmt kein Grenzgehege,
Wenn der Ruf erſchallt.

Digitized by Google

Aus der Ferne.

Bald eint Upſála nun alle die Jungen;
Dann wird geredet und wird geſungen.

Hab' ihnen ſelbſt einen Reimſtrauß gebunden,
Innerlichſt mich begeiſtert erfunden.

Ich nützt' unter Zweifeln ein Lichtblickchen Glauben —
Und wollte das Kommen auch mir ſchon erlauben.

Nun iſt's vorbei. Dem entſchießenden Sterne
Gab ich Valet, — bleibe einſam und ferne.

Heil über all euren ſorgloſen Flug!
Heil über euch, denen Spiel noch genug!

Sommer gebiete! Wolke zerrinne!
Waldduft für all eure lechzenden Sinne!

Lerchenwetter den jauchzenden Kehlen!
Wind euren Fahnen, Licht euren Seelen!

Sonnige Tage und Nächte klare,
Wo eure Jugend auch walle und fahre!

Digitized by Google

Fern vom Süden aus ſeh' ich euch ziehn;
Ich höre die heimiſchen Melodien.

Und doch ſo wunderlich fremd und kraus
Dünkt mich der jubelnde Zug dort zuhaus.

Toter Zeiten geſpenſtiſcher Schritt
Schleift in unſerer Jünglingsſchar mit.

Aus Phraſennebel und Weihrauchflug
Formt ſich ein weltgeſchichtlicher Spuk.

Ein Zug, wie er droben im Norden nun ſauſt,
Iſt über Italiens Erde gebrauſt.

Der Jugend Zug längs den Apenninen
Riß aus dem Schlummer die Volksruinen.

Das war, da man aufſchlug des Säkulums Buch.
Heut weht von der Engelsburg königlich Tuch.

Ein Zug, wie er droben im Norden nun ſauſt,
Iſt über die deutſche Erde gebrauſt.

Man träumte von Einheit auf Sonderbahnen;
Man träumte von ſchwarzrotgoldenen Fahnen.

Dann kam der ernſthafte Teil der Feſte.
Alternde waren der Jugend Gäſte.

Mannhaft nun für dasſelbe Ziel,
Wandten ſie ſich zum Ernſt vom Spiel.

Digitized by Google

In Nöten und Stürmen ihr Sinn beſtand;
Sie bauten ihr Haus und umzäunten ihr Land.

Sie wollten ihren Traum; und belohnt ward ihr Streit.
Europa erwuchs, und erwacht iſt die Zeit.

Seht, darum ſo wunderlich fremd und kraus
Dünkt mich der jubelnde Zug zuhaus.

Toter Zeiten geſpenſtiſcher Schritt
Schleift in unſerer Jünglingsſchar mit.

Aus Phraſennebel und Weihrauchflug
Formt ſich ein weltgeſchichtlicher Spuk.

Was ſchweigt der einzige mündige Mund,
Der das Blendwerk zerſtörte im innerſten Grund?

Der Mund verſtummte, will ich euch ſagen,
Da ein unfertig Volk ward mit Freiheit geſchlagen.

Ein Wagſtück, ſich ſelber geſchenkt zu werden!
Der Ballaſt kann einen Segler gefährden.

Man gab in die Hand uns ein vollgültig Schwert —
Doch lehrte uns nicht ſolcher Waffe Wert.

Und drum unſer Schickſal ſo ſchwankt und ſchlingert —
Wie ein Meſſer, daran ein Kind herum fingert.

Digitized by Google

Nun horchen wir, daß uns ein Klügrer bescheide,
Und tasten das Ding an mit Handschuhn von Seide.

Nun stehn wir wie Träumer und wissen nicht Rat
Zu einer mannhaft entscheidenden That.

Wann bringt uns — das uns der Dumpfheit entreißt —
Sein Losungswort des Jahrhunderts Geist?

München, den 2. Juni 1875.

Digitized by Google

Ein Reimbrief.

Mein lieber Freund!
Sie ſchreiben mir ſo trüben Muts und fragen,
Warum ſo matt geh' dies Geſchlecht einher,
Gleichgültig ſtumpf in gut und böſen Tagen,
Als drück' ein unklar Angſtgefühl es ſchwer,
Das ahnungsvoll gefangen ihm den Sinn nimmt;
Warum faſt Jeder heute, ſtumm und ſtarrend,
Was ihm das Schickſal bringt, in Schlaffheit hinnimmt,
Der Dinge, die da kommen ſollen, harrend.

Und ich ſoll dieſes Rätſels Schleier heben? —
Mein Amt iſt fragen, nicht Beſcheid zu geben.

Doch, da Sie mal die Feder eingetaucht,
So will ich in Erwidrung Ihres Briefes,
Verehrter Freund, nun meine Meinung ſagen,
Wenn ſchlechtweg einer Antwort nur es braucht
Und Sie nicht fordern etwas Poſitives —
Kurzum, als Antwort will ich wieder fragen:
Und — weil's ein Dichter, der dazu gewillt iſt,
Entſchuld'gen Sie, wenn meine Frag' ein Bild iſt.

So laſſen Sie mich fragen: ob Sie je
Zufällig wohl an einer unſrer Küſten

Digitized by Google

Ein Schiff geſehn zur weiten Fahrt ſich rüſten,
Um ſeinen Kurs zu nehmen in die See? —
Gewiß! Dann haben Sie auch Acht gegeben
Auf all die rege Wirkſamkeit an Bord,
Die feſte Zuverſicht voll Luſt und Leben,
Das klar gebietende Kommandowort,
Als ob das Schiff ſich, wenn es hißt die Segel,
Beweg' in vorgeſchriebnen Bahnen fort
Wie unſre Erde, nach Geſetz und Regel.

Ein ſolches Schiff kommt weit herumgefahren,
In manches Land, manch fernen Hafen läuft es;
Man löſcht die Ladung, und mit neuen Waren,
Die fremde Namen tragen, wird gehäuft es;
Man ſtopft den Schiffsraum hochauf unterm Decke
Mit Kiſten, Kaſten, zahlloſem Gepäcke,
Mit all dem Frachtgut, das zum fremden Strand kommt —
Bunt durcheinander, wie es juſt zur Hand kommt.

Dann wieder geht's ins Weite durch die Flut.
Wie keck durchfurcht der Bug den ſalz'gen Schaum!
Es iſt, als hätt' das weite Meer nicht Raum
Für all den Überſchuß von Lebensmut,
Der noch gemehrt wird durch der Stürme Toſen
Bei Führer, Paſſagieren und Matroſen.

Begreiflich! Iſt das Schiff nicht feſt gebaut?
Iſt nicht die Ladung regelrecht geſtaut?
Und ſind nicht Kompaß, Fernglas und Sextant,
Den Kurs danach zu richten, gut in Stand?
Iſt nicht die Tüchtigkeit ringsum zu finden,
Die Zutraun weckt, davor die Zweifel ſchwinden? —

Digitized by Google

Und doch, trotz alledem, was kann paſſieren
Aus heiterm Himmel! — Ohne weitern Grund
Iſt rings an Bord um aller Sinn und Mund
Ein ſeltſam drückendes Gefühl zu ſpüren.
Erſt iſt's, als ob es Einzelne ergriffe,
Bis endlich alleſamt es übermannt:
Schlaff geht das Werk von ſtatten auf dem Schiffe;
Schlaff wird gereffit; ſchlaff tönen ſelbſt die Pfiffe;
Zum Omen wird der kleinſte Gegenſtand.
Dem Meer, das ruhig blinkt im Sonnenbrand,
Selbſt günſt'gen Winden, eines Vogels Schrei
Legt man die ſchlimmſte Vorbedeutung bei;
Ein heimlich Grauen hält den Sinn umdüſtert,
Obſchon kein Einz'ger forſcht, noch davon flüſtert.

Was iſt der Grund? Was iſt geſchehn an Bord?
Warum gehn alle wie mit Angſt beladen?
Was lähmte Sinn und Willen, Arm und Wort?
Geſchah ein Unglück? Droht dem Schiffe Schaden? —
Nein, alles geht wie ſonſt noch ſeinen Gang,
Nur freud- und mutlos, ohne Sang und Klang.
Warum? weshalb? — Es heißt, daß ſonder Raſt
Ein unheimlich Gerücht umher ſich ſchleiche
Vom Vorderſteven bis zum Achtermaſt:
Das Schiff führ' mit als Ladung eine Leiche.

Der Seemannsaberglauben iſt bekannt;
Erweckt kaum, hat er aller ſich bemächtigt.
Wie mit der Sache ſelber es bewandt: —
Ob jene bange Ahnung auch berechtigt,
Ergiebt ſich erſt zuletzt, wenn man am Strand
Nach Sturmes Braus und trotz manch ſchauerlicher
Anzeichen liegt vor Anker, gut und ſicher. —

Digitized by Google

Sehn Sie, — Europas Dampfpoſt ſticht vom Strande,
Nimmt fernhin ihren Kurs nach neuem Lande
Und ich, wie Sie, mein Freund, nahm ein Billet;
Nun ſtehn wir auf des Achterdeckes Brett,
Zurück noch winkend von des Schiffes Rande.
Da draußen kühlen Stirne wir und Sinn:
Bei friſcher Briſe geht es leicht dahin; —
Im Packraum wohlverwahrt liegt die Bagage,
Und Koch und Steward ſorgen für Menage.

Was mangelt noch? Wer iſt, der mehr begehrt? —
Der Keſſel kocht und brodelt: mit Geſchnaube
Thut die Maſchine ihre Pflicht: die Schraube
Zerteilt das Waſſer ſchneidend wie ein Schwert.
Das Segel iſt von günſt'gem Wind geſchwellt;
Der Steuermann, die Mannſchaft ſind zu loben;
Wir haben glatte Flut, und Ausblick hält
Der Kapitän, der tücht'ge, ſelbſt da droben,
Daß er vor ſchlimmem Zufall uns bewahrt: —
Was mangelt noch zu einer guten Fahrt?

Und doch, — weit draußen auf dem offnen Meer,
Inmitten zwiſchen Heimatland und Ziele, —
Iſt's nicht, als ob die Fahrt ſo ſchleppend wär',
Als ob der Frohſinn von uns allen fiele? —
Mannſchaft und Paſſagiere, Männer, Frauen
Sind ſo gedrückt, ſo ſorgenvoll zu ſchauen:
Man lauſcht verſtohlen, geht mit düſterm Brüten
Im Zwiſchendeck wie in den Prachtkajüten.

Sie fragen nach dem Grunde mich, mein Lieber.
So ſahn Sie nicht, daß was im Wege ſei,

Digitized by Google

Verſtanden nicht, ein Tagwerk ſei vorüber
Und all die heitre Sicherheit vorbei? —
Was ſchuld daran, noch läßt ſich's nicht ergründen;
Doch was ich drüber weiß, will gern ich künden.

Ich ſaß des Nachts auf dem Verdeck allein;
Ein klarer Himmel war mit Sternenſchein;
Die Luft war lau, und bei dem ſanften Säuſeln
Des Nachtwinds ſah ich leicht die Flut ſich kräuſeln.
Im Schiffe war man ſchon zur Ruh' gegangen;
Die Lampe brannte trüb; ein Qualm, als brüte
Dort dumpfe Schwüle, ſtieg aus der Kajüte
Und hielt die müden Schläfer drin umfangen.
Doch friedlos war der Schlummer, ohne Ruh';
Ich ſah es, denn die Luke war nicht zu.

Ein Staatsmann lag, den Mund halb aufgeſperrt —
Ein Lächeln, das zum Grinſen war verzerrt;
Ein Herr Profeſſor wälzte ſich zur Seite,
Mit ſeiner eignen Weisheit ſehr im Streite;
Und dort erblickt' ich einen Theologen,
Die Decke bis zur Stirn hinaufgezogen;
Künſtler und Dichter ſchlummerten daneben
Wie Träumer, die in Furcht und Hoffnung ſchweben;
Und über allen rings, ob jedem Pfühle
Ein rötlich fahler Qualm in dunſt'ger Schwüle.

Vom wirren Menſchenknäul, der ſchlummernd lag,
Ließ meinen Blick ich ſchweifen in die Ferne:
Ich ſah gen Oſt, wo ſchon der junge Tag
Mit mattem Schein umfing den Glanz der Sterne.

Digitized by Google

Da ſchlug ein Wort von drunten mir ans Ohr,
Wie ich noch ſtarrt' ins Dämmerlicht, ins bleiche.
Es ſagte Einer laut und fuhr empor
Als ob im Halbſchlaf ihn ein Traum beſchleiche:
Das Schiff führt mit als Ladung eine Leiche.

Digitized by Google

Zur Tausendjahrfeier.

Den 18. Juli 1872.

Mein Volk, das schenkte mir in tiefen Schalen
Den stärkenden, doch bittern Trank, der gab
Dem Dichter Kraft, zu kämpfen, hart am Grab,
Von neuem in des Tags gebrochnen Strahlen,
Mein Volk, das reichte mir der Landflucht Stab,
Der Sorge Bund, den Wanderschuh der Qualen,
Des Überernstes här'nes Pilgerhemde, —
Dir send' ich einen Gruß heim aus der Fremde!

Ich send' ihn dir mit Dank für alle Gaben,
Mit Dank für jede schwere Läutrungsstunde.
Was meine Gärten auch getragen haben,
Es wurzelt doch in jener Zeiten Grunde;
Wenn hier es aufsprießt üppig, reich und gerne,
Ich dank' es doch dem Nordwind aus der Ferne;
Was Sonne schmolz, gewann im Nebel Feste;
Mein Land, hab' Dank, — du schenktest mir das Beste.

Ja, dorthin, wo um Gipfel Nebel brauen,
Wo über kahlen Kämmen Wetterbraus,
Wo Stille herrscht mit namenlosem Grauen
Und Öde waltet zwischen Haus und Haus, —

Digitized by Google

Dorthin ich lotſengleich die Blicke richte;
Des Nachts bin ich bei euch und im Gedichte.
Und gar in dieſer ungewiſſen Zeit,
Da ihr den innern Zwieſpalt kaum verſchleiert:
Ein Volk, das, mit ſich ſelbſt in Zank und Streit,
Des Einigkeitsgedankens Schönheit feiert!
Doch wenn ich dieſer Feier Bild gewahre,
Verſinkt mein Auge mehr denn tauſend Jahre.

Da ſeh' ich ſich aus Sagennebeln ſtreiten
Den Baum, der ſproß in Königin Ragnhilds Traum.
Ich ſeh' ihn ſich von Lindesnäs aus breiten,
Ums Nordkap rund, bis an des Glommens Schaum.
Ich ſeh' den roten Stamm, die grünen Äſte,
Seh' ſeinen Wipfel, ſchimmernd wie von Schnee;
Doch unterm Laubdach ein Geſchlecht ich ſeh':
Voll Eifers wacht ein jeder ſeiner Veſte,
Am Meer, im Fjord, in jedes Thälchens Neſte.
Nur Einer in dem zänkiſchen Geſchlechte
Erhebt ſich, ſorglos ſeinen Pfad zu wandeln;
Denn er iſt jung und glaubt und iſt der Rechte
Und hat ein Schwert für alles Edle, Echte
Und großer Träume Laub um all ſein Handeln.

Da bricht es aus! Die Loſung iſt gerufen.
Der neue gräbt dem alten Geiſt ſein Grab.
Auf Drontheims Ebenen acht Schlachten ſchufen
Acht Stammeskönigen Geſpenſterflügel.
Vom Häuptlingsſtuhl rutſcht Rollaug ſtumm herab
Und ſetzt ſich auf des Jarlenſitzes Stufen,
In Naumdal ſchwingt ſich Herlaug aus dem Bügel
Und geht mit ſeinen Helden in den Hügel.

Digitized by Google

Da eint ſich, wer des Landes Einung feind,
Da ſammelt ſich, wem wohl im Zwietrachtsſchoß iſt,
Und nimmt Hårfagers Wort auf ſich gemeint,
Daß Rücken man an Rücken zehnfach groß iſt.
Da ſchart zuſammen ſich's aus allen Gauen,
Da blähn ſich Segel weiß längs Liſters Strand,
Da züngeln Wimpel, Schaum entſpritzt dem Blauen,
Und wie ums Jäderriff die erſten ſchauen,
Da wälzt ſich heiſer Kriegsgeſchrei ans Land.
Sie ſuchen Haralds Heer. Nun wird ſich's zeigen:
Wird Frevlerhand der Urzeit Baum entzweigen?
Zwei Zeitideen ſind handgemein geworden,
Zwei Welten ſtürmen geneinander an.
Vom Vorderdeck ſpäht Roald Rygg gen Norden,
Herr Kötve ſchleift ſein Schwert zum nahen Morden; —
Geduld! Im Hafsfjord wartet euer Mann.

Seht ihr die hundert geteerten Schnecken,
Seht ihr die Langſchiffe ankern im Fjorde?
Seht ihr, wie Haralds gepanzerte Recken
Füllen und decken
Dielen und Bänke, Böden und Borde?
Hört ihr im Hafsfjord das Waffenklirren?
Hornklaues Drapa ſchwor es herauf.
Streiter für Einigung, Streiter für Wirren
Widereinander ſchwärmen und ſchwirren,
Drachen und Kraken,
Die Schnäbel erhaben,
Stoßen und hacken
Wie Möwen auf Raben,
Schwarz iſt der Fjord von der Pfeilſchwärme Hauf.

Digitized by Google

Ragnhilds Traumbaum iſt ſtets in Gefahr!
Egder und Theler ſtürmen zum Schlage vor.
Hat keine Not. Lebendige Mauern
Türmt um die Wurzel Hårſagers Schar,
Rettet der Zukunft Tauſendjahrsſage vor
Drohend ziſchender Äxte Hauern.

Dämmerung naht. Der Himmel wird bunter.
Stumm ruhn der Zwietracht eifrige Walter.
Die Sonne geht unter,
Doch über einem entſchlafenen Alter;
Ein neues wird munter.
Herr Kötve läuft mit Schimpf aus dem Streit,
Weiß, er kann nicht entlaufen der Zeit,
Läuft trotzdem, wie Hornklau berichtet,
Heim ſeinem teuern
Met und Brot zu.

Doch Harald ſichtet
Drachen und Schnecken.
Und vorwärts ſteuern
Die kühnen Recken
Dem Morgenrot zu.

So gingen tauſend Jahre hin. Es ſpann
Der Nornen Lieb' und Groll am Schickſalsfaden.
Allein des Volkstraums Baum wuchs frei heran
Mit Wipfellaub und Zweigen fruchtbeladen.
Nun raſtet der Geſchlechter Zug und ſieht
Den Weg zurück. Der Stein wird aufgerichtet. —

Digitized by Google

Des Landes ſtummes Loblied in Granit.
Sei wach, mein Volk! Brich ab der Freude Lied!
Im Dunkel gräbt und wühlt, was dich vernichtet.

Ich ſeh' mein Land in weißer Nebel Brauen,
Die weiten Höhn in Dunſt und Wetterbraus,
Mein Land, wo Stille herrſcht voll tiefem Grauen,
Wo Öde waltet zwiſchen Haus und Haus.
Was ſchleicht am Abend dort auf krummen Wegen?
Wo ſah ich dieſen Schatten ſchon zuvor?
Er lüpft die Klinke an des Bauern Thor
Und huſcht, die Lippen an ſein Ohr zu legen
Und zu dem halb ſchon Schlummernden zu munkeln, —
Und weiter dann von Haus zu Haus im Dunkeln.

Und nicht nur einen ſeh' ich, — viele, viele.
Und nicht nur Worte hör' ich, — ein Gebrauſe
Von Stimmen — wie von Bären ein Gebrumm;
Ein dumpfes Lied, ein in-den-Schlaf-Geſumm
Des Traumgedichts vom Baum und ſeinem Ziele.
Wer ſind ſie, dieſe Schatten? Wo zuhauſe?
Der Haſsfjord ſchickt ſie aus! Auf, in die Bügel!
Zum Haraldſtrauß! Die Toten gehen um!

Ja, Roald, Sote, Haklang regen wieder
Zur Mitternacht die ſchattenhaften Flügel;
Und Rollaug rührt ſich; Herlaug ſtreckt die Glieder,
Der alte Werwolf, im verfallnen Hügel.
Sie ſind's, die tückiſch durch die Gaſſen gehn,
Von Hof zu Hof den Botenſtecken tragen,
Sie ſind's, die ſich ans Bett des Bauern wagen
Und um ſein Schwert für ihre Fehde flehn.

Digitized by Google

Streiter des Lichts, fällt, was die Nacht erschafft!
Des Traumes Baum umringt in treuem Rund!
Hårfager will ein Denkmal eurer Kraft!
Das, was zuhöchst aufrag' aus diesen Tagen —
Zu tiefst sich grab' in unsres Landes Grund,
Es sei ein Pfahl durch die, die Er erschlagen!

Denn Uns lehrt Leben streiten, sie der Tod;
Sie lockt des Nötve Ziel, Uns Morgenrot.
Seht um euch! Über alle Höhn der Welt
Hat Hafsfjordstag sich herrlich aufgehellt!
Die Sonne, die auf Solferino strahlte
Und färbte Lissas blauen Wellenplan,
Die Porta Pias Flecken röter malte
Und in den Keller trieb den Vatikan,
Die Sonne, die Sadowas Wälle sahn,
Die Hafsfjordsonne war's, die neuerwachte,
Dieselbe, die der Heldenschar einst lachte,
Da sie das Reich auf Schären nackt errichtete,
Dieselbe, die den Trollen Füße machte
Und ihrer Lüge Gift wie Dunst vernichtete.
Geht in euch selbst, ihr nord'schen Partisane!
Versteht die Zeit; ihr seid mit ihr im Bund!
Noch ist gelegt erst ein geringer Grund
Zum Denkmalsbau für unsres Stammes Ahne.
Lest das Gesetz der Zeit — seid ihr euch lieb!
Cavour und Bismarck auch für uns es schrieb;
Und aufwog eine ganze tote Aera
Der Mann der That und Träume von Caprera.

Ja, der Gedanke Haralds ist erwacht —
Und Hafsfjordskampf auf allen Linien heute;

Digitized by Google

Denn Geiſt ſprüht wider Geiſt in dieſer Schlacht,
Hårfagers Geiſt, des Einheitstraums bedacht,
Wider den Sondergeiſt der Zwergenmeute.
Zwar, fehlſt du, Volk, beim Sammlungs-Sturmgeläute,
So laß den Platz auf Haralds Grab nur leer!
Daß nicht der Denkſtein heuchle übers Meer
Und als ein Schandpfahl auf die Küſte deute!
Doch willſt du deinen Arm zum Werke leihen,
So ahn' ich freudig, daß dein Thun dir frommt!
Dann kann einſt ein Geſchlecht, das nach dir kommt,
Der wahren Einheit ihren Denkſtein weihen.
Doch Der ſteh' hoch ob allen Tagsparteien,
Die ſich im Lärm der Städt' und Dörfer placken;
Der rechte Platz für Den iſt Dovres Nacken.

Dann iſt geſchehn, was Ragnhild einſt enthüllt.
Dann erſt, mein Land, ſitzt Hochſinn dir am Herde,
Erlebt dein großes Einſt ein zweites Werde,
Und ihre Traumweisſagung ſteht erfüllt.
Dann ſeh' ich dich, mein Volk, wie du gewagt haſt,
Was du im Feſtesrauſch vorhergeſagt haſt;
Ich ſeh' dich auf der Zeitſpur ſchreiten fort
Nach einem freien, ganzen, mächt'gen Norden,
Als ein Geſchlecht, dem Schlummer viel geraubt,
Doch das geſund erwacht beim rechten Wort;
Ich ſeh' dich als ein Volk, das will und glaubt,
Dem Kraft zu mehr als bloßem Tagwerk worden,
Mit einer Sehnſucht um die ganze Erde
Und großer Träume Laubdach überm Haupt!

Digitized by Google

Ein Vers.

Leben heißt — dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen in ſich.
Dichten — Gerichtstag halten
Über ſein eignes Ich.

Digitized by Google

Sterne im Lichtnebel.

Just unter der Kometfahrt, die in Hast
Ich machte, um die Heimat zu erreichen,
Wies unverhofft bei Andromedas Zeichen
Im Weltenraume sich ein fremder Gast.

Der that die Botschaft unsrer Erde kund:
Daß draußen in der hochzeitsstillen Ferne
Das Chaos sich geformt zu einem Sterne,
Als das Gesetz der Sammlung rings erstund.

Ein andres Chaos fand ich noch ringsum:
Geteilte Willen auf zerstreuten Wegen
Und ohne Drang, auf gleichen Bahnen stumm
Um einen Mittelpunkt sich zu bewegen.

Doch als ich wieder stand in stiller Ferne,
Da mußt' ich des gedenken, was geschehn, —
Erwägen mußt' ich, was ich selbst gesehn:
Lichtnebel, die sich bildeten zum Sterne. —

Lichtnebel sind auch hier im Nord zu finden,
Die sich chaotisch wild im Raume drehn.
Sind sie vielleicht ein Sternbild im Entstehn,
Laut jenem Weltgesetz, sich zu verbinden?

Digitized by Google

Sie ſaßen, die beiden . . .

(Erſte Vorarbeit zu „Baumeiſter Solneß".)

Sie ſaßen, die beiden, im traulichen Haus,
Sahn Herbſt und Winter vergehn.
Das Haus iſt verbrannt. Rings Schutt und Graus.
Nun gilt's, in der Aſche zu ſpähn.

Denn unter dem Schutt iſt ein Kleinod verſteckt,
Das nie geht im Feuer zu Grund;
Und ſuchen ſie emſig, vielleicht daß entdeckt
Von *ihm* oder *ihr* wird der Fund.

Doch fänden die beiden, verarmt durch den Brand,
Auch wieder das köſtliche Stück —
Sie findet nicht mehr das Vertraun, das entſchwand,
Noch *er* das vernichtete Glück.

(16. 3. 1892.)

Digitized by Google

Ein Nachtrag

zu

den Gedichten

Digitized by Google

Digitized by Google

Reſignation.

1847.

Iſt der Glanz aus Seelendunkel,
Der durch finſtrer Wolken Schar
Strahlend drang mit Blitzgefunkel,
Nun vergeſſen immerdar?
War vergebens all mein Ringen?
War mein Traum nur ein Phantom?
Mir verſagt der Seele Schwingen?
Matt und kalt der Dichtung Strom?
Untertöne, dunkle Klänge!
Schweigt! ich kann euch nicht verſtehn!
Laßt vergeſſen in der Menge,
Still mich leben und vergehn.

Am Meere.

1848.

Schäumende Welle
Mit kampfluſt'gem Sinn!
Wer folgt dir, du ſchnelle?
Wo eilſt du jetzt hin?
Wer vermag dich zu lähmen,
Rauſchſt du heran?
Wer iſt's, der dich zähmen,
Dich halten kann?

Wie ein Jüngling zum Ringen
Stürmſt du einher,
Gen Klippen zu ſpringen
Dein Spiel und Begehr;
Doch in dem Getoſe
Der Kampfesluſt
Lockt dich die Roſe
Der Flut an die Bruſt.

Schnell fliehen die Stunden, —
Gleich ihnen dein Glück!
Deine Kraft iſt verſchwunden,
Da ſinkſt du zurück.

Digitized by Google

Zerklüftete Wände
Dein Grabesraum:
Dies, Welle, das Ende
Vom Thatentraum.

Nun ſing' in das Branden
Dein Leid, deine Qual.
Was blieb noch vorhanden?
Nicht Erinnrung einmal.
In ihrem Himmel
Träumſt du zu ſein.
Wer denkt im Getümmel
Der Wellen noch dein?

In Zweifel und Hoffnung.

1848.

O Nacht des Schreckens, ſchwarz verhüllt!
Der Sturm durchbrauſt das Land! —
Das klingt, wie wenn ein Löwe brüllt
Im ſtarren Wüſtenſand!
Ha, kommt ihr aus des Todes Thal,
Ihr Schatten? Jagt ihr wild,
Wie Geiſterheere nebelfahl
Nachts überm Schlachtgefild?

Es ſpottet nächt'ger Donnerhall
Des überwundnen Lichts,
Als töne der Poſaune Schall
Am Tag des Weltgerichts!
Wie oftmals bot ich ungeſcheut
Dem jüngſten Tage Hohn,
Und wildeſte Verzweiflung heut
Iſt dieſes Spottes Lohn!

Ach, einſt, ach, einſt, als ich noch klein,
Hab' ich zu Gott gefleht
Für Eltern und Geſchwiſterlein
In frohem Nachtgebet;

Digitized by Google

Doch längſt, ach, längſt iſt das dahin.
Hab' mein Gebet verlernt;
Ich ſuche nicht mehr Troſt darin,
Von Andacht weit entfernt! —

Ha, ſchwaches Herz, faßt dich ein Grau'n
Bei dieſem Sturmgebraus?
Glaubſt du das Weltgericht zu ſchau'n
In dieſem nächt'gen Graus?
Den jüngſten Tag haſt oft mit Spott
Ein Märchen du genannt,
Und willſt nun beten zu dem Gott,
An den dein Glaube ſchwand! — —

Ha, Dämon, biſt du neu erwacht?
Verſucher, gieb mich frei! —
Mit des Orkanes wilder Macht
Reißt er mein Herz entzwei.
Kein Pfad, kein Führer iſt zu ſehn
In dieſes Zweifels Meer!
Gern gäb' ich für mein Kinderflehn
All ird'ſche Weisheit her! —

Doch ach, ſeit ich kein Kind mehr bin,
Fühl' ich nicht wie ein Kind!
Dem Weg, den unſchuldsfrommer Sinn
Leicht findet, ward ich blind.
Dies fürchterliche Dunkel weicht
Nur Blitzen, grell entfacht,
Und doch iſt's hell, wenn man's vergleicht
Mit meines Herzens Nacht.

Digitized by Google

Doch nein, verzweifeln will ich nicht.
Getreu dem innern Ruf
Flücht' ich zum letzten Hoffnungslicht,
Zum Gott, der mich erſchuf.
Nun heule, Sturm! Nicht mehr geſchreckt,
In Ruhe ſchlummr' ich ein,
Um wieder, wenn man einſt mich weckt,
Ein gläubig Kind zu ſein.

Die Rieſeneiche.

1848.

Hoch droben im Nord ſtand ein Eichenbaum,
Ein Rieſe aus Heidenzeiten:
Hehr ſtieg die Krone zum Himmelsraum;
Tief faßten die Wurzeln, die breiten.
Der freudige Trieb, das mächtige Grün
Sah das Land vom Pol bis Eidren erblühn;
Stolz warf er den Schatten auf Schwedens Gefilde
Und kränzte der Nordſee Klippengebilde.

Den Rieſen ereilten die Stürme der Zeit,
Die den mächtigen Stamm zerzauſten
Und über zerſplitterter Herrlichkeit
Wie Todesgeſänge brauſten.
Es ſpähten lüſternen Räubern gleich
Des Oſtens Adler auf Odins Reich,
Da die Deutſchen den Hals nach der Beute reckten,
Der ſchutzlos, wie ſterbend, dahingeſtreckten.

Doch es treibt noch der Sproß, der der Blätter bar.
Facht an die Funken zur Flamme!
Die Jugend gedenkt, was der Alte war;
Sie reiſe zum ſelben Stamme!
Der Bruder, der ſich vom Bruder gewandt,
Er ſuche ihn, reiche ihm treu die Hand:
So werdet Eins, ſo ſchmelzet zuſammen,
Wie Winternachtshimmel mit Nordlichtsflammen!

Digitized by Google

Die Erinnerungsquelle.

1849.

In die Wellen des Baches ſtarrt hinab
Ein Mägdlein zur Abendſtunde;
Die dunklen Wälder ſpiegeln ſich ab
Unten im tiefen Grunde.

Wehmütig lächelt ihr Angeſicht,
Als heg' es ein heimlich Verlangen;
Doch die Welle, die muntre, ſie weilet nicht,
Von laubigen Ufern umfangen. —

Hier ruhte ſie oft als ſchuldloſes Kind —
Da ſah ſie ein Bild in den Wogen:
Ein Jüngling winkte und lächelte lind;
Längſt iſt die Erſcheinung verflogen. —

Ach, nun iſt ſie groß, und taucht in das Glück
Der Kindheit auch oft ſie nieder,
Es kommt doch nimmer, nimmer zurück;
Nie kehrt die Erſcheinung wieder! — —

Doch hält an der Quelle ſie gerne Raſt,
Und ihre Thränen rinnen;
Vom Nachtwind gekräuſelt, ohne Haſt
Plätſchern die Wogen von hinnen.

Ein ſeltſamer Strahl des Mondes ſcheint
Dort von dem gewölbten Bogen;
Sie ſtarrt in die Tiefe hinab und meint,
Das Bild zu ſchaun in den Wogen. —

Digitized by Google

Totenball.

1849.

Es ſenkt die weiten Flügel
Auf den öden Kirchhof die Nacht.
Still ſchlafen die Toten im Hügel —
Ein Schlaf, draus ſchwer ſich's erwacht.
Und ſeltſam: Das Marmorgeſtein
Flimmert im Mondesglanz,
Als deckte der Toten Gebein
Ein thränennaſſer Kranz.

Doch wenn durch das Grabesſchweigen
Der Schlag der Mitternacht dringt,
Dann — willſt du nur lauſchend dich neigen —
Hörſt du: Tumult erklingt.
Der nähert ſich mehr und mehr;
Wie ſchwillt, wie dröhnt er jetzt!
Scheu blickt der Wandrer umher,
Bekreuzt ſich und flieht entſetzt.

Da thun die geſunkenen Stätten,
Die mooſigen Steine ſich auf;
Schweigend ſteigt aus den Betten
Die Totenſchar herauf.

Digitized by Google

Doch klappert, ſobald ſich's bewegt,
Ihr dunkles, morſches Gebein;
Ihr Kopf und das Hemd, das ſie trägt,
Sind wie Schnee ſo hell und ſo rein.

Sie ſammelt ſich ſchnell zum Feſte.
Ein Irrlicht iſt Lampe dabei.
Der Eintritt als liebe Gäſte
Steht allen Gerippen frei.
Die Hand wird dem Nachbar gereicht,
Schnell tanzt vom Platze das Paar,
Ein Fürſtengeſpenſt vielleicht
Mit dem, der Bettelmann war.

Auch eine Muſik, eine feine,
Hat der Ball, der ſo köſtlich und nett;
Mit Knochen raſſelt das eine,
Es trommelt das andre Skelett
Auf Schädeln; und das tönt,
Als ob nach vernichtetem Glück
Ein Herz im Zerſpringen ſtöhnt.
Sieh: das iſt der Toten Muſik.

Wild tanzen ſie auf und nieder
Um verwitterte Kreuze herum;
Doch das Grab erwartet ſie wieder:
Die vergönnte Friſt iſt um.
Der Ball, der iſt nun aus.
Dumpf ſchallt der Glocken Schlag.
Sie ſchlafen im Grabe, das ihr Haus
Bis an den jüngſten Tag.

Digitized by Google

Abſchiedslied.

(Bei Ole Schuleruds Aufbruch.)

1849.

Wenn der Weg ſich trennt und der Freund verläßt
Den Freund im Lebensgetümmel,
Starren zur blauen Höhe wir feſt:
Zum lichten Erinnrungshimmel.

Sieh Bild an Bild der Vergangenheit,
Wie freundliche Sternlein dort, funkeln,
Nicht kann der Wolkenſchleier der Zeit
Ihr Licht ſo ſchnell verdunkeln.

Doch in der freundlichen Sterne Reihn
Sucht e i n e n das Auge ſo gerne,
Er blinkt mit wehmütig dämmerndem Schein:
Uns iſt er der liebſte der Sterne.

Sein Name klingt ſchwer und kummererfüllt;
Ernſt ſtimmt er: die Abſchiedsſtunde.
Doch bargen wir ſanft jedes Freundſchaftsgebild
In die Leuchte der blauen Runde.

Digitized by Google

Der Herbſtabend.

1849.

Sieh, es dunkelt rings; der Regen
Praſſelt an die Fenſterſcheiben,
Miſcht ſich mit des Sturmes Treiben,
Während übern Himmel fegen
Dunſtgeſtalten, Geiſtern gleiche
Aus des Todes ſtummem Reiche;
Donner hallt wie dröhnend Erz,
Und ſie kommen und zerſtieben,
Flücht'ger, als an einſtig Lieben
Denkt ein treulos Mädchenherz.

Meinem Ofen dicht geſellt
Starr' ich in der Flamme Schimmer;
Schwach erleuchtet ſie das Zimmer,
Doch mir iſt ſie eine Welt.
In der Kohle dunklen Spalten
Seh' ich meine Traumgeſtalten
Sich ein Feuerſchloß erbau'n;
(Dorten mag es mir gefallen;
Denn in dieſes Schloſſes Hallen
Kann ich Mädchentreue ſchau'n!)

Digitized by Google

Ha, welch Wunder darf ich ſehn! —
Wollen meine Kindertage,
Die ich tief im Herzen trage,
Leibhaft wieder auferſtehn?
Oder wird der Schleier — gerne
Säh' ich das! — vor dunkler Ferne
Jählings weggerollt im Nu
Durch des Zauberwindes Fächeln?
Winkt mir Skuldas mildes Lächeln
Schickſalvolle Grüße zu? — —
— — — — — — — — —

Doch der Traum wird mir verkürzt,
Und zu kalten Wirklichkeiten
Weckt mich auf des Regens Gleiten —
Mein Palaſt iſt eingeſtürzt.
Ach, wie einſam wird's und ſchaurig!
Solche Stunde, troſtlos traurig,
Drückt das Herz mit Bleigewicht,
Daß es nachforſcht, was ihm fehle.
Sucht's Geſellſchaft? Einer Seele,
Die verſtimmt iſt, frommt ſie nicht. — —

Ja, auch ich, wie alle Welt,
Hab' ein Liebchen mir erleſen!
Aber ach, kein irdiſch Weſen
Iſt's, das mich umſchlungen hält;
Nur der Sehnſucht Luftgebilde,
Unerreicht im Traumgefilde,
Und für mich erreichbar kaum!
(Ja, wenn meine Liebesdränge
Einſt erſtickt in Herzensenge,
Nur, wie ſie, ein ſchöner Traum! —)

Digitized by Google

Ha, du wähneſt, daß mein Lieb'
Einer ird'ſchen Jungfrau gleiche,
Daß im Wirklichkeitsbereiche
Lebt, was ich an ihr beſchrieb?
Daß ich die gedankenvolle
Stirn von dieſer leihen wolle,
Und von jener das Geſicht
Und die ſchmachtende Gebärde?
Nein, ich nahm von dieſer Erde
Ihres Bildes Züge nicht.

Meines Herzens Ideal,
Komm, mich zärtlich zu beſtricken:
Bring' mit deinen ſanften Blicken
Kühlung meiner Sehnſuchtsqual,
Die das Herz mir will verzehren,
Die mein Traum wird ewig nähren,
Deren bangem Klagelaut
Nimmer wird Erlöſung werden,
Bis begegnet mir auf Erden
Meiner Träume Geiſterbraut! —

Digitized by Google

Meeresfahrt beim Mondenſchein.

1849.

Vollmondſchimmer! — Über die Wellen
Des ſchlummernden Meeres breiten ſich ſacht
In magiſchen Spiegeln die ſanften, hellen
Mondenlichtſtröme durch ſchweigende Nacht.
Während drunten die Sterne ſich baden
Und funkelnd von Woge zu Woge ſchweifen,
Zieh hin, mein Boot; — die Mondlichtſtreifen,
Die ſchönen, ſie folgen auf deinen Pfaden.

Wo der weißen Birken Zweige ſich ſtrecken,
Um lauſchend hinaus in das Meer zu ſehn,
Lag jüngſt ich unter den laubdichten Decken;
Dort iſt es ſo ſtill, — dort könnt' ich vergehn,
Dort könnte ſo ſanft mich der Hügel umhüllen,
Dort könnte die Flut in der Sturmnacht ſingen,
Aus der Tiefe das Weinen der Geiſter erklingen
Und das Herz mit Sehnſuchtsklagen erfüllen.

Doch, nein! Am Ufer welch drückende Schwüle!
So tragt mich, ihr Wogen, hinweg von dem Land,
Hinaus in des Meeres köſtliche Kühle;
Die lindre der Sehnſucht verzehrenden Brand.

Digitized by Google

O, dort iſt es ſtill, dort fallen die Gluten;
Dort ſtreckt ſich die ſchlummernde, einſame Weite,
Dort hab' ich nur Tote zum Geleite,
Deren Auge ſo ſeltſam ſpielt in den Fluten.

Du meinſt, das ſind Sterne, die drunten blinken
Mit flackernd thränenverſchleiertem Glanz?
Siehſt du, ſie kommen, ſie ſchwinden, ſie winken,
Sie drehen ſich wild in myſtiſchem Tanz.
Die Qualen, die mir das Herz zerpreſſen,
Die heißen Qualen, — dort könnten ſie ſchwinden,
Dort könnte ich eine Heimat finden. —
Ja, dort iſt es herrlich: dort könnt' ich vergeſſen.

Digitized by Google

An den Stern.

(C. E. zugeeignet.)

1849.

Bleicher Stern, send' einen Wink
Von dem Ewighohen!
Laß mir milden Flammenblink
In die Seele lohen! —

Soll ein dunkles Gleichnis nur
Mich mit Sehnsucht füllen?
Zeige mir doch eine Spur
Hinter Zukunftshüllen!

Scheuch' aus meiner kranken Brust
Finstren Zweifels Qualen;
Der Gewißheit sel'ge Lust
Laß durchs Dunkel strahlen!

Ist zu kühn, was ich erfleh':
Klarheit mir zu geben?
Kann ein Sohn der Erde je
Sich von ihr erheben?

O, mit sanftem Glaubenslicht
Will ich mich bescheiden,
Will, wenn Wahrheit uns gebricht,
Mich an Hoffnung weiden.

Wenn das Himmelslicht dann sacht
Funkelt aus der Ferne,
Blick' ich froh in stiller Nacht
Auf zu meinem Sterne. —

Digitized by Google

Abendwanderung im Walde.

1849.

Es iſt zu hell, es iſt zu hell,
Zu voll des Mondes Pracht, —
Mein Herz erbebt und beugt ſich ſchnell
Dem Frieden dieſer Nacht.
Auf jeder Blume, jedem Blatt
Steht Abendtau und zittert matt
In weißen Perlenreihn.

Es iſt zu hell, es iſt zu hell
Hier, wo der Bach entſpringt;
Es rieſelt allzu leis ſein Quell;
Der Sterne Abbild blinkt
Aus feuchter Tiefe ſtill und licht:
Ein ſorgumhüllt Vergißmeinnicht,
Ein Aug' im Thränenglanz.

Da, wo die ſchwarze Föhre rauſcht —
Weit, weit hin gegen Nord —
Und wo im Fels die Waldfrau lauſcht
(Ihr ſeht eine „Öde“ dort),

Digitized by Google

Da liegt mein liebſter Platz im Rund;
Ich gehe durch den Waldesgrund
Zu meinem Heiligtum.

Sieh hin: der Felſen ſteilen Grat
Deckt dichter Wolkenflor;
Ein finſtres Herbſtgewitter naht,
Schon bricht der Wind hervor.
Wie ſchön! — hei! wie der Sturm jetzt ſauſt
Und mich wie Geiſterſchrei umbrauſt:
„Auf, fahre durch die Nacht!“

Hinweg! hinweg! hinein zum Wald!
Friſch! Sprung auf Sprung gewagt!
Die Seele wird als Beute bald
Vom wilden Graus erjagt;
Die nächt'gen Geiſter glaubſt du nah,
Auf deiner Spur, ſchon ſind ſie da.
Wie eilſt du ſchnell dahin!

Halt, hier das Ziel. — Jetzt darfſt du ruhn.
Horch! höre, wie im Tann
Die Eule heult. — Still — lauſche nun:
Hört ſich's nicht herrlich an?
Wie luſtig iſt die Melodei!
Laß keinen Ton dem Ohr vorbei:
Gieb Achtung; — o, wie ſchön!

Hier ragt ſo ſchwarz die Föhre auf
Am düſtern Sumpfesrand,
Es peitſcht der Sturm in wildem Lauf
Der Dünſte fahl Gewand.

Digitized by Google

Sieh, wie es ſteigt, nun fällt, ſich reckt
Und ſchnell die hohen Wipfel deckt,
Schnell über Tiefen fährt!

So wohlig wird im Sturme hier
Das Herz ſich ſein bewußt
Und die Natur ein Spiegel mir,
Ein Bild der Menſchenbruſt.
Sie zeigt, was das Geſchick uns gab:
Nicht Ruh' im Leben, nicht im Grab
Und nicht in Ewigkeit.

Im Herbſt.

1849.

Sommers Sänger verlaſſen die Wälder;
Wo vom Aſt ihre Weiſe erklang,
Tönen durch welkende Blätter bang
Seufzer des Herbſtwinds hinaus auf die Felder.
Hier, wo ſich ſonſt ein Garten zieht,
Duftende, lichtgrünende Fluren ſich breiten,
Bebt in dürrem Halm, wie aus Saiten,
Sommers Scheiden — ein Klagelied.

Lilie, du läßt den gebeugten Stengel
Blattlos zurück, — entflieheſt du weit?
O, du kehrſt wieder zur Frühlingszeit,
Folgſt des Sommers freundlichem Engel!
Roſe, du, die vor kurzem noch
Flüſterte mit ſüßem Hauche,
Wandelſt dich zum Dornenſtrauche,
— Schmerzlich verwundend, — ich liebe dich doch.

Mancher Keim, unſerm Frühling entſproſſen,
Hat zur Frucht ſich aufgethan,
Ach, und über ſo manchen Plan
Sich das Grab unſrer Hoffnung geſchloſſen.

Digitized by Google

Sommer, du wardſt uns zu früh entrückt!
Hoffnung, du mußteſt zu ſchnell entſchwinden!
Keine Blume kann der Sorgende finden,
Die ſeine heiligen Hügel ihm ſchmückt.

Ja, es ſteht, wo die Gräber ragen,
Doch eine Blume in herrlichſter Pracht
Über des Herbſtwinds tödlicher Macht;
Herz, was willſt du noch länger klagen?
Sieh: die Erinnrung — die vermag
Hoffnung aus ſtarrem Schlaf zu erwecken,
Sie auf die Vorzeit als Kranz zu decken.
Tröſtend verheißt ſie den Frühlingstag!

Digitized by Google

Frühlingserinnerung.

(Komponiert von C. Duc.)

1849.

Aus Gottes Munde
Ward eine Stunde
Voll Lenz dir verliehn,
Wo Träume, die ſchliefen
In Seelentiefen,
Dich leuchtend durchziehn.
Da weicht deinen Bahnen,
Halbdunkel zuvor
Im ſehnenden Ahnen,
Der Nebelflor.

Der Himmel ſteht offen,
Ein Sommer voll Hoffen
Gleitet frei
Mit Blumen, die blühen,
Mit Sternen, die glühen,
Der Seele vorbei.
Die Rätſel des Lebens
Glaubſt du enthüllt,
Fühlſt wonnigen Bebens
Von Lenz dich erfüllt.

Digitized by Google

Schnell ſchwindet er wieder!
Doch künden Lieder,
Wehmutsweich,
Sanft wie aus Saiten,
Von flüchtigen Zeiten
So wonnereich.
Aus Herzensräumen
Tönt Nachhallklang
Von Blumenträumen
Und Frühlingsſang.

Digitized by Google

An Ungarn.

1849.

Aus dem Lande der Magyaren tönt nicht mehr des Kampfes Dröhnen,
Auf der Walſtatt miſcht ſich Klage, Todesſchrei und dumpfes Stöhnen!
Durch die nächt'ge Stille kommen Boten trauernd hergeſchritten:
„Ungarn iſt nicht mehr! Sein letzter großer Kampf iſt ausgeſtritten!“

Vor den Horden der Barbaren ſanken Freiheitshelden nieder,
Auf Ruinen, Freiheit mordend, ſteht die Tyrannei nun wieder.
Ihr im Purpurkleid, Monarchen! jubelt laut: „Triumph errungen
Hat die Macht,“ — der Freiheit Flammen ſind aufs neue
ja bezwungen.

Deiner beſten Söhne Herzblut, armes Land, iſt hingeronnen;
Doch es hat die Martyrkrone jeder tote Held gewonnen.
Siehe: Du Europens Hoffnung ſtarrſt auf deiner Krieger Leichen:
Bald vielleicht wird Polens Schickſal dein verlornes Land erreichen.

Doch ein Morgenrot wird herrlich nach der grauſen Nacht erſtrahlen,
Aufſtehn werden deine Helden mit den tiefen Todesmalen,
Um ſich denen zu vereinen, die am Weichſelſtrand geſunken,
Denen, deren Blut der Boden Deutſchlands vom Schafott getrunken.

Ja, wenn ſpätere Geſchlechter ſich erheben, euch zu rächen,
Throne ſtürzen, Deſpotismus, deine feſten Pfeiler brechen, —
Wird der ſtolze Heldenname, wird der Name der Magyaren
Laut als Feldgeſchrei ertönen für die kühnen Siegerſcharen.

Digitized by Google

Wacht auf, ihr Skandinavier!

Ein Aufruf an die norwegiſchen und ſchwediſchen Brüder.

1849.

Still, hört im Süden dort den Donner rollen!
Wie dumpf er durch das Kattegat jetzt kracht!
Zwei feindlicher Gewalten dröhnend Grollen
Senkt auf die Dänenlande eine Nacht.

Ja eine Schreckensnacht, an Blut ſo ſchwanger!
Jetzt, wo am Freiheitsbaum die Knoſpe ſprießt,
Und ihrer Blüte harrt der weite Anger,
Da fehlt der Friede, der ſie uns erſchließt.

Dem Boden, heilig allen Nordlandſöhnen,
Dem teuren Boden Dänemarks erſcheint
Der Deutſchen wilde Horde als Bedränger;
„Auf", läßt der Geiſt die Stimme laut ertönen,
Der Geiſt, der uns mit Dänen, Schweden eint:
„Ihr Brüder auf und zaudert nun nicht länger!

Schon lange fühlten wir der Sehnſucht Glut,
Den Dänenbrüdern flog das Herz entgegen,
Da feurig ſie beſchloſſen, treu ihr Blut
Für nordiſche Gemeinſchaft einzulegen.

Digitized by Google

Doch greifen wir jetzt nicht sofort zum Schwert
Und stellen uns der wilden deutschen Bande,
Dann sind wir nicht mehr unsrer Väter wert,
Nicht mehr der Brüder an dem Dänenstrande.

Wollt ihr dem Schutze unsrer Klippen trauen?
Den festen Schanzen hinter Felsgestein?
Nur allzuschnell enttäuscht euch dieser Glaube.

Norweger, denkt des Adlers, der die Klauen
Begierig streckt, wie bald kann nah er sein,
Was kürt der Lüsterne sich nicht zum Raube?

Ragt Schleswig nicht als Heiligtum empor?
Ist's nicht gemeinsam für den ganzen Norden?
Wehrt's nicht dem Germanismus unser Thor?
Was dann, wenn dieser Wall verloren worden?

Wenn Nordens Geist und Sprache dort vertrieben?
Wenn an der Eider, die dann deutscher Fluß,
Das Volk im fremden Joche seiner lieben,
Verlornen Mutter weinend denken muß?

Wenn Dänenklagen durch die Lüfte beben
Und tief hinab in unsre Seelen ziehn, —
Indes sich fern die finstren Wolken scharen, —

Sei Schmach und Schande euch fürs ganze Leben,
Euch, denen Kraft und Schwert dazu verliehn,
Und die ihr säumt, des Nordens Recht zu wahren.

Wollt ihr, daß Schleswig für das Dänenherz,
Was für die Schwedenbrust der Gau der Finnen,
Um dessen Los in tiefem stillem Schmerz
Die bittren Thränen aus den Augen rinnen?

Digitized by Google

Soll Schleswig in der Deutschen Räubernetz?
Laßt ihr das Kind dem Mutterarm entreißen?
Euch mahnt im Seelengrunde ein Gesetz,
Des Worte „Rette deinen Bruder“ heißen.

Des Worte heißen: „Hilf mit aller Macht
Ihm, dem dich die Natur so eng verbunden.
Weh dir, bist treulos du zur Zeit der Not.“

Ernst prüft die Norne Skuld, was du vollbracht,
Sie heischt die That für das, was du empfunden,
Nicht Phrasen, wenn dein Ideal bedroht.

Norwegen, trübe nicht mit schnöder That
Der jungen Freiheit rosiglichtes Blinken.
Seht hin, wie wogt des Volkes Brust beim Rat:
Bleib' ruhig, wenn die Dänen blutend sinken.

Ihr Männer, die zum Thing als festen Hort
Der höchsten Güter sich das Volk erkoren,
Was folgt ihr nicht der Ehre Wink und Wort?
Was habt ihr selbst euch Schmach heraufbeschworen?

Euch stand es zu, — war tadellos die Wahl —
Dem Ruf der Bruderliebe nachzueilen,
Wie forderte das Volk es heiß und laut! —

Schon nah und näher blinkt der deutsche Stahl,
Und hilflos laßt ihr die Bedrängten weilen,
Die voll und freudig stets auf uns gebaut?

Sagt, Schwedenbrüder, sagt, was zaudert ihr?
Eilt durch den Sund zu der Entscheidung Feldern
Ihr liebt die Dänen ja so heiß wie wir,
Liebt Seeland mit den lichtesgrünen Wäldern.

Digitized by Google

Drang nicht der Lärm in eure Seelen ſchon,
Wenn ihr vom Oreſund herüber blicktet?
Iſt nicht der deutſche Siegesruf ein Hohn,
Widrig brutal, den gerne ihr erſticktet?

Ha, iſt es wahr, was ringsum flüſternd klang:
Gen Oſten ſtarret ihr mit bangem Zagen?
Will dem Barbaren ſich der Schwede beugen?

Nein! Nein! Ihr fürchtet keines Fremden Zwang.
Das kann und wird euch aus entſchwundnen Tagen
Ein jedes Sagablatt ſo ſchön bezeugen.

Und wenn im einzelnen auch eine Schar
Norwegens Felſen, Schwedens Küſten ſenden,
Was nützt es wohl? Es wird für immerdar
Vom Volk die Nachwelt ſich entrüſtet wenden.

Voll Scham ſpricht einſt der Enkel uns das Recht,
Wenn lange, lange wir im Grab verweſen:
„Wir ſtammen von entartetem Geſchlecht,
Wir ſchämen, uns ſein Sagablatt zu leſen.“

Gilt ſeiner Zeit denn nur des Volkes Thun?
Iſt's nicht die Blume der Erinnerungen,
Die manchen Fehl der Gegenwart uns ſchmückt?

Wird denn in unſerm Mund zu Floskeln nun
Des Nordens Treue, die ſo oft beſungen,
Und Spätern der Erinnrungstroſt entrückt?

Soll Bruderliebe Haß, der Bruder rot
Um ſeines Bruders Schmach und Schande werden?
Die Eintracht, die uns einſt ſo hell durchloht,
Uns nie zuſammen führen mehr auf Erden?

Digitized by Google

Was kommen wird, das deckt die Zukunft dicht
Mit Dunkel; bald wird ſich der Schleier heben,
Doch wahrt das Volk dem Freund die Treue nicht,
Dann wird's bei uns nicht *eine* That mehr geben.

Sagt, was entflammt uns denn zum letzten Streit?
Und woher ſollen Mut und Kräfte kommen,
Wenn in dem Volk der Sinn für Ehre ſchwand?

Weh uns, daß damals wir nicht hilfbereit
Für jene waren, die für uns entglommen
Trotz Norwegs Kälte, Meer und Felſenwand.

Du, Oskar, den der Nord zur Hoffnung kor,
Auf den die Herzen ſchon ſo lange harrten,
Schließ nicht der drei Nationen Ruf dein Ohr,
Da ſie von dir ein Königswort erwarten.

Auf, löſe eine heil'ge Schuld nun ein!
Dein Wort kann Dänemark noch Rettung bringen!
Führ' du uns, kühner Drot! Nur dies allein
Kann dir den Namen „Nordens Held" erringen.

Was rufſt du nicht des Volkes Macht zum Rat?
Dir, König, folgen ſie begeiſtert alle.
Noch glüht der Vorzeit Funken in dem Nord.

Noch iſt es Zeit, noch wahrt die ſchnelle That
Das ſchöne Dänemark vor ſeinem Falle
Mit falſchem Glauben — an ein Königswort.

Dem Volk befiehl: „Erwache, folge mir";
Eh' ſchlaff und ſtumpf ſein Geiſt und ſein Gewiſſen,
Zeig' ihm den Weg zur Pflicht und Ehrenzier,
Eh' alles uns für ew'ge Zeit entriſſen.

Digitized by Google

Dann knien zwei Brudervölker, die dein Mut
Zum Kampfe weckte, dankbar vor dem Throne,
Und Nordens Ruhm, geschontes Dänenblut,
Die werden, edler Retter, dir zum Lohne.

Dann breitest du in neu erschaffnem Glanz
Auf Nordens Reiche Ruhm aus Vorzeittagen,
Und deinen Namen preist das Volk voll Lust.

Es sinkt der Bruder an der Brüder Brust,
Und um die Doppelkrone prangt ein Kranz
Von Lieb' und Treu', die nimmermehr versagen.

Die Hoffnung täuschte — trog. Kann Nordens Rund
Denn bei der Not der Dänen wirklich schwanken?
Norweger, Schweden, weicht ihr von dem Bund,
Für den so viele Dänen rühmlich sanken?

Hört meine Worte, Dänenbrüder, an:
Wollt unser ganzes Volk nicht drob verdammen.
Die Lenden gürtete manch braver Mann,
Und kämpfen wird er treu mit euch zusammen.

Hier trauert manche Brust um euch so warm,
So manches Herz entflammt in hellem Lohen.
Und nimmer wird die Bruderflamme sterben.

Nur die Gemeinheit sucht voll Haß zu werben
Und weckt der Dummheit Narrentum und Harm,
Indes das Volk hier wähnt, Gefahren drohen.

Noch einmal tönt's euch edlen Norwegsöhnen,
Euch kühnen Schwedenbrüdern: Wachet auf,
Noch hören wir des Dänenkampfes Dröhnen.
Schnell wendet seinen Kurs der Schicksalslauf.

Digitized by Google

Denkt, Schleswig war ſeit lang entſchwundnen Jahren
Der nord'ſchen Rieſeneiche ſchöner Trieb,
Denkt, daß, den Ruhm der Dänen zu bewahren,
Vielleicht ſchon bald ein Bautaſtein nur blieb.

Denkt, daß die Nachwelt uns das Urteil ſpricht.
Laßt von des Herzens hehrem Ruf euch leiten,
Sprengt nicht des Nordens ſchönes Bruderband;

Lauſcht der Vernunft, der Ehre und der Pflicht,
Sucht kühn mit Wort und Schrift und Schwert zu ſtreiten,
Dem Bruder reichet treu die Bruderhand.

An Norwegens Skalden.

1849.

Ihr Skalden! was ſchwärmt ihr für graue Ferne,
Für Vorzeittrümmer im alten Schreine,
Für Bilder, die ſo matt im Scheine
Wie dicht von Wolken verſchleierte Sterne?
Ward nicht der Funken im Herzensgrund
Euch nur zum Heile des Volkes gegeben?
Das will: es deute der Skalden Mund
Ihm Sehnſucht, Luſt und Schmerz im Leben.

Das Lied von den Felſen, die hoch ſich türmen,
Von Gletſchern und Wäldern, — das konntet ihr ſingen;
Doch den Sang von den urgewaltigen Stürmen
Im Herzen der Brüder vergaßt ihr zu bringen?
Was lauſcht ihr nicht dem Braus, der ſo wild
Den Seelen entſtrömt, eh' ſtill es geworden,
Und formt zum Gedichte nicht ſein Bild,
Nicht ſeine Töne zu Accorden?

Aus Tiefen, von Höhen, überall winken
Geſtalten der Gegenwart, hehr an Rühme.
Seht ihr den Schatz, den reichen, nicht blinken:
Volksdichtung mit ihrer ſchönſten Blume!
Das luſt'ge Gebild will Leben und Leib
Im Liede haben, dem Daſein auf Erden
Fehlt nur des Skalden beſeelendes: Bleib!
Um in dem Sange verherrlicht zu werden.

Digitized by Google

Ballerinnerungen.

Ein Lebensfragment in Poeſie und Proſa.

1850.

Prolog.

An Stella!

Friſche Blumen, dir geweiht,
Hab' ich hier zum Strauß gebunden,
Im Erinnrungsbeet gefunden,
Aus vergangner Sommerzeit;
Du findeſt nicht
Vergißmeinnicht,
Nicht Veilchen vor
Und Roſenflor,
Nicht die reiche Üppigkeit
Sonnenwarmer Frühlingsſtunden.
Stella! Nein, was ich dir gab,
Sind nur wehmutvolle Sproſſen
Bleicher Aſtern, aufgeſchoſſen
Herbſtlich über einem Grab!

I.

Der Erinnrung Engel ſchweben
Troſtbereit durch unſer Leben;
Seit der Kindheit holdem Lenze

Digitized by Google

Folgen ſie dir auf und nieder,
Summen ſanfte Wiegenlieder,
Unſichtbar
In dein Haar
Flechtend immergrüne Kränze.

Floh der Lenz, an ſeiner Statt
Blumen der Erinnrung blieben;
Voll von ihr iſt jedes Blatt
In des Lebens Buch beſchrieben.
Stets, wenn in der Zeiten Lauf
Dieſes Buch du wirſt entfalten,
Steigen dir wie Traumgeſtalten
Der Erinnrung Reihen auf,
Wohlbekannte,
Gottgeſandte,
Gleich des Lenzes blüh'nder Saat,
Wenn des Herzens Winter naht.
Ja, von jedem Lebenstag
Wird ein Nachklang ſanft durchgleiten,
Mutig bald und bald nur zag,
Der Erinnrungsharfe Saiten.
Doch aus Zeiten, die verklungen,
Bergen jene Blätter all
Keins, das an Erinnerungen
Reicher als ein muntrer Ball!

Dieſes klingt wohl manchen peinlich
Und auch ziemlich unpoetiſch. —
Ohren, welche fein äſthetiſch,
Würden vorziehn höchſt wahrſcheinlich,

Digitized by Google

Daß ich ſtatt des Balls beſinge
„Schönere“ und „größre“ Dinge,
Grad' als wär' an frohen Stätten,
Feſtlich hell geſchmückt zum Reigen,
Wo der reizenden Koketten
Brandraketen-Blicke ſteigen
Und Muſik miteinſtimmt helle,
Nicht auch Poeſie zur Stelle! — —
— — — — — — — — — —

Aus den langen Fenſterreihn
Wogt hervor ein Lichtgefunkel,
Das der Straße nächtlich Dunkel
Höhnt mit ſeinem Strahlenſchein,
Dort, wo Ungeladne harren,
Die, gelehnt an das Portal,
Sehnſuchtsvoll zum hellen Saal
Durch die Fenſterſcheiben ſtarren.
Ha, wie malt ſich hier das Leben!
Eines nur iſt uns gegeben:
Ach, wir ſind entweder Gäſte,
Die man lud zum Lebensfeſte;
Oder ausgeſchloſſen ſtehn,
Schauernd vor des Nachtwinds Treiben,
Auf der Straße wir und ſehn
Aufwärts nach den hellen Scheiben!
— — — — — — — — — —

Aber drinnen welch Gewimmel,
Sternen gleich vom Winterhimmel,
Und kryſtallklar durch den Saal
Leuchten Kerzen ohne Zahl!

Digitized by Google

Bunt ſich mengend hin und wieder
Schweben hier mit leichten Füßen
Gruppen auf und Gruppen nieder,
Um ſich lächelnd zu begrüßen.
Was dein Blick auch mag gewahren,
Lauter Schönheit ſteht zur Schau —
Freund, nur ſieh nicht zu genau;
Denn mit Blumen in den Haaren
Kann, gehüllt in weiße Falten,
Selbſt 'ne Maid von dreißig Jahren
Zur Sylphide ſich geſtalten.

Roſen, nichts als Roſen prangen! — —
Roſen, auch gemalt auf Wangen!
Weiße Arme,
Lebenswarme
Buſen, deren Schimmerwogen
Hier die Spitzenpracht erhöhte,
Während dort ſich ihre Röte
Durch Geſchmeid' dem Blick entzogen.
Und die Kleine dicht daneben
Wagt den Blick nicht zu erheben
Zu der jungen Herren Schwarm,
Die, den Chapeau-claque im Arm,
Tänzerinnen ſich erleſen.
Doch gieb acht — ſie lernt geſchwind;
Iſt doch jüngſt das arme Kind
Konfirmandin noch geweſen! — —
— — — — — — — — — —

Digitized by Google

Welch ein Leben, bunt und reich,
Flutet durch die lichten Räume,
Wenn die Göttin deiner Träume,
Fieberphantaſien gleich,
Wie aus wildem Wahn gewebt,
Ätherleicht vorüberſchwebt! — —
Ja, drum zieht's auch mich dorthin,
Wo ſie lärmen, wo ſie brauſen
Wild und heftig, wie mein Sinn,
Wenn die Schmerzensſtürme ſauſen:
Schenkt mir doch der Ball-Magie
Flücht'gen Taumel oder — ſie! —
— — — — — — — — — —

II.

Letzte Blätter eines Tagebuchs.

— — — — — — — — — — — — — — —

Thörichter Träumer! Was willſt du hier in dieſem lärmenden Haufen? Iſt es die Ironie des Schickſals, die dich dahin geführt hat, deines Herzens Ideal in einem Ballſaal zu ſuchen? — — — —

Und würde es dich wirklich freuen, es hier zu finden? Wäre es dir lieb, wenn deines Herzens Ideal inkarniert wäre in den Idealen des Ballſaales? —

Vernünftig oder unvernünftig, gleichviel; — ich muß! Was vermögen Wille und Vernunft gegen die innere, mächtige, tötende und doch ſeligmachende Sehnſucht? —

„Ich muß!“ — — — —

Denk' an dieſe Worte, du Gefühlloſer, der die Stürme der Leidenſchaft in der Menſchenſeele kalt verurteilt — denk'

Digitized by Google

daran und vergiß nicht, daß du in ihnen die Rechtfertigung lieſt für ſo manches Daſein, verwirrend und — vernichtend! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Was bewegt all dieſe heiteren, lächelnden Geſtalten? — Sie ſind hierher gekommen in der Erwartung von Freude und Befriedigung; — haben ſie gefunden, was ſie ſuchten, oder ſpiegelt die Bühne des Balles die Idee zu dem großen Drama des Menſchenlebens? —

Und was iſt dieſe Idee? —

Ahnen, Hoffen und Enttäuſchtwerden! —

Schau, in dieſen drei Worten iſt des Menſchen Leben erzählt! — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Was war das? Ein Blick traf mich im Gedränge — ein Blick, fremd und doch ſo wohlbekannt! — —

Nein, es iſt kein Trug: ich habe ſie geſehen; ich habe gefunden meines Herzens Ideal! — — Ich darf nicht verweilen bei dieſen Erinnerungen, damit ſie nicht wie luftige Schattenbilder entfliehen und verſchwinden! — —

Ich habe meinen Arm um ſie geſchlungen; ich habe tief und feſt hineingeblickt in die klaren Augen; — ja, das iſt ſie, die ich kenne aus meinen wachen Träumen. O, wenn nur nicht auch dies ein Traum iſt! — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Was iſt eines Menſchenlebens Kampf und Enttäuſchung gegen eine halbe Stunde wie dieſe! — — O herrlich, zu Grunde zu gehen, vernichtet zu werden in einem ſolchen Augenblick! —

Schickſal, nimm dieſes Übermaß des Glückes von mir; laß dieſe Stunde nicht entheiligt werden durch die Verlängerung! — Ich habe ſie gefunden — was will ich noch mehr? — — —

Wohlthätiges Schickſal! Du haſt mich erhört! — Meines Lebens dreiaktiges Drama iſt zu Ende geſpielt: zwei lange Akte

Digitized by Google

hindurch hab' ich geahnt und gehofft, — nun iſt auch der dritte Akt vorüber. — Herrlich! Welche Idee, welche Rollenbeſetzung! —

Und die „Intrigue" des Stückes? Iſt ſie nicht die einfachſte, die verſtändlichſte, die man ſich wünſchen kann? — —

Ein Herr nähert ſich; ſie legt ihren Arm in den ſeinen; ſie gehen. — —

„Wer iſt dieſer Herr?"

„Das iſt ihr Verlobter, — ſie liebt ihn leidenſchaftlich." —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Ball iſt zu Ende. — O, keiner iſt ſo glücklich wie ich in dieſem Augenblick; ich bin betäubt vor Seligkeit — jedes Sehnen muß erfüllt ſein, denn ich hoffe nichts mehr. — Ich will heim; ich will das letzte Blatt meines Tagebuches vollſchreiben mit Ballerinnerungen. — Sie ſind meines Lebens Morgenröte! —

Meines Lebens Morgenröte auf meines Tagebuches letztem Blatt! — Seltſam! —

Man ſpricht von einer Ewigkeit. Sollte ein Ewigkeitstag folgen auf dieſe Morgenröte? — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, ich will heim. Noch einmal durchleben will ich mein Leben, meine Liebe — und dann hinaus in die dunkle Nacht, um zu träumen und — — — — — — — — —

Digitized by Google

Vakante Wohnung.

1850.

Liebe Kleine, willſt du nicht
An ein treues Herz dich ſchmiegen?
Eine Kammer warm und licht
Hab' ich dort als Wohnung liegen.
Sieh, ich bin ein armer Wicht
Und ſo einſam, — es gebricht,
Glaube mir, du holdes Schätzchen,
Für uns beide nicht am Plätzchen.

Manches Mädel trat durchs Thor
En passant, wie um zu mieten;
Doch nur leerer als zuvor
Ward es hier durch die Viſiten.
Hatte ſie den Knix gemacht,
Ihr „ſchön Dank“ hervorgebracht,
War vergeſſen ſie in Eile, —
War vermehrt die Langeweile.

Nein, ſo geht's nicht länger mehr,
Das betracht' ich als gegeben!
Haſt du Luſt, ſo komme her,
Schließ Kontrakt mit mir fürs Leben.

Digitized by Google

Eins noch ſetzen wir hinein, —
Komm nur, komme nur herein! —
Nämlich: wir ſind Hausgenoſſen,
Eh' der Tag den Lauf beſchloſſen.

Meine Stube iſt kein Saal
Für geſellſchaftliches Lärmen.
Schlicht, ſo nett im Sonnenſtrahl,
Wie im Winter gut zu wärmen.
Ein Porträt nur — meins — iſt dort;
Kommſt du, laſſe ich ſofort
Ihm zur Seite einen kleinen,
Lieben Engelskopf erſcheinen.

Und die Stube wird geputzt,
Renoviert, der Staub ſoll ſchwinden,
Nicht mehr werd' ich abgenutzt,
Triſt und kalt die Räume finden.
Alles ſonntäglich und licht,
Unſer Leben ein Gedicht!
Und als Glanz, der ihm beſchieden,
Soll mein Herz dein Glück umfrieden.

Digitized by Google

Der Skalde in Walhall.

Bei der Kunde von Öhlenſchlägers Tod.

Todesſang bebte!
Aufwärts ſtrebte
Tief aus dem Erdenthal
Sanft nun der Sänger;
Auf himmliſcher Wandrung
Wallt er zum Aſenſaal.

Wallt über Biſroſts
Bogen zum Burgthor
Droben im Götterreich;
Heil! ruft vom Hochſitz
Allvater freudig, —
Freudig, doch ſorgend zugleich.

Schwand doch den heil'gen
Göttern hienieden
Ihres Verkünders Wort;
Nun ſind zerbrochen
Bande, die einten
Aſen und Menſchen im Nord!

Seltſam beklommen,
Nicht mehr entglommen
Jetzt von Idafels Luſt,
Sitzen die rühmlichen
Reihen der Helden,
Stumm das Haupt auf der Bruſt.

Da läßt ertönen
Brage zur ſchönen
Harfe den Silberklang:
Hermod ſchreitet
Und geleitet
Stolz den Helden zur Bank.

Stehend beim Sitze,
Singt nun der Sänger
Machtvoll mit lieblichem Schall,
Grüßt nun Allvater,
Frigga und Balder
Er, der Tröſter des All.

Hoch aus Walhalls
Herrlichen Hallen
Zieht der Einherier Schar, —
Verſtende Schilde
Auf dem Gefilde,
Speerſchärfe nimmt er da wahr.

Preiſend erheben
Helden den Hehren,
Fragen nach Dana und Nord,
Nach der geliebten
Heimat Ingilds,
Olafs und Helgas dort.

Digitized by Google

Hakon der Weiſe
Nahet leiſe
Ihm, des Stimme voll Macht,
Forſcht, was an tapfren
Thaten des Nordens
Kühne Kämpen vollbracht.

Auf gehn die breiten
Flügel der Pforte:
Himmliſche treten hervor,
Denen die hellen,
Friedlichen Haine
Freia zum Sitze erkor.

Jünglinge knieen
Hin vor den Skalden, —
Jungfraun im Wunderglanz
Reichen dem hohen,
Herrlichen Dichter
Dankbar den Ewigkeitkranz.

Fröhlich gen Folkwang,
Den Wohnſitz der Wonne,
Eilen die Liebenden bald; —
Freia, ſie wartet, —
Freudig erkennt er
Hagbarths und Signes Geſtalt.

Urda bietet
Hold ihm den Becher
Mit dem labenden Trank, —
Vorandis Blicke
Bringen voll Wehmut
Ihrem Sänger den Dank.

Digitized by Google

Dunkel, doch prächtig
Pranget dort Skulda,
Schaut in die Zukunft weit:
„Sänger, ewig
Lebt dein Gedächtnis,
Tönt dein Lied durch die Zeit.

Bald wirst im himmlischen
Saale du sitzen,
Selig bei Seligen sein.
Wandern und wechseln
Nordlands Geschlechter,
Nimmer vergessen sie dein.“

Digitized by Google

In der Nacht.

1850.

Wenn Nacht den Schleier rings breitet
Und alles in Träumen ruht,
Dann regt sich die Seele und gleitet
Auf sanfter Erinnerung Flut,
Zieht wehmütig schweigend und sacht
Zum blühenden Strand durch die Nacht,
Wo Wälder mit schattigen Bäumen
Die seufzenden Wogen umsäumen.

Sieh den Tröster da schweben
Freundlich zu ihr an Bord —
Bekannte Stimmen erheben
In schmelzendem Mollaccord:
Mit lindernder Harmonie
Umfächeln die Seele sie.
So grüßen entschwundene Tage
Vertraulich mit träumender Klage.

Die Traumeswogen, die blanken,
Berühr' nicht des Lebens Hauch,
Denn jäh vor des Tages Gedanken
Zerstiebt Erinn'rung wie Rauch.

Digitized by Google

So ſchließt, wenn der Morgen erwacht,
Den Kelch die Viole der Nacht,
Die doch ſich entfaltet ſo gerne
Unter dem Schimmer der Sterne.

So treib' denn mit leichten Winden,
O Seele, dem Strande zu,
Den Kranz der Erinn'rung zu winden
In tiefer nächtiger Ruh'!
Wie herrlich, manch trautes Gebild
Zu ſchaun, ſo lockend und mild,
Zu gleiten, von Sehnſucht gezogen,
Still durch der Erinnerung Wogen.

Digitized by Google

Mondſcheinwanderung nach einem Ball.

1850.

Horch, wie ſtille! Aus dem Saale ſchallt nicht mehr der Freude Klingen;
Keinen Ton, kein Flüſtern hör' ich durch die nächt'ge Stille dringen.

Weit im Weſten wirft das Mondlicht ſeinen Schein, und glanzumfloſſen
Ruht die Erde ſanft in Träumen, wo des Schneefelds Lilien ſproſſen.

Ball und Tanz ſind nun zu Ende; ſtillem Sinnen hingegeben,
Seh' die ſchönſte der Sylphiden ich noch durch die Räume ſchweben.

Bald wird, wenn der Mond geſunken, zu des Träumereichs Geſtaden
Frei dahin die Seele gleiten, mit Erinn'rung reich beladen.

Digitized by Google

Der Schwan.

1851.

Wenn es Herbst wird im Land,
Wenn die Schneedecke liegt
Hier im Norden auf feuchtkalter Bahn —
Zieht nach sonnigem Strand,
Wo die Palme sich wiegt,
Um sein Nest zu erbauen der Schwan.

Da ist's herrlich und frisch
In der reichen Natur,
Es umhüllt sie kein Wintergewand;
Hinter Schilf und Gebüsch
Ist geborgen die Flur
Und umhegt wie von schützender Wand.

Und das Polster so weiß,
Das so weich ihn bedeckt,
Ist die Wasserlilie für ihn.
Da entschlummert er leis,
Bis die Botschaft ihn weckt,
Mit dem Frühling gen Norden zu ziehn.

Glaubst du nicht, daß hinweg
Zu der Heimat sein Sinn
Auch in sehnenden Träumen ihn zog?

Digitized by Google

Glaubſt du nicht, daß den Weg
Durch die Wolken dahin
Mit des Blitzes Schnelle er flog? —

Mit der Lenzſonne Strahl
Sagt er eilig Lebwohl
Seines Winterheims Frühlingsau,
Um zu grüßen ſein Thal
Unter eiſigem Pol
In dem kalten, doch heimiſchen Gau.

Manches Ufer erblinkt
Auf dem ſchwindelnden Weg,
Das mit Lächeln ihn ladet zu Gaſt;
Wie ſo traulich es winkt!
Doch es zieht ihn hinweg
Zu dem Norden hinauf ſonder Raſt.

Dort am bläulichen Rand
Tauchen Klippen empor —
O wie ſteigt da ſein heimlicher Drang!
Und den freundlichen Strand,
Wo ſein Heim ragt hervor,
Will er grüßen mit ſehnendem Sang.

Ob ſein Todeslied auch,
Giebt es freudigen Klang —
Liegt darinnen doch ſchmerzliche Luſt,
Mit erſterbendem Hauch
Zu vergehn in Geſang,
Um zu ruhn an des Mutterlands Bruſt!

Digitized by Google

Der Knabe im Beerenſchlag.

1851.

Wo tief die Hänge ſich neigen,
Da liegt ein Blaubeerſchlag;
Eichhörnchen wohnt in den Zweigen
Hoch auf der Föhre im Hag.

Das ſitzt und macht ſeine Gloſſen
Satiriſch auf Baum und Strauch
Und blickt zu den Knoſpen, die ſproſſen
Da drunten mit duftigem Hauch.

Es lächelt herab verſtohlen,
Als ob es vernünftig wär'.
Ein Knabe auf bloßen Sohlen,
Sein Körbchen am Arm, kommt daher.

Die Beeren, die dunkelblauen,
Sie winken ihm fern und nah;
Kaum kann er ſie überſchauen —
Dann brach er, ſo viel er nur ſah.

Da kommt ein Schütze des Weges —
„Ah," denkt er, „welch reizend Idyll,"
Vergißt ſeines Jagdgeheges
Und hält vor dem Knaben ſtill.

Digitized by Google

Er kommt aus der Stadt wohl, das ſieht man,
Denn dort ſind die Dichter zu Haus.
Empor ſchlägt den Blick er und zieht dann
Behend ein Notizbuch heraus.

Nun ſchreibt er mit wahrem Vergnügen,
Die Arbeit geht flott von der Hand.
Er ſchildert in folgenden Zügen
Das niedliche Bild, das er fand:

„Als über das Moor ich gegangen,
Da bot ſich ein Schauſpiel mir dar:
Ein Knabe mit blühenden Wangen,
Umwallt von goldenem Haar.

Ich ſeh' zu den Blümlein ihn nicken,
Die rings am Abhang er ſchaut,
Die wiederum Grüße ihm ſchicken —
Ein jedes iſt ihm vertraut.

Froh iſt er, wie drinnen im Walde
Die Vöglein, die jubeln in Glück.
Von Blumen beſät iſt die Halde;
Er ſammelt ſie, Stück für Stück.“ —

Ganz heimlich giebt acht auf dies Treiben
Das Eichhorn, das droben ſitzt;
Den Dichter ſieht emſig es ſchreiben
Und lächelt dazu verſchmitzt.

Es weiß ja, um Blumenpflücken
Iſt's nimmer dem Knaben zu thun —
Nach Beeren nur muß er ſich bücken;
Die Not läßt nicht müßig ihn ruhn.

Digitized by Google

Es ſieht ja zur Morgenſtunde
Ihn täglich durchſuchen den Ort;
Doch niemals mit blauſchwarzem Munde
Zog wieder des Weges er fort.

Er trägt — und muß weit damit laufen —
Die Ernte zur Stadt hinein,
Ein Brot zur Erquickung zu kaufen
Dem kränklichen Schweſterlein.

Digitized by Google

Ein Samstagabend in Hardanger.

1851.

Ein Samstagabend iſt es, lau und lind,
Mit langen Schatten, fernem Glockenklingen,
Mit Nebel, der den Bergwald blau umſpinnt,
Wo Kukuk, Droſſel ſich zum Neſte ſchwingen,
Der Elſtern Stimmen aus den Zweigen dringen,
Und an dem ſtarken Fichtenſtamm geſchwind
Eichhörnchen klettern, ihre Sprünge machen
Und auf die ganze Welt hernieder lachen.

Hardanger iſt es, das ſich mit dem Strande
Im Lächeln aller ſeiner Schönheit zeigt.
Wie prangt der Fjord im ſilbernen Gewande!
Wie er ſich wiegt! am dunklen Ufer ſteigt!
Und wie kokett ſein Wellchen ſich jetzt neigt
Dem grünen Tang, dem weichen Inſelrande!
Recht wie ein Mägdelein den Blick läßt ſchweifen
Und anfängt, die Geſchichte zu begreifen.

Zu einem Bauernhofe ſchreiten wir.
Ein Fiſchnetz hängt zum Trocknen auf den Wegen;
Vom Dachrand ſtarrt die Katze voller Gier
Zum Elſterneſt im Baum. Doch ohne Regen

Digitized by Google

Hält treulich Stand der alte Vogel hier
Und ſieht, obſchon beſtürzt, dem Feind entgegen:
Denn heut zum erſten Mal hat er die Lieben,
Die Kleinen hin vom Neſt zum Dach getrieben.

Dort auf dem Hofplatz geht's lebendig her,
Dort ſchallt Gelächter, ſchrillen helle Geigen;
Das hübſche Mädchen führt der Burſch zum Reigen,
Er faßt ſie feſt, er ſchwingt ſie kreuz und quer,
Er läßt ſie, nimmt ſie wieder, und in Schweigen,
Das Aug' geſenkt, geht gravitätiſch er, —
Nun ſchaut er auf, fliegt hoch im Hallingſprunge!
Hei, das war toll! Wer kommt ihm gleich im Schwunge?

Welch bunte Scene wird uns hier beſchert!
Zum mindeſten doch gleicht ſie einem Balle:
Wie Roſen giebt's hier Frauen ſchön und wert,
Die Mädchen haben Feueraugen alle;
Ein Handdruck lindert Liebe in dem Falle,
Daß allzuviel die Liebe nicht begehrt, —
Selbſt Eckchen, wo der Blicke heißer Schimmer —
Auch andres noch — ſich trifft, die fehlen nimmer.

Es wölbt ſich ja der ſtille Wald ſo dicht,
Das Moos, das weiche, ladet ein zum Weilen:
Ein Lieblingsplätzchen wird es, tanzt man nicht.
Die Alten ſehn die Pärchen dorthin eilen,
Sie ſpotten, doch von ihrer Späße Pfeilen
Dringt keiner durch des Laubes grüne Schicht.
Dort draußen läßt man ſich zur Freude leiten,
Dort drin abſonderlich zu Zärtlichkeiten.

Digitized by Google

Nun ſtockt der Tanz, verſtummt der Geigen Klingen,
Im friſchen Graſe ſitzt vereint die Schar.
Der Wanderſchneider! horch! hörſt du ihn ſingen?
Er iſt ein Mann von etwa fünfzig Jahr,
Sein Lächeln freundlich und ſein Auge klar;
Nur eines, heißt es, ſoll ihm Sorge bringen.
Doch wenige nur wiſſen: ſtammt die Plage
Von kürzlich oder lang vergangnem Tage?

Von Hof zu Hof führt ſtetig ihm ſein Gang,
Mit Eiſen, Schere tritt er auf die Schwelle,
Da grüßt ihn groß und klein; denn auf der Stelle
Bringt er dem Hauſe Luſtigkeit und Schwank;
Doch reichen ſie ihm den Willkommentrank,
Steht wie ein alter Skalde der Geſelle
Und kündet Mären aus den Heidenzeiten
Gemengt mit Scherz und Witz und Neuigkeiten.

Und mag es manchmal wohl ihm auch geſchehen,
Daß Schabernack ein plumper Knecht ihm thut,
Er lächelt fein dazu mit leichtem Mut
Und läßt die Rede ruhig weiter gehen.
Er ſingt recht wacker und erzählt recht gut;
Doch manchmal iſt es ſchwer, ihn zu verſtehen,
Und jener Wogenflut gleicht dann die Kunde,
Die Rätſelwelten deckt auf Meeresgrunde.

Heut' ſitzt er froh in dem vergnügten Kreiſe,
Der ehrend ihn in ſeine Mitte nahm,
Und ſchaut umher in ſeiner lieben Weiſe;
Da geht der Küſter, des gelehrter Kram

Digitized by Google

Dem jungen Volk ſtets unerwünſchte Speiſe,
Zum Spielmann, der gleich ihm dem Schneider gram:
„Stopf ihm den Mund,“ ſo ruft er wutentglommen,
„Soll denn kein andrer hier zu Worte kommen?“

Und Thore Spielmann ſpringt in Haſt empor,
Er lächelt grimmig, ſeine Blicke höhnen,
Er drängt ſich in des Kreiſes Mitte vor,
Die ſcharfe Stimme läßt er laut erdröhnen,
Und alſo ſchallt es zu der Menge Ohr:
„Lauſcht alle fein des Schneiders frommen Tönen,
Doch wißt, das Lied, das euch von ihm erklungen,
Hat ihm der Neck der Tiefe vorgeſungen.“

Und jeder Laut im Kreis verſtummt ſofort,
Ein jedes Lächeln ſchwindet. Bleich, verlegen
Wagt Thore Spielmann kaum ſich zu bewegen,
Und er bereut ſein übereiltes Wort;
Hoch wie die Eiche ſteht der Schneider dort,
Allmählich erſt beginnt er ſich zu regen,
Ihm bebt die Bruſt, die Augen ſprühen Flammen,
Er preßt die Stirn mit kalter Hand zuſammen.

„Der Neck des Weihers hat es mir geſungen“,
So flüſtert er, kaum hörbar rings der Schar:
Wild flattert um das Haupt ſein langes Haar,
Sein Antlitz iſt von Fieberglut durchdrungen.
„Das Lied! das Lied! das einſt mir dort erklungen,
Des Nachhall ſtets in mir ſo mächtig war!“
Und ſanften Tons wie Frühlingwindes Rauſchen
Hebt an ſein Sang, dem alle eifrig lauſchen:

Digitized by Google

Ich ſaß einſt manche Stunde
Im dichten Erlenhag,
Wenn auf der Nacht, der linden,
Des Mondes Schimmer lag.

Da lauſcht' ich des Waſſermanns Weiſe,
Forſcht grübelnd nach Klang und Sinn;
Doch was er auch ſang und ſpielte,
Mir ward es nicht zum Gewinn.

Einer Schönen nahe dem Walde
Dacht' ich in Sehnſuchtsweh.
So tief und blau war ihr Auge
Wie des Berges ſtiller See.

Nach ihr mein ganzes Trachten
Die hellen Nächte ſtund,
Und darum ſaß ich einſam
Und ſah in des Waſſers Grund.

Und darum ſaß ich in Bangen
Und lauſchte des Neck Geſang,
Mein Herzblut glühte und wallte.
Bei der Saiten vollem Klang

Daheim erzählten die Alten:
„Eine Macht, die ſeltſam bewegt,
Ward in die dunklen Lieder
Ins Spiel des Neck gelegt.

Und wer da kennt die Weiſe,
Nennt jedes Mädchen ſein."

Digitized by Google

So wollt' ich mich ſingen und ſpielen
Tief in ihr Herz hinein.

Ich ſchwor den Neck aus der Tiefe,
Daß er ſein Leid mir vertraut.
Doch als ich ſein Meiſter worden,
War ſie eines andern Braut.

In wunderliche Träume
Spielt' ich mich ſelbſt hinein,
Nun müſſen mein ſtet Geleite
Die Lieder der Tiefe ſein.

Die Stimme ſtirbt, ſein Angeſicht verblaßt,
In ſich gebückt läßt er ſich langſam nieder
Und flüſtert mit den Geiſterbildern wieder,
Die heut ſeit langer Zeit bei ihm zu Gaſt,
Doch Thore Spielmann eilt davon in Haſt
Und auch der Küſter ſchwenkt die hagern Glieder.
Die andern denken ſtumm und ſtill der alten,
Der Wundermäre von des Lieds Gewalten.

Ein leichter Schein iſt überm Wald zu ſehen,
Zum Hofplatz wirft den Mond den bleichen Strahl,
Und durch die Menge, halbverhüllt und fahl,
Raunt hin von nah und fern ein dumpfes Wehen.
Zum Schutz trifft jedes Mädchen ſchnell die Wahl;
Allein kann es doch nicht nach Haus jetzt gehen.
So ziehn geleitet ſie nach allen Winden,
Um baldigſt Troſt zu ſpenden und zu finden.

Fort geht jetzt auch der Schneider; niemals ſang
Er jene Weiſe mehr ſeit dieſer Stunde.

Digitized by Google

Er wandert wieder den gewohnten Gang,
Wird alt wie alles hier im Weltenrunde;
Ein Kinderlied, gesummt von Burschenmunde
Erinnert oft an seiner Weise Klang.
Stets preist als Sänger man auf Dorf und Anger
Den alten Wanderschneider von Hardanger.

Digitized by Google

Sang am Grabe Ole Vigs.

1857.

Held, ruh' ſanft! Die Kampfzeit iſt entſchwunden,
Und dem Schwerthieb und den Wunden
Ward ein Ziel geſetzt.
Höchſter Hort der Volksehre,
Kämpfteſt du mit ſcharfer Wehre
Raſtlos bis zuletzt.
Segensreich ſind deine Thaten:
Sieh: dir ſprießt aus ihren Saaten
Ew'ge Wonne jetzt.
Gottes Wink erſchließt das Thor,
Trägt den freien Geiſt empor,
Kampfes Lohn wird dir zu teil:
Friedensheil!

Digitized by Google

Ein Lebensfrühling.

1858.

1.

Ich will fort, will in Gottes lockende Welt,
In den ſchimmernden Frühling hinaus!
Den Kerker durchbrech' ich, von Kampfluſt geſchwellt,
Habe Mut zu beſtehn einen Strauß!

Will ſtreiten wider der Erde Harm;
Er umſtrickte mich lange genug.
Nun jubl' ich mit dem beſchwingten Schwarm,
Der aufſteigt zum Frühlingsflug.

Elegiſche Eisblumen, ſtarr und bleich,
Sah vom Hauch ich am Fenſter erſtehn.
Ein Herzensſtrahl aus des Lichtes Reich
Ließ die froſtige Pracht zergehn.

Mein Sinn gleicht dem Schiff auf wogender See,
Ich bin jugendfreudig und frei.
Nun geht mein Ziel hinauf in die Höh' —
Ich ſegl' an euch allen vorbei!

Digitized by Google

Über Bord die Vernunft und die Segel gebläht,
Werft den ganzen Ballaſt ins Meer!
Vielleicht, daß mein Schiff zu Grunde geht,
Doch es ſegelt euch achterher!

2.

Die Birke wiegt ſich am Bergeshang,
Hernieder die Äſte ſich neigen;
Es gärt ein heimlicher Lebensdrang
In den jungen, ſchwankenden Zweigen.

Die Birke grünt dort im Bergbereich
In üppig ſtrotzendem Leben;
In wollüſt'gem Schauer und Weh zugleich
Ihre Jungfrauzweige erbeben.

Die Birke haucht ihre Düfte hinaus
Des Morgens im Waldesgrunde,
Obgleich ſie vielleicht zum Schmuck für das Haus
Gefällt wird zur Abendſtunde.

Birke am Berghang! Für jedes Laub
In der glitzernden Jungfrauhülle
Bewahr' ich ſchwangeren Blütenſtaub,
Dem Lieder entſprießen in Fülle.

Auch ich fühl' mächtig im tiefſten Grund
Den Lebensdrang gärend ſich regen.
Mag er auch ſtocken zur Abendſtund',
Daran iſt ſo wenig gelegen.

Digitized by Google

Vielleicht, eh' du welk, iſt mein Sang vorbei —
Was weiß von des Schickſals Beſchluß ich!
Doch frei in dem ſchönen, ſonnigen Mai
Will ich ſingen mein Lied, denn das muß ich!

3.

Gleich wie auf dem Meer, dem blanken,
Tauſend Siegesfahnen wehn,
Sieh die Tannen dort, die ſchlanken,
Droben auf dem Hügel ſtehn!

Drunter geht der Weg hinaus,
Einerlei wohin —
Einerlei, nur nicht nach Haus!

Digitized by Google

Sang zu der Väter Gedächtnis.

13. Januar 1858.

In den Erinnrungslanden
Liegt manch umwölkt Gefild,
Wo Runenſteine ſtanden
Mit ernſtem Warnungsbild:
Von dort ſteigt aus der Hülle,
In Saga und in Sang,
Verteilter Stimmen Fülle; —
Kein einheitlicher Klang.

Doch ward des Geiſtes Ringen
Der Sprache Herr im Nord,
Wird voll Bedeutung klingen
Der Vorzeit Einzelwort.
Iſt wieder dann im Volke
Der Skalden Glut entbrannt,
Glänzt durch der Dämmrung Wolke
Hell der Geteilten Band.

So dringt in das Entſchwundne
Mit ſcharfem Blick hinein,
Soll einſt das Geiſtverbundne
Ein volles Ganze ſein,
Soll Donner ferner Zeiten
Mit Dreiklangs Harmonie
Kund thun dem Nord, dem weiten:
Erinnrungspoeſie.

Digitized by Google

Sang zum 17. Mai 1858.

Nordlandbruder, laß dein Lied erklingen
Über Berg und Thal,
Deinen Freiheitsjubel frei ſich ſchwingen
In des Abends Strahl!
Weih' den Sang den Männern und den Zeiten
Zum Erinnrungschor,
Die der Heimatſtätte Grund und Thor
Von der Dränger hartem Kampf befreiten!

Doch ein heiliges Gelübde lege
In das Lied hinein:
Hüter, Fördrer willſt du treu und rege
Der Erinnrung ſein,
Willſt als ſtarker Stab das Erbe ſtützen,
Das ſie dir vermacht,
Willſt mit klarem Geiſte ſtets bedacht
Wie mit ſcharfem Schwert es tapfer ſchützen!

Ja, die Gaben ehre treu durch Thaten,
Thu dem Norden kund,
Daß des Vorzeitgartens goldne Saaten
Blühn auf Felſengrund!
Hell ſtrahlt dann das Feſt im Frühlingslichte!
Seine Freiheit ſieh
In dem wurzelloſen Maibaum nie, —
Nein, in zukunftſtarker Vergesfichte!

Digitized by Google

König Häkons Feſthalle.

Ein erzählendes Gedicht.

1858.

Aus Bergens Burg klang Feſtesbraus;
Voll Luſt war Häkons Halle;
Neun Tag' und Nächte ging's in Saus,
In Sang und Schwank für alle.
Von zwanzig Türmen dröhnten laut
Der Glocken erzne Zungen;
Denn Schottlands Prinz ward angetraut
Herrn Eriks Kind, dem jungen.

Für Heer und Hof lag ausgeſpannt
Das Tuch beim Königsmahle,
Wie eine grüne Schleppe wand
Sich Laub und Kranz im Saale.
Hinſchritt ſo mancher ſtolze Zug
Durch Straßen und durch Gaſſen;
Die goldnen Drachen Bug an Bug
Konnt' Bergens Bucht kaum faſſen.

So kam das letzte Gaſtmahl dort, —
Es war zu Herbſteszeiten, —
Leicht ließ der Oſt auf Fels und Fjord
Die Nebelſchleier gleiten.

Das Abenddunkel brach herein,
Da ſtand das Volk am Strande
Beim königlichen Buchenhain
Voll Ernſt im Feſtgewande:

„Du mußt jetzt nach der Schotten Gau,
Fünfjährig Bräutchen, fahren.
Schon löſen ſie dein Schiff vom Tau,
Mög' es der Himmel wahren!
Bei der Apoſtelkirche dicht
Wird's bald die Maſte zeigen." —
Hell flammten Fackeln auf und Licht
In Birk' und Buchenzweigen.

Das Laub erglänzte, wie im Brand,
Durch tauſend von Fanalen,
Da klang ein Flüſtern rings am Strand,
Ein Schmettern von Signalen.
Am Burgthor füllte ſich der Weg,
Es ſchritten die Geſandten
Zum Schiffe an dem Landungsſteg
Mit Edlen und Trabanten.

Drauf kam des Königs Spielmannsſchar,
Und dann er ſelbſt gegangen;
Ein breiter Reif hielt Haupt und Haar
Mit Gold und Stein umfangen;
Um Schultern und um Lenden floß
Des Scharlachmantels Schwere,
Die Schleppe trug der Knappen Troß —
Vier an der Zahl — mit Ehre.

Digitized by Google

Er ſchritt gedankenvoll einher
Im rauſchenden Geleite,
Die Augen blickten kummerſchwer,
Sein Geiſt zog in die Weite;
Er flog, der Möwe gleich, geſchwind
Nach Schottlands Königshauſe:
Dort harrt das Scepter, harrt dem Kind
Brautbett und Grabesklauſe.

Links von ihm ging im Schottenkleid
Der Häuptling, der erwählte,
Der hier ſich mit der jungen Maid
An Prinzen Statt vermählte.
Hoch trug der Held mit ſtarkem Arm
Das holde Kind, das wandte
Verwundert ſich nach Lärm und Schwarm,
Da Licht und Fackel brannte.

Es hielt in ſeinen Händchen hin
Wie Spielzeug jene Krone,
Die dort ihr Schmuck als Königin
Auf fernem Schottenthrone.
Sie wies, wohin der Zug gelenkt,
Die ſchönen Edelſteine:
„Dies hat mein Vater mir geſchenkt,
Und mir gehört's alleine."

Wie lachte und wie klatſchte da
Die Menge in der Runde!
Es ſchritt ein Gaſt dem König nah
Mit feſt geſchloſſ'nem Munde.

Digitized by Google

Dem Lächeln miſcht er Schmerz und Hohn,
Und heimlich zuckt der Bleiche, —
Das war Herr Studum, Hugleiks Sohn,
Der erſte Mann im Reiche.

Prinz Häkon, der verwandt ihm war
Und Eriks Stamm entſproſſen,
Sah auf und lachte wohl noch gar
Voll Freude dem Genoſſen.
Er griff nach Studums Hand, die heiß
Sich ballt' im grimmen Harme,
Und nickte froh dem holden Reis,
Das auf des Schotten Arme.

Nun kamen, ein gelöſter Kranz,
Die Ritter und die Frauen;
Von Silberblättern war ein Glanz
Im Haine da zu ſchauen.
Und wie im Flammenſtreif zur Nacht
Meerleuchten folgt den Barken,
So folgt' der Königsſpur die Pracht
Von jedem ſeiner Starken.

Das Segel ſtieg an goldner Raa,
Der Wind ließ ſtolz es wehen.
Das Volk, das nicht mehr Neues ſah,
Fing ſchwatzend an zu gehen.
Der König ſtand bald im Gemach,
Wo hell das Feſt erklungen.
Es ſchwamm das Schiff dem Ziele nach
Mit Eriks Kind, dem jungen.

Digitized by Google

Im Haine iſt es öd' und leer;
Es loſchen die Fanale.
Dahin, wo weit der Fels ins Meer
Die Zunge reckt, die ſchmale,
Sind zwei den Menſchen ſtill entflohn, —
Der eine, herb als Kläger, —
Das iſt Herr Studum, Hugleifs Sohn,
Und Haldor Waffenträger.

Herr Studum ſah vom Felſenrand
Hinaus, hinaus ins Weite,
Solange er das Schiff erkannt'
An wald'ger Uferſeite;
Doch als ſich's drehte und alsdann
Zum Sund iſt eingebogen,
Da ſenkte er das Haupt, ein Mann,
Des Hoffen nun entflogen.

Wie war er groß und ſtolz und ſtark,
Gebräunt von Wind und Wetter!
Das Antlitz zeigte Mannesmark
In reiner Runen Letter,
Ein kühnes Sagadenken ſchaut'
Aus ſeiner Lider Sternen;
So ſtand er, da die junge Braut
Hinwegzog in die Fernen.

Er winkte Haldor, und ſein Wort
Scholl tiefen Klanges nieder:
„Ich denke an die Tage dort
Zu Hegranäs heut wieder.

Wir ruhten von der Jagd, Geſell,
Einſtmals im Abendſcheine,
Da ſchrie ein ſchwarzer Rabe gell
Dicht über uns vom Steine.

Dich lehrte, was der Vogel ſchreit,
Dein Vorfahr auszulegen.
Du hobſt dem Schleier ſpätrer Zeit
Den Saum von meinen Wegen.
Du ſchwurſt, der Schrei ſoll mir und ihr,
Die fortzog, Kunde ſenden:
Das Schickſal will, daß beide wir
Vereint im Herbſte enden.

Des Raben Schrei war eitel Tand,
Dein Deuten leer Berücken,
Dort eilt ſie, um im Schottenland
Dereinſt den Thron zu ſchmücken.“
Und Studum wandte ſich voll Harm;
Doch Haldor lachte leiſe
In ſeinen Bart und herzenswarm
Sprach er in dieſer Weiſe:

„Laßt nur das Schiff nach Schottland gehn
Mit Maid und mit Geſinden —
Das, Herr, bleibt dennoch feſt beſtehn,
Ihr zwei, ihr müßt euch finden.
Des Raben Schrei bedeutet klar:
Wie ſich die Welt mag wenden,
Das Königskind wird immerdar
An deiner Seite enden.“

Digitized by Google

Herr Studum zuckt die Schulter nur
Und ließ ihn unbeachtet.
Er ſtand entrückt der Erdenflur
Von tiefem Traum umnachtet.
Die Brauen ſenkt' er ernſt und ſchwer
Und griff ſein Schwert in Beben;
Viel alte Bilder trüb und hehr
Rief wieder er zum Leben:

„Ich ſchuf Geſetz, ich ſprach das Recht
An Lagabröters Seiten,
Ich ſchützt' ihm Krone, Volk und Knecht
In Ehren alle Zeiten.
Ich fuhr gen Weſt auf ſein Begehr
Hinaus in wilde Wellen,
Die Königstochter führt' ich her,
Sie Erik zu geſellen.

Im Frieden ſtützt' ich Eriks Reich,
Ich focht für ihn in Nöten;
Er lohnt es mir mit üblem Streich,
Will mich vielleicht noch töten.
Ich weiß, daß ich ihn längſt verdroß;
Doch ragt an Söndmörs Küſten
Zu Hegranäs ſo feſt mein Schloß.
Zur Fahrt will ich mich rüſten.

Dort bin ich frei, dort will ich hin,
Hier enden meine Bahnen.
Von Erik wendet ſich mein Sinn
Trotz unſrer gleichen Ahnen.

Digitized by Google

Ich ging zu ihm, als Ehrenſold
Sein Kind mir zu begehren,
Was ſo geziemend ich gewollt,
Wagt er mir zu verwehren.

Zu Hegranäs — im Traumgeſicht —
Tief liegt's in mir vergraben, —
Da deuchte eitel Tand mir nicht
Die Botſchaft jenes Raben.
Was damit er mir anvertraut,
Möcht' ich wohl klarer ſehen,
Hätt' ich das Königskind zur Braut,
Dann dürfte viel geſchehen!

Da Erik keinen Sohn uns giebt,
Kommt alles hier ins Schwanken.
Prinz Häkon, den das Volk kaum liebt,
Kann mir als Erben danken.
Er iſt kein Held in Kampf und Streit,
Schätzt Weiſe nur und Räte, —
Wär' mein, wär' mein die Königsmaid,
Ich wüßte, was ich thäte!"

Dies ſann ſein Geiſt und vieles mehr,
Da fuhr er aus den Träumen;
Denn durch die Nacht ertönte her
Das Spiel aus Eriks Räumen.
Die Harfe rauſcht', die Geige klang
Wie Frühlingswind in Föhren,
Dazwiſchen war der Schönen Sang
Beim Reigentanz zu hören.

„Fort," rief er, „von des Königs Feſt,"
Und hat ſich aufgerungen,
„Ein Reich entſchwand für mich im Weſt
Mit Eriks Kind, dem jungen.
Befiehl das Schiff, wir ſegeln ſchnell
Noch vor des Tages Scheine!" —
Da ſchrie ein ſchwarzer Rabe gell
Dicht über ihm vom Steine!

Herr Studum ſtutzt, er fühlt ſein Blut
Heiß durch die Adern jagen.
Sein Blick fragt ſtumm und voller Glut:
„Haldor, was wirſt du ſagen?"
Der Knappe beugt ſich tief, ſo tief,
Und lächelte dann eigen:
„Heil Norwegs Fürſt! der Rabe rief, —
Mir euer Los zu zeigen!"

Die breite Bruſt Herrn Studum ſchwoll,
Wild wogt' ihm Sinn und Seele;
Er bebte, mühſam nur entquoll
Die Stimme ſeiner Kehle:
„Was ſchrie der Rabe? ſprich, o ſprich!"
Haldor iſt aufgeſprungen:
„Er ſang vom goldnen Stuhl für dich
Mit Eriks Kind, dem jungen."

Er nahm vom Hals die Kette ſchwer:
„Gott gnad' dem Raubgeſellen!
Iſt Norwegs Stuhl erſt feil und leer,
Will ich den Käufer ſtellen.

Digitized by Google

Zieh hin mit dieſem Gold als Lohn
Allein zum Heim, dem lieben,
Und melde, Studum, Hugleiks Sohn,
Iſt bei dem König blieben."

Im Oſt ſteigt eine Wolke auf
Mit Ungewitterſchwingen,
Aus Häkons Halle tönt hinauf
Das Jubeln und das Singen.
Zum Spiel und Tanz beim Königsfeſt
Stürmt er mit wildem Sprunge; —
Es trägt das Schiff gen Weſt, gen Weſt
Das Königskind, das junge!

Digitized by Google

Ein Leichentrunk.

Zu A. Tidemands Gemälde.

1858.

Es liegt eine Hütte am Thalesrand,
Von Balken ſind Wand und Decke;
Durch den Rauchfang ſchau'n zwei nackte Gipfel
Zum breiten Herd in der Ecke.

Eng iſt der Himmelsraum über dem Hof;
Siehſt du den Streifen, den kleinen?
Eng der Sonne Kreis; wohl kurze Zeit
Wird ſie im Hochſommer ſcheinen.

Das Volk, das dort hauſt, beachtet es nicht,
Still müht ſich's, ſein Werk zu beſorgen.
Die Woche geht's zur Alm, zu Berg, —
Zur Kirche am Sonntagmorgen. —

Das Schwerſte kam; im Sarg liegt der Mann.
Auf ſteht die Thür, die ſchmale:
Bald wirft er ſeinen Schatten darauf
Noch einmal — zum letzten Male.

Geleſen, gehört ſind Pſalm und Gebet,
An der Bahre brennen Kerzen,

Großmutter ſtiert durch des Rauchfangs Rund
Empor mit ſorgendem Herzen.

Zwiſchen den Gipfeln erſcheint es heut
Der alten Frau ſo enge.
Ihr iſt, als ſänk' auf das Dach die Laſt
Der beiden Felſenhänge.

Wer die Sorge anſchaut, den trifft ihr Blick,
Die Seele beklemmend, wieder;
Sie ſitzt auf kahlem Gipfel und ſie winkt
Mit ſchwarzen Schwingen hernieder.

Doch breit iſt das Thal am Gotteshaus,
D o r t iſt Himmel, ſind Sonnenſtrahlen,
D o r t iſt es herrlich, dort finden Licht
Die Herzen voll Sorgen und Qualen.

Wochen vergehn für das ſtille Volk
Unter der Balkendecke;
Enger gedrängt wohl ſchauen oft
Die Gipfel zum Herd in der Ecke.

Schneller, ſo ſcheint es, ſinkt oft herab
Die Sonne zu Hochſommerzeiten;
Doch der Schlag iſt geheilt, das Leben lockt,
Und die Jahre kommen und gleiten.

Denn fällt es auch ſchwer, in Schatten und Leid
Sein Alltagswerk zu beſorgen,
So ſehnt ſich das Herz voll Wonne doch
Nach dem Kirchgang am Sonntagmorgen.

Digitized by Google

Möwenschrei.

1859.

Es hebt sich über Berg und Flut
Im Süd ein Wolkenturm;
Sei, dän'scher Bruder, auf der Hut:
Der Abend droht dir Sturm.
Ein Schwarm von Möwen, breitbeschwingt,
Steigt flüchtend hier empor,
Der von Norwegens Strande bringt
Die Warnungsbotschaft; horch, es klingt
Mehr stark als schön sein Chor.

Du grauer Segler überm Meer,
Das drunten schäumt und rollt,
Schrei auf! Man lauscht dir ringsumher,
Wenn auch dein Lied nicht hold.
Schrei auf, tönt heiser auch dein Schrei,
Nicht süß wie Skaldensang;
Er bricht am blinden Riff entzwei,
Ein schaurig Wetter zieht herbei —
Drum sing' nach innerm Zwang!

Was härmst du dich, o Nachtigall,
In Dän'marks Föhrenwald,
Weil deiner Triller sanfter Schall
Dort ungehört verhallt?

Du biſt ein Fremdling nur im Nord,
Erwuchſeſt außer Lands;
Dich wiegte nicht Norwegens Fjord,
Und nie lag deiner Heimat Hort
In unſrer Gletſcher Kranz.

Sahſt du die Lumme, Bruder mein,
Entfliehn ins Wolkenreich?
Iſt ihre Kehle, zart und fein,
Der Lerche Seelands gleich?
Die ſchwebt im rauhen Herbſteswind
Hoch überm Felsgebiet,
Die wimmert wie ein blutend Kind;
Die lernt von dir nie zahm und lind
Ein Frühlingsabendlied.

Glaub' mir, wie Föhr' und Buche ſich
Fern auf der Haide dort
Unter des Sturmes Bogenſtrich
Nicht einen zum Accord,
So hegt des Dänenwaldes Star
Nicht in der Bruſt den Laut,
Den unſres Nordens Vogelſchar
Hin übers Meer trägt, ſpät im Jahr,
Sobald der Abend graut.

Mein Däne, deiner Sprache Klang
Birgt Mark und Kraft zumal;
Doch vom Norweger nicht verlang'
Gehäſſig Blei für Stahl.

Digitized by Google

Du ſelbſt biſt nicht von Schuld befreit;
Du gabſt am eignen Herd
Der Sprache längſt das Grabgeleit,
Die ſcharf wie 's Meer zur Winterzeit
Und deiner Väter Schwert!

Du haſt verſpritzt dein teures Blut,
Die Grenze wohl verſchanzt;
Den Feind, der in dir ſelber ruht —
Sag', wann du den beſtandſt?
Das deutſche Heer haſt in der Schlacht
Du heimgejagt gen Süd —
Doch wehe deiner Siegespracht;
Denn wie zuvor wohnt deutſche Macht
Dir herrſchend im Gemüt!

Selbſt deiner Söhne tapfern Arm
Rühmſt du mit deutſchem Klang,
Und deutſch iſt deiner Töchter Harm
Wie deiner Skalden Sang.
Deutſch iſt dein beſter Runenſtab,
Der deine Sagen lehrt;
Zerbrich den Bügel — ſteig herab!
Und darfſt du nicht, ſo geh ins Grab —
Biſt dann nichts Beſſ'res wert!

Digitized by Google

Turnerlied.

1859.

Unſre Schar iſt lebenglühend und keck,
Voll Luſt und mannesfriſchem Regen;
Wir haben zu lang' jetzt im Stubeneck
Feſt eingeſchneit und ſtill gelegen;
Nun lacht der Sommer hin auf Meer und Land,
Da iſt uns ſommerfroh das Herz entbrannt;
Blau iſt der Fjord;
Hinaus, um dort
Luft zu trinken auf blum'gen Wegen.

Und dräuet mit Weh das Leben uns wild,
Der Teufel muß zur Tiefe wieder!
Ein Wundermittel, ſo ſtark und mild,
Das ſchafft uns Heil für Herz und Glieder.
Die guten Geiſter ſind mit uns vereint,
Wir ſuchen unverzagten Muts den Feind,
Lanze gefällt!
Vorwärts als Held
Zum Sieg beim Klange friſcher Lieder!

Digitized by Google

Hoch lebe drum unſre Bruderſchar!
Sie blühe, wachſe und gedeihe!
Wir kämpfen für Licht auf immerdar; —
Gieb, Gott, dem Kampf und Ziel die Weihe!
Jetzt iſt die Zeit der Thaten; ſie begehrt
Ein klares Denken, ein bereites Schwert;
Friſch denn hinan,
Mann an Mann!
Klein aber ſtark iſt unſre Reihe.

Digitized by Google

In der Bildergalerie.
1859.

I.

Ein arger Elf wohnt mir im Herzensgrund,
Dem ich in böſen Stunden oft verfalle,
Ob mich umringt das Leben laut und bunt,
Ob einſam ich in wachen Träumen walle.

Und giebt er ſich mit leiſem Flüſtern kund,
Iſt mir's, als ob die Totenglocke ſchalle,
Als ob mich küßt ein grabeskalter Mund;
Denn er iſt tückiſch wie die Elfen alle.

Er raunt voll Liſt: „Du ſelber fühlſt es wohl,
Wie ſinnlos dieſes ganze Mühn und Streben,
Und daß du nicht mehr glaubſt an Gott und Leben.

Du ſelber fühlſt es, deine Bruſt iſt hohl,
Dein Ideal ein Irrlicht in der Ferne,
Sternſchnuppen deiner Sehnſucht Ziel — nicht Sterne!"

II.

„Dein Inn'res gleicht dem Bach am Bergeshange,
Wo trocken auf dem Grund der Kieſel liegt,
Nachdem die letzte Welle längſt verſiegt —
Und mit ihr ſchwand die Kraft aus deinem Sange.

Glaub' nicht, das Lied, das nun den Hain durchfliegt,
Sei deines Herzens Welle, deren Klange,
Dem milden, mutigen, die Blume bange
Und doch voll Sehnsucht lauscht, vom Ton umschmiegt.

Nein, das sind nur die dürren Windfallsäste,
Herabgewirbelt von des Herbstes Hauch
Zum tauben Felsgestein im Elfennest.

Und wenn der Strom mit jubelndem Geschmetter
Dahinrauscht, wähne nicht, du sängest auch:
Es ist das Rascheln nur der welken Blätter."

III.

„Und glaube ja nicht, wenn die Hochflut braust
Im Lenz und Herbst, daß sie dir Wandlung spende;
Du bleibst trotzdem ein steiniges Gelände,
Sobald die alte Ordnung wieder haust.

Ach, wenn du auf Begeistrungstrommeln haust,
Um kühn zu sprengen deines Kerkers Wände,
Dann bleibst du besser stumm bis an dein Ende
Und ballst nur in der Tasche fromm die Faust.

Der Schwan schwimmt lautlos, bis er stirbt — doch dann,
Aushauchend seine Seele, lernt er singen;
Ach, was kann Qual des Todes nicht vollbringen!

Ob man ihn darum Sänger nennen kann?
Der Abschiedsschmerz spornt ihn mit grimmem Streiche;
Bedenk', ein Rausch vermag bei dir das Gleiche!"

Digitized by Google

IV.

Früh morgens in der Galerie . . . Ich ſtand
Und trank Begeiſtrung aus den reichen Quellen,
Die von erhabner Ahnen milder Hand
Geweiht ſind, ew'ges Leben darzuſtellen.

Wie leicht das Herz, der Sinn wie ſtill gebannt!
Es ſcheinen alle Stürme abzuſchwellen,
Willig zu raſten ſcheinen alle Wellen
In ihrem Zug und rollen ſanft zum Strand!

Was iſt die Stille wohl in Kirchenhallen,
Wo die Gemeinde eintritt fromm erſchauernd,
Wie ſich's geziemt in Gottes heil'gem Tempel,

Gegen die Stille, die gleich Tau gefallen
Auf das Gemüt, hier, wo des Geiſtes Stempel
Auf jedes Bild ſich prägte, ſtark und dauernd?

V.

Was iſt's, das mir ſo mächt'gen Rauſch entfacht,
Wenn dieſe ew'gen Werke mich umringen?
Sind's große Namen nur, die mich bezwingen,
Oder des Farbenſpieles milde Pracht?

Nein, was mich hier ergreift mit Übermacht,
Die Hoffnung iſt's, daß meiner Seele Schwingen
Noch kräftig ſind trotz allen Pfaffenſchlingen —
Ein Satz, den oftmals anfocht mein Verdacht.

Ja, hier fühl' ich den Gott, der in mir waltet;
Hier, wo mich Rauſch und Rührung übermannen
Vorm Geiſt der Schönheit, der ſich mir entfaltet.

Digitized by Google

Ich ſchau' den Gottgedanken klar und plaſtiſch;
Seht, darum ſchwillt die Seele mir elaſtiſch
Und ſcheucht des Zweifels Dämon kühn von dannen.

VI.

Correggio's „Nacht", mit deinen Heil'genſtrahlen,
Durch dich iſt goldner Tag mir aufgegangen!
So tief, wie Menſchenaugen jemals drangen,
Hab' ich ins Dunkel oft geſtarrt voll Qualen.

Mich rührt die Sorge auf Marias Wangen,
Auf denen Wonn' und Weh vereint ſich malen;
Ich bete mit dem Mohren, der die Schalen
Dem Kinde reicht, blind von des Lichtmeers Prangen.

Der Stern, den einſt die frommen Hirten ſah'n,
Er deutete dorthin, wo Gottes Sohn
Als Menſch zur Erde ſtieg aus Himmelsklarheit.

Seht, in der „Nacht" ſtrahlt er auch meiner Bahn:
Beſiegt iſt meine Furcht, die Zweifel flohn:
Die ſchöne Mythe ward in mir zur Wahrheit!

VII.

Und Rafaels „Sixtiniſche Madonne",
Die das Erlöſerkind im Arme hält,
Indes umſpannt das heitre Himmelszelt
Der Engelsköpfchen ſtrahlende Kolonne! —

Und froh ſitzt in des Ladens kleiner Welt
Der fleiß'ge Niederländer in der Sonne:
Rings tote Hühner, Enten ihm geſellt
Und fette Gänſ' und andre Erdenwonne. —

Digitized by Google

Der eine wird den andern nicht verdunkeln:
Das Veilchen kann mit Tulpen und Ranunkeln
Im gleichen Strauße prangen um die Wette.

Darf ich drum nicht im nämlichen Sonette,
Wie Anemonen mit der goldnen Iris,
Vereinen Rafael mit Jan van Mieris?

VIII.

Denn in dem Reich der Kunſt — dies zu beachten
Verlerne nicht — iſt nur die Form von Rang:
Willſt du des Skalden Lied zu richten trachten,
So mußt du hören, wie, nicht was er ſang.

Nichts liegt daran, was ſich die Künſtler dachten;
Laß der Idee drum ihren eignen Gang!
Was hilft es dir, den Himmel anzuſchmachten,
Wenn dich kein ſtarker Flügel aufwärts ſchwang?

Ja, nur die Form, die Form iſt fähig bloß,
Des Künſtlergeiſtes Schöpfung zu verklären
Und ſie zu ſtempeln als genial und groß.

Ja, unbeirrt halt' ich die Form in Ehren!
Durchaus begreiflich! Denn vergiß mit nichten:
Die Form macht meine Verſe zu Gedichten.

IX.

Warum ſoll der Poet im Taumel jagen
Um einen Holzſtoß, aus Ideen gebaut,
Bis man ihn, blind vom Versfuß hingetragen,
'ne Pferdelänge vorm Gedanken ſchaut?

Glaub' mir, die Kunſt hat einen Straußenmagen,
Der alles, ſelbſt Granit und Stahl verdaut;
Sie wird, wenn du ſie nährſt, dein Sauerkraut
So gut wie Paradieſesfrucht vertragen.

Wozu der Töne Überſchwang? Wozu
Der Flug in Höh'n, wo lahmen Fittichs du
Herabſinkſt als dein eigener Vernichter,
Statt daß du Wurzel auf der Erde fängſt
Und in ein Bild von Fleiſch und Blut verengſt
Das Alltagsdaſein als Stilllebendichter?

X.

Die ſtillen Morgenſtunden ſind zu Ende;
Aus meinem tiefen Traum erwacht' ich ſchier —
Denn bunt durchflutet nun die Säle hier
Kunſtkennervolk, wohin ich mich auch wende.

Und Recenſionen regnet's, ganze Bände;
Der erſten Schwalbe gleich erſchein' ich mir,
Die wiederkäm' ins heimiſche Revier,
Jedoch ihr altes Neſtlein nicht mehr fände.

Dies alles ſchaut' ich in Morgananebel;
Nun werden kritiſch angeſetzt die Hebel,
So daß ſich mir verwirrt Gefühl und Wille.

Was alles muß ein Dichterherz ertragen!
Ach, für ein lyriſch Auge welche Plagen,
Wenn die Kritik es ſchärft mit ihrer Brille!

Digitized by Google

XI.

In diesem Schwarm ist eine Heeresschau
Von jeder Art Kunstschwärmerei zusammen;
Hier einer ficht mit Bildungsepigrammen,
Und Dilettanten imponiert er schlau.

Und dort ein andrer, des Begeist'rung flau;
Dem Lebensekel scheint sie zu entstammen;
Drum läßt sie sich von mattem Zorn entflammen
Für Zimmerpflanzen Surrogat von Tau.

Und hier ein dritter hört mit jedem Ohr —
Das eine Ein-, das andre Ausgangsthor —
Auf aller andern tönende Kritiken.

Er lauschet still, mit aufmerksamen Blicken,
Sagt offenbar zu allem Ja und Amen
Und fragt am Ende nach dem Preis — der Rahmen.

XII.

Im innern Saal nur, wo durchs Fenster gleiten
Des Tages Strahlen abgedämpft und zart,
Wo Spaniens Meisterwerke sind geschart,
Zigeunerdunkel durch den Hauch der Zeiten —

Da klingt nicht der Kritiken lärmend Streiten:
Da brennt nur Glut der echten Künstlerart,
Leis wie Liebkosung, die sich offenbart,
Strenggläubige zur Andacht zu geleiten.

Denn vor Murillos hehrer Himmelsfraue
Sitzt eine Künstlerin gedankenschwer,
Schweigend versenkt in der Erinn'rung Meer.

Digitized by Google

Ihr Sinn ſchwebt einer Taube gleich ins Blaue. —
Wir folgen ihr, auf Verſen leichtbeſchwingt:
Laßt ſehn, ob ſie des Friedens Ölblatt bringt.

XIII.

„Aus dem Eden der Kindheit ward ich verbannt
Und am Zaun mir der Eintritt verwehrt;
Mein Konfirmationskleid gehängt an die Wand —
Ach, der Cherub war's mit dem Schwert!

Und über die holdeſte Gruppe
Der Blumen ging Pflug und Egge der Zeit;
Meine letzte, liebſte Puppe
Ward meinen Geſchwiſtern geweiht.

Meine eigene Welt verſtieß mich bald
In eine fremde hinaus;
Deren Weſen erſchien mir ſo tot und kalt,
Ich ſehnte mich wieder nach Haus.

Wie die Schwalbe taucht' ich nieder
In des Traumes ſtill und beſchwichtigend Reich.
O wecket mich niemals wieder —
Dort oben ſtürb' ich gleich!"

XIV.

„Ich war als Schulkind — ſchon lange
Iſt's her — ein mutiges Ding,
Bis hinter dem Bergeshange
Die Sonne unterging.

Digitized by Google

Doch ſenkte ſich Dämm'rung bedeckend
Hin über Firſten und Moor,
Dann krochen Geſpenſter ſchreckend
Aus den Märchen der Amme hervor.

Und hielt ich die Augen geſchloſſen,
Schuf Bilder mein träumender Sinn,
Und all mein Mut war zerfloſſen —
Gott mag es wiſſen, wohin!

Nun hat mein ganzes Leben
Verwandelt ſich allzumal;
Nun will mir der Mut entſchweben
Beim erſten Morgenſtrahl.

Nun ſind's die Geſpenſter am Tage,
Das Leben ſo lärmend und fremd,
Vor dem ich ſchreckhaft verzage,
Das froſtig die Bruſt mir beklemmt.

Doch deckt mich mit ſeinem Zipfel
Der Nacht warm-ſchützender Flor,
Dann ſchwebt meine Sehnſucht zum Gipfel
So adlerſtark wie zuvor.

Ich trotze Flammen und Wogen;
Wie der Falk durchſegl' ich das Blau,
Und all meine Angſt iſt verflogen —
Bis zum nächſten Morgengrau."

XV.

„Es iſt mir zu ſchwül in der Tiefe des Thals,
Es iſt mir zu eng im Haus;
Ach, hätt' ich Schwingen, ich flöge davon,
In die weite Welt hinaus!

Ach, hätt' ich Schwingen, ich flöge davon —
Es giebt doch gewiß einen Strand,
Wo ein heilendes Kraut der Sehnſucht Gift
Aus dem friedloſen Herzen verbannt.

Auch die Seeſchwalbe ſegelt ja weit übers Meer
Und trifft doch zuletzt einen Spalt,
An den für ein kleines Veilchen nur
Ihr mutiger Fuß ſich krallt.

Ich weiß nicht, ob ich nach Oſt oder Weſt
Am liebſten auf Flügeln mich ſchwäng':
Ich weiß nur, das Jetzt bedrückt mir die Bruſt,
Und es iſt mir im Haus zu eng!'"

XVI.

„Hier, an der Kunſt erhabnem Hochaltar,
Mit geiſt'gen Augen hellzuſehn beginn' ich,
Und aus dem tiefſten Herzen tönt mir klar
Correggios Wort: Auch ich — ein Maler bin ich!

Da ward mein Los beſtimmt, mein Sehnen milder,
Und vor mir lag das Leben reich und licht;
Ja, mein Beruf war's, meiner Seele Bilder
Zu kleiden in ein farbiges Gedicht.

Digitized by Google

Ein Friedensgeiſt wohnt nun im Herzensraume;
Denn was ich will, nun deutlich faſſ' ich's ja!
Als Ideal ſteht meinem Künſtlertraume
Vorab Murillos Gottesmutter da.

Wie er im Schaffensrauſch mit glüh'nden Wangen
Sein Dichterſchau'n gefeſſelt an ein Bild,
So ſoll die Schöpferhand, die ich empfangen,
In Farben künden, was im Geiſte quillt!"

XVII.

„Und die Tage, die Jahre, ſie zogen vorbei —
Ich träumte mich würdig der Großen;
Vorüber mein Lenztraum, die Staffelei
In die Rumpelkammer verſtoßen.

Nun wandl' ich wieder wie gottverſemt,
Im Herzen die blutende Wunde.
Weshalb? Weil ich vorzog unbedacht
Die Palette dem Schlüſſelbunde.

Gott weiß, meine Seele ſchuf Bilder genug:
Manch Kunſtwerk, im Geiſt war's entfaltet;
Es fehlte mir nur ein einziges Ding:
Das war — die Hand, die geſtaltet. —

Ich kritzle mit Bleiſtift ein Wrack im Sturm
Auf rollender Wogen Spitze;
Wär' ich ein Poet, ich kritzelt' es dann
Mit der Feder als lyriſche Skizze.

Digitized by Google

Doch winkt mir in all meiner Armut ein Troſt,
Dem ich Schutz vor Verzweiflung verdanke,
Für mich und andere Traumgenies
Die einzige Rettungsplanke.

Der Troſt der Erinn'rung, die Poeſie,
Mich an eigener Qual zu weiden;
Schön hab' ich geträumt und bin grauſam erwacht,
Drum hab' ich ein Recht drauf, zu leiden.

Und darum ſetz' ich zuweilen mich hin
Und male und träume und male
Und leide und ſinne und wehre mir ab
Meine gaukelnden Ideale."

XVIII.

Wie dieſe Künſtlerin im Bilderſaal,
So ſchwärmt' auch ich einſt ſchön und ohne Zügel:
Mein Dichtertraum flog über alle Hügel,
Und offen ſchien des Himmels Goldportal.

Ach, und auch ich erlitt des Sinkens Qual;
Langſam erloſch die Stärke meiner Flügel —
Mein Frühlingsmärchenbuch ſchloß trüb und ſchal,
Und Zeit nun hab' ich für Moralgeklügel.

Die eigne Galerie durchwandr' ich nun,
Und eigne Bilder, wie die Gottesmutter
Zigeunerdunkel, ſtehn mir nun vor Augen.

Drum will ich — wie's die fleiß'gen Bienen thun,
Die Honig ſammeln für des Winters Futter —
An meines Lebenslenzes Blüten ſaugen.

Digitized by Google

XIX.

Stets hab' ich meine Ohnmacht mir verſchwiegen,
Wenn mich umflog die zahme Entenſchar!
Wie hohl ihr Schnattern für mein Ohr auch war,
So hegt' ich kaum die Sorge, zu erliegen.

Ich war im Traum als Adler aufgeſtiegen
Und kam ſelbſt unter Enten in Gefahr;
Zum Umweg zwang ein Rinnſtein mich ſogar,
Wollt' ich mit Gänſen um die Wette fliegen.

Stehn luſtigere Sphären noch mir offen,
Wo beſſer meine Kraft gelangt zum Ziel?
Nein, Seifenblaſe nur war all mein Hoffen.

Der Dichtung Fundament iſt Bilderſpiel,
Ein Steinchen-Moſaik, Figurenſetzen;
Ich aber kann ſie nicht zuſammenſetzen.

XX.

Was giebt es Lächerlicheres auf Erden,
Als Elegien über Dichternot
Und Lyrik, die bei der Geburt ſchon tot,
Und Jammer über dunkle Herzbeſchwerden?

Glaub', holder wird die Muſe ſich gebärden,
Wenn ſie — gleichwie des Cimon Tochter bot
Die volle Bruſt — dir gönnt, vom Lebensbrot
Anſtändig, bücherſchreibend ſatt zu werden.

Wozu denn Verſe an einander leimen
Mit glatten, kreuz und quer verſchlungnen Reimen,
Falls ſie an hohle Klagen ſind verloren?

Digitized by Google

Ach, laß ſie ſterben dort, wo ſie geboren!
Sie ſind nur Eintagskinder; ſchön Gefieder
Der Form birgt nicht des Stoffes magre Glieder.

XXI.

Segle geſchickt! Dein Dichterboot wird kippen,
Vom Hauch der Lebensironie umbrauſt,
Wenn du naiv dem Notſignal vertrauſt
Und nicht mit Kraft umſteuerſt alle Klippen.

Glaub' nicht, daß dir die Klage ſprengt die Rippen
Der Bruſt, weil du umſonſt auf Lindrung bauſt:
Sie iſt nur das Gefäß, drin Gärung hauſt,
Den Abfluß ſuchend über deine Lippen.

Doch wenn der edle Traubenſaft verfloſſen
Und das Gefäß, ſtatt Weines Feuergeiſt,
Nur trocknen Bodenſatz und Schimmel weiſt,

Dann halt' getroſt hermetiſch es verſchloſſen,
Und ſei gewiß, es wird nicht überwallen,
Nicht ſeine Wände ſprengen, nur zerfallen.

XXII.

Mein arger Elf beſucht mich früh und ſpät —
Doch ohne Schrecken ſeh' ich ihm entgegen;
Der Lenz der Einfalt iſt ſchon zu entlegen,
Und ich begreife, wie die Welt ſich dreht.

Digitized by Google

Treu, wie der Drache unter Felsgehegen
In leeren Grüften ſeinen Schatz umſpäht,
So will der Elf die letzte Blume pflegen,
Die wieder haltlos und verlaſſen ſteht:

Die Blume meiner ängſtlichen Gedanken,
Die gläub'ge Hoffnung bald, bald Zweifelsſchrecken
Um des Berufes Taufe mir erwecken,
Die ſich um meine unfruchtbare Seele
So zärtlich ſchmiegen wie die Frühlingsranken
Im ſonn'gen Weinberg um die ſtarren Pfähle.

XXIII.

Ein Apfelbaum mit blühendem Geäſt
Vor meinem Fenſter ſtand im Frühlingsſcheine;
Ein kleiner Vogel ſang für mich alleine
Dort von des Lebens wundervollem Feſt.

Nun fault am Fuß des Baums der Blumen Reſt,
Sein dürres Laubwerk raſchelt über Steine;
Ein Sturmtag riß es fort zum Grabesſchreine,
Und jener Frühlingsſänger floh ſein Neſt.

Außen und innen kam der Herbſt zugleich;
Eisblumen blühn am Fenſter ſtarr und bleich,
Die Schläfe preſſe frierend ich dagegen.

Was blieb mir noch an des Verlornen Statt?
Ein Stück Erinnrung, ein verwelktes Blatt;
Das iſt des Lebens ganzer Erntefegen!

An Schweden.

(Melodie von Reiſiger.)

1862.

Heil Königin der Ebne, Skåne,
Du Heim vom erſten Traum im Nord!
Hier blinkt wie blauer Berge Krone
Der Vorzeit Bild für immer fort;
Die Alt'ſten traten hier zuſammen,
Es zog von hier der Fürſt zum Streit,
Und ſtolz entſtieg den Kampfesflammen
Des ein'gen Nordens goldne Zeit.

Doch Schön'res ſollſt du noch erfahren:
Der Gegenwart Bravallaſchlacht;
Da einen ſich der Jüngſten Scharen,
Auf Nordens Zukunft treu bedacht.
Schildjungfraun ſeh' ich ſpähen, küren,
Und Sieg verkünden ſie uns hehr;
Denn jene, die zum Kampfe führen,
Sind Oehlenſchläger und Tegnér.

Hier ſtieg zuerſt im Weltenrunde
Dereinſt das ſchwediſche Panier,
Gut treffen Schweden ſich zum Bunde
Mit Dänen-Norwegbrüdern hier.
Der Deutſche wende Tag und Nächte
Sich klug nach Schrift und Buch zurück,
Es führt des Nordens ein'ge Mächte
Zu ihrem Heil der Jugend Glück!

Digitized by Google

Bei Enthüllung von Wergelands und Wellhavens Büſten im Studentenverein.

1863.

In dem neuerbauten Saal
Bau'n jetzt neue Meiſter:
Der Gedankenkämpfe Strahl
Und der Wortſchlacht Geiſter.
Als getauft die Halle war
Und geſchmückt von Frauen,
Barg drin die Studentenſchar
Rückblick und Vertrauen.

Schild an Schild und Held gen Held
Vor mit mächt'gem Pralle!
Volksgedankens Idafeld
Iſt die hohe Halle;
Hier kämpft aus nun das Turnier,
Das dort draußen tönet;
Der Gefallne heb' ſich hier,
Wie ein Gott, verſöhnet.

Führet eure Streiche glatt,
Frei von niedrem Zorne,
Kampf iſt hier ein läuternd Bad
In dem Wahrheitsborne.

Digitized by Google

Euer Wort ſei klar und recht,
Wuchtig laßt es ſtreiten,
Urteil fälle ein Geſchlecht
Übern Maß der Zeiten.

Der Verſöhnung Denkmal prangt
Jetzt befreit von Hülle,
Steingemeißelt und umrankt
Von Erinn'rungsfülle.
Und des milden Troſtes Glanz
Bringt der Frauen Gabe:
Einen hold geweihten Kranz
Auf dem Walſtattgrabe.

Digitized by Google

Dem Sange Heil.

(Melodie: Wie lange wird im Norden.)

1863.

Wie ſcheuer Vögel Lieder
Verſtummt war Norwegs Sang,
Jetzt brauſt er mächtig wieder
Auf Fjord und Flur und Hang.
Die Sänger ziehn mit Schallen
Zur Sommerpracht hinein,
Voran, wie Banner, wallen
Frauen ſchön und rein.

Fürwahr, beſondre Weihe
Liegt auf der Bergenfahrt,
Da ſich zu feſter Reihe
Heut Viken-Drontheim ſchart:
Der Vogel, der vom Zuge
Um Lindesnäs nicht matt,
Nimmt einſt wohl auch im Fluge
Berg und Kattegat.

Und wenn zur ſchönen Stunde
Norwegens Sang alsbald,
Mit Oſt und Süd im Bunde,
In Nordens Dreiklang ſchallt:
Dann wollen laut wir ſingen
Der Treue Preis und Zier;
Doch ſoll's am hellſten klingen,
Altes Bergen, dir!

Digitized by Google

Des Nordens Signale.

1872.

In Wien, da fochten die Diplomaten,
Es fielen auf Nordſchleswigs Au'n die Soldaten.

Beſſ're Soldaten wirſt nimmer du ſchauen
Als die blutende Reihe von Männern und Frauen.

Zweihunderttauſend, ins Herz geſchoſſen,
Zweihunderttauſend, vom Tod umſchloſſen.

Da mußten ſie liegen, im Kampf erſchlagen,
Achtjährige Nacht durch, die nimmer wird tagen.

Achtjährige Volksnacht — unverbunden
Liegen ſie draußen, von niemand gefunden.

Und Dänemarks Jungen, wo blieben die?
Bei der rotweißen Fahne ſah man ſie.

Nicht Danebrog war's, das Banner der Schlacht;
Bei der Ambulanzflagge hielten ſie Wacht.

Von Feindesblut die Hände nicht troffen;
Die Rechte war ſchwertlos, die Linke offen.

Digitized by Google

Doch der Weg war verſperrt, bajonett=umſtellt;
Von Oſten bis Weſten ein Walſtattfeld.

Das rote Kreuz auf dem weißen Grunde,
Es brachte nicht Kühlung dem lechzenden Munde.

Es konnte nicht lindern die Todesqual;
Keinen Durchgang fand das Erlöſungsſignal.

Doch die däniſchen Jungen, ſie hielten ſich brav,
Geduldig, parat, nicht denkend an Schlaf.

Da tönt' ein herriſch Kommandowort:
Ambulanz, linksumkehrt! Retraite nach Nord!

Verſteckt im Torniſter tief die Fahnen!
Ihr ſtöret des ſchwarzen Adlers Bahnen.

Die ſpringenden Leiber ſollen ſcharwenzen;
Ein andres Signal ſoll den Wachenden glänzen!

Erzählt hat's ein Skalde ganz unverhohlen —
Und der alte Grundtvig und Gott hat's befohlen.

Gut, alſo Retraite! Man predigt zur Sühne
Den Pangermanismus auf der Tribüne.

Die neuen Brüder als feſtliche Zecher
Halten einander umarmt und den Becher.

Hell brennen die Lichter; der Traum von acht Jahren
Mag friedlich im Strome der Feſtrede fahren.

Der Weihrauch duftet, Muſik erſchallt;
Das Werdende wogt durch den Sinn mit Gewalt.

Was trübt die Muſik? Ein Schrei aus der Gruft.
Was glimmt in dem Weihrauch? Leichenduft.

Ein Hauch aus Südweſt ſtrich leiſe vorbei;
Er bracht' uns ſowohl den Duft wie den Schrei.

Spielt lauter, um ihn zu übertönen!
Ein Sterbender muß ſich ans Schlummern gewöhnen.

Sein Schrei verſtummt, wenn ſich niemand dran kehrt,
Ein Hauch von Nord, und die Luft iſt geklärt.

Drum redet nur tüchtig! Es naht, eh' ihr's denkt,
Ein Umſchlag. Der Wetterhahn hat ſchon geſchwenkt.

Digitized by Google

An Emma Klingenfeld.

1875.

Was fern in der nordiſchen Heimat ich ſang,
Vom Süden als Echo mir wiederklang.

Mit milderem Laut es entgegen mir zieht,
Und iſt doch mein eignes nordiſches Lied.

Kein Wiederhall iſt es vom Schneegefild,
Es iſt Waldes Echo im Sommer mild.

Ja, ſo muß es ſein, wenn den Dichter bekannt
Der Dolmetſch macht in dem fremden Land.

Zum Dank ſei dies andre Werk dir geweiht
Von minderer Stärke aus ſpäterer Zeit.

Es ſchließt einer Herbſtnacht Bilder ein,
Und keine Sonne bringt Morgenſchein.

Es handelt von Frauen voll Feuer und Mut;
Es ſchreitet im Dunkel und endet in Blut.

Laß ſchweifen, o Mädchen, vom Heimatland
Den Geiſt aufs neue zum nordiſchen Strand!

Digitized by Google

Laß führen nach Drontheims Fjord dich empor,
Wo Nebel hangen im Trauerflor.

Laß Elines Schatten im Dämmerlicht
Vorbei dir ziehn, — doch vergiß dies Geſicht!

Und kehre zurück zu der Iſar Saum —
Gleichwie erwacht aus troſtloſem Traum.

Digitized by Google

Prosaschriften

Digitized by Google

Ein Traum.

Um 1842.

Auf einer Wanderung „über die Höhen“ wurden wir, verirrt und erschöpft, vom Dunkel der Nacht überrascht. Wie einstens Jakob legten wir uns zur Ruhe, die Häupter auf Stein gebettet. Meine Kameraden entschlummerten bald; ich selbst konnte keinen Schlaf finden. Endlich überwältigte mich die Müdigkeit; da stand im Traum ein Engel vor mir, der sagte: Steh auf und folge mir! Wohin willst du mich führen in diesem Dunkel? fragte ich. Komm — erwiderte er — ein Gesicht will ich dich schauen lassen, das Menschenleben in seiner Wirklichkeit und Wahrheit. Und so folgte ich — bangen Herzens, und hinunter ging's wie über ungeheure Stufen, bis die Bergkuppen sich zu mächtigen Bogen über uns wölbten, und da draußen lag eine gewaltige Totenstadt mit des Todes und der Vergänglichkeit entsetzlichen Spuren und Zeichen allen: ein einziger Leichnam diese Welt, hingesunken unter der Wucht des Todes, eine fahle, verweste, erloschene Herrlichkeit. Über dem Ganzen ein schwaches Dämmerlicht — düster, wie der Schein, den Kirchhofsmauern und weißbemalte Grabkreuze über den Friedhof werfen, und in hellerem Glanz, als sie ihn geben könnten, die ausgebleichten Gerippe, die in unendlichen Reihen die düsteren Räume füllten. Eisige Bangigkeit flößte mir das Gesicht ein da an des Engels Seite: „Da siehst du, alles ist Eitelkeit!“ Da kam ein Brausen, wie von den ersten schwachen Stößen

Digitized by Google

eines heranziehenden Sturmes, wie ein tausendfältig stöhnender Seufzer, und es wuchs an zu einem heulenden Sturmwind, so daß die Toten sich bewegten und die Arme nach mir ausstreckten — und mit einem Aufschrei erwachte ich — — feucht vom kalten Tau der Nacht!

Aus einem Aufsatzbuch.

Um 1848.

Von der Wichtigkeit der Selbsterkenntnis.

Unter allen Zweigen des Denkens ist die Untersuchung von der Beschaffenheit unseres eigenen Wesens vielleicht die Aufgabe, wozu die größte Aufmerksamkeit und Unparteilichkeit erforderlich sind, um zu dem Ziel aller Forschung zu gelangen: nämlich zur Wahrheit. Die Selbsterkenntnis setzt die genaueste Einsicht in unser Selbst, unsere Neigungen und Handlungen voraus, und erst die Resultate einer solchen Beobachtung ermöglichen dem Menschen, zu einer klaren und richtigen Erkenntnis seiner Charakterbeschaffenheit zu gelangen.

Wie wichtig diese Erkenntnis für uns ist, das geht schon aus ihrer Bezeichnung hervor: Selbsterkenntnis, Erkenntnis unseres Selbst, und dem Menschen muß es von der höchsten Wichtigkeit sein, sich diese Erkenntnis anzueignen, denn jede unserer Unternehmungen beansprucht ihre Unterstützung viel zu sehr, als daß sie ohne Nachteil zu entbehren wäre.

Nach den verschiedenen Zwecken, für die der Mensch seine Selbsterkenntnis braucht, kann man sagen, ihre Wichtigkeit erweise sich hauptsächlich in zwei Richtungen, nämlich:

1. im Hinblick auf die weitere Ausbildung und Entwicklung unseres Geistes, und dann

2. mit Rücksicht auf unsere materielle Wohlfahrt, unsere Unternehmungen und unser Verhältnis zum Nebenmenschen.

Digitized by Google

Was den ersten Punkt betrifft, so leuchtet es ein, daß der Mensch notwendigerweise eine hinlängliche Kenntnis seiner selbst besitzen muß, wenn ein glücklicher Fortschritt in der angedeuteten Richtung erwartet werden soll. Denn nehmen wir an, daß das Ziel des denkenden Menschen in geistiger Beziehung ist, seine Seelenkräfte stetig zu entwickeln, seine Begriffe zu klären und überhaupt so weit wie möglich die Fehler abzulegen, die Neigung oder äußere Anlässe verursacht haben können, so geht hieraus zugleich hervor, wie überwiegend der Einfluß ist, den die Selbsterkenntnis auf des Menschen Bestrebungen in dieser Hinsicht ausübt. Man muß sich selbst kennen, um zu wissen, auf welchem Standpunkt man sich befindet, und in welcher Richtung Verbesserungen notwendig sind. Der Mensch muß sich seiner Fehler ebenso gut bewußt sein wie seiner guten Eigenschaften, um jene ablegen und diese noch weiter entwickeln zu können, — er muß seine Leidenschaften kennen, um sie zähmen zu können, wenn sie auszubrechen drohen, und um auf solche Weise nach und nach die Macht zu brechen, die sie errungen haben. Doch nicht hierbei allein, sondern auch als Hilfsmittel zur Beurteilung des fremden Charakters und zur Menschenkenntnis im allgemeinen ist es nötig, seine eigene Gemütsbeschaffenheit und Denkart erfaßt zu haben, da dem Menschen nur die Schlüsse, die er daraus zieht, es ermöglichen, zu einem einigermaßen sicheren Resultat in der erwähnten Richtung zu gelangen.

Nach diesen kurzen Bemerkungen leuchtet es ein, daß Selbsterkenntnis als Grundlage für die geistige Entwicklung des Menschen und seinen intellektuellen Fortschritt überhaupt unbedingt erforderlich ist; aber freilich, die Zahl der Menschen, die in dieser Richtung von der erworbenen Selbsterkenntnis Gebrauch machen, ist geringer, als man wünschen sollte. Dagegen macht der Mensch im praktischen Leben gemeinhin mehr Gebrauch von seiner Selbsterkenntnis wie von einem notwendigen Hilfsmittel

Digitized by Google

um seine materiellen Interessen zu fördern, und es sollen hier die verschiedenen Beziehungen näher beleuchtet werden, in denen ihre Wichtigkeit am schärfsten hervortritt.

Man darf annehmen, daß jeder denkende Mensch, bevor er seine Entschlüsse faßt, die Hindernisse, die sich entgegenstellen können, ebenso ernst sich überlegt wie die Gefahren, die mit der Ausführung verbunden sein können, und es muß ihm darum von Wert sein, sich selbst zu kennen, um zu wissen, ob seine Kraft die Hindernisse zu beseitigen vermag, oder ob sein Mut ihm erlaubt, den Gefahren entgegenzugehen. Die Selbsterkenntnis muß deshalb immer von überwiegendem Einfluß auf die Handlungsweise des Menschen sein, da man nur durch sie in den Stand gesetzt wird, den Ausfall seiner Unternehmungen mit einiger Sicherheit zu berechnen.

Man kann deshalb wohl auch behaupten: wofern der Mensch selbst wirklich einigen Einfluß auf sein Schicksal hat, so würde dies in noch höherem Grade der Fall sein, wenn er Selbsterkenntnis genug besäße, um seine Handlungen immer den Kräften anzupassen, die er zu seiner Verfügung hat, und seine Neigungen immer hinlänglich zu kennen, damit sie nicht die Überhand gewinnen.

Für das Streben des Menschen ist also in jeder Richtung Selbsterkenntnis erforderlich, um zu dem eigenen und der anderen Heile wirken zu können; — es ist darum höchst notwendig, sich diese Erkenntnis anzueignen, und wenn dadurch auch der Mensch, indem er sie erwirbt und somit seine weniger guten Seiten kennen lernt, in die Notwendigkeit versetzt wird, sich mehr als einmal vor sich selbst demütigen zu müssen, so kann diese Demütigung doch nimmermehr die Selbstachtung des Menschen beeinträchtigen, da sie im Gegenteil einen kraftvollen Willen und ein redliches Streben nach dem beweist, was des Menschen Ziel im Leben ist: — die Entwicklung seiner Geistes-kräfte und die Sorge für sein zeitliches Wohlergehen.

Digitized by Google

Arbeit hat ihren Lohn in ſich ſelbſt.

Unter Arbeit verſteht man jede Beſtrebung, einen beabſichtigten, nützlichen Ertrag aus einer zweckentſprechenden Thätigkeit zu ziehen. Somit enthält dieſes Wort eine ausgedehntere Bedeutung als die, in der man es gewöhnlich auffaßt, nämlich als eine anſtrengende Anwendung körperlicher Kräfte; — auch geiſtige Thätigkeit in der angedeuteten Abſicht wird Arbeit genannt, und auf ſie ſowohl wie auf jede andere nützliche Thätigkeit läßt ſich der Satz anwenden: Arbeit hat ihren Lohn in ſich ſelbſt. —

Tief in die Menſchennatur ſind Kräfte zur Thätigkeit gelegt, und ihr Beſitz iſt natürlich ein Gut; aber dieſes Gut liegt keineswegs in dem toten Daſein, es wird im Gegenteil erſt dadurch hervorgerufen, daß die Kräfte zu dem Zweck verwendet werden, für den ſie gegeben ſind, nämlich zur Thätigkeit. Arbeit wird ſo das Mittel, wodurch wir recht eigentlich erſt in den Beſitz unſerer Kräfte gelangen — im Sinne eines Gutes betrachtet; denn eine Kraft, die nie angewandt wird, iſt ein Nichts, und eine Kraft, die in ſchädlicher und unrechter Abſicht angewandt wird, iſt in ihren Folgen ſogar ein Übel; jede Thätigkeit aber, womit ein günſtiges Reſultat bezweckt wird, iſt Arbeit, — folglich iſt Arbeit nicht nur das Mittel, ſondern ſogar das einzige Mittel, wodurch unſere Kräfte zur Thätigkeit ein Gut für uns werden. —

Ob nun der Menſch zur Thätigkeit geführt wird durch den inneren Trieb, der in höherem oder geringerem Grad jedem eingeboren iſt, oder ob ſeine Verhältniſſe ihn zwingen: das Reſultat wird unter allen Umſtänden dasſelbe ſein. Im erſten Fall folgt er ſeiner Neigung und hat dadurch hinreichenden Erſatz für ſeine Mühe, im anderen Fall handelt er aus Zwang; aber dieſer Zwang iſt in Wirklichkeit ein Gut, weil

Digitized by Google

der Mensch dadurch in den Stand gesetzt wird, seine Stellung zu verbessern und sich erhöhte Mittel für das Wohlergehen und den Genuß zu erwerben.

Es ist jedoch nicht der materielle Gewinn der Thätigkeit, den man unter dem Lohn versteht, der in der Arbeit liegt, da dieser Gewinn ja eher als eine Folge der Arbeit sich ergiebt. Vielmehr versteht man unter der Belohnung, die in der Arbeit liegt, den Nutzen, der mit der Thätigkeit selbst ohne Rücksicht auf ihre Resultate verbunden ist, und hierzu muß vornehmlich gerechnet werden: daß der Körper gekräftigt und, als Folge davon, die Gesundheit erhalten wird, daß das Gemüt aufgemuntert und veredelt wird, indem der Gedanke sich auf ein nützliches Ziel richtet, daß die Ideen sich klären und ein weiteres und immer weiteres Feld sich dem Forschergeist eröffnet, wodurch dem geistig Wirkenden das Bewußtsein beigebracht wird, einen Schritt vorwärts gethan zu haben dem großen Ziel, der Vollkommenheit entgegen, — soweit es dem Menschengeschlecht gegeben ist, hier im Leben diesen Punkt jemals zu erreichen.

Warum soll eine Nation bestrebt sein, die Sprache und die Erinnerungen an ihre Vorfahren zu bewahren?

Nur durch eine jahrhundertelange, sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzende Einwirkung der Vergangenheit und ihrer Traditionen vermag jene Eigentümlichkeit der Begriffe und Anschauungen sich zu entwickeln, die, wenn sie mit hinreichend scharfer Begrenzung hervortritt, schließlich den Namen des Nationalcharakters eines Volkes erlangt, weil die seitens der Vorfahren gewonnenen Resultate das Eigentum der Nachkommenschaft sind, und dieser Besitz gemeinsam ist jedem Individuum des socialen Verbandes, dem es angehört; doch eben in diesem gemeinschaft-

Digitized by Google

lichen Aneignungsrecht muß der Grund gesucht werden zu dem inneren Zusammenhalt und der äußeren Abgrenzung, die allein die Existenz eines Volkes erhalten können, denn hierin hat die Nationalität ihre Wurzel, oder vielleicht richtiger: dies ist die Nationalität selbst.

Wenn nun aber die Bande, welche die Individuen einer Nation an einander knüpfen, hauptsächlich in dem gemeinschaftlichen Erbrecht an der Väter Thun und Wirken zu suchen sind, so muß einer Nation natürlich viel daran gelegen sein, sich die größtmögliche Sicherheit über die Rechtmäßigkeit zu verschaffen, womit sie sich die Vorzeit aneignet, — sie muß suchen, alles, was noch an die Vorfahren erinnert, zu erhalten und zu erklären, und vor allem die Sprache, diesen redenden Zeugen für den gemeinschaftlichen Ursprung eines Volkes.

Nur dank den Erinnerungen leben die Vorfahren noch unter uns; dank den Erinnerungen allein vermögen wir uns die Vorzeit anzueignen, — aber auf die Vorzeit ist das Bestehende gegründet; wird die Grundlage erschüttert, so muß auch der Bau wanken, der auf ihr errichtet ist. — Ein Volk ohne Vergangenheit oder ohne Erinnerungen an die Vergangenheit hat keinen Halt in der Gefahr; zeugt die Erinnerung von einstiger Größe, so liegt darin für die Nachkommen eine gesteigerte Mahnung ihren Glanz nicht zu verringern, — ist die Erinnerung traurig, so sind ihr doch immer reiche Erfahrungen eigen. In jedes Menschen Brust ruht ein gewisses Gefühl der Pietät für die Begriffe und Eindrücke, die er in seiner Kindheit empfangen hat. Denkt man sich eine Nation als Individuum, so wird die Vorzeit zu ihren Kindheitserinnerungen, — sie werden immer tröstend und mahnend sprechen, sie werden eine kräftige Wehr gegen die Demoralisation sein, wo sie auch ihre Wurzel haben möge.

Erkennt man die Bedeutung an, die die Erinnerungen an die Vorfahren haben, so liegt darin zugleich eine Verpflichtung, sie

Digitized by Google

zu erhalten. Darunter verſteht man natürlich nicht nur die ſichtbaren Denkmäler der Vorzeit, ſondern auch jeden geiſtigen Zeugen, jeden mit dem Volkscharakter verquickten Zug aus der entſchwundenen Zeit und vor allem das Feſthalten an der Sprache der Ahnen, die ſicherlich eins der wichtigſten Bande zwiſchen ihnen und uns bildet. Damit iſt nicht gemeint, daß ein Volk durch Stagnation und unvernünftiges Beharren auf dem Alten die Vorzeit und ihre Erinnerungen wahren ſoll; im Gegenteil — durch ſtetige Entwicklung und Veredlung des Empfangenen, ohne deſſen Urſprung je aus den Augen zu verlieren, werden die Nachkommen geziemend die Erinnerung an die Geſchlechter ehren, die ihnen das reiche Erbe der Vorzeit vermacht haben.

Doch auch den kommenden Zeiten gegenüber hat das Volk entſprechende Verpflichtungen; was die Vorfahren für die jetzt lebenden Geſchlechter gewirkt haben, müſſen wir den kommenden übergeben; denn auch das Jetzt gehört der Vergangenheit im Hinblick auf den folgenden Augenblick, und es iſt Sache der Gegenwart, das zu klären und ſo weit wie möglich zu verwirklichen, was die entſchwundenen Geſchlechter begonnen, entworfen oder geahnt haben, denn das iſt die Baſis, auf die die Hoffnungen der Zukunft zu gründen ſind.

„Zopf und Schwert“, Schauſpiel in fünf Akten von K. Gutzkow. 1851.

Nachdem unſer Theaterrepertoire lange Zeit ausſchließlich von Frankreich und Kopenhagen verſorgt worden, iſt dieſer Tage ein Drama der neueſten deutſchen Schule über die Bretter gegangen.

Es hatte nicht den Anſchein, als ob das Publikum viel Geſchmack an dieſer neuen Änderung des täglichen Speiſezettels gefunden hätte; indeſſen, es ſei fern von mir, den Grund dafür in der

Digitized by Google

feinen Zunge des Publikums zu ſuchen; das wäre im höchſten Grad unbillig, denn unſer Publikum iſt, das weiß der liebe Herrgott, nichts weniger als ein Feinſchmecker! Der wahre Grund iſt überdies nicht ſchwer zu finden; wenn man ſich nämlich, wie unſer Theaterpublikum, jahraus, jahrein an die dramatiſchen Leckerbiſſen von Scribe und Compagnie, gehörig gewürzt mit einem tüchtigen Quantum unterſchiedlicher Poeſie-ſurrogate, gewöhnt hat, dann iſt es ja nur natürlich, daß die ſolidere deutſche Koſt ſchließlich ſogar dem Straußenmagen unſeres Theaterpublikums einigermaßen unverdaulich vorkommen muß.

Zwiſchen dem modernen Drama der Franzoſen und der Deutſchen giebt es weſentliche Unterſchiede.

Das franzöſiſche Drama (wir nehmen das Wort Drama hier natürlich in ſeiner eigentlichen Bedeutung als Schauſpiel im allgemeinen) muß durch die Darſteller als vermittelndes Organ an das Leben geknüpft werden; erſt dadurch gelangt es zur Exiſtenz. Das Drama, ſo wie es aus der Hand des franzöſiſchen Schriftſtellers hervorgeht, iſt noch unvollendet, und es entſpricht ſeinem Begriff erſt, wenn es durch die theatraliſche Darſtellung in die Wirklichkeit geführt iſt. Für den Franzoſen hat das neuere Drama keine Berechtigung in der Leſelitteratur, ebenſo wenig wie unſere Gebirgsbauern den Refrain als ſolchen anerkennen, wenn er nicht in einem Wechſelgeſang erſcheint. Der deutſche Schauſpieldichter dagegen ſchreibt ſein Stück, ohne ſpeziell die Theateraufführung vor Augen zu haben; kann es, in der Form, wie es aus ſeiner Hand hervorgeht, auf der Bühne geſpielt werden, ſo iſt's gut; wenn nicht, ſo kann es geleſen werden, und damit ſieht er die Anſprüche, die man an das Drama ſtellt, gleichermaßen als erfüllt an; denn in Deutſchland ſteht die Berechtigung des Dramas als Leſelitteratur auf gleicher Stufe mit ſeiner Berechtigung als Theaterlitteratur.

Hieraus folgt ganz natürlich, daß der Deutſche, wenn

Digitized by Google

er für die Bühne ſchreibt, ganz andere Rückſichten beobachten zu müſſen glaubt, als wenn er ein dramatiſches Werk ohne dieſe beſondere Abſicht hervorbringt. Dieſer Konflikt aber zwiſchen ſeiner generellen Anſchauung vom Drama und den Forderungen, die er im einzelnen Fall zu erfüllen hat, offenbart ſich darum auch in ſeiner Produktion und ſtört die Einheit, ohne die das Kunſtwerk ein Ding der Unmöglichkeit bleibt. Denn, wenn er die Wirklichkeit zu packen glaubt, malt er die Charaktere und Situationen des Langen und Breiten aus, verfehlt aber eben dadurch ſeinen Zweck, da er die Grenzen des Dramas überſchreitet. Und das deutſche Schauſpiel verhält ſich dann zum franzöſiſchen wie ein tableau vivant zu einem Gemälde: dort treten die Formen in ihrer natürlichen Abrundung und mit ihren natürlichen Farben hervor; hier dagegen kommt es uns nur ſo vor, — aber dies iſt auch das einzig Richtige; denn ins Bereich der Kunſt gehört nicht ſchlecht und recht die Wirklichkeit, ſondern vielmehr die Illuſion.

Damit iſt nun aber keineswegs geſagt, daß das franzöſiſche Drama irgendwelchen Vorzug vor dem deutſchen hat; denn nun kommt es darauf an, inwieweit es die Forderungen, die es ſich ſelbſt geſtellt hat, auch erfüllt. Wohl iſt die unmittelbare Wirklichkeit unberechtigt im Reich der Kunſt; aber das Kunſtwerk, das die Wirklichkeit nicht in ſich trägt, iſt ebenſo unberechtigt, und eben das iſt die ſchwache Seite des franzöſiſchen Dramas. Die Charaktere treten hier ſehr häufig als reine Abſtraktionen auf; denn, um den Kontraſt, das Steckenpferd des franzöſiſchen Dramas, in ſeinem weiteſten Umfang zu ſchaffen, geben die Perſonen ſich entweder als Engel oder als Teufel, ſelten als Menſchen. Befaßt ſich dagegen der Deutſche mit der Wirklichkeit, die ſonſt im allgemeinen nicht gerade ſein Feld iſt, ſo thut er es gehörig, — er malt uns nicht bloß Menſchen, ſondern ſogar triviale Alltagsmenſchen, ſo wie wir ſie

Digitized by Google

immer und überall ſehen und hören; der Charakter des Alltagsmenſchen aber iſt vom künſtleriſchen Standpunkt aus keineswegs trivial; als Reproduktion der Kunſt iſt er ebenſo intereſſant wie jeder andere.

Was das Stück betrifft, um das es ſich hier handelt, ſo iſt es echt deutſch ſowohl in ſeinen Fehlern wie in ſeinen Vorzügen. Es gehört im weſentlichen zu den Situationsſtücken, denn die Situationen ſind es, die ſich entwickeln, nicht die Charaktere, und die Charaktere ſind daher etwas flüchtig gezeichnet, mit Ausnahme des Königs, der in nahezu plaſtiſcher Klarheit hervortritt.

Der Inhalt des Stückes iſt in Kürze folgender: Der Kronprinz Friedrich hat von ſeinem Exil aus ſeinen Freund, den Erbprinzen von Bayreuth, an den preußiſchen Hof geſchickt, um die Verhältniſſe, in denen ſich ſeine Mutter und Schweſter dort befinden, in der Nähe zu unterſuchen. Schon beim Anblick des Porträts dieſer Schweſter, in deſſen Beſitz der Kronprinz iſt, hat der Erbprinz ſich in ſie verliebt, und binnen kurzem erwidert ſie dieſe Liebe. Inzwiſchen hat der Kronprinz von England um ihre Hand angehalten und wird von der intriganten und ehrgeizigen preußiſchen Königin unterſtützt. Dies Heiratsprojekt ſcheitert jedoch, und der engliſche Geſandte, der ein guter Freund des Prinzen von Bayreuth iſt, nimmt ſich nun der Sache des Bayreuthers an; verſchiedene Schwierigkeiten ſtellen ſich zwar in den Weg, doch — ſie werden beſeitigt, und das Ganze endet mit einer Verlobung.

Die Anlage iſt im höchſten Grad einfach und natürlich, zudem auf eine Kombination von lauter hiſtoriſchen Thatſachen gegründet. Friedrich Wilhelm der Erſte tritt uns ganz als der ſtrenge, rauhe Soldat entgegen, den wir alle aus der Geſchichte kennen; aber der Autor hat das Harte und Kantige dieſes Charakters auf hübſche Art zu mildern gewußt, ohne der Wahrheit zu nahe zu

Digitized by Google

treten. Er zeigt ihn uns als einen wahren Vater seines Volks, als einen echten Repräsentanten des treuherzigen altdeutschen Wesens gegenüber der französischen Flitterkultur aus der Zeit Ludwigs XIV., die sich damals überall in Europa geltend machte, ferner als wohlmeinenden Familienvater, der aufrichtig das Wohl der Seinen will, wenngleich die Art seines Vorgehens just nicht die glimpflichste ist.

Ich habe freilich ein paarmal die Bemerkung gehört, daß man in diesem Stück kein anschauliches Bild vom Geist der damaligen Zeit erhalte, weil der preußische Hof eine Abnormität war. Dieser Einwand will jedoch nichts sagen. Jene Abnormität äußerte sich ja gerade als Gegensatz zum Normalen; folglich ist das Normale im allgemeinen negativ vorhanden und so ebenfalls zur Anschauung gebracht. Die Königin bildet einen schneidenden Kontrast zu ihrem Gemahl; Prinzessin Wilhelmine ist eine liebenswürdige junge Dame, aber auch nicht viel mehr; der Prinz von Bayreuth ist der echte Typus eines Kavaliers seiner Zeit, und Sir Hotham von Kopf bis Fuß ein Engländer, der wohl bereit ist, seinem Freund zu helfen, dabei aber keineswegs die „Baumwollinteressen" aus den Augen verliert.

Dem Stück fehlt — zieht man in Betracht, was eben über das deutsche Drama gesagt worden ist — eine gewisse Einheit, wozu auch der häufige Scenenwechsel beiträgt; es hat aber doch manche vorzügliche Einzelheiten, worunter insbesondere die zwei Unterhandlungsscenen mit dem englischen Gesandten angeführt werden können, ferner die Scene im Tabakskollegium, mit Ausnahme der „Leichenrede", die durchaus undramatisch ist, und endlich der ganze fünfte Akt, gegen den ich nur das einzuwenden habe, daß er unnötig weit ausholt, nachdem der Knoten des Stückes gelöst ist.

Als dramatische Mängel des Stückes sind hervorzuheben

Digitized by Google

der Trommelwirbel auf und hinter der Scene, sowie die Anlage der Scene im ersten Akt, wo der König draußen spricht, während die Königin, die Prinzessin und der Erbprinz sehr à propos ihre Köpfe jeder durch seine Thür stecken, um zu horchen, je nachdem das Gespräch jeden von ihnen im besondern angeht; sodann die Scene, worin der Prinzessin der Arrest angekündigt wird, — sie hält eine donnernde Ansprache an die Dragoner, macht aber bei jedem Punkt eine Pause, um anzuhören, wie ihre Kammerfrau ihr nach dem Munde redet, was höchst unnatürlich ist. Ekhofs Auftreten ist wohl an und für sich eine recht hübsche Episode, hätte aber doch besser weggelassen werden sollen, da sie außer Zusammenhang mit dem übrigen steht.

Herrn Jörgensens Darstellung der Hauptrolle ist ganz meisterhaft; und trotzdem er sich immer als außerordentlichen Künstler zeigt, so hat er sich hier doch selbst übertroffen; die Illusion ist vollkommen; nirgends wird man daran erinnert, daß es eine dramatische Reproduktion ist, die man vor Augen hat; denn der alte Soldatenkönig steht leibhaftig vor uns. Madame Rasmussen führt ihre Partie mit der Feinheit durch, die man in derartigen Rollen von dieser Schauspielerin gewöhnt ist. Mademoiselle Klingenberg legt all die Liebenswürdigkeit an den Tag, die ihr die Rolle erlaubt, und ist im ganzen genommen gut. Die übrigen Charaktere des Stückes treten nur andeutungsweise hervor; überhaupt scheint es, als hätte der Autor allzu große Wechsel auf das historische Wissen des Publikums gezogen. Daß das Schauspiel bei der ersten Aufführung verschiedenes zu wünschen übrig ließ, ist ganz natürlich.

Aber nun ein paar Worte über das Verhalten unseres Theaterpublikums dem Stück gegenüber! Wäre es für den Augenblick nicht Modesache gewesen, in Opposition zur Theaterdirektion und zu den „dänischen“ Schauspielern zu stehen,

Digitized by Google

so hätte man hier eine passende Gelegenheit gehabt, der Direktion wie den Schauspielern seine Erkenntlichkeit zu beweisen, ohne seinem ästhetischen Gewissen zu nahe zu treten. Aber nein, — man hütete sich wohl! Das Stück erntete so gut wie gar keinen Beifall, mit Ausnahme der Stellen, wo der Autor etwas ins Burleske gerät, z. B. bei dem Aufmarsch der Dragoner mit Suppenterrine und Wollstrümpfen, und bei des Königs Auftreten ohne Rock und Beinkleider. Und worüber hat unser naives Publikum an dieser Stelle gejubelt? Keineswegs darüber, daß der König von Preußen den Prinzen von Bayreuth in Unterhosen empfing, obwohl diese Situation künstlerisch doch komisch ist, sondern darüber, daß es Herrn Jörgensen in diesem Kostüm auf der Bühne erblickte — das war doch zu amüsant!

Die Direktion hat also mit der Wahl dieses Stückes den Geschmack des Publikums, oder richtiger seine Geschmacklosigkeit, wohl nicht befriedigt; eben darum aber muß man der Direktion doppelt dankbar sein. Und dies Publikum fordert eine nationale Bühne! Wahrlich, wenn diese und die anderen Forderungen des Publikums gegenwärtig befriedigt würden, dann „Gute Nacht, ihr Musen!“

Doch wir behalten uns vor, uns in einem folgenden Artikel über die Aussichten einer nationalen Bühne näher auszusprechen.

Das Theater.

1851.

„Wie war der ‚Wilhelm Tell‘?“ So hörte ich einen Studenten nach Aufführung dieser Oper einen anderen fragen.

„Vorzüglich; die Musik ist ganz ausgezeichnet.“

„Und der Text?“

Digitized by Google

„Na ja, — der Text ist gerade nicht besonders, — aber bei der Oper ist der Text ja auch Nebensache."

Dies Raisonnement ist nicht ungewöhnlich; die meisten Leute werden sich erinnern, es selber gebraucht oder auch es von anderen vernommen zu haben. Zumal die sogenannten Musikkenner äußern sich auf diese Weise; es sind hauptsächlich die Leute, die eine Oper als etwas aus zwei verschiedenen Einzelteilen, Musik und Text, Zusammengesetztes betrachten, und nach ihrer Meinung kann jene sehr wohl ihre Wirkung thun, auch wenn der Text minder geglückt ist. Sogar wirkliche Künstler huldigen dieser Anschauung, und darum hört man nicht selten im Konzertsaal den Vortrag einer ganzen Oper. Nichts ist verkehrter als eine derartige Auffassung von der Bedeutung der Opernmusik, und deshalb möge man mir gestatten, ein wenig bei diesem Gegenstand zu verweilen.

Die Oper ist die dramatische Kunstform, die mittels eines plastisch-musikalischen Mediums die Wirklichkeit in einem Idealbilde reproduziert.

Dies Medium ist also im Grunde seines Wesens eine Komposition zweier Elemente, von denen jedes für sich unzulänglich ist zur Erreichung des hier angestrebten Zieles. Jede Offenbarungsform der Kunst hat ja ihre Begrenzung, über die hinaus sich ihre Macht nicht zu erstrecken vermag. Nun ist die Musik im wesentlichen lyrischer, die Plastik im wesentlichen epischer Natur; die Oper jedoch ist die Einheit beider und kann sich folglich nicht offenbaren durch ein Medium, dem das eine Moment fehlt.

Die Vollkommenheit der Opernmusik liegt also gerade in ihrer Unvollkommenheit, an und für sich den Dichtergedanken des Komponisten ausdrücken zu können, ebenso wie die Vollkommenheit des Textes darin liegt, daß er kein Vollkommenes ist, solange er sich nicht durch die Einheit von Musik und Plastik

Digitized by Google

ausspricht. Es muß also tiefinnerlich eine Harmonie zwischen Musik und Text eintreten. Die Musik ist die Seele der Oper, der Text die konkrete Form, von der sie umschlossen ist, und da wir in der Oper uns auf dem Gebiet des Ideellen befinden, so verlangen wir hier eine vollkommene Übereinstimmung von Inhalt und Form. Da sich in der Oper die Musik als Inhalt charakterisiert (also nicht zugleich als Form), so muß sie begreiflicherweise ihr eigenes Wesen aufgeben, wenn sie mit und durch sich selbst zur Objektivität gelangen will; denn ein Inhalt ohne Form ist ja in Wirklichkeit bloß eine leere Abstraktion. Die Existenz der Opernmusik als solcher hört mithin auf, wenn sie außerhalb der Bühne wiedergegeben wird, weil sie dadurch anfängt, ein für sich bestehendes Ganzes zu bilden.

Wenn deshalb Musikkenner äußern, sie schlössen während der Vorstellung am liebsten die Augen, um im Genuß der Musik nicht gestört zu werden, so ist das entweder Affektation, oder es gründet sich auch auf einer völligen Verkennung der Opernmusik und ihrer Bedeutung. In einem Konzertsaal mag es hingehen, — denn hier ist der Vortrag unwesentlich, die Musik an und für sich ist hier alles; aber so verhält es sich ja nicht in der Oper, wo die Musik als Inhalt erst durch die plastische Form zur Anschauung kommt.

Man wird also verstehen, daß die Ansicht, wonach dem Vortrag in der Oper eine untergeordnete Bedeutung zugeschrieben wird, einen durchaus irrtümlichen Begriff von dem verrät, was eine Oper eigentlich sagen will; jeder Sänger, der kein schauspielerisches Talent hat, ist zum Auftreten in der Oper untauglich; denn nur durch das Dramatische vermag er die Poesie der Musik zum Verständnis und ihren Gedanken zum Ausdruck zu bringen.

Diese zu einem reinen und ungestörten Genuß der Oper unumgänglich notwendigen Bedingungen sind wohl kaum bei einer früheren Gelegenheit auf unserer Bühne so glücklich vereinigt gewesen wie bei der Aufführung der „Norma“. Diese herrliche

Digitized by Google

Muſiktragödie, wie Oehlenſchläger naiv das Stück benannt hat, obgleich es keine Tragödie iſt, iſt hinreichend bekannt, und ich werde ſie deshalb nicht weiter beſprechen, um ſo weniger, als das „Morgenblatt“ ihren weſentlichſten Inhalt angegeben hat. Madame Dahl führte ihre Partie mit Wärme und Innerlichkeit durch, und die Einwände, die man gegen ihr Spiel früher öfters erhoben hat, erſcheinen diesmal durchaus hinfällig. Ebenſo gut war Mademoiſelle Hanſen; ihre Mimik iſt plaſtiſch ſchön, und die tiefe Empfindung, die ſie in ihr Spiel zu legen weiß, iſt von wahrhaft ergreifender Wirkung. Beide ernteten auch ſtürmiſchen und wohlverdienten Beifall, der wohl auch dem Regiſſeur, Herrn Sperati, gebührt hätte; denn es leuchtet doch ein, daß es ohne Eifer und Anſtrengung ſeinerſeits ein Ding der Unmöglichkeit wäre, mit den geringen Mitteln unſerer Bühne ſo erſtaunliche Reſultate zu erzielen. Ein trauriges Zeugnis dafür, wie tief das muſikaliſche Verſtändnis hier in Chriſtiania noch ſteht, iſt übrigens die Thatſache, daß „Norma“ weder bei der erſten noch bei der zweiten Aufführung ein volles Haus machen konnte, wie es denn auch zu beklagen iſt, daß die Theaterdirektion auch diesmal nicht die Genugthuung haben wird, ihre Beſtrebungen nach Gebühr gewürdigt zu ſehen, und wir wollen nur wünſchen, daß dieſe Lauheit des Publikums nicht allzu ſchädigend auf die ökonomiſchen Verhältniſſe des Theaters einwirken möge.

„Norma oder die Liebe eines Politikers“. Muſiktragödie in drei Akten.

Vorrede.

1851.

Neulich war ich auf der Tribüne des Storthing; die Sache, die zur Debatte ſtand, war von der Art wie die meiſten, und

Digitized by Google

ich kann mich deshalb nicht mehr entſinnen, um was es ſich gehandelt hat. Da zufälligerweiſe Schydtz ſprach, ich alſo nichts hatte, worauf ich meine Aufmerkſamkeit hätte richten können, gab ich der Phantaſie freien Spielraum und überließ mich jenem behaglichen Schwanken und Schweben zwiſchen Wirklichkeit und Unwirklichkeit, dem wir uns ſo gern in müßigen Stunden hingeben, wenn entweder die Seele ſich ermüdet fühlt, oder die uns umgebende Außenwelt das ihrige dazu thut, um uns einzuſchläfern. Ich dachte ſo bei mir: in dieſen einhundertundſechs Köpfen, teils mit, teils ohne Perücken, ſteckt die Quinteſſenz all der Fürtrefflichkeit, all der geiſtigen Begabung, die das alte Norwegen aufzuweiſen hat vom Nordkap bis Lindesnäs, von Svineſund bis Stavanger (das ja Natvig vertritt). Hier iſt die Genialität, die Beredſamkeit, der Patriotismus, die Liberalität aufgehäuft in kompakten Maſſen. Und auch die ſeltenſten Erſcheinungsformen all dieſer fürtrefflichen Eigenſchaften haben ihre Repräſentanten; ſo wird z. B. eine gewiſſe Nuance der Genialität durch Skjerkholdt, eine dito der Beredſamkeit durch Parneman repräſentiert und ſo weiter, und ſo weiter. Die lyriſche Begabung findet natürlicherweiſe ihren Ausdruck durch Natvig, der ſo gewiſſermaßen das Bindeglied zwiſchen Poeſie und Politik bildet.

In dieſer Richtung ſetzte ich meine Betrachtungen etliche Stunden fort, bis Schydtz fertig war und dadurch mein ungeſtörter Gedankenflug eine Unterbrechung erlitt.

Abends ſah ich „Norma“, und plötzlich ging mir ein Licht auf: „das Storthing iſt eine dramatiſch veranlagte Korporation!“ Ich will nicht verſuchen, mir ſelbſt oder dem Leſer Rechenſchaft zu geben über die Reihe von Schlüſſen, die mich zu dieſem Reſultat führten; denn wer ſollte nicht die Macht der Töne kennen, wer ſollte nicht wiſſen, daß es der Muſik gegeben iſt, des Gedankenfadens gordiſche Knoten mit dem Alexanderſchwert

Digitized by Google

zu durchhauen, mit Blitzesschnelle uns vorwärts zu treiben auf der logischen Spiralwanderung und uns auf einen Punkt zu bringen, dessen wir uns am wenigsten versehen hatten? Aber je schärfer ich die Sache ins Auge faßte, desto klarer und einleuchtender wurde sie mir. Holmboe ist im Schauspiel der père noble, Motzfeldt, Lange und Harris sind der alte, grämliche Onkel, der das Gefühl für die Poesie des Lebens verloren hat, den in der Reserve zu haben aber doch gut ist, wie feindlich auch seine prosaische Weltweisheit sich gegen die phantastischen Pläne und Luftschlösser der jungen Liebenden geberdet. Die Opposition im allgemeinen ist die Kokette, der jeder junge Windhund gern die Cour schneidet, die zur Frau zu nehmen er aber am Ende doch gewöhnlich Bedenken trägt (zumal ihre Rivalin ihm meist eine erklecklichere Mitgift einbringt). Stabell ist natürlich der Held des Intriguenstückes; er ist einer jener echt dramatischen Charaktere, bei denen sich, wie Heiberg sagt, „mehr erraten als schauen läßt, und die hernach am Schluß des Stückes da stehen, wo man, nach dem Anfang zu urteilen, es am mindesten erwartet hätte".

Diese Betrachtungen waren es, die mich veranlaßt haben, die Oper „Norma oder die Liebe eines Politikers" zu entwerfen, deren Text weiter unten abgedruckt wird, und deren Aufführung bei irgend einer festlichen Gelegenheit ich dem Thing anheimstelle. Für die Musik muß es selbst Sorge tragen, und da es ja über Virtuosen auf allen denkbaren Instrumenten, von der Trompete bis zur Trommel und Posaune, verfügt, so wird dies hoffentlich nicht schwer halten. Ich weiß nun freilich, daß das Thing „bis auf weiteres" alle Hände voll zu thun hat, aber es wäre ja doch nicht unmöglich, daß Seine Majestät gefährliche Folgen von diesen außerordentlichen Anstrengungen befürchtete, zumal in den Hundstagen, und falls somit dem Thing eines schönen Tages „bis auf weiteres" Ferien be-

Digitized by Google

willigt werden ſollten, ſo wäre es nicht übel, ein Amüſement zu haben, womit man ſich nützlich und angenehm die Zeit vertreibt.

Der Waldfrau Heim („Huldrens Hjem").
Originalſchauſpiel in drei Akten mit Geſängen und Chor.
1851.

„Der Waldfrau Heim"! — Unleugbar liegt in dieſem Titel etwas recht eigentlich Heimatliches, Anſprechendes, das aller Wahrſcheinlichkeit nach dem Stück einen dauernden Platz auf dem Repertoire und in der Gunſt des Theaterpublikums ſichern müßte; aber — der Autor denkt und das Publikum lenkt, — ſo ſagt ſchon ein altes Sprichwort; und ſo ging es denn auch diesmal.

Wenn ſich der Vorhang hebt, befinden wir uns in einer herrlichen Gebirgslandſchaft; den Hintergrund bilden die Hardangerfjelde, vor ihnen erblickt man die niedrigeren Oeſtlandhügel und im Vordergrund ein ſauberes, zweiſtöckiges Bauernhaus, das durch das ganze Stück hindurch „die Hütte" genannt wird. Dieſe zweiſtöckige, rotbemalte und überbedachte Hütte gehört Guttorm, dem Herrn von Söndre-Li; wir ſehen ihn in ſeeländiſcher Bauerntracht, im Geſpräch mit dem Nachbar, Arve von Nordre-Li, auf der Bank ſitzen.

„Ja, ja," ſagt Arve, „mein Sohn ſoll ſich jetzt ein Mädel ſuchen," und das iſt ja auch ganz in der Ordnung; denn welcher Vater zweifelte daran, daß ſein Sohn jedes Mädchen, welches es auch ſei, kriegen könnte. Guttorm hat auch gar nichts dagegen einzuwenden; — nun aber kommt die verwünſchte Klauſel: „Dann kündige ich Dir das Geld, das ich auf Deinem Hof ſtehen habe, Guttorm! Und dann biſt Du an den Bettelſtab gebracht; alſo — Du giebſt entweder Deine Tochter Aſtrid

Digitized by Google

meinem Sohn Halvor, oder Du mußt von Haus und Hof.“ Hier könnte man die Frage ſtellen, ob es zu Arves Charakter ſtimmt, daß er ſeinen Sohn mit einem Mädchen verheiraten will, deſſen Vater mit Haut und Haar in ſeiner Macht iſt? Ich fürchte, wenn der Autor ſeinen Arve für ſich ſelbſt hätte ſorgen laſſen, ſo hätte der das Geld genommen und ſich hernach anderweitig nach einer Schwiegertochter umgeſehen, die eine erkleckliche Mitgift einbrächte. Aber dann hätte er ja nichts mit „der Waldfrau Heim“ zu ſchaffen gehabt, — alſo das ging nicht an!

Guttorm iſt, wie wir ſehen, bös in der Klemme; es iſt begreiflicherweiſe eine ſchlimme Geſchichte, von Haus und Hof weg zu müſſen, und da es keine andere Rettung giebt, ſo willigt er ſchließlich in die Heirat ein. Jetzt aber kommt Helge, Guttorms Frau, dazu. Sie iſt ein derbes Weibsbild, das weiß, wo Barthel den Moſt holt; ſie will um keinen Preis etwas von der geplanten Verſchwägerung wiſſen, und Arve entfernt ſich, um die Eheleute zu einer Verſtändigung kommen zu laſſen. In dem nun folgenden Geſpräch wird man darüber aufgeklärt, daß Guttorms Pflegeſohn, der Schullehrer, Liebe hegt für Aſtrid, und daß deſſen Vater vor zehn Jahren auf der Pfarralm ermordet worden iſt, einer entlegenen Stätte, die ſeit jener Zeit niemand zu betreten gewagt hat, und die „der Waldfrau Heim“ benannt wird, weil ab und zu die Waldfrau ſich da oben blicken laſſen ſoll. Jetzt treten Aſtrid und Sigrid auf; Sigrid iſt ein kleiner Schalk (ſie iſt daß Modell zur Sennerin in Riis' Idyll); darauf findet Arve ſich ein, begleitet von Halvor, der von einer Reiſe nach der Stadt zurückkehrt. Er iſt betrunken und bringt ſofort ſeine Werbung um Aſtrid an; aber Sigrid, die ſich inzwiſchen an ein Fenſter im oberſten Stockwerk der „Hütte“ geſtellt hat, antwortet ihm mit einem Spottlied, worauf ſich Vater und Sohn zornig und rachedrohend entfernen.

Digitized by Google

Nun tritt der Schullehrer auf; er hält um Aſtrids Hand an, aber Guttorm, durch Arves Drohungen eingeſchüchtert, giebt ihm einen Korb. Der Schulmeiſter, der verliebt iſt, erklärt, keine Macht der Erde werde ihn von der Geliebten trennen, und Aſtrid, die nicht weniger verliebt iſt, äußert ſich natürlich ebenſo. Jetzt bricht das Unwetter los; der Alte verflucht beide und verbietet ihnen, ihm jemals wieder vor die Augen zu treten, — dann geht er zu Bett (es iſt nämlich ſpät am Abend).

Für den Schulmeiſter und Aſtrid iſt hier natürlich des Bleibens nicht länger; er muß ſich alſo nach einem andern Ort umſchauen, wo er ſie im ABC der Liebe unterweiſen kann, und man ſieht, wie ſie beide das Gebirge im Hintergrund hinanſteigen, während der Vorhang fällt, und damit der erſte Akt zu Ende iſt.

Im zweiten Akt erblicken wir dieſelbe Scenerie; wir müſſen uns nun denken, daß vier Wochen verſtrichen ſind, ſeitdem der Vorhang gefallen iſt. Guttorm, den wir zuletzt in recht ſchlechter Laune verlaſſen haben, ſitzt nun ganz gemütlich im Kreis ſeiner Familie und der Nachbarn auf dem Hof: denn es iſt heut juſt Johannisabend. Die Sennerinnen, die wir im erſten Akt zu Berg ziehen ſahen, ſind nun auf einmal zurückgekommen, obſchon, wie geſagt, erſt Mittſommer iſt; na ja, Sennerinnen ſind doch auch viel zu poetiſche Weſen, als daß ein Autor ſich nicht verſucht fühlen ſollte, ſich ihrer mit poetiſcher Licenz zu bedienen. Nunmehr ordnen ſich die Gruppen, und ein nationales Ballett (auch „Springtanz“ genannt) wird zum beſten gegeben: darauf folgt ein nationaler Liederwettſtreit, und nachdem der Abend auf dieſe Art herrlich und in Freuden vergangen iſt, bricht man auf, und jeder geht nach Hauſe.

Von den Bergen im fernen Hintergrund herab ſteigt jetzt der Schulmeiſter als Führer eines jungen Studenten, der auf einer Fußtour in den Bergen begriffen iſt, und dem der Schul-

lehrer jetzt Guttorms Hütte als Nachtherberge empfehlen wird. Der Schulmeister ist, wie wir wissen, aus dem Haus seiner Pflegeeltern gejagt und darf seinem Pflegevater um alles in der Welt nicht vor die Augen treten; nichtsdestoweniger setzt er sich ganz ungeniert auf eine Bank vor der Hütte und schwatzt mit dem Studenten, der das Publikum darauf aufmerksam macht, daß sein Führer nicht wie andere Schulmeister ist, daß man sich darüber aber nicht den Kopf zerbrechen soll: denn daß es Schulmeister giebt, wie diesen, davon kann man sich ja nun selbst überzeugen. Der Schulmeister giebt darauf seine Geschichte zum besten und spricht die Vermutung aus, daß Arve und Halvor die Mörder seines Vaters sind. Diese Mitteilung greift der Student begierig auf; er ist Jurist und hat große Lust, hier sein Probestück zu liefern. Nachdem diese Sache besprochen ist, entfernt sich der Schulmeister, und der Student spaziert an dem köstlichen Abend noch eine Weile auf und ab, um die erfrischende Luft einzuatmen, die von den Bergen der hinteren Coulissenwand ihm entgegenweht.

Da tritt Sigrid aus der Scheunenthür, einen Wassereimer in der Hand. Drinnen sind die Mädchen, wie es am Johannisabend der Brauch ist, dreimal rückwärts um das große Wasserfaß herumgegangen und dann ins Wasser hineingestiegen, um ihren künftigen Schatz zu schauen. Klein Sigrid hat natürlich ebenfalls Lust, das Experiment zu machen; aber in der Scheune drin? — nein, pfui! da ist's zu dunkel; draußen muß es geschehen. Ohne den Studenten zu bemerken, setzt sie ihren Eimer unter einen Baum, hinter den sich der Student gestellt hat, und beginnt ihre schicksalsschwere Wanderung; — soll sie's wagen, in den Eimer zu blicken, oder nicht, — ja, ein herzhafter Ruck, und was sieht sie? Ein lächelndes Antlitz nickt ihr vom Grunde entgegen. Welche Überraschung! Gleich darauf tritt der Student vor, und nun ist die Überraschung noch größer.

Digitized by Google

Sigrid denkt natürlich erſt an Hexerei, aber ein kräftiger Kuß überzeugt ſie bald davon, daß ſie's mit einem Menſchen von Fleiſch und Blut zu thun hat. — Alles iſt in beſter Ordnung zwiſchen den beiden, — aber da tritt Halvor auf, und gleich entſteht zwiſchen ihm und dem Studenten ein Zank. Der Student bringt die Rede auf den Vater des Schulmeiſters und wird mehr und mehr in den Verdacht beſtärkt, daß Halvor der Mörder iſt, was er ihm auch ſchließlich ins Geſicht hinein ſagt. Racheſchnaubend entfernt Halvor ſich, und der Student begleitet Sigrid in die Hütte. Jetzt folgt eine Scene zwiſchen dem Schullehrer und Helge, in der man darüber aufgeklärt wird, daß Aſtrid, die das ganze Dorf für tot hält, ſich an einem verſteckten Ort aufhält, von wo ſie nicht zurückzukehren wagt, ehe Guttorms harter Sinn erweicht iſt. Dafür iſt jedoch keine Ausſicht vorhanden, — Guttorm raſt noch ebenſo wild wie vorher und ſchreibt alle ſeine Widerwärtigkeiten den Kobolden und unterirdiſchen Geiſtern zu. Helge erachtet es deshalb für nötig, ihn auf die härteſte Probe zu ſtellen, indem ſie ſelbſt ihn verläßt und ſich nach dem Verſteck der Tochter begiebt. Das geſchieht denn auch; ſie und der Schulmeiſter ſteigen die Berge im Hintergrund hinan, und damit iſt der zweite Akt zu Ende.

Der dritte Akt ſetzt mit einem furchtbaren Spektakel ein. Die Bauern und Bauerndirnen haben ſich mit Trommeln, Schellen, Hörnern und allerhand geräuſchvollen Inſtrumenten verſammelt, um nach altem Brauch Helge und Aſtrid aus den Klauen der Kobolde zu befreien: denn auf dieſe iſt nach Helges Verſchwinden der Verdacht gefallen, — und nun ſetzt ſich der Zug nach der Pfarralm in Bewegung. Arve und Halvor ſind dann heimliche Zeugen eines Geſprächs zwiſchen dem Studenten und dem Schulmeiſter; jener ſagt, er ſei ſich jetzt wegen des Mordes klar und er werde, ſobald er den Ort der That unterſucht habe, zur Verfolgung der Mörder ſchreiten. Die Mörder haben

Digitized by Google

alſo keine Zeit zu verlieren; es gilt, da oben zuerſt an Ort und Stelle zu ſein, und dann, meint Halvor, werde ſeine gute Büchſe das übrige beſorgen. Arve macht Einwände, doch vergebens: er muß nachgeben, und beide eilen von dannen.

Jetzt tritt Guttorm auf, der durch Helges Verſchwinden tief erſchüttert iſt; der Pfarrer, der ihn begleitet, wirft ihm in ſtrengen Worten ſein Verhalten gegen Aſtrid vor, — und da zeigt es ſich, daß ſie nicht Guttorms Tochter, vielmehr, wie in den deutſchen Romanen, ihm von einem alten Jäger gebracht worden iſt, der mit dem Kind zugleich eine erkleckliche Summe Geldes zurückließ und dann ſeiner Wege zog, ohne daß jemand erfahren hätte, von wannen er kam oder wohin er ging. Der Pfarrer erklärt Aſtrid für ſeine Nichte und fordert ſie von Guttorm zurück; Guttorm iſt wie vom Blitz getroffen; der Pfarrer aber gebietet ihm, ſich zu fügen. Alles ſoll noch gut werden.

Die Scene verwandelt ſich darauf in die Pfarralm, einen öden Platz zwiſchen Klippen und Wäldern. Im Hintergrund ſehen wir eine Hütte (doch nur mit einem Stockwerk und ohne Holztäfelung). Arve und Halvor treten auf; Arve mit der Flinte bewaffnet. Von der entgegengeſetzten Seite nähern ſich der Schulmeiſter und der Student. Halvor iſt raſend; er will ſie beide niederſchießen, doch Arve tritt vor, um es zu verhindern. Im ſelben Augenblick öffnet ſich die Thür der Hütte im Hinter-grund, und eine herrliche Frauengeſtalt mit der Brautkrone auf dem Haupt zeigt ſich, worauf die Thür ſich wieder ſchließt.

„Die Waldfrau!“ ruft Halvor entſetzt. Die Flinte geht los, und Arve ſtürzt, vom Schuß des Sohnes getroffen, zu Boden.

Nun entſteht Verwirrung und Lärm; Halvor, der ſeinen Vater an derſelben Stelle umgebracht hat, wo dieſer ihn einſt zwang, an der erſten Unthat teilzunehmen, ſieht hierin den Rächerarm des Schickſals und ſtürzt ſich in den Gebirgsbach, der nicht weit davon über die Klippen dahinbrauſt.

Digitized by Google

Der Pfarrer und Guttorm kommen jetzt auch hinzu. Herr Hagen wird von den Statisten hinausgetragen, und wieder öffnet sich die Thür zu der Waldfrau rätselhaftem Heim. Astrid steht da, im Brautgewand, und an ihrer Seite Helge. Allgemeine Freude und Überraschung. Der glückliche Guttorm hat nun natürlich nichts mehr gegen die Verbindung des Schulmeisters und Astrids einzuwenden (was auch nichts nützen würde, da der Pfarrer sie bereits heimlich getraut hat). Der Student erklärt, er wolle sich hier oben im Dorfe häuslich niederlassen; und darüber ist Sigrid unendlich froh, obgleich sie selber nicht weiß, warum. Darauf wandelt den Studenten plötzlich die Lust an, ein Hoch auszubringen; man schafft also für ihn ein Glas herbei, und er stimmt das Lied an:

„Norwegen, der Helden Heimatland!"

Bald fällt die ganze Versammlung ein, und unter dreifachem Hurra senkt sich der Vorhang.

Das ist in der Hauptsache der Inhalt des nationalen Schauspiels „Der Waldfrau Heim". Man braucht der Sache nicht tiefer auf den Grund zu gehen, um zu bemerken, daß das Nationale nur ein Mäntelchen ist, das dem Stücke umgehängt wird und sein innerstes Wesen weiter nicht berührt. Zu diesem nationalen Flitterstaat muß man den Liederwettstreit, den Springtanz, die Schimpfworte und die mundartlichen Ausdrücke rechnen, die den Urteilslosen wohl blenden können, die sich aber vor der kritischen Untersuchung in ihrer ganzen Hohlheit und Gehaltlosigkeit enthüllen. Denn was ist's, das diese Schale in sich schließt? Ein Gegenstand, der nichts weniger als national ist. Oder hat es vielleicht etwas mit unserem Volksleben zu thun, daß alte Jäger auf den Bauernhöfen umherziehen und kleine Mädchen aussetzen, die dann nach einigen achtzehn Jahren vom

Digitized by Google

rechtmäßigen Eigentümer*) zurückverlangt werden? Ebenso wenig national ist die heimliche Trauung samt den Experimenten, die der Pastor macht, um Guttorms Glauben und Christentum zu prüfen und zu stärken.

Unser nationales Drama ist also jetzt noch ebenso weit im Rückstand wie vor der Aufführung von „Der Waldfrau Heim". Und daran wird sich auch nichts ändern, solange die Schriftsteller es nicht verstehen, die Forderungen der Wirklichkeit und der Kunst von einander zu unterscheiden, solange sie nicht Geschmack genug haben, die rauhen Kanten der Wirklichkeit abzuschleifen, ehe sie die Wirklichkeit, zu dichterischer Reproduktion, in den Rahmen der Kunst fassen. Und dann werden sie auch begreifen, daß das Nationale in der Kunst nicht durch kleinliches Kopieren von Scenen des Alltagslebens gefördert wird; sie werden einsehen, daß der ein nationaler Schriftsteller ist, der es versteht, seinem Werk jenen Grundton mitzuteilen, der uns von Berg und Thal, von Hang und Strand, vor allem aber aus unserem eigenen Innern entgegenklingt.

Die Hutmacherfehde auf Ringerike.

1851.

Erstes Kapitel.

Von dem Punschgelage der Redaktion und dem Ausbruch des Krieges.

Am Samstag Abend der vorigen Woche saß die Redaktion in guter Ruh auf ihrem Zimmer und dachte an Frieden und

*) Man verzeihe das Wort „Eigentümer", denn der Pfarrer sagt ja, Astrid sei die Tochter seines Bruders, — aber bei allem Respekt vor dem würdigen Geistlichen muß ich gestehen, daß ich ihn stark im Verdacht habe, in seinen jungen Jahren ein großer Strick gewesen zu sein, — und daß das kleine Mädchen ihm näher verwandt ist, als er offen eingestehen will!

Digitized by Google

keinerlei Gefahr. Die Rechnung vom vorigen Quartal war geregelt, und nachdem man darüber abgestimmt, wurde mit allen Stimmen gegen eine beschlossen, den Überschuß nach altem Brauch in Punsch anzulegen. Die eine Stimme, die dem Antrag opponiert hatte, war das staatsökonomische Mitglied, das hierauf ums Wort bat, um seine Abstimmung zu motivieren: es äußerte sich folgendermaßen:

„Herr Präsident! Eine traurige Thatsache wird durch die Abrechnung über das letzte Quartal an den Tag gebracht. Es zeigt sich nämlich, daß die Einnahme sich rund auf einen Thaler beläuft, der nun in Punsch angelegt werden soll; im vorletzten Quartal betrug der Überschuß einen halben Thaler, der auch auf einen ähnlichen Zweck verwandt wurde. Es ist also klar, daß das Blatt zurückgegangen ist; denn wenn ein Individuum in einem Jahr 300 und im folgenden 600 Thaler verbraucht, so leuchtet es doch ein, daß es um den Etat bei Ablauf des zweiten Jahres mißlicher bestellt ist, als bei Ablauf des ersten Jahres. Ebenso verhält es sich auch mit den Nationen und den Zeitungen: unser Verbrauch hat sich gesteigert, ergo ist unsere Lage mißlicher geworden!“

Diese Rede war mit vielen Citaten aus Welckers und Rottecks staatsökonomischen Werken, aus der Petition wegen Errichtung einer Staatsbank und anderen authentischen Schriften gespickt; sie brachte deshalb eine merklich gedrückte Stimmung bei der Redaktion hervor, die bis zu diesem Augenblick in dem angenehmen Wahn gelebt hatte, daß die Lage des Blattes sich verbessert habe, da die Zahl der Abonnenten gestiegen war.

Mittlerweile wurde der Punsch aufgetragen, und so bekam die Redaktion ihre gute Laune wieder. Der Präsident brachte die officiellen Toaste auf die Regierung, das Storthing, die Polizei und die Abonnenten aus; hierauf wurde auch im einzelnen aller der Abgeordneten gedacht, die durch ihr Wirken für

Digitized by Google

das Wohl des Landes dem Blatt den reichſten Stoff geliefert hatten, — um jedoch ihre Beſcheidenheit nicht zu verletzen, werden wir es uns verſagen, ſie beſonders hervorzuheben.

Aber alles in der Welt nimmt ein Ende, ſogar S.s Vortrag, und das machte ſich auch der Redaktion fühlbar; gerade als die Bowle auf die Neige ging und die geſunde Vernunft Gutenacht geſagt hatte (was ſich daraus ſchließen läßt, daß ein Mitglied einen Toaſt auf das „Morgenblatt“ vorſchlug), lief eine Depeſche von unſerem Korreſpondenten auf Ringerike ein, deren Inhalt ſo lautete:

„An die Redaktion.

Der Aufruhr iſt ausgebrochen! Der Hutmacher und Volksgeneral Halſten Knudſen hatte ſich an die Spitze des 43 Mann (wobei die Weiber und Kinder nicht mitgerechnet ſind) ſtarken Inſurgentenheeres geſetzt und eine feſte Stellung in Madam Glatveds Hofraum am Hönefos eingenommen. Die regierungsfreundliche Partei, die nur über eine geringe Macht unter Anführung des Hardesvogts Meinick verfügte, hat eine Abteilung beſtehend aus einem Befehlshaber (dem Schultheiß) und zwei Gemeinen abgeordnet. Ungeachtet der großen feindlichen Übermacht iſt es dieſer Heeresabteilung doch geglückt, ſich des feindlichen Generals zu bemächtigen, der unverzüglich nach dem Hauptquartier gebracht wurde. Dort hielt der General eine Anſprache an das Volk, woran er jedoch gehindert wurde, und die obrigkeitliche Armee zog ſich in beſter Ordnung zurück, wobei ſie den Gefangenen mit ſich nahm. Aber die Inſurgenten rückten nach und beunruhigten den Feind durch ein lebhaftes Feuer von allerhand leichteren Geſchützen, wie Hurrarufen, Geſchrei, Schimpfworten u. ſ. w. Die Scharmützel waren zwar nicht blutig; indeſſen glückte es den Aufrührern, ihren General zu befreien. In der Hitze des Gefechts geriet er wieder in Gefangenſchaft, und er wurde auf der Hönefosbrücke, wo der

Digitized by Google

Kampf am heftigſten tobte, abermals befreit, trotzdem der Schultheiß mit ſeiner ganzen Körperkraft ihn feſthielt.

So ſtehen die Dinge für den Augenblick. Große Heermaſſen ſollen ſich jenſeits des Gebirgs gezeigt haben. Gott ſei uns gnädig!

Ergebenſt

. . . . . ."

Da ſtand nun die Redaktion gerade ſo „frappiert", wie Thorvald Olſen, als er jenes berühmte Polizeiſchreiben empfing: denn „Andhrimner" zählt eine anſehnliche Menge Abonnenten auf Ringerike, und wenn davon einer ſich unter den Inſurgenten befinden ſollte, ſo könnte doch die „Würde" des Blattes als beleidigt angeſehen werden (ganz zu ſchweigen von dem Kontingent, hinter dem wir dann herpfeifen könnten).

Nachdem das ökonomiſche Mitglied ins Bett befördert worden war, begaben ſich die übrigen Mitglieder der Redaktion in die Stadt, um genauere Nachrichten vom Kriegsſchauplatz einzuziehen.

Zweites Kapitel.

Handelt von dem, was die Redaktion auf ihrer Wanderung durch die Stadt wahrnahm.

Da ſah es düſter und drohend aus; düſterer Himmel, düſtere Gaſſen und düſtere Geſichter, ja ſelbſt die Häuſer ſchienen einen blutigen Tag zu verheißen, ſo blutig wie der 24. Februar hätte ſein können, wenn damals nur was draus geworden wäre. Es war klar, daß das Gerücht vom Ausbruch des Krieges ſchon bekannt war; die Arbeiter ſtanden in großen Haufen politiſierend und diskutierend umher, während ſie mit verſtohlenen Blicken nach den Vorübergehenden hinſchielten und ganz beſonders laut ſprachen immer dann, wenn jemand vorbeiging. Sie betrachteten ſich als die Helden des Tages, auf die aller Augen gerichtet waren;

Digitized by Google

denn ſo was kitzelt natürlich die Eitelkeit und iſt ja eine allgemeine menſchliche Schwäche (was Schweigaard hübſch hätte bedenken ſollen: dann wäre er mit Olſen und Sverdrup und „Fraktion“ glimpflicher verfahren, anläßlich des Würdewiederherſtellungsantrags; ſitzt doch Schweigaard wahrlich ſelber im Glashaus). Beſonders vor den verdächtigen Häuſern, die gewöhnlich Schnapskneipen genannt werden, war der Auflauf am größten, doch ſah man auch ſonſt überall auf der Straße Abteilungen von ein, zwei, ja bis zu fünf und ſechs Mann, die natürlich alle „Böſes im Schilde führten“.

Die Fraktioniſten kannte man an dieſem Abend ganz beſonders heraus; wir bemerkten einige von ihnen, die ſtets ſorgfältig ſich nach der anderen Seite der Straße drückten, wenn ſie auf ihrem Weg einmal auf eine Arbeiterabteilung ſtießen, — das war ja auch ganz natürlich: denn was hatten ſie auch mit den Arbeitern zu ſchaffen? Die „ehrbaren Ohren“, denen das „Morgenblatt“ nach der Verhaftung der Arbeiterführer den Rat gegeben hatte, ſich derartigen Gelegenheiten fern zu halten, ſcheinen ſich zum großen Teil dieſen Rat ad notam genommen zu haben, wie ja auch zu erwarten war; denn das „Morgenblatt“ hat ja bekanntlich ſeine Force darin, ehrbare Ohren zu ängſtigen.

Endlich brach das Militär auf; unter den Truppen herrſchte der beſte Geiſt; die barſchen, borſtigen Krieger ſtrichen ihre Knebelbärte, die ſie ſich ſpeciell für dieſe Gelegenheit zugelegt hatten, und die Pferde wieherten vor Kampfluſt. Auch das war etwas, was man hatte erwarten können; ſeit dem Feldzug in Schonen haben ſich ja unſere Krieger keine Lorbeeren von ſonderlicher Bedeutung erſtritten; denn am 24. Februar kamen ſie, der Umſtände halber, bekanntlich nicht ins Feuer, und die Verdienſte, die Einzelne ſich in der Zwiſchenzeit beim Depot u. ſ. w. verſchafft haben, können eigentlich nicht der Armee gutgeſchrieben werden.

Digitized by Google

Wir haben allerdings aus dem Munde einiger Krakehler und Ignoranten gehört, man mache aus einer Maus einen Elefanten, wenn man bei einer Gelegenheit wie hier mit einer so großen Macht verschiedener Waffengattungen ins Feld rücke; aber jeder wird natürlich über ein solches Raisonnement nur lachen, der weiß, was es heißt, Krieg zu führen auf einem so coupierten Terrain wie Ringerike, wo hinter jedem Busch ein Feind liegen kann; man weiß ja überdies, wie es den Schützen im Gudbrandsdal erging:

„Keiner, keiner fand zurück,
Keiner konnt' es daheim verkünden,
Welche Fährnis des Fremdlings harrt
In den nordischen Felsengründen!"

Jedenfalls ist es das beste, sich in acht zu nehmen. Vorsicht ist eine große Tugend, und sie fehlte Gottlob auch diesmal nicht!

Drittes Kapitel.

Vom Fortgang des Feldzugs, nachdem die Ordnungspartei Entsatz bekommen hatte.

Die Berichte, die wir im ersten Kapitel veröffentlicht haben, behandelten die Thaten der beiderseitigen Heere am ersten Tag des Feldzugs; wir werden nun die von unserem Korrespondenten eingelaufenen Bulletins wiedergeben, die als durchaus authentisch angesehen werden müssen, da er die ganze Zeit über (natürlich außer Schußweite) Augenzeuge der Kriegsoperationen gewesen ist; wir fügen außerdem das hinzu, was wir zu einer richtigen Auffassung der Dinge als nötig erachten.

Hoch auf einer Halde, die den Weg nach dem Hönefos beherrscht, liegt eine Burg (oder ein Haus, wie man es nun nennen will), die stark an die berüchtigten Ritterburgen erinnert, insbesondere wenn es dunkel ist, so daß man die Details nicht

Digitized by Google

ſo gut unterſcheiden kann. Hier ſoll der Inſurgentengeneral längere Zeit gehauſt haben; wie jene Raubritter des Mittelalters ſaß er dort, wenn es das Wetter einigermaßen erlaubte, auf der hohen Staffel ſeines Hauſes, und wenn der unglückliche, argloſe Reiſende vorüberzog, ſchoß er wie ein Falke auf ſeine Beute herab und plünderte ihn aus bis aufs Hemd (NB. ſofern es honnette und gutgekleidete Reiſende waren; arme Leute ließ er unbehelligt paſſieren). Dies iſt jedoch nicht ſo zu verſtehen, als ob er, nach dem Beiſpiel ſeiner barbariſchen Vorgänger, ſich ſeiner Beute unverzüglich bemächtigt und den Ausgeplünderten in puris naturalibus auf der Landſtraße hätte ſtehen laſſen; er erklärte zwar die Effekten für gute Priſe, geſtattete aber den Betreffenden die Benutzung dieſer Effekten, bis die Arbeiter ſeine Funktionen als Inhaber der zwei Staatsautoritäten übernommen hätten, — ein Termin, an dem die Anleiheempfänger ſich vermutlich am Hönefos einzufinden hatten, um Rede und Antwort zu ſtehen.

Hierhin zog der Inſurgentenführer ſich nach der Schlacht auf der Hönefosbrücke zurück; mittlerweile hatte man einen Landſturm aufgeboten, und mit ihm und der Polizei zuſammen ſtürmte man die Burg; doch war Herr Knudſen nirgends zu finden, und es ſtellte ſich ſpäter heraus, daß er ſich vorſichtigerweiſe über das Gebirge ins Aathal zurückgezogen hatte.

Bulletin.

Ringerike, den 23. Juli, 12 Uhr mittags.

„Die Waffen haben heut geruht. Die Inſurgenten laſſen ſich nicht blicken, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie einen Überfall planen. Die Unſeren halten ſich bereit, ſie zu empfangen. Unter den Truppen herrſcht der beſte Geiſt.“

8 Uhr.

„Schwere Kolonnen ſind vom Aathal her im Anmarſch, doch iſt es noch nicht zu Feindſeligkeiten gekommen!“

Digitized by Google

8½ Uhr.

„Unter Anführung des Herrn J. Semmen, Hauptmanns von Hunderten, ziehen die Insurgenten aus dem Aathal in diesem Augenblick in Hönefos ein."

An diesem Abend kam es jedoch nicht zu Feindseligkeiten. Die Aathaler hatten sich nämlich auf dem Marsch damit amüsiert, alle braven und friedliebenden Bauern in die Wälder zu jagen; sie waren infolgedessen müde von des Tages Beschwerden und begaben sich gleich zu Bett, auf die Hochherzigkeit ihrer Gegner bauend, die diesen nicht gestatten würde, schlafende Feinde zu überfallen. Auch täuschte man sich nicht in dieser Zuversicht, und die Nacht verlief wie eine ganz gewöhnliche Nacht; große Ereignisse standen jedoch bevor.

Am nächsten Morgen hatte es den Anschein, als seien die Insurgenten geneigt, zu kapitulieren (sie mußten nämlich befürchten, daß es ihnen bald an Proviant fehlen würde). Es wurde jedoch nichts daraus, denn als man auf die Friedensbedingung verfiel, die lautete: „niemand darf arretiert werden, es sei denn, er werde officiell so zeitig davon benachrichtigt, daß er entkommen kann, ehe die Polizei seiner habhaft wird", stellte die Polizei sich auf die Hinterbeine und wollte unter keinen Umständen hierauf eingehen.

Dann brachen die Rebellen auf. An der Spitze marschierte der zurückgekehrte General Knudsen, das Banner in der Hand; hinter ihm folgte der lange Zug mit Pauken und klingendem Spiel.

— — — — — — — — — — — —

„Den Fähnrich sah man vorn im Zug die Fahne schwingen —
Jetzt über seinem Haupt, und das mit stolzer Art,
Nicht treibt die Mühle um der Sturm in rascherer Fahrt —
Jetzt um die Beine weht sie ihm nicht minder flüchtig,
Und alles rief: Wie ist der Mann in seinem Fache tüchtig!"

(Peder Paars.)

Digitized by Google

... Die letzten Nachrichten sind sehr unvollständig, und wir müssen deshalb für den Augenblick darauf verzichten, einschlägiges mitzuteilen; von zuverlässiger Seite wird jedoch behauptet, daß Herr Knudsen, Herr Semmen und ein Herr Tytaasen wieder als Gefangene eingebracht worden sind.

*

Das „Morgenblatt" ist natürlich angesichts dieser Affären in seinem Element. Früher hat es, wie man sich erinnern wird, immer über die gefährliche Seite der Arbeiteragitationen gespottet, — jetzt hat es jedoch umgesattelt und pfeift aus einem ganz anderen Loch. Du lieber Himmel! Daß das „Morgenblatt" auch immer zu spät auf den Markt kommen muß mit seiner Weisheit!

Einige Bemerkungen aus Anlaß der P. J. Stubschen Theaterartikel.

1851.

Es ist eine natürliche und allgemein anerkannte Regel, daß überall da, wo sich ein künstlerisches Streben offenbaren soll, zugleich eine kritische Thätigkeit vorausgesetzt werden muß, deren Aufgabe es ist, die Ideen mit den Produktionen zu vergleichen, auf die der Kritiker sein Augenmerk gerichtet hat. Bleibt die künstlerische Entwicklung sich selbst überlassen, so wird sie sich entweder sehr langsam in der Richtung fortbewegen, die der natürliche Instinkt als die wahre vorschreibt, oder auch Gefahr laufen, sich auf Abwege zu verirren, die früher oder später in die Verneinung aller Kunst münden. Darum also muß die Kritik hervortreten; denn in ihr ist als absolute Bedingung enthalten, was dem künstlerischen Schaffen an und für sich fehlt, nämlich eine bewußte Erkenntnis der Grundsätze, auf denen

Digitized by Google

ſich das künſtleriſche Schaffen aufbaut. Es genügt jedoch nicht, daß ſich der Kritiker den abſtrakten Kunſtbegriff klar gemacht hat, — er muß ſich auch der Forderungen bewußt ſein, die an die ſpecielle Richtung der Kunſt geſtellt werden, die er eingeſchlagen hat. Nur von einem ſolchen Standpunkt aus wird es dem Kunſtrichter ermöglicht, ſeinen Platz auszufüllen und zum Frommen der Kunſt und ihrer wahren und berechtigten Entwicklung zu wirken; im entgegengeſetzten Fall muß die Kritik zu einer unnützen und leeren Demonſtration, einer Wirtſchaft mit Gemeinplätzen herabſinken, die wohl Gültigkeit haben können als allgemeine Abſtraktionen, die ſich aber keiner zu Herzen nimmt, da ſie, auf einen konkreten Fall angewandt, ihre innere Leere und Gehaltloſigkeit hinreichend verraten.

Dieſes ſichere Kennzeichen des Dilettantismus bringt uns nur allzu ſchnell die traurige Erkenntnis bei, daß ſich die Kritik bei uns auf einem ſehr beklagenswerten Standpunkt befindet; denn faſt überall werden wir auf dieſes abſtrakte Theoretiſieren ſtoßen, ausgenommen da, wo die Kritik ein noch Schlimmeres thut, indem ſie in das Entgegengeſetzte verfällt und, anſtatt ein begründetes Urteil zu geben, ihre eigene ſubjektive Meinung uns auftiſcht, der natürlich jeder einzelne die ſeine als berechtigt entgegenſtellen kann. „Dies Buch iſt gut“, — „Der Schauſpieler A. war vortrefflich“, — „B. hat ſchlecht geſpielt“, — ſo lauten die Formeln, nach denen ſo viele Kunſtkritiker bei uns ihr Dünnbier brauen, während es ihnen ſelten oder nie einfällt zu unterſuchen, ob Idee und Kunſtleiſtung kommenſurable Größen ſind oder nicht, und doch iſt das für die Aufgabe des Kritikers das Alpha und Omega.

Obgleich dieſes kritiſche Unvermögen ſich zwar in jedem Zweig der Kunſt offenbart, ſo tritt es doch in ſeiner greifbarſten Nacktheit da zutage, wo es ſich um dramatiſche Leiſtungen handelt, und das hat ſeine guten Gründe. Indem nämlich die Schau-

Digitized by Google

ſpielkunſt durch Zeit und Raum zugleich zur Objektivität gelangt, rückt ſie hierdurch der Wirklichkeit näher und tritt mit größerer Anſchaulichkeit auf, als z. B. die Muſik, die ihr Medium in der Zeit findet, oder die Malerei und Skulptur, die ſich durch den Raum offenbaren. Daraus folgt, daß mancher, der ſich nicht berufen fühlt, wenn es gilt, ſich über dieſe Künſte auszuſprechen, voll und feſt davon überzeugt iſt, er ſei als dramatiſcher Kunſtkritiker ganz in ſeinem Element. Er greift zur Feder, und wenn er des Langen und Breiten auf unſchöne Armbewegungen, fehlerhafte Betonung u. ſ. w. hingewieſen hat, ſo lebt er in dem naiven Glauben, einer wirklich kritiſchen Abhandlung das Leben geſchenkt zu haben. Dieſe harmloſe Anſicht brauchte man dem kritiſchen Federhelden allerdings nicht zu zerſtören, wenn nicht die Gefahr beſtände, daß ſie Einfluß auf das Publikum ausüben könnte und auf die Künſtler, gegen die die ſogenannte Kritik gerichtet iſt. Dem iſt aber leider ſo; denn das Publikum, das ſich der künſtleriſchen Produktion nur durch die unmittelbare Empfindung bewußt wird, verlangt vom Kritiker eine Rechtfertigung der Eindrücke, die es empfangen hat, und iſt auf Grund dieſes unkritiſchen Standpunktes, auf dem es ſeiner Natur gemäß ſtehen muß, nur zu ſehr geneigt, die Anſicht zu unterſchreiben, die ſich vernehmlich ausſpricht, und deren objektive Gültigkeit es nicht zu beſtreiten vermag. Bei dem Künſtler wird die unberechtigte Kritik, ſei ſie nun lobend oder tadelnd, zur Folge haben, daß er ſich entweder von ihr beeinfluſſen läßt und ſo auf einen falſchen Weg geführt wird, oder daß in ihm für die kritiſche Korrektion eine Verachtung Platz greift, die ſeiner Entwicklung weit gefährlicher iſt als ſelbſt ein völliger Mangel an Kritik, da des Künſtlers eigener, inſtinktiver Takt für das Wahre und Richtige dieſem Mangel immer mehr oder weniger abhelfen wird.

Nach dieſen einleitenden Bemerkungen können wir zu der

Digitized by Google

Unterſuchung übergehen, inwieweit Herr Stub den Anforderungen Genüge thut, die darin an eine berechtigte Kritik geſtellt werden.

Ein Aufſatz mit dem Titel: „Ein Beſuch im Nationaltheater“ eröffnet die Reihe der Theaterrecenſionen, die den Anlaß zu dieſen Zeilen gegeben haben, und die inſofern Beachtung verdienen, als ſie bei vielen Laien, die, ohne hinlängliche Perſonalkenntnis, in der wiſſenſchaftlichen Bildung des Autors die nötige Garantie für die Stichhaltigkeit ſeiner kritiſchen Behauptungen zu haben glauben, leicht eine ſchiefe Anſchauung von der Kunſt begründen könnten, ein Reſultat, das ſich um ſo eher vorausſetzen läßt, als es ſich hier um die erſten Aufſätze detaillierterer Natur handelt, die unſer Blatt über das Nationaltheater gebracht hat.

Der Verfaſſer leitet ſeine Abhandlung mit der Bemerkung ein, er habe, zu Chriſtiania, bei der Lektüre der hohlen Lobreden über unſere junge Bühne in der „Stiftszeitung“ ein gewiſſes Mißtrauen gegen das Inſtitut gefaßt. Ohne die Artikel, die hiermit gemeint ſind, ſpeciell zu kennen, ſtimme ich doch mit Herrn Stub darin durchaus überein, daß das Eintreten der „Stiftszeitung“ für das Theater ſchwerlich von wünſchenswerter Art geweſen iſt, wie denn ſeine Intereſſen, wenigſtens in letzter Zeit, von der Preſſe nur mäßig vertreten worden ſind. Denn wohl haben die „Bergener Blätter“ und die „Stiftszeitung“ die Angelegenheiten des Theaters wiederholt diskutiert, aber ihre Spalten haben kaum jemals einer gründlichen und vorurteilsfreien Kritik offen geſtanden, und vom „Theaterfreund“, dieſer litterariſchen Proſtitution, kann natürlich nicht die Rede ſein, es ſei denn inſofern, als man beklagen muß, daß er vielleicht tüchtigeren Kräften den Weg verſperrt. Leider aber kann die Harmonie zwiſchen Herrn Stub und mir nur von kurzer Dauer ſein. Denn wenn er es als erfreulich bezeichnet, daß das Publikum vor der Aufführung des „Abenteuers in den Bergen“ [H. A. Bjerregard] davon abſah, den Nationalgeſang anzuſtimmen, weil das National-

Digitized by Google

gefühl, das durch das Stück selbst und durch das Spiel geweckt werden sollte, dadurch schon im voraus fast im Übermaß hervorgerufen worden wäre, und man im Begeisterungsrausch viel in das Spiel und in das Stück hineingelegt hätte, was gar nicht darin zu finden war, — man wäre also in seine eigenen Gefühle verstrickt und in ihnen gefangen worden, — so muß ich hierzu bemerken, daß der Verfasser mit diesen Worten einer grundfalschen Anschauung vom Verhältnis des Publikums zur Kunst Ausdruck gegeben hat. Hätte das Publikum aus einem Konvent von lauter Kritikern bestanden, so wäre der Verfasser ohne Zweifel in seinem Recht gewesen. Denn der Kritiker hat nur seine unbefangene Vernunft zu Rate zu ziehen; das Gefühl hat bei ihm keine Stimme, — mit dem Publikum jedoch verhält es sich, wie oben bemerkt, gerade umgekehrt, und da die dramatische Darstellung ausschließlich auf der Illusion beruht, die Intensität der Illusion aber ganz von der Empfänglichkeit des Gemüts abhängt, auf das sie wirken soll, so sehe ich nicht das Berechtigte ein in der Anwendung von Mitteln, die, wie man voraussetzen muß, beim Publikum die größtmögliche Empfänglichkeit hervorrufen. Verfolgt man die Konsequenzen, die sich aus dieser Behauptung des Verfassers ergeben, so kommt man zu den wunderlichsten Resultaten; ein Dichter könnte keinen nationalen Stoff beurteilen, ein Maler kein Bild vaterländischer Natur schaffen, weil das „Nationalgefühl" des Beschauers dadurch hervorgerufen würde, und so sein Urteil über das, was absolut künstlerisch in dem Produkt ist, seine Gültigkeit verlöre. Im übrigen will ich gern zugeben, daß das Absingen des Nationalliedes, an und für sich betrachtet, vielleicht nicht besonders geschmackvoll gewesen wäre; wenn ich das aber einräume, so habe ich dafür ganz andere Gründe, als sie Herr Stub vorbringt.

Nachdem er verschiedene Auslegungen des Bühnenmottos, „das ihm zu denken gab, ehe der Vorhang aufging", zum

Digitized by Google

besten gegeben hat, beginnt der Verfasser seine eigentliche Kritik über das „Abenteuer in den Bergen“. Man erwartet nun natürlich, er werde zunächst in raschen Zügen ein anschauliches Gesamtbild des Stückes, so wie der Dichter es aufgefaßt haben will, bieten und dann dieses Bild mit der Aufführung vergleichen: statt dessen aber bekommen wir nur zu hören, daß „Marie . . . sich als eine junge Dame, ohne jede geistige Lebendigkeit und ohne Anmut in ihren Bewegungen“ darstellte, daß „Ragnhild jeglicher Frische und Naivetät entbehrte“, daß „die Mitte des Stücks über die Bretter ging, wie der Anfang, und das Ende wie die Mitte“. — In dieser Weise fährt der Verfasser fort. Das also ist Kritik! Für wen schreibt er denn? Für das Publikum doch unmöglich; denn entweder stimmt das Publikum mit ihm überein, dann braucht er doch nicht zu erzählen, was es längst weiß, oder aber es ist entgegengesetzter Meinung, und dann sagt es natürlich nein zu den Behauptungen des Verfassers und bleibt bei seiner eigenen Ansicht. Ebenso wenig kann seine Kritik für die Schauspieler bestimmt sein. Denn was für einen Nutzen können sie von einem Urteil ernten, das nur negativ ist? Was kann es z. B. Herrn Bruun helfen, wenn er darauf aufmerksam gemacht wird, daß er in der Rolle des Schulzen „einem flotten und munteren Kapitän in mittlerem Lebensalter gleicht, der ein paar Jahre auf dem Festland zugebracht hat“ (von diesem „flotten und munteren“ Kapitän sagt der Verfasser übrigens, daß „sein Spiel matt und schläfrig war“!!); das nächste Mal giebt Herr Bruun vielleicht seine Rolle nicht wie ein Kapitän, ohne doch darum das Richtige getroffen zu haben. Soll der Kritiker dem Schauspieler belehrend gegenübertreten, so muß er ihm begreiflich machen, wie die Rolle gespielt werden muß, und ganz davon schweigen, wie sie nicht gespielt werden soll. Denn damit erreicht er nur, daß der Schauspieler unsicher statt

Digitized by Google

gefestigt wird. Gleichwohl fährt der Verfasser unbeirrt in derselben Weise fort; „die Studentenscene war miserabel"; ist darin irgend welche Anleitung enthalten für den Schauspieler, wie er das nächste Mal diese Scene nicht „miserabel" giebt?

Es würde indessen zu weit führen, noch mehr Beweise für die Negativität beizubringen, die durch diese Kritik geht, worin Herr Stub nur niederreißt, ohne im stande zu sein aufzubauen. Gegen Schluß des Aufsatzes sucht der Verfasser den Schauspielern begreiflich zu machen, daß er nur ihr Bestes im Auge gehabt hat, indem er ihre „Selbsterkenntnis" wecken wollte, und verkündet ihnen, es würden „neue, bessere, tüchtigere Kräfte, stärker in Ausdauer und Selbstverleugnung, sie ablösen". Ich will den ehrlichen Willen des Verfassers nicht in Zweifel ziehen: daß er aber den Forderungen, die füglich einem Kritiker gegenüber erhoben werden können, nicht gerecht geworden ist, das glaube ich dargethan zu haben. Sollte ich mich jedoch darin irren, so hoffe ich, die Artikel der „Bergener Blätter" Nr. 400 und 401 werden hinreichenden Stoff zu einer vollständigen Beweisführung liefern, — hiermit muß ich aber warten, bis Herr Stub wieder einmal als Theaterkritiker auftritt.

Paul Stub als Theaterkritiker.

1851.

In der Voraussetzung, daß Paul Stub es sich bald wieder einfallen lassen würde, den Theaterkritiker zu spielen, habe ich meinen vorigen Aufsatz gegen ihn mit dem Versprechen geschlossen, auch seine kritischen Artikel in den Nummern 400 und 404 der „Bergener Blätter" einer Untersuchung zu unterziehen, wenn meine Ausführungen nicht hinreichen würden, ihm als Theaterkritiker das Handwerk zu legen. Es war jedoch,

Digitized by Google

wie ich auch angedeutet habe, meine Absicht, mit dieser Fortsetzung zu warten, bis Paul Stub sich eine neue Kritik geleistet haben würde, damit er darin das System aufstellen könnte, worauf sich seine kritischen Arbeiten gründen. Da indessen mein verehrter Freund sich in der letzten Woche mit journalistischen Abhandlungen anderer Natur beschäftigt hat, habe ich zu der Annahme Grund, daß es noch eine Weile dauern wird, bis er seine kritische Thätigkeit fortsetzt, und darum ist es wohl das richtigste, ich löse mein Versprechen sogleich ein. Ich werde mich kurz fassen und darauf seiner „Beurteilung" in Nummer 411 der „Bergener Blätter" entgegentreten.

Paul Stubs zweiter Theaterartikel behandelt „Die Familie Riquebourg" [Scribe] und „Michel Perrin" [Mélesville-Duveyrier]. Er leitet die Abhandlung mit der sonderbaren Bemerkung ein, er habe, indem er sein „Urteil" über die Aufführung des „Abenteuers in den Bergen" abgegeben und sich darin gleichzeitig über das Nationaltheater im allgemeinen geäußert habe, dadurch unstreitig die Verpflichtung übernommen, sich des öfteren über die Leistungen des Theaters zu verbreiten. Obschon mein verehrter Freund findet, daß diese „Verpflichtung" unstreitig ihm obliegt, so muß ich doch in meinem eigenen Interesse bestreiten, daß in seinem ersten Auftreten irgendwelche Verpflichtung liegt, fortzufahren. Nämlich wäre dem so, wie Sie, mein Herr und Freund, anzunehmen belieben, so müßte ja ich mich dementsprechend durch die Korrektur seiner drei ersten Aufsätze verpflichtet haben, ihn so oft zurechtzuweisen, wie es ihm in Zukunft gefallen sollte, sich selbst und das Publikum mit seinen Kritiken zu amüsieren, — und dazu verspüre ich wahrhaftig keine Lust. Denn ich werde zwar stets bereit sein, ihm mit nützlichen Winken und Ratschlägen an die Hand zu gehen, so oft es sich als dringend nötig erweisen sollte; diese mühselige Fron aber als absolute Verpflichtung auf mich zu nehmen, dazu kann ich mich ganz und gar nicht verstehen. Ich

Digitized by Google

glaube auch, Herr Stub hätte ohne Risiko auf die Einlösung seiner Schuldverbindlichkeit, die er dem Publikum gegenüber zu haben vermeint, verzichten können. Das alte Sprichwort: „Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren“ hätte eine zu schlagende Wirkung geübt, als daß jemand hätte versuchen sollen, die Forderung geltend zu machen. Aber Herr Stub ist nun einmal so, — das Publikum hat ihn also auf dem Hals, und ich muß ihm weiter folgen in sein kritisches Labyrinth. Da jedoch die „Bergener Blätter“ in ihrer Anmerkung zu Paul Stubs letztem Artikel seine kritischen Abhandlungen für unmaßgeblich erklärt haben, was für das vernünftige Publikum sicherlich, wie das Blatt auch selbst sagt, unnötig war, so befürchte ich, auch die „Stiftszeitung“ möchte vielleicht abgeneigt sein, allzu viele Spalten mit den Stubschen Tiraden gefüllt zu sehen. Ich wage deshalb nicht, alle seine Schnitzer und ähnlichen Charaktermerkmale en masse (d. h. die Aufsätze in ihrer Ganzheit) auszuheben, sondern ich muß mich auf die beschränken, die am meisten in die Augen springen und am bemerkenswertesten sind.

So macht Herr Stub über Madame Bruun als Hortensia in „der Familie Riquebourg“ folgende geniale Bemerkung: „Eine stehende Manier bei ihr war, daß sie da, wo sie sich von einer schmerzlichen Empfindung ergriffen oder überwältigt hätte zeigen sollen, mit der Hand nach der Stirn griff. Es schien wirklich, als hätte Madame Riquebourg in solchen Situationen über andere Manieren nicht zu verfügen, und das hatte sie doch sicherlich. Aber, — um mich richtiger auszudrücken: Madame Riquebourg hatte über keine Manieren zu verfügen; man könnte ebenso gut sagen, die Manieren verfügten über sie; sie war eins mit ihren Manieren.“ Welch bemerkenswerte Entdeckung! Doch, ernsthaft gesprochen, verehrtester Freund, haben Sie dieses selbe Phänomen nur immer bei Madame Riquebourg und nie

Digitized by Google

bei anderen bemerkt? — Wenn einer anfinge, eifrig zu demonſtrieren, daß der Schnee an dem und dem Tag weiß war, ſo würden die meiſten ſich unfehlbar ſo ihre eigenen Gedanken über ihn machen, und wenn mein kritiſcher Freund an Madame Riquebourg etwas als bemerkenswert hervorhebt, das jedem Charakter eigen iſt, und ohne das jede dramatiſche Darſtellung unmöglich und undenkbar wäre, ſo wird der Leſer ſicherlich große Augen machen, noch einmal leſen und alsdann höchlichſt erſtaunen (NB. wenn er ſich nicht im ſelben Augenblick daran erinnert, daß die Tirade von Paul Stub iſt).

Und was iſt der Sinn der langen Rede, Madame Riquebourg ſei eins mit ihren Manieren u. ſ. w.? Die wahrſcheinlichſte Hypotheſe wäre wohl die, daß die Tirade ſinnlos iſt. Ich will ſie aber dennoch auf ſich beruhen laſſen, da ich annehme, daß der Verfaſſer vielleicht hat ſagen wollen: Madame Riquebourgs Mimik wird durch den ſeeliſchen Gehalt des Charakters bedingt, ſo wie dieſer Gehalt ſich unter den wechſelnden Gemütsaffekten geſtaltet, als deren adäquater Ausdruck ihre Manieren, ihr ſelbſt unbewußt, ſich zeigen. Aber du lieber Gott! Iſt das wirklich eine Sache, um die man ſo viel Aufhebens zu machen braucht, oder die als eine Eigentümlichkeit Madame Riquebourgs hervorzuheben wäre? Dieſe Bemerkung läßt ſich ja doch von jedem Charakter machen, aber kein vernünftiger Menſch thut es, weil ſie ſich von ſelbſt verſteht.

Etwas weiter unten erzählt der Kritiker, daß Riquebourg ein roher, unfeiner und ungehobelter Mann iſt, „der mit ſeinem Diener Schnaps trinkt. Dieſe Seite von Herrn Riquebourgs Weſen gab Herr Falſen gut“. Inwieweit es eine Seite von Riquebourgs Weſen genannt werden kann, daß er mit ſeinem Diener Schnaps trinkt, das will ich der Erwägung meines verehrten Freundes anheimſtellen; ich muß nur bemerken, daß ſeine Kritik ziemlich ſubtil werden dürfte, wenn er ſich darauf

Digitized by Google

einläßt, zu entſcheiden, ob der Schauſpieler ſeinen Schnaps mit Natürlichkeit trinkt oder nicht; — ſo etwas liegt doch ſchließlich außerhalb des Kunſtgebietes.

Darauf heißt es: „Wo Riquebourg ruhig iſt, hätte Herr Falſen gut geſpielt, wenn man nicht bemerkt hätte, daß er recht häufig in Gedanken verſank und dann gewiſſermaßen durch einen Willensakt ſeinen Geiſt beim Schopf packte, um ihn zu wecken.“ Nun muß man ja zugeben: wenn ein Schauſpieler „recht häufig in Gedanken verſinkt“, und „ſeinen Geiſt beim Schopf packt, um ihn zu wecken“, ſo ſpielt er ſchlecht. Das, ſagt Paul Stub, hat Herr Falſen gethan; hätte er es aber nicht gethan, ſo hätte er gut geſpielt. Sehr möglich! Aber das iſt doch eine eigene Art, zu kritiſieren! Noch ſchlimmer wird es aber, wenn er ſpäter ſagt: „Verdienſtlich war Herrn Falſens Beſtreben, ſein Spiel in den Grenzen des Natürlichen zu halten.“ Nun will ich ja allerdings zugeben, daß Paul Stub, was ihn ſelbſt betrifft, wohl „recht häufig gewiſſermaßen durch einen Willensakt ſeinen Geiſt beim Schopf packen mag, um ihn zu wecken“, ohne darum das zu überſchreiten, was für ihn „in den Grenzen des Natürlichen“ liegt; aber er müßte doch bedenken, daß wir in dieſer Beziehung nicht alle gleich ſind vor Gott dem Herrn, und daß ſo manches einem ſelbſt natürlich iſt, ohne es deshalb anderen zu ſein.

Herr Stub geht nun, nach einer ganzen Menge weniger intereſſanter Bemerkungen, zur Beſprechung von „Michel Perrin“ über. Hier, findet er, ſpielt Herr Bruun gut. Da dieſe Behauptung richtig iſt, muß ſie ſich wohl aus Verſehen oder durch eine Unachtſamkeit des Verfaſſers in den Aufſatz eingeſchlichen haben; ich werde ſie deshalb nicht weiter erörtern. Schließlich kommt er zur Darſtellung der Thereſe, und wer dem tiefſinnigen Ernſt, womit der Kritiker bisher vorgegangen, aufmerkſam gefolgt iſt, bemerkt jetzt, wie der Burſche plötzlich

Digitized by Google

munter und vergnüglich dreinſchaut, — die ſaure, ſpekulative Miene verläßt ihn, — der alte Paul Stub raſpelt Süßholz. Hier zeigt alſo der Verfaſſer, daß er den etwas ſonderbaren Satz, den er ſpäterhin verficht, in der Praxis durchzuführen weiß: nämlich, daß ein Kritiker ſich von „ſeinen Gefühlen“ leiten laſſen ſoll. Der alte Knabe alſo macht Affenſprünge und liſpelt allerhand ſchöne Dinge von der „Süße“ der jungen Schauſpielerin, ihrem „angenehmen Äußern“, ihrer „Lebendigkeit, Unſchuld und Naivetät“. Nun hat Paul Stub als Privatmann zwar das Recht, dies zu ſagen; doch von dem Augenblick an, da er ſich in den Dienſt des Publikums ſtellt, indem er als Kritiker auftritt, muß er alle Paſſionen hübſch aus dem Spiel und, wie ich ihm ſchon geſagt habe, ſich nicht von „ſeinen Gefühlen“ leiten laſſen. Es ſcheint auch, als hätte mein Freund ſelbſt empfunden, daß ſeine kritiſche Würde Gefahr lief, Schiffbruch zu leiden, denn kaum iſt er mit dem erſten Akt fertig, ſo packt er gewiſſermaßen durch einen Willensakt plötzlich ſeinen Geiſt beim Schopf, um ihn zu wecken, und Mademoiſelle Johannesen muß nun im zweiten Akt für all die ſchönen Dinge büßen, die er ihr im erſten geſagt hat. Sie iſt jetzt nicht mehr „ſüß“ noch auch „lieblich anzuſchauen“, ſondern im Gegenteil „linkiſch“ und „unangenehm“!! Ja, da können Sie ſelbſt ſehen, Verehrteſter, wie der Kritiker ins Garn geht, wenn er ſich von ſeinen „Gefühlen“ leiten läßt!

Über Herrn Prom als Bernard macht der Kritiker die Bemerkung, daß es ihm „ganz und gar an franzöſiſchem Eſprit fehlt“, und motiviert das dadurch, daß der Eſprit ihm „weder in den Händen noch in den Füßen ſitze.“ Mein kritiſcher Freund meint alſo, die geiſtigen Dispoſitionen eines Menſchen müßten ſich notwendigerweiſe in den Händen und Füßen und ſonſt nirgends finden; hier hat ihn wohl ſeine Subjektivität wieder konfus gemacht. Von Herrn Bucher als Deſaunais

Digitized by Google

heißt es u. a.: „Etwas geckenhaft und ein bißchen Wichtigthuer iſt er unleugbar auch. Um dieſe Seite ſeines Weſens darzuſtellen, wurde Herr Bucher allzu poſſenhaft. Nun, es iſt ſchwer, die Mittellinie der Natur einzuhalten.“ Dieſer an und für ſich ziemlich weſentlichen Verurteilung des Herrn Bucher ſcheint der Kritiker übrigens kein beſonderes Gewicht beizulegen; allerdings weiß er auch wohl nur zu gut, wie ſchwer es iſt, „die Mittellinie der Natur“ einzuhalten, wenn man „etwas geckenhaft und ein bißchen Wichtigthuer“ iſt.

Bei der Kritik über „Coliche“ [Duport und Foucher] werde ich mich nicht weiter aufhalten; die Hauptfiguren werden als „matſchverliebt“ [„paereforelsket“] charakteriſiert. Für Leute, die in der erotiſchen Terminologie nicht ſo beſchlagen ſind wie Paul Stub, könnte dieſer Ausdruck vielleicht einer Definition bedürfen.

In der Kritik über „Liebesträume“ [Scribe] löſt der Verfaſſer ein wichtiges Problem für die dramatiſche Plaſtik. Nachdem er Madame Bruuns Armbewegungen verſchiedentlich getadelt hat, ſtellt er ſich nämlich die Frage: „Wie ſoll eine Dame ihre Arme behandeln, wenn ſie längere Zeit auf der Bühne zu ſein hat, ohne etwas zu thun?“ Hier ſpitzt man natürlich die Ohren; denn dieſe Frage iſt von den Dramaturgen des langen und breiten erörtert worden, ohne daß man nun deswegen hinreichend orientiert wäre. Für meinen kritiſchen Freund aber iſt dergleichen nur ein Pappenſtiel, — er beantwortet die Aufgabe mit wahrhaft lakoniſcher Kürze folgendermaßen: „Wie feſtgenagelt dürfen ihre Arme nie ſein.“ — Ja, wenn unſere Schauſpielerinnen jetzt noch nicht ausreichend belehrt ſind über dieſen Punkt, dann weiß ich's nicht! Wenn ſie bloß darauf achten, daß die Arme nicht wie feſtgenagelt herunterhängen, ſo muß ja ihr Spiel notwendigerweiſe ganz vorzüglich ſein. Sollte mein verehrter Freund auch jetzt noch behaupten wollen, daß ſeine Kritik nicht negativ iſt?

Digitized by Google

Sollte er noch fernerhin behaupten wollen, daß er den Schauspielern gesagt habe, wie sie spielen, und nicht, wie sie nicht spielen sollen? Mein lieber Freund thäte sicherlich gut, nicht mit weiteren Gegenbehauptungen zu kommen; es könnte mir sonst leicht einfallen, mit weiteren Beweisen zu kommen, an denen wahrlich kein Mangel ist.

Von Herrn Bucher wird gesagt, sein Geist liege in einem unverarbeiteten Rohstoff gebunden; doch Paul Stub meint, es wäre möglich, ihn „durch Geist“ zu wecken. Leider erfahren wir nicht, ob dies Mittel praktikabel ist, denn nach dem, was der Kritiker weiter unten berichtet, wachte Herrn Buchers Geist im Lauf des Abends unglücklicherweise von selbst auf, als er den Edvard Frank im „Stellvertreter“ [E. Bögh] gab. Bei der Besprechung dieses Stückes bemerkt der Kritiker über Claus Petersen, das sei ein schwacher Kopf, was er selbst aufrichtig beklage — „aber er ist kein Schafskopf, nicht einmal ein Dummrian“. Meine Meinung ist das zwar nicht; da aber von Schwachköpfen u. s. w. die Rede ist, so gebe ich gern zu, Paul Stub ist darin eine Autorität, gegen die in die Schranken zu treten nicht ratsam wäre.

Nachdem ich diese einzelnen Stellen aus Herrn Stubs Theaterartikeln als äußerliche Beweise seiner Untauglichkeit zum Kritiker hervorgehoben habe, will ich nun zu einer kurzen Beantwortung seines Artikels in Nr. 411 der „Bergener Blätter“ übergehen (der Aufsatz in Nr. 410 ist, wie man gesehen haben wird, in einem Zustand der Unzurechnungsfähigkeit geschrieben, der jegliche Entgegnung überflüssig macht).

Womit pflegt eine Abhandlung von Paul Stub anzufangen? Natürlich mit einer Lächerlichkeit, und das ist auch diesmal ehrlich und gewissenhaft eingehalten worden. Stub beginnt nämlich damit, daß er mir „Unkenntnis in den ersten Elementen der Mathematik“ vorwirft, weil ich seiner Ansicht nach den Begriff „kommensurabel“ mit „kongruent“

Digitized by Google

verwechselt habe. Ich habe gesagt, der Kritiker habe zu untersuchen, inwiefern die Idee mit der Kunstleistung kommensurabel ist, und das sage ich nach wie vor; der einfache Sinn dieser Worte ist natürlich, daß es Sache des Kritikers ist, darauf zu achten, inwiefern die Leistung von der künstlerischen Idee Seele empfangen hat. Wenn ich mich des Stubschen Ausdrucks „kongruent“ bedient hätte, so hätte ich, wie man sogleich sehen wird, eine Dummheit gesagt; dann wäre nämlich der Sinn der geworden, daß der Kritiker darauf zu achten habe, inwiefern die Kunstleistung mit der Idee zusammenfällt, d. h. als ein absolut adäquater Ausdruck für die Idee erscheint. In Wahrheit! Man muß ein kompletter Paul Stub sein, um eine solche Behauptung aufstellen zu können, und der verehrte Autor hätte sich's ein wenig überlegen sollen, bevor er mir Unkenntnis in der Mathematik vorwarf, vielleicht hätte er es sich dann ersparen können, einen so schlagenden Beweis seiner eigenen gänzlichen Unwissenheit in den „ersten Elementen“ der Kritik und einer vernünftigen Kunstauffassung zu liefern.

Meine Unterscheidung zwischen subjektiver und objektiver Kritik scheint durchaus nicht Stub in den Kopf gehen zu wollen: er meint, alle Kritik sei mehr oder minder subjektiv. Hätte er gesagt, die Kritik kann niemals subjektiv sein, so hätte ich ihm vielleicht bis zu einem gewissen Grade recht gegeben: denn, streng genommen, reduziert jede subjektive Kritik sich auf individuelle Ansichten, und giebt deshalb ihr Recht auf Gültigkeit beim Publikum auf. Unter objektiver Kritik verstehe ich natürlich das künstlerische Urteil, das motiviert wird durch Anschauungen, deren Wahrheit im Wesen der Dinge selbst begründet ist, und an denen darum nicht gerüttelt werden kann. Dies habe ich schon das erste Mal deutlich genug ausgesprochen, aber mein verehrter Freund hat davor gestanden, wie die Kuh vorm neuen

Digitized by Google

Thor, und hat ſich im Bewußtſein ſeiner eigenen Unfehlbarkeit darin gefallen, meine Anſichten „unverdaut“ zu nennen. Was ſeine Gegenbemerkungen betrifft, ſo haben ſie allzu große Ähnlichkeit mit gewiſſen „verdauten“ Subſtanzen, als daß es mir einfallen könnte, ihm die Beſchuldigung zurückzugeben.

Angeſichts meiner Behauptung, der Kritiker habe nicht ſein Gefühl zu Rate zu ziehen, ſondern nur ſeine „unbefangene Vernunft“, beluſtigt ſich mein verehrter Gegner damit, mich auszuſchelten. Trotzdem muß ich meine Behauptung aufrecht erhalten: denn auch hier ertappe ich Herrn Stub auf einer Begriffsverwirrung. Er denkt wahrſcheinlich an das unmittelbare Urteil, das ſich, mehr oder minder abgeklärt, bei jedem Individuum findet, und das allerdings ſeinen Urſprung im Gefühl hat, was ich in meinem vorigen Artikel auch geſagt habe. Darum handelt es ſich aber an dieſer Stelle nicht; hier iſt die Rede von der Kritik, die mit dem rechtmäßigen Anſpruch auf Allgemeingültigkeit auftritt, und da dieſe Kritik notwendigerweiſe ein Produkt der Reflexion ſein muß, ſo ſieht man nur ſchwer ein, was ſie mit dem Gefühl zu ſchaffen hat. Sollte es etwa ein inſtinktiver Selbſterhaltungstrieb ſein, der Herrn Stub veranlaßt, ſo eifrig gegen „die unbefangene Vernunft“ als die Grundlage der Kritik zu proteſtieren?

Herr Stub beklagt ſich, daß ich in meinen Bemerkungen zu ſeinem erſten Artikel ſeine Äußerungen nicht in ihrer Vollſtändigkeit citiert habe. Das iſt wahr. Doch zum Unglück für den Kritiker iſt das, was ich übergangen habe, ebenſo ſchief und unrichtig, ebenſo nichtsſagend wie das, was ich citiert habe. Davon kann ſich jeder, der Luſt dazu hat, durch eine Vergleichung unſerer Aufſätze überzeugen. Übrigens läßt er verſchiedene meiner Bemerkungen ohne Entgegnung; ſo hüllt er ſich in Stillſchweigen, wie es hat zugehen können, daß Herr Bruun den Schulzen Teſtmo als „flotten und munteren Kapitän“ gab, während

Digitized by Google

ſein Spiel „matt und ſchläfrig“ war. Es wäre intereſſant zu ſehen, wie der Autor dieſe beiden Sätze in Einklang bringt. Ein bißchen dreiſt iſt er auch, wenn er die Wahrheit einer „Tirade“ beſtreitet, die am Schluß meines vorigen Artikels ſteht; doch fügt er wohlweislich hinzu, er wolle ſeine Worte, die mir die Veranlaſſung zu der „unwahren“ Darſtellung gegeben haben, nicht citieren. Übrigens findet ſich die Stelle in Nr. 395 der „Bergener Blätter“; da wird man unſchwer erkennen, wo das Unwahre und Unrichtige ſteckt! Gegen den Schluß ſeines letzten Artikels ſagt Paul Stub: „Die Ausführungen Ibſens gehen in summa dahin, daß er meine Kompetenz als Theaterkritikus beſtreitet.“ Ja, das thu' ich weiß Gott, Verehrteſter! — Dieſer Satz iſt der vernünftigſte von Ihrer ganzen Schreiberei! Ich hoffe übrigens, daß ſich dieſe meine Ablehnung nun nicht mehr auf bloße „Äußerungen“ gründet, ſondern daß die vorgelegten Beweiſe als hinreichend angeſehen werden, um ſie zu motivieren. Sollte indeſſen Herr Stub noch immer den ungläubigen Thomas machen, ſo habe ich das Vergnügen, ihm mitteilen zu können, daß ich noch Stoff genug in der Reſerve habe zu einer neuen und durchgreifenden Unterſuchung ſeiner Thätigkeit, und ſomit nehme ich für dies Mal Abſchied von meinem kritiſchen Freund.

An Herrn n—s in Bergen!

1857.

In einem Brief, den das „Abendblatt“ in Nr. 22 bringt, hat es Ihnen beliebt, unter verſchiedenen anderen Sachen auch mich und mein neues Schauſpiel folgendermaßen zu beſprechen:

„Da ich ſo viel vom Theater geredet habe, müßte ich wohl auch mit einigen Worten über das neue Stück berichten, das vorige Woche in Scene gegangen iſt; ich habe es jedoch nur

Digitized by Google

einmal gesehen, und das genügt nicht, um in den Wirrwarr einzudringen, den es enthält. Auch wäre das Urteil, das ich fällen müßte, keineswegs sonderlich günstig für den Verfasser, der, im Gegensatz zu dem reichen Quell von Poesie, den er besitzt, der Menschenkenntnis wie der Weltkenntnis zu ermangeln scheint. Deshalb mehr davon, wenn es wieder aufgeführt worden ist."

Sich in einen Federkrieg mit anonymen Briefschreibern einzulassen, ist ja allerdings in der Regel ein zweckloses Geschäft; da aber diese Ihre Äußerungen wie in einer Summe den ganzen Leichtsinn und die ganze Unverschämtheit enthalten, womit sich heutzutage fast jeder Mensch, der des Schreibens kundig ist, berechtigt glaubt, jede Schöpfung auf dem Gebiet der Kunst oder der Litteratur öffentlich abzufertigen, so kann ich des Prinzips halber Ihre Worte nicht so ganz unwidersprochen lassen.

Ehe ich jedoch mich weiter mit Ihnen einlasse, fordere ich Sie auf, pflichtschuldigst folgende Fragen zu beantworten:

a) Wenn Sie öffentlich die Behauptung aufstellen, daß das Stück eine tüchtige Portion „Wirrwarr" enthält, fällen Sie da etwa kein Urteil über das Stück? Und wie dürfen Sie sich unterstehen, ein Urteil über eine Arbeit zu fällen, in die genügend einzudringen Sie noch keine Gelegenheit hatten, wie Sie selbst sagen? Ist nicht ein solches Verfahren ebenso unverschämt wie leichtsinnig?

b) Schickt es sich wohl für Sie, als einen Leiter des Geschmacks, Ihre Bemerkungen zurückzuhalten, weil das Urteil, das Sie fällen müßten, „nicht sonderlich günstig für den Verfasser" wäre? Ist es denn nicht Ihre Absicht, ihn wie das Publikum zu belehren? Wie können Sie es dann aber verantworten, Ihr „Urteil" zurückzuhalten, weil es für den Verfasser ungünstig wäre? Und endlich, — wenn Sie eine solche Belehrung nicht beabsichtigt haben, weshalb setzen Sie dann Ihr Geschreibsel in die Zeitung?

Digitized by Google

c) Was, glauben Sie wohl, schert sich die Öffentlichkeit um Ihre Privatansicht über eines Menschen „reichen Quell von Poesie“, und welchen Namen soll man solchen Tiraden eines Herrn n—s füglich geben? Kann so etwas anders rubriziert werden als unter Theegeschwätz und Stammtischgewäsch, und ist es anständig, der Öffentlichkeit so etwas zu bieten?

d) Wenn Herr n—s, nachdem er „das Stück nur einmal gesehen hat“ und noch nicht „genügend darin eingedrungen ist“, entdeckt, daß es einen Mangel an „Menschen- und Weltkenntnis“ verrät, meinen Sie da nicht, es könnte jeder andere mit normalen Verstandeskräften ausgestattete Mensch dieselbe Entdeckung machen? Ich denke, Sie könnten nichts besseres thun, als mir das zuzugeben. Wenn dem aber so ist, warum brauchen dann Ihre Privatansichten in den Zeitungen zu stehen? Weshalb drängen Sie sich auf mit einer Kinderstubenbelehrung, die kein Mensch nötig hat?

Diese Fragen zu beantworten sind Sie sich selber und mir schuldig; jede in der Luft schwebende Behauptung, öffentlich aufgestellt, muß auch öffentlich begründet werden.

Um Ihnen jedoch unnötige Arbeit zu ersparen, will ich Sie im voraus auf eins aufmerksam machen: Wenn Sie, was wahrscheinlich ist, es für das bequemste halten sollten, sich mit einem kleinen Kunstkniff aus der Sache zu ziehen, so will ich Ihnen gleich sagen, daß Ihnen das nichts nützen wird. Ich vermute nämlich, es könnte Ihnen einfallen, statt der Antwort auf meine Fragen eine Inhaltsangabe des Stücks zu geben und dann am Schluß zu fragen: „Ist das nicht ein kompletter Wirrwarr? Verrät das nicht Mangel an Menschen- wie an Weltkenntnis?“ Damit aber werden Sie wahrlich auch nicht *einen* Schritt weiter kommen; denn durch diese Art des Vorgehens beweisen Sie ja nur, daß aus dem Inhalt des Stücks, mit *Ihren* Worten und von *Ihrer* Feder wiedergegeben, ein

Digitized by Google

„Wirrwarr“ wird, der an Menſchenkenntnis u. ſ. w. Mangel leidet, — eine Sache, die ich niemals in Zweifel gezogen habe, und für welche mir niemals einfiele Beweiſe zu fordern. Nein, was hier bewieſen werden muß, iſt, daß das Stück, mit meinen Worten und von meiner Feder wiedergegeben, einen „Wirrwarr“ darſtellt. In der Kunſt ſowohl als in der Litteratur gilt nämlich nicht das „Was“, ſondern nur das „Wie“, und ſo werden Sie ſich auf dem Ausweg der Inhaltserzählung nimmermehr retten können. Gründe müſſen Sie auftreiben, Gründe für Ihre Behauptungen, wenn Sie nicht daſtehen wollen als ein Menſch, der nur leichtfertiges Gerede vom Stapel läßt und der klüger gethan hätte, zu ſchweigen.

Indem ich Ihnen ſomit Glück zu Ihrer Arbeit wünſche, möchte ich Sie ſchließlich noch bitten, ſich nicht durch das „ungünſtige Urteil“ zurückhalten zu laſſen; ich bin nicht ſo empfindlich, wie Sie zu glauben ſcheinen, es iſt mir um die Wahrheit zu thun, und für jede gründliche Kritik, ſei ſie nun lobend oder tadelnd, werde ich dankbar ſein, ſofern ſie mich nur zu größerer Klarheit über mich ſelbſt führt. Alſo nicht wegen der Schärfe der Behauptung bin ich zu einer Erwiderung geſchritten, ſondern deswegen, weil Ihre Behauptungen in der Luft ſchweben und unbegründet ſind. Werde ich Ihrer Antwort auf dieſe Zeilen etwas Lehrreiches entnehmen können, ſo ſoll mir das lieb ſein; im entgegengeſetzten Fall müſſen Sie ſich damit tröſten, daß Ihre Antwort eine nützliche Lehre für Sie ſelbſt enthalten wird: die nämlich, daß nicht jeder dazu berufen iſt, im Dienſte des Geſchmacks zu fechten, auch wenn er des Schreibens kundig iſt und im Privatleben ſo zufällig ein paar Anſichten aufſchnappt, die ſich bequem zu Papier bringen laſſen.

Digitized by Google

Über die Kaempeviſe und ihre Bedeutung für die Kunſtpoeſie.
1857.

I.

Die Kaempeviſe iſt faſt das einzige Denkmal vergangener Kunſt, das im Wechſel und Wandel der Zeiten immer ein friſches und kräftiges Leben im Bewußtſein des Volks geführt hat. Dank mündlicher Überlieferung iſt die Kaempeviſe Jahrhunderte hindurch von Geſchlecht zu Geſchlecht gegangen, ſicherlich nach und nach entſtellt, wie man unter ſolchen Umſtänden ſich wohl denken kann, aber doch in ihrem Grundton erhalten. Das eigentliche Volk, das hier wie anderwärts keinerlei unmittelbare Einwirkung der Kunſtpoeſie erfahren, hat in ſeiner Viſedichtung einen Ausdruck gefunden, der ſeinem inneren Leben Genüge thut; in ihr eignet dem Volke eine Form, worin ſein geiſtiger Gehalt ſich jedem anſchaulich offenbart. Die Kaempeviſe iſt nicht von einem einzelnen gedichtet; es iſt die Summe der dichteriſchen Kräfte des ganzen Volks, es iſt die Frucht ſeiner poetiſchen Begabung.

Dieſe Objektivität, die einen Grundzug im Charakter der Kaempeviſe bildet, und die ſomit einen Maßſtab für die Anſprüche des Volks in dieſer Richtung abgiebt, iſt vielleicht die eigentliche Urſache, warum die Menge bis jetzt dem größten Teil unſerer nationalen Kunſtpoeſie fremd gegenübergeſtanden hat. Die dichteriſche Subjektivität hat für das Volk keine Bedeutung; es kümmert ſich nicht um den Dichter, ſondern nur um ſein Werk, inſofern es darin eine eigenartige Seite ſeines eigenen Ich wiedererkennt. Das Volk gleicht nicht den Theaterbeſuchern unſerer Tage, die nur ins Theater gehen, ſo oft ſie dort Gelegenheit haben, von einer neuen Situation gereizt, von einer neuen Intrigue in Spannung verſetzt zu werden. Soll das Neue dem Volk zuſagen, ſo muß es in gewiſſem Sinn auch

Digitized by Google

ein Altes ſein, es muß nicht erfunden, es muß wiedergefunden ſein, es muß nicht als ein Fremdes und Abſtechendes in den Vorſtellungskreis treten, der das Vätererbe des Volks iſt, und in dem die nationale Kraft zum größten Teile ruht; es darf nicht als ein fremdländiſches Hausgerät geſchenkt werden, mit deſſen Gebrauch man nicht vertraut iſt, und das an den gewohnten Platz nicht paßt; es muß wiedergegeben werden wie ein altes Familienſtück, das wir vergeſſen haben, deſſen wir uns aber entſinnen, ſobald es uns vor Augen kommt, weil allerhand Erinnerungen ſich daran knüpfen, — Erinnerungen, die gleichſam in unſerem Innern lagen und dunkel und unbeſtimmt gärten, bis der Dichter kam und ihnen Worte lieh.

Damit ſoll natürlich nicht geſagt ſein, daß der Dichter ſich nicht dem Volk gegenüber als ein entwickelnder verhalten ſoll — im Gegenteil; — aber er ſoll dem Trieb des Volkes zur Selbſtthätigkeit Spielraum laſſen, er ſoll den Rohſtoff aus dem Volk ſelbſt holen, dann kann er ihn verarbeiten nach Herzensluſt. Der Trieb zu dichteriſcher Selbſtthätigkeit iſt nämlich ein Merkmal des ganzen germaniſchen Stammes, und daher kommt es, daß nur einzelne Kunſtformen wirklich volksmäßig bei dieſem Stamm ſind, während die übrigen Formen durch die Civiliſation das ausſchließliche Eigentum der Gebildeten geworden ſind und bis auf den heutigen Tag dem eigentlichen Volk als etwas Totes und Fremdes gegenüberſtehen. Anders verhält es ſich mit den Griechen und Römern, und anders verhält es ſich auch mit dem romaniſchen Volksſchlag, mit den Italienern, den Spaniern und den Franzoſen. Keine von dieſen Nationen beſitzt eine Volkspoeſie, die unſeren Kaempeviſer entſpricht. Dieſe ſüdländiſchen Völker haben nicht ſelbſt gedichtet; ſie hatten ihre Dichter und Sänger. Der Südländer ließ ſich und ſeine Vorzeit durch ſeine Künſtler verherrlichen, der Nordländer verherrlichte ſich ſelbſt; der Südländer ließ ſich beſingen, der Nordländer

Digitized by Google

war ſelbſt Dichter und Sänger. Arioſt, Taſſo, Cervantes, Calderon u. ſ. w. ſtanden über ihren Landsleuten und in gewiſſem Sinn auch über ihrer Zeit; die nordiſche Dichtung dagegen entſprang der Überfülle der Zeit als eine natürliche Frucht; ſie ward ein Ausdruck für das reichſte Gut, das das Volk in ſeinem eigenen Innern trägt, — und darin liegt der große Unterſchied. In jenen Dichtungen des Südens war gleichſam die dichteriſche Kraft ihrer ganzen Nation konzentriert, und das Volk war ihnen gegenüber ſozuſagen nur der zehrende Teil, — Zuhörer, nicht Mitarbeiter. In dieſem paſſiven Verhältnis zur Kunſt bei den Völkern des Südens liegt u. a. auch der Grund dafür, daß die Plaſtik dort als eine ſo weſentliche Kunſtform auftritt; der Bildhauer und der Maler geben dem Gedanken, der ihnen vorſchwebt, ſo ungefähr einen ganzen und ungeteilten, einen greifbaren Ausdruck; ſie fordern, um verſtanden zu werden, mehr Betrachtung als eigentliche Selbſtthätigkeit vom Beſchauer. Dasſelbe gilt auch zum großen Teil von der dramatiſchen Kunſt. Keine dieſer Kunſtformen iſt darum im eigentlichſten Sinne national bei uns geworden; der Nordländer findet ſich nicht ganz zurecht innerhalb dieſer Schranken, wo er nicht nach eigenem Gefallen auf dem ſchon Gegebenen weiterbauen kann; er will die Geſchöpfe ſeiner Phantaſie, ſeine eigenen Begriffe und Vorſtellungen nicht von der Hand eines anderen, fertig in Fleiſch und Blut, verkörpert ſehen, er verlangt nur die Umriſſe für die Zeichnung, ſelbſt will er die letzte Hand ans Werk legen, ganz nach eigenem Bedürfnis. Er möchte nicht, wie der Südländer, daß der Künſtler auf ſein Werk deuten und zeigen ſoll, wo das Centrum liegt, — das Centrum will er ſelbſt ſuchen, und zwar nicht auf einem vorgeſchriebenen Wege, ſondern mittels des Radius, den die individuelle Schattierung des Volkscharakters ihm als den nächſten bezeichnet.

Mit dieſem Urſprung der Viſedichtung aus dem Volk

Digitized by Google

ſelbſt iſt natürlich auch eine größere Innerlichkeit der Aneignung verknüpft. Die Viſer ſind für uns nicht eine bloße und bare Gabe, nicht etwas von außen Gekommenes; ſie ſind ein Bauwerk, zu dem ſeinen Stein geliefert zu haben jeder einzelne von uns ſich bewußt iſt, inſofern jeder einzelne von uns einen Funken des Geiſtes in ſich ſpürt, der das Ganze belebt. Die Viſedichtung iſt nicht wie die Troubadourpoeſie eine ſelbſtändige, begrenzte Seite der Nationalität, in der ſie zuhauſe iſt; ſie iſt ein weſentlicher Beſtandteil unſeres Volkslebens in allen ſeinen Nüancen, ſie hat ihren eigenartigen Schimmer über ſie alle geworfen, hat in allem Wurzel gefaßt und hat ſich deshalb auch verhältnismäßig länger friſch erhalten, während die Troubadourpoeſie mit den Bedingungen, Zeitumſtänden u. ſ. w. hinſiechte, die ſie zum Leben erweckt hatten.

Es iſt freilich etwas Wunderbares um dieſe Sache, wie um jedes Produkt des unmittelbaren Dichtertriebs des Volkes; es ſcheint, als wäre die mündliche Überlieferung die einzige, in der er ſich frei entwickeln und ein ſtets verjüngtes Leben im Volk führen kann; es ſcheint, als ob die ſtarre, aufgezeichnete Form nicht günſtig für die Mitteilung iſt, als ob durch dieſe Form eine Schranke geſetzt ſei gegen jene Zudichtung und Umdichtung, die die Kaempeviſe braucht, um ſich immer jung und friſch von Geſchlecht zu Geſchlecht fortzupflanzen. Geht die Kaempeviſe in die Welt des Buchs über, ſo wird ſie auch zur ſelben Zeit und im ſelben Grad aufhören, im Mund des Volkes zu leben, und wird ſich uns in einem ganz anderen Lichte zeigen; gedruckt wird die Kaempeviſe alt und grau, ja ſogar altmodiſch, wenn man will, — auf den Lippen des Volks hat ſie mit dem Begriff Alter nichts zu ſchaffen. Das lebendige Wort iſt für die Kaempeviſe, was der Apfel der Iduna für die Aſen war, — es nährt nicht bloß — es erneut und verjüngt.

Trotzdem iſt es ein Glück, daß dieſe Aufzeichnungen gemacht

Digitized by Google

worden ſind, und es wäre gut, wenn ſie in weiterem Umfang noch vorgenommen würden, ſolange es noch Zeit iſt. Die dichteriſche Produktionsperiode des Volks darf wohl als abgeſchloſſen gelten, und wenn der Sommer zu Ende iſt, ſo mag eine Sammlung getrockneter Kräuter immerhin beſſer ſein als gar nichts. Mit der ſteigenden Civiliſation nimmt die nationale Eigenart ab, die eine Grundbedingung aller Volkspoeſie iſt; um dichten zu können, hat das Volk ferner ein kräftiges, ſtarkes und bewegtes Zeitalter nötig, das reich iſt an Begebenheiten und hervorragenden Perſönlichkeiten, reich an Männern, in denen ſeine Eigentümlichkeiten ſich mehr oder weniger potenziert haben; denn ebenſo wie das Volk aus ſich ſelbſt dichtet, ſo dichtet es ſchließlich auch nur über ſich ſelbſt, — es ſingt nur, wenn es in ſeinem Innern mehr mit ſich herumträgt, als es verarbeiten kann, mehr, als es zum täglichen Bedarf gebraucht. Alle dieſe Bedingungen für eine lebendige Volksdichtung können Zeit und Verhältniſſe nicht mehr zuwege bringen, und darum muß auch die Kaempeviſe aufhören, im gleichen Sinn das Eigentum des Volkes zu ſein wie ehedem. Die Notwendigkeit und der Trieb des fortgeſetzten Produzierens machen ſich nicht mehr geltend, und damit iſt der Viſedichtung die Wurzel abgeſchnitten; ihre einzelnen Produkte können allerdings im Gedächtnis, in der Erinnerung aufbewahrt bleiben; darum wird ſie aber doch ſein wie ein Blumenſtrauß im Waſſerglaſe: ſcheinbar friſch, kann er ſich eine Weile halten, aber der Lebensfaden iſt abgeſchnitten, die Fortpflanzungskraft iſt nicht mehr vorhanden. Die Viſedichtung iſt die Frucht eines Überſchuſſes an Poeſie geweſen, den das Volk hatte, — fortan kann ſie nur noch ein Gegenſtand ſeines Wiſſens ſein.

Wie es aber mit allem geht, was ein geiſtiges Lebensmoment in ſich trägt, ſo geht es auch mit der Kaempeviſe, — ſie ſtirbt nicht mit ihrem Tode. Als Volksdichtung in ihrer

Digitized by Google

eigentlichſten Bedeutung hat ſie wohl zunächſt aufgehört zu exiſtieren, aber ſie trägt dennoch in ſich die Bedingungen für ein neues und höheres Daſein. Die Zeit wird kommen, da die nationale Kunſtpoeſie zur Viſedichtung hindrängt als zu einer unerſchöpflichen Goldgrube; geläutert, zurückgeführt zu ihrer urſprünglichen Reinheit und gehoben durch die Kunſt, wird ſie dann wieder Wurzel ſchlagen im Volk. Der Anfang iſt ſchon gemacht mit der Saga; Oehlenſchlägers Genie hat die Notwendigkeit einer nationalen Grundlage für die nationale Dichtung geahnt, und auf dieſem Prinzip baut ſich ſeine ganze Thätigkeit auf. Daß Oehlenſchläger ſich auf die Saga und nicht auf die Kaempeviſe warf, war eine natürliche Folge der Verhältniſſe zur Zeit ſeines erſten Auftretens; die Bedeutung der Saga war ſchon erkannt, nicht unweſentliche Unterſuchungen waren über dieſen Gegenſtand angeſtellt worden, Saxos Werk war in der Überſetzung verbreitet, und als Gegenſatz zu der Geſchmacksrichtung, die bekämpft werden mußte, war wohl auch die Saga geeigneter als die Kaempeviſer. Dieſe waren allerdings auch durch Anders Vedels und Peder Syvs Ausgaben allgemein zugänglich, während Sandvig und Nyerup ſchon 1780 und 84 ein paar Hefte herausgegeben hatten; aber einesteils war eine Geſchmacksreform wie die Oehlenſchlägerſche erforderlich, um die Bedeutung der Viſedichtung einleuchtend darzuthun und etwas mehr als nur einen „leidlichen Zeitvertreib“ aus ihr zu machen, andernteils und in erſter Linie ging ihr eigenartiger poetiſcher Grundton uns erſt ſo recht ein, nachdem die romantiſche Schule in Deutſchland ſich entwickelt und begonnen hatte, auch auf das künſtleriſche Bewußtſein Skandinaviens Einfluß zu gewinnen, was erſt nach Oehlenſchlägers Auftreten der Fall war. Allerdings nahm er ſchon in der erſten Periode ſeines Schaffens den Stoff zu einigen ſeiner beſten dramatiſchen Arbeiten: „Axel und Valborg“ ſowie zu „Hagbarth und Signe“ aus den Kaempe-

Digitized by Google

viſer, doch es ſcheint, als hätte er kein beſonderes Gewicht auf die verſchiedenartige Behandlung gelegt, die die Kaempeviſe der Saga gegenüber beanſprucht; er hat in dieſen beiden Tragödien allerdings Meiſterwerke, aber auch etwas ganz anderes geliefert, als die entſprechenden Viſer uns geben. Daß jene Werke gleichwohl das geworden ſind, was ſie ſind, muß (natürlich nächſt der genialen Begabung des Dichters) dem Umſtand zugeſchrieben werden, daß die Kaempeviſe in weit höherem Grade als die Saga ſich zur dramatiſchen Behandlung eignet. Die Saga iſt ein großes, kaltes, abgeſchloſſenes und verſchloſſenes Epos, in ihrem innerſten Weſen objektiv und aller Lyrik fremd. Und in dieſem kalten, epiſchen Licht ſteht die Sagazeit vor uns, in dieſer großartigen plaſtiſchen Schönheit ziehen ihre Geſtalten an uns vorüber. So und nicht anders muß die Sagazeit von uns aufgefaßt werden; denn jede Periode ſpiegelt ſich für das Folgegeſchlecht ganz nach der Beſchaffenheit der Überlieferungen ab, durch die ſie bekannt wird.

Soll nun der Dichter aus dieſem epiſchen Stoff ein dramatiſches Werk ſchaffen, ſo muß er notwendigerweiſe ein fremdes Element in das gegebene Material bringen, er muß das Lyriſche hineinbringen; denn bekanntlich iſt das Drama eine höhere Verbindung von Lyrik und Epos. Damit aber verrückt er das urſprüngliche Verhältnis des Stoffes zu dem Beſchauer; die Zeit und die Begebenheiten, die ſich uns in abſtrakter, plaſtiſcher Formenſchönheit dargeſtellt hatten, giebt uns der Dichter nun wieder als ein Gemälde in Farben, mit Licht und Schatten, und wir finden uns nicht zurecht mit dem Inhalt, den wir uns gewöhnt hatten durch ein ganz anderes Medium zu betrachten. Dank der dramatiſchen Behandlung tritt die Sagazeit allerdings in ein näheres Verhältnis zur Wirklichkeit, aber eben das ſoll ſie nicht; Statuen gewinnen nicht dadurch, daß man ihnen natürliche Hautfarbe, Haare und Augen giebt.

Digitized by Google

Dieſe hieraus folgenden unvermeidbaren Mißlichkeiten haben auch in Oehlenſchlägers dramatiſchen Werken nicht ganz unmerkliche Spuren zurückgelaſſen; es bleibt jedoch immerhin die Frage, ob der Dichter nicht manches davon hätte vermeiden können, wenn er eine andere, dem Stoffe mehr entſprechende Sprachform gewählt hätte. Ein „Hakon Jarl“ in Proſa wäre durch Oehlenſchlägers Feder wohl genau ſo poetiſch geworden wie einer in Verſen; wenigſtens wird man gewiß ſpäter einmal erkennen, daß der fünffüßige Jambus keineswegs der zweckmäßigſte Vers für die Behandlung von ſkandinaviſchen Stoffen der Vorzeit iſt; dies Versmaß iſt nämlich unſerer nationalen Metrik ganz fremd, und doch kann der nationale Stoff nur durch eine nationale Form ganz zu ſeinem Rechte kommen.

Die Saga iſt, wie ſchon bemerkt, ganz und gar epiſch; in der Kaempeviſe dagegen findet ſich das Lyriſche vor, allerdings in anderem Verhältnis als im Drama, aber vorhanden iſt es doch, — und der dramatiſche Dichter, der ſich ſeinen Stoff aus den Viſer holt, braucht den Stoff nicht einer ſolchen Veränderung zu unterwerfen, wie der, der ſich ſeinen Gegenſtand aus der Saga holt. Dieſer Umſtand iſt ein weſentlicher Vorteil, der es dem Dichter ermöglicht, ſein Werk genauer und intimer als Spiegelbild der Zeit und der Ereigniſſe zu geſtalten, die er behandelt; er kann dadurch (wenn er es überhaupt vermag) dem Beſchauer ſeine Helden ſo darſtellen, wie dieſer ſie ſchon aus der Volksdichtung kennt. Dazu kommt noch, daß die ungezwungenere Metrik der Viſer viele Freiheiten geſtattet, die für den dramatiſchen Dialog von großer Bedeutung ſind, und es iſt darum unzweifelhaft, daß früher oder ſpäter dieſe poetiſche Quelle fleißig benutzt werden wird von den kommenden Dichtern, die auf der von Oehlenſchläger geſchaffenen Grundlage weiter bauen; denn daß ſein Wirken nur als eine Grundlage für kommende Werke betrachtet werden muß, das leuchtet doch ein,

Digitized by Google

und es liegt darin auch keineswegs eine Schmälerung seines Ruhms; denn es ist ja gerade ein Kennzeichen alles Guten und Schönen, daß es nicht etwas an und für sich Abgeschlossenes ist, sondern daß es in sich den Keim zu einer höheren Vollkommenheit trägt. Die nationale Kunstpoesie im Norden begann mit der Saga, jetzt ist die Kaempevise an der Reihe. Oehlenschlägers Behandlung der Saga gleicht den Variationen eines genialen Musikers über ein volkstümliches Thema; die dramatische Behandlung der Kaempevise kann zur Volksmelodie selbst werden, kunstgemäß behandelt und kunstgemäß ausgeführt.

Obwohl die Aufzeichnungen der Saga in die christliche Periode des Nordens fallen, so ist ihre Poesie doch im wesentlichen heidnisch, und darum läßt sie sich als Stoff auch weit bequemer im antiken griechischen, als in dem Stil behandeln, der als der moderne christliche bezeichnet wird. Aus diesem Grunde ist Oehlenschläger auch „Balders Tod“ unzweifelhaft besser gelungen als irgend ein anderes seiner dramatischen Werke. Wenn ich bisher den Ausdruck „Saga“ gebraucht habe, so muß ich hier darauf aufmerksam machen, daß ich unter dieser Bezeichnung nicht bloß die historischen Überlieferungen, sondern auch die mythischen Sagen und Gesänge verstehe. Im Gegensatz dazu muß die Kaempevise als wesentlich christlich angesehen werden; sie enthält allerdings in sich ein heidnisches Moment, aber das ist hier in einem ganz anderen und höheren Stadium vorhanden als in den mythischen Sagen, und hierdurch offenbart der poetische Nachkömmling des Christentums, die Romantik, seinen Einfluß auf die Visedichtung. Der Asaverehrer, der, wo der Verstand versagt, nicht die Macht des Glaubens kennt, konstruiert sich eine Welt mit vollständiger Aufhebung der vernunftgemäßen Gesetze; in ihr ward alles, aber eben deshalb auch nichts übernatürlich; und so half er sich, so wußte er den Glauben mit der Vernunft auszusöhnen.

Digitized by Google

Die romantiſche Lebensanſchauung dagegen geht einen anderen Weg, ſie huldigt Shakeſpeares Satz: „daß es mehr Dinge zwiſchen Himmel und Erde giebt, als die Schulweisheit ſich träumen läßt“; ſie räumt dem Vernunftgemäßen ſein Recht und ſeine Gültigkeit ein, aber daneben, darüber und dadurch geht das Myſtiſche, das Rätſelvolle, das Unerklärliche, das Chriſtliche, wenn man will, denn das Chriſtentum iſt ja ſelbſt ein Myſterium; es predigt ſelbſt den Glauben an die Dinge, „die man nicht begreifen kann“. Und dadurch unterſcheidet ſich die mythiſche Sage in ihrem Grundton von der Kaempeviſe; jene verhält ſich zu dieſer wie die Fabel zum Märchen: die Fabel kennt das Mirakulöſe nicht, das Märchen wurzelt darin.

Dieſe zugleich ſinnliche und überſinnliche Welt, die entrollt uns die Kaempeviſe. In vielen Viſer treten die Helden und Begebenheiten der Aſalehre als hauptſächlicher Inhalt auf, aber immer in einem neueren Zuſchnitt, immer in einer mehr oder minder ausgeprägten chriſtlichen Geſtalt. Thor und ſeine Kämpfe mit den Thurſen, Sigurd Fafnersbane und ſeine Verrichtungen, die Tyrfingſage u. ſ. w., ſie ſind alle in den Trachten und unter den Namen des Mittelalters hinreichend kenntlich; aus der Welt der Götter und Sagenhelden ſteigen die Geſtalten herab, um Kaempen und gewaltige Rittersleute zu werden. Aber man geht gewiß fehl, wenn man den Grund zu dieſer Verwandlung entweder im religiöſen Gefühl des Volks oder in irgend einem politiſchen und kirchlichen Zwang ſeitens der Herrſchenden ſucht. Die Mythen lebten naturgemäß noch lange fort im Volk, nachdem das Chriſtentum Eingang gefunden hatte, und es iſt wohl zu bezweifeln, ob die Vorſtellung vom Chriſtentum klar und rein genug war, um den Glauben an die Götter der Väter zu töten. Die vielen ſcheinbaren Berührungspunkte zwiſchen der älteren und der neueren Lehre machen es im Gegenteil wahr-

Digitized by Google

ſcheinlich, daß beide lange Zeit hindurch gleichmäßig neben und mit einander beſtanden haben, und daß die chriſtliche Lehre im Anfang vielleicht mehr durch ihre civiliſierende Kraft denn eigentlich als Religion gewirkt hat. Nicht einmal die Prieſter, die Verkünder der neuen Lehre, hatten das Verhältnis hinlänglich klar erfaßt, nicht einmal ſie waren im ſtande, ſich von den ererbten Traditionen loszureißen. Anſtatt zu predigen, das Daſein der Aſen ſei nur in der Einbildung vorhanden, anſtatt zu verkünden, mit dem Glauben, der ſie aufgab, ſeien ſie vernichtet geweſen, ſtellten ſie ſie als böſe, feindliche, der neuen Lehre und ihren Bekennern gefährliche Mächte dar. Kein Wunder alſo, daß die alten Erdgeiſter zähe waren, denn ſie fußten auf feſtem Grunde. Mochte der heilige Olaf ſie auch in Stock und Stein bannen bis zum jüngſten Tage — ſie lebten doch weiter im Bewußtſein und Glauben des Volkes, und da haben ſie bis auf unſere Tage ihren Wohnſitz behalten.

Von außen her haben alſo die Mythen das Gepräge nicht empfangen, womit ſie uns in den Kaempeviſer wieder entgegentreten. Äußere Einwirkung hätte dieſes geiſtige Erbe der Väter vielleicht unterdrücken, ja vernichten können; aber ihm nach eigenem Gutdünken ein verändertes Gepräge zu geben, dazu wäre kein Zwang jemals mächtig genug geweſen; das Volk läßt ſich nicht dazu nötigen, Jahrhunderte lang in Rätſeln und dunkeln Umſchreibungen, deren rechte Bedeutung bald verloren gehen müßte, zu ſingen und zu ſagen. So kann wohl eine Weile durch drückende Cenſurverhältniſſe auf die Preſſe eingewirkt werden, niemals aber auf ein Volk.

Nein, was das Volk auf die Bahn führte, die in der Viſedichtung vorgezeichnet iſt, das war keinerlei Einwirkung von außen her, vielmehr der Antrieb ſeines eigenen, unbewußten, künſtleriſchen Taktes; es war nicht das religiöſe, wohl aber das äſthetiſche Gefühl, und das kann eine Nation nie in die Irre führen derart, wie es das einzelne Individuum in die Irre zu

Digitized by Google

führen vermag. Das Volk gab seinen Mythenhelden die mittelalterliche Ausstaffierung nicht deshalb, weil es durch das Christentum die richtige Auffassung der Asalehre, ihren Geist und ihr Wesen verloren hatte, — sondern weil die romantische Kunstanschauung, die mit dem Christentum in das Bewußtsein des Volkes eindrang, nicht weiter eine dichterische Produktion in der Richtung des antiken Heidentums gestattete; darum mußte der Stoff umgewandelt, darum mußte er zum Material für die neue Kunstform gemodelt werden.

Jetzt nur noch ein paar Worte über die Lyrik der Kaempeviser. Abgesehen davon, daß sie im Epos der Vise in derselben wunderbaren Art enthalten ist wie das Metall im Metallsalz, findet sie sich auch als ein eigenes, von den übrigen Bestandteilen der Vise getrenntes Element, im Refrain. Der Refrain ist für die Kaempevise, was das Vorspiel für ein Musikstück ist, — er bezeichnet die Stimmung, womit die Dichtung aufgenommen sein will. Aber diese Lyrik ist nicht subjektiver Natur, sie hat ihre Wurzel nicht in der Eigenart des Dichters. Der Dichter teilt in ihr dem Zuhörer nicht etwas von seinem individuellen Reichtum mit, er erweckt nur zu bewußtem Leben, was träumend und gärend im Volke selbst lag; seine poetische Begabung liegt wesentlich in einem gewissen Seherblick für das, was das Volk ausgesprochen haben will, und in einer gewissen Fähigkeit, diesem Ausspruch eine Form zu geben, in der das Volk am leichtesten das Ausgesprochene als sein Eigenes wiedererkennt.

Nach diesen Ausführungen wird es hoffentlich einleuchten, daß ich mich keineswegs in einen Widerspruch verwickelt habe, wenn ich vorher die Kaempevise etwas vom Volk selbst Gedichtetes nannte und nun zwischen dem Volk und dem Dichter unterscheide. Das Verhältnis ist hier dasselbe wie bei der Saga; auch sie verdankt natürlich ihre erste Aufzeichnung der

Digitized by Google

Einzelperſon; aber dieſe Aufzeichnung, die Form, in der ſie zu uns gelangt iſt, ſtand im ſtrengſten Einklang mit der Auffaſſung des Volkes. Die Kaempeviſe jedoch iſt in dem langen Zeitraum, da ſie friſch auf den Lippen des Volkes lebte, niemals niedergeſchrieben worden, und darum iſt es hier nicht ſo leicht, wie bei der Saga, dahinter zu kommen, was urſprüngliche Dichtung iſt, und was ſpätere Zeiten hinzugethan oder weggenommen haben. Soviel ſteht jedoch feſt, daß die Viſedichtung, ſogar in dem verhunzten Zuſtand, worin wir ſie jetzt vorfinden, eine reine und beſtimmte Kunſtform verrät, daß ſich durch eine etwas veränderte Wortſtellung insgemein ein korrektes Versmaß herausbringen läßt, und daß, wie Profeſſor Peterſen in ſeiner däniſchen Litteraturgeſchichte nachgewieſen hat, dasſelbe mit den Reimworten der Fall iſt.

In den Kaempeviſer beſitzen wir das ſtärkſte Zeugnis für eine geiſtige Verwandtſchaft zwiſchen den einzelnen Zweigen des großen germaniſchen Stammes. Die ſkandinaviſche, die deutſche, die engliſche und die ſchottiſche Viſedichtung trägt im weſentlichen dasſelbe Grundgepräge, obwohl es bei den verſchiedenen Volksſtämmen mit verſchiedenem Farbenton auftritt, ganz nach der Beſchaffenheit der örtlichen Verhältniſſe und dem Loſe, dem die Viſedichtung im Lauf der Zeiten da und dort unterworfen war. In Deutſchland ſcheinen die Viſer frühzeitig das Eigentum einer privilegierten Klaſſe geworden zu ſein; durch wandernde Sänger wurden ſie zu einer Kunſtpoeſie, die ſich nur auf den Ritterburgen vernehmen ließ, während die unfreien Stände, Bürger und Bauern, ſang- und klanglos ſich ihr tägliches Brot erkämpften, unterdrückt und eingeſchüchtert und, wie es ſcheint, des Triebes und der Kraft zu ſingen beraubt. Die Zeitumſtände bewirkten jedoch eine Reaktion, und es ſcheint, als ob die Viſedichtung von den Ritterburgen wieder zu den beſcheideneren Wohnungen des Volks nieder-

Digitized by Google

geſtiegen iſt, als ob das Volk das Erbe ſeiner Väter wieder in ſich aufgenommen hat, als ob die Viſedichtung wieder ein wirkliches Nationaleigentum geworden iſt, allerdings nun erſt aus zweiter Hand. Ungefähr dasſelbe iſt zweifellos in Dänemark und Schweden der Fall geweſen, in Norwegen dagegen nicht. Der Norweger hat niemals, wie die Brüdervölker, eine ſcharf umgrenzte Kaſteneinteilung gekannt. Bauer und Ritter bezeichneten bei uns niemals zwei Gegenſätze, ſondern nur zwei Formen der Thätigkeit. Das, in Verbindung mit der abgeſonderten Lage des Landes, der verhältnismäßig geringen Berührung des Volkes mit der übrigen Welt, und endlich die zu dem Kaempengeiſt des Nordens ſo gut ſtimmende Naturumgebung und deren Einfluß auf den Volkscharakter ſind lauter leicht erklärliche Gründe dafür, daß die norwegiſche Kaempeviſe ein ſo antikes Gepräge behalten konnte, während z. B. die däniſchen und ſchwediſchen Viſer vielfach an einer Verwiſchung deſſen leiden, was der urſprüngliche Charakter ihrer Sprache und Töne iſt, und deswegen einer verhältnismäßig viel ſpäteren Zeit anzugehören ſcheinen.

Aber wie der Grundton der ganzen germaniſchen Viſedichtung in der Hauptſache derſelbe iſt, ſo iſt auch der Stoff zum großen Teil ganz nah verwandten Vorſtellungskreiſen entnommen. In der ſkandinaviſchen Viſedichtung finden wir u. a., in mehr oder minder kenntlicher Geſtalt, die Helden aus dem deutſchen Nationalepos „Das Nibelungenlied“, ebenſo aus dem „Rolandslied“ u. ſ. w. wieder. Ritterliche Thaten, Weiberraub und Weiberrache, Kämpfe mit Drachen und Lindwürmern, abenteuerliche Fahrten ins Reich der Trolle, das als weit gen Norden liegend gedacht war, Fehde mit Trollen und Zwergen, die in den Bergen und Hügeln wohnten und über unermeßliche Schätze geboten, — dies und noch viel mehr ſcheint die weſentlich bevorzugten Stoffe der volkstümlichen Dichtung aus-

Digitized by Google

gemacht zu haben; rein hiſtoriſche Perſonen und Begebenheiten werden weit ſpärlicher behandelt, und in der norwegiſchen Viſedichtung ſo gut wie gar nicht.

Die Kaempeviſer — in der Form, wie ſie uns vorliegen — tragen, wie ſchon oben bemerkt, ein ſtark mittelalterliches Gepräge, und es ſcheint, als ob unſere Altertumsforſcher aus dieſem Grund ihre Abfaſſungsperiode in die Zeit vom Abſchluß der Sagazeit bis zur Reformation übereinſtimmend verlegen. Ziemlich einig ſcheint man ſich auch über die Erklärungsgründe für die Verbreitung derſelben oder wenigſtens ähnlicher Viſer unter allen germaniſchen Volksſtämmen zu ſein. Das ſoll durch Überſetzungen aus der einen Sprache in die andere geſchehen ſein; keine dieſer Erklärungen ſcheint mir aber eine innere Wahrſcheinlichkeit zu haben.

Hätten die Kaempeviſer die Skaldenpoeſie in der Zeit abgelöſt, ſo müßten ſie doch wohl auch in Geiſt und Inhalt ein Nachkömmling von ihnen geweſen ſein; größere Gegenſätze laſſen ſich aber kaum denken. Die Skaldenpoeſie, ſo wie ſie ſich in ihren letzten Zeiten, alſo unmittelbar vor dem Aufblühen der Kaempeviſer, geſtaltet hatte, war bekanntlich zu einem vollkommen geiſtloſen Formenweſen, einer Schale ohne Kern herabgeſunken; dem Skalden kam es nicht auf irgend welche dichteriſche Begabung an, ſondern nur auf einen geräumigen Kramkaſten zur Aufbewahrung der ererbten, traditionellen Wendungen, Ausdrücke und Bilder. Seine Poeſie war nur ein Geſpenſt aus der Vorzeit, — die Hülle für einen Geiſt, der ſchon längſt entwichen war, an den niemand mehr glaubte und den niemand mehr verſtand. In Frankreich hat man etwas Ähnliches in der nachgeahmten antiken Tragödie, aber wie es dort mit dieſer ging, ſo ging es hier mit der Skaldenpoeſie: bis zu einem gewiſſen Grade fanden beide Kunſtarten in einzelnen Kreiſen der Geſellſchaft etwas wie eine Verbreitung, aber ſich tief und warm

Digitized by Google

ins Volk einzuwachsen, sich seiner Denkweise einzuverleiben, dazu ist keine von beiden im stande gewesen. Die Skaldenpoesie war ein künstliches Fabrikat, die Visedichtung eine kraftvolle, lebendige Frucht; der Skaldensang wurde *verfertigt*, die Kaempevise *gedichtet*.

Von diesem steifen Formelwesen, die der Skaldenpoesie **conditio sine qua non** war, findet sich in der Kaempevise auch nicht eine Spur. Allerdings hat auch sie ihre stetig wiederkehrenden Ausdrücke und Bilder, aber daß diese sich in ihrem Ursprung nicht vom Skaldensang herleiten, davon wird jeder sich leicht überzeugen können. Im Skaldensang findet sich keine Spur von Lyrik; die Begebenheiten, die darin berührt werden, sind eigentlich nicht darauf berechnet, durch die Darstellungsweise zu wirken, — die Darstellungsweise war in der Hauptsache immer dieselbe; wonach der Skalde trachtete, das scheint einzig und allein die Sorge gewesen zu sein, auf die vorgeschriebene Weise, zierlich und regelrecht, seine Verherrlichung dieses oder jenes Helden vorzutragen, zu dessen Ruhme der Sang dienen sollte, und dessen Freigebigkeit — wohl gemerkt! — oft das war, was den Skalden hauptsächlich begeisterte.

Und an diesem toten Holz sollte der frische, lebendige Blütenflor der Kaempevise sich entfaltet haben! Nun und nimmermehr! Auf jeden Fall wäre das eine Fortpflanzung gewesen, für die es kein irgendwie entsprechendes Beispiel giebt. Einer geistlosen Kunstpoesie kann nie und nimmer eine lebenskräftige, volkstümliche Dichtung entspringen. Weit wahrscheinlicher ist es, anzunehmen, daß beide Kunstarten nebeneinander schon in der vorhistorischen Zeit bestanden haben; die Umwandlungsperiode der Kaempevise, ihr Übergang zur romantischen Form, in der wir sie kennen, trifft in diesem Fall mit den letzten Tagen der Skaldenpoesie zusammen, also mit der Zeit, die man (sicherlich irrtümlicher-

Digitized by Google

weiſe) als erſte Kindheit der Viſedichtung anſieht. Denn daß die Kaempeviſe nicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt zu uns gelangt iſt, läßt ſich kaum bezweifeln; viele innere Zeugniſſe der Viſer ſelbſt deuten auf eine nahe Verwandtſchaft mit den Eddadichtungen hin, die wohl ebenfalls nicht in der Urform vorliegen. Die innerliche Verknotung der Viſer mit den mythiſchen Stoffen macht es nicht unwahrſcheinlich, daß die ganze Götterlehre früher einmal in ferner, ferner Vorzeit unter dem Volk in uralten Sängen ausgeſprochen und verbreitet war, die gleichſam die Skelette für unſere Kaempeviſer bilden. Durch die Einführung des Chriſtentums und den dadurch bedingten Übergang der Dichtung in die romantiſche Kunſtform, und endlich durch das verſchiedene Gepräge des Zeitgeiſtes in den aufeinanderfolgenden Perioden haben jene Urweiſen größere oder geringere Umwandlungen durchgemacht, bis endlich ihre Entwicklung als „Kaempeviſer“ mit der Reformationszeit aufgehört hat, einer Epoche, nach der ſie kaum noch ſonderliche Einflüſſe erfahren haben. Auch mit den ſogenannten hiſtoriſchen Viſer dürfte dasſelbe der Fall ſein; auch dieſe dürften vielleicht im Grunde nur eine Umdichtung älterer, mythiſcher Weiſen ſein. All dies tritt hauptſächlich in den norwegiſchen Viſer mit genügender Deutlichkeit hervor; eine genauere Beweisführung im einzelnen würde indeſſen zu weitläufig ſein; ich werde mich deshalb nur darauf beſchränken, auf Landſtads Sammlung hinzuweiſen, wo man ſicherlich eine Beſtätigung deſſen finden wird, was hier ausgeführt worden iſt.

II.

Darf man nun alſo annehmen, daß die Viſedichtung in wechſelnden Formen ſeit der prähiſtoriſchen Zeit im Munde des Volkes gelebt hat, ſo wird dieſe Annahme keineswegs dadurch entkräftet, daß die Saga nichts von der Exiſtenz einer ſolchen

Digitized by Google

Dichtung meldet. Die Skaldenpoesie, die sich gleichzeitig mit dieser älteren (heidnischen) Visedichtung entwickelte, war eine Kunstpoesie, die Visedichtung dagegen Volkspoesie; daß der Saga-Mann also allein jene berücksichtigte und diese übersah, darf keinen von uns wunder nehmen, die wir wissen, daß dasselbe in weit jüngerer Zeit sich fast bis in unsere Tage hinein wiederholt hat. Man darf außerdem nicht vergessen, daß die Visedichtung mit ihrem in jener Zeit gewiß durch und durch heidnischen Inhalt dem aufgeklärten und gelehrten Saga-Mann anständigerweise nicht zusagen konnte, wenn auch das Volk Gefallen daran fand. Daß auch die Saga in ihrer Poesie heidnisch war, entging natürlich der Aufmerksamkeit des Aufzeichners, da der Gegenstand hier nicht wie in den Kaempeviser mit der Verherrlichung der Asen und Mythenhelden zu thun hatte, und die Skaldensänge als Belege zu benützen, das konnte sein Gewissen noch weniger beunruhigen, denn wohl waren auch diese Gesänge der Form wie dem Inhalt nach heidnisch, aber der Unterschied lag darin, daß, während die Götterwelt in den Kaempeviser ein frisches und lebendiges Dasein weiterführte, die Skaldenpoesie schon damals, wie oben bemerkt, zu baren Formeln und Floskeln herabgesunken war, die wahrlich bei niemand Anstoß erregen konnten. Das gilt hauptsächlich von den jüngeren Skaldensängen; was die älteren und besseren betrifft, so hatten sie natürlich, als Kunstprodukte, in der gelehrten Welt der damaligen Zeit ein Ansehen, das wohl alle anderen Rücksichten aufwiegen mochte.

Verhält es sich nun so, daß die Kaempeviser nur als eine neuere Form für die mythischen Dichtungen der grauen Vorzeit zu betrachten sind, so brauchen wir nicht zu der Annahme von Übersetzungen unsere Zuflucht zu nehmen, um uns die Verbreitung derselben Viser unter den germanischen Stämmen zu erklären. Diese Erklärung ist ja überdies mehr als gezwungen und in vielen Punkten nichts weniger als ausreichend, um das

Digitized by Google

Phänomen zu beleuchten. Zunächſt und vor allen Dingen iſt wenig innerliche Wahrſcheinlichkeit dafür vorhanden, daß eine Dichtung, die in dem Grad wie die Kaempeviſe im innerſten Leben des Volkes Wurzel zu ſchlagen vermochte, nicht an Ort und Stelle emporgekeimt, ſondern eingepfropft ſein ſollte durch Überführung aus fremdem Erdreich. In welcher Periode der Vorzeit ſollten wohl z. B. die Norweger den Drang verſpürt haben, durch däniſche, ſchwediſche oder deutſche Geſänge Begebenheiten zu verherrlichen, die auf keine Weiſe in ihre eigenen Verhältniſſe eingriffen, oder Männer zu beſingen, die ihnen nur durch feindliche Zuſammenſtöße bekannt waren? Und wie ſollte denn nur die Exiſtenz jener Geſänge zur Kenntnis unſerer Voreltern gelangt ſein? Der Verkehr zwiſchen den Völkerſtämmen in dieſen Zeiten war ſicherlich nicht ſo geartet, daß ein Austauſch geiſtiger Schätze dadurch gefördert worden wäre. Hierzu kommt noch, daß das, was man Überſetzungen genannt hat, gar nicht eigentlich ſo bezeichnet werden kann; es iſt eher eine parallel laufende, gegenſeitig unabhängige Behandlung desſelben Stoffes. Ganz abgeſehen von der Unwahrſcheinlichkeit, die darin liegt, daß eine reiche, mündliche Litteratur, die ihre Lebenskraft in dem eigenen Schöpferdrang des Volkes ſucht, ſich von Überſetzungen nähren ſollte, — muß man ferner bedenken, daß die hiſtoriſchen Viſer ſo gut wie gar nicht überſetzt ſind, und wo es der Fall iſt, da dürfte es vielleicht mehr als zweifelhaft ſein, inwieweit die Überſetzungen einigermaßen populär waren. In Norwegen, wo die ſchriftlichen Aufzeichnungen aus erſter Hand vorgenommen ſind, findet man keine ſolche überſetzten Viſer; in den däniſchen und ſchwediſchen Sammlungen trifft man ſie allerdings; da dieſe Sammlungen aber zum großen Teil nach alten geſchriebenen Viſebüchern beſorgt ſind, ſo kann hieraus kein ſicheres Zeugnis dafür abgeleitet werden, daß jene Überſetzungen in merklichem Umfang unter dem Volk ſelbſt verbreitet

Digitized by Google

waren. Sie dürften eher — und darauf scheint auch die Sprache hinzudeuten — aus einer verhältnismäßig jüngeren Zeit stammen, da die Visedichtung in Dänemark und Schweden sich in den Händen des Adels befand und also aufgehört hatte, sich aus dem Volk und durch das Volk zu nähren. Die sogenannten Eufemialieder, die bei uns in Norwegen ungefähr im Jahr 1300 aus dem Französischen übersetzt worden sind, und die in handschriftlichen Exemplaren schwedisch wie dänisch vorliegen, entkräften keineswegs diese Behauptung; denn einesteils zählen diese Gedichte nicht zu der eigentlichen Kaempevise, und anderenteils darf man mit Sicherheit annehmen, daß sie keineswegs im Volk, sondern höchstens bei einem Teil des Adels verbreitet waren, der die Idee der Königin Eufemia, die Troubadourpoesie im Norden einzuführen, aufnahm, — eine Idee, die indessen im Keim erstickt wurde.

Aus all diesen Gründen kommt die Annahme mir widersinnig vor, die Verbreitung der Viser gründe sich auf Übersetzungen; überdies liegt eine Erklärung, die mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, sehr nahe. Giebt man nämlich zu, daß der erste Ursprung der Kaempeviser in der mythischen Zeit zu suchen ist, so steht auch nichts im Wege, so weit wie möglich zurückzugehen, nämlich bis auf eine Zeit, die vor der Einwanderung des germanischen Stammes in Europa liegt, auf eine Zeit also, da dieser große Volksstamm ein ungebrochenes Ganze ausmachte.

Der Vorstellungskreis, in dem die Kaempevise sich bewegt, scheint in hohem Maße für diese Anschauung zu sprechen. Auf den großen Ebenen am Fuß des Ural tummelten sich die Germanen als ein damals schon kraftvoller und kriegerischer Stamm; die tschudischen Völkerschaften, die die Berge in ihrer Ausdehnung nach Norden bis zum Weißen Meer bewohnten, und deren Brüder, die Finnen, die auf den skandinavischen Hochebenen wandernd zogen, waren die natürlichen Feinde der Germanen, die bekämpft und

Digitized by Google

unterdrückt wurden, und die ſich deshalb, ſo gut ſie konnten, mit Liſt wehren mußten. Dieſer Stamm wäre alſo urſprünglich das Zwergenvolk der Kaempeviſer, das im Felsgebirge lebte und es verſtand, die Metalle zu Waffen und künſtlichem Schmuck zu verarbeiten. Die Zwerge werden als klein, liſtig und boshaft geſchildert; dies alles paßt gut auf die Tſchuden oder Finnen, und ihre Wohnſtätten in den Uralbergen mochten ihnen wohl das Anſehen von Weſen geben, die vermöge geheimer Künſte Reichtümer aus dem Geſtein zu gewinnen wußten, eine Kunſt, die unſere Vorfahren nicht kannten, worin aber der tſchudiſche Stamm, nach dem Zeugnis der Geſchichte, wohl erfahren war. Daß nach der Einwanderung im Norden die Vorſtellung von den verborgenen Schätzen der Berge entſtanden ſein ſollte, das iſt undenkbar: denn das Gebirge hier mochte eher den Eindruck einer Wohnſtatt unergiebiger Armut machen. Auch die in den Viſer erwähnten Fahrten ins Reich der Trolle paſſen nicht auf ein Volk, das ſelbſt ſeinen Aufenthalt im Norden hat; denn einerſeits hauſten die Urbewohner (die Trolle und Zwerge der Viſer) noch lange Zeit weiter in den Hochebenen Norwegens bis hinunter zur ſüdlichen Grenze, ſo daß alſo nicht die Rede davon ſein konnte, ſie im Norden zu ſuchen, wie es doch ſtändig heißt, — und andererſeits konnte ein abgehärtetes, mit unſerem Klima und unſeren Verhältniſſen vertrautes Volk nicht in dem Grade unter den Beſchwerlichkeiten und Gefahren eines Zuges nach Nordland leiden, wie es doch den Kaempeviſer zufolge der Fall geweſen zu ſein ſcheint. In dieſem Reich der Trolle, das im höchſten Norden liegt, herrſcht den Schilderungen nach eiſige Kälte und ewiges Dunkel; aber da die thatſächlichen Fahrten aus dem ſüdlicheren Norwegen dahin ganz gewiß nur im Sommer unternommen wurden, ſo leuchtet es ein, daß dieſe Charakteriſtik nicht auf eigene Erfahrungen, ſondern nur auf dunkle Sagen zurückzuführen iſt,

Digitized by Google

die teils mißdeutet, teils ausgeschmückt und umgedichtet sind. Es wird allerdings davon gesprochen, daß die Fahrten nach „Trollebotten“ zu Wasser gemacht wurden; aber es läßt sich hier ebensowohl an eine Fahrt denken, die die großen Ströme Rußlands hinauf ging, wie an eine Seereise längs der norwegischen Küste: und überhaupt darf man nicht vergessen, daß unsere Viser Änderungen aller Art verraten, die offenbar das Werk einer neueren Zeit sind. Die Fahrten nach Bjarmeland können auch nicht gut die Ursache dieser Vorstellungen gewesen sein; denn an anderen Stellen ist wiederum von ungeheuren „Eisenwäldern“ die Rede, die zu passieren waren, und wobei man an die Nadelwälder des nördlichen Rußlands denken mag, die unseren Vorvätern während ihres Aufenthaltes im Osten unbekannt waren, durch die sie aber bei ihrem Vordringen nach dem Norden hindurch mußten, und die ihnen wohl als Eisenwälder erscheinen konnten. Bemerkenswert ist es auch, daß die ganze Tierwelt der Kaempeviser auf einen südlicheren Himmelsstrich hinweist. Mit Ausnahme des Wolfs wird, soviel ich weiß, kein wildes Tier des Nordens in den Viser erwähnt, während hingegen der Lindwurm oder Drache (selbst wenn man ihn als Abkömmling der mythischen Midgardsschlange ansieht) den Gedanken unwillkürlich auf die riesenhaften Überreste der Urwelttiere hinleitet, die noch heut im östlichen Rußland entdeckt werden: sie wurden sicher damals weit häufiger angetroffen und weckten unseren Urahnen wohl die erste Vorstellung von jenen fabelhaften Ungeheuern, die später durch die Kaempeviser so populär geworden sind. Ferner thut man gut, nicht außer acht zu lassen, daß die Kaempeviser, trotzdem die Germanen nach der Einwanderung im Norden sich zu einem *seefahrenden* Volk entwickelten, dessen Heldenthaten größtenteils auf dem Meer vollbracht wurden, dennoch nicht das geringste zu berichten wissen von *Seekämpfen* oder von

Digitized by Google

Thaten und Unternehmungen zu Schiff, deſto mehr aber von Streit auf dem Feſtland, und zwar faſt immer von Streit zu Roß, obzwar bekanntermaßen dieſe Art des Kampfes unſeren Urahnen fremd war. Auch das läßt uns einen Aufenthalt im Oſten annehmen; daß die Lokalität dort keinen Seekrieg geſtattete, verſteht ſich von ſelbſt, wohingegen es höchſt wahrſcheinlich iſt, daß die Germanen damals ein Reitervolk waren, wie das noch heutzutage auf die Stämme zutrifft, die dieſe Gegenden bewohnen.

Man wende hier nicht ein, daß die Welt der Kaempeviſer nur eine Welt der Dichtung ſei, die alſo mit der Wirklichkeit nichts zu ſchaffen habe. Die Poeſie des Volks iſt zugleich ſeine Philoſophie; es iſt die Form, in der es ſeine Ahnung ausſpricht von der Exiſtenz des Geiſtes im Konkreten; dieſe Poeſie ſucht natürlicherweiſe, wie alle künſtleriſche Produktion, ihren Ausgangspunkt im wirklichen Leben, in der Geſchichte, in überlieferten Geſchehniſſen und in der umgebenden Natur. So kann z. B. kein Zweifel ſein, daß die Mythen von Thor und ſeinen Kämpfen mit den Jötunern Symbole der urgermaniſchen Kraft und ihrer feindlichen Reibungen mit fremden Widerſachern ſind. Überhaupt muß ein Volk immer bis zu einem gewiſſen Grad eine Geſchichte haben, ehe es ſich eine Religion ſchaffen kann, und ſo war es auch der Fall mit unſeren Vorvätern; die dichteriſche Verherrlichung von der Urgeſchlechter Thaten, ihr Verſuch, nach Norden vorzudringen u. ſ. w., haben den Stoff für die mythiſche Dichtung und dieſe wieder die Grundlage für die Kaempeviſer abgegeben.

Die Zeugniſſe dafür, daß der Urſprung der germaniſchen Viſer in die Zeit fällt, da der Volksſtamm ſich im Oſten aufhielt, — ein Gegenſtand, der hier nur andeutungsweiſe berührt worden iſt — könnte ich ins Unendliche vermehren, wenn es meine Abſicht wäre, in dieſer Sache eine erſchöpfende Beweis-

Digitized by Google

führung zu liefern. Das iſt jedoch nicht der Fall; ich habe nur Proteſt erheben wollen gegen die Behauptung, die Kaempeviſer ſeien durch Überſetzungen verbreitet worden, eine Behauptung, die unſer urſprüngliches Eigentumsrecht an der geiſtigen Hinterlaſſenſchaft unſerer Vorväter zu einem großen und weſentlichen Teil umſtoßen würde. Was die ſogenannte isländiſche Sagalitteratur angeht, ſo hat man uns hier die Ehre ſtreitig machen wollen, aber unſere Männer der Wiſſenſchaft haben unſere Rechte in dieſer Sache vertreten. Sollte dasſelbe ſich nicht auch für die Kaempeviſer der Mühe verlohnen? Sollte von unſeren Altertumsforſchern keiner ſich berufen fühlen, in dieſer Angelegenheit ein endgültiges Wort zu ſprechen? Wenn dieſe Zeilen den Anſporn dazu gäben, ſo würde ich darin ihren ſchönſten Lohn ſehen: möge nun das Urteil zu Gunſten oder zu Ungunſten der Anſchauung ausfallen, der ich in Vorſtehendem Ausdruck zu geben gewagt habe.

Chriſtianiaer Theater.

1857.

„Thyre Bolöxe und der Gutsherr", das romantiſche Schauſpiel von J. M. Thiele, das jetzt auch über unſere Bühne gegangen iſt, hat im Frühjahr nach ſeiner Aufführung am „Königlichen Theater" einen lebhaften Streit in den Kopenhagener Zeitungen hervorgerufen. Hier in Chriſtiania, wo das Stück in der vorigen Woche zweimal gegeben worden iſt, ſcheinen die Meinungen über ſeinen Wert minder geteilt zu ſein. Man hat einſt große Hoffnungen auf Thiele geſetzt; als junger Student verſuchte er, Baggeſens bekanntes „Rätſel" zu löſen, und, trotzdem es nicht glückte, widmete Baggeſen ihm doch ein ſehr ſchmeichelhaftes Gedicht, worin ihm eine große Zukunft prophezeit wurde. Später hat Thiele — in Form von Briefen an die Heimat — einige

Digitized by Google

Schilderungen seiner Reisen in England und Italien veröffentlicht; außerdem hat er eine Thorvaldsenbiographie verfaßt und ferner eine Sammlung dänischer Volkssagen besorgt, u. s. w. In diesen Arbeiten zeigt sich der Autor als fleißigen Sammler, dabei nicht ohne eine gewisse scharfe Beobachtungsgabe. Diesen Eigenschaften sind die guten Seiten von „Thyre Bolöxe" zuzuschreiben, die ohne Zweifel vorhanden sind. Das Stück giebt ein wahres und frisches Bild der Zeit, der der Stoff entnommen ist; in etlichen Charakteren finden wir echt dänische Figuren wieder. Doch eben die Sorgfalt, womit das Ganze im Vorstellungskreise jener Zeit gehalten ist, macht es für das große Publikum, bei dem das erforderliche historische Wissen nicht vorausgesetzt werden kann, weniger verständlich. Irgendwelche poetische Begabung offenbart sich übrigens in dieser Arbeit nicht, die Thieles erste auf schöngeistigem Gebiete ist; auch läßt sich nicht leugnen, daß Thiele in hohem Grade einen Mangel an Kenntnis der Mittel verrät, wodurch eine dramatische Wirkung sich erzielen läßt.

„Eine Dorfgeschichte" auf dem Christianiaer Theater.

1857.

Wenn das Publikum diesmal, wider alles Erwarten, von der Haltung abweichen sollte, die es in letzter Zeit jeder künstlerischen Schöpfung gegenüber konsequent beobachtet hat, so dürfen wir dem oben genannten Stück kein besonders langes und erfreuliches Leben auf der Bühne prophezeien. Unsere Zeit ist nämlich die Zeit der Lichtbilder, die Zeit des Kunsthandwerks; die Technik — in der trivialen Bedeutung des Wortes — ist das einzige, was die Begeisterung des Publikums auszufüllen vermag, und darum ist auch das Theater, vom finanziellen Standpunkt

Digitized by Google

aus betrachtet, vollkommen in seinem Recht, wenn es, wie bisher, weiterhin die neueren französischen Werke vorzieht, die schon lange die Grundpfeiler des Repertoires gebildet haben. Diese Werke haben nämlich meist eine vollendete Technik, und darum gefallen sie dem Publikum gut; sie haben nichts mit der Poesie zu schaffen, und darum gefallen sie dem Publikum vielleicht noch besser. Einigermaßen anders verhält es sich mit der „Dorfgeschichte" [S. H. Rosenthal-H. C. Andersen]; sie wird im wesentlichen von einem poetischen Grundton getragen und wird schon deshalb von der Masse einer verdächtigen Kategorie eingereiht. Sicherlich giebt es unter unseren vernünftigen Leuten manch einen, der meint, daß man das Stück mit gutem Grund sowohl unwahr als auch ungesund nennen kann, da es nicht im Verhältnis der Photographie zur Wirklichkeit steht; für diese Leute ist nämlich Wirklichkeit und Wahrheit gleichbedeutend, — wird nicht die Wirklichkeit kopiert, so wird — ihrer Meinung nach — auch die Wahrheit nicht wiedergegeben. Das Publikum ist übrigens in dieser Kunstanschauung konsequent, das muß man ihm lassen! In der Nationalgalerie, bei der Lektüre einer Dichtung u. s. w., immer hört man die gleichen Bemerkungen; eine Landschaft erhält erst ihren rechten Wert, wenn der Beschauer sie als Prospekt wiedererkennt, wenn sie, wie es heißt, ähnlich ist. So auch auf der Bühne; man verlangt hier das, was die Wirklichkeit zu bieten hat, nicht mehr und nicht weniger; daß die Kunst eine erhebende Wirkung ausüben soll, das ist eine Forderung, die nur wenige geltend machen. Desto häufiger aber wird Belehrung, Unterweisung in allerhand „nützlichen Dingen" verlangt. Daß die Bühne bildend wirken soll, das ist ein Satz, den die Menge ungefähr in demselben Sinn versteht, wie man ihn etwa einem Konversationslexikon gegenüber auffaßt. Aus diesem Grund sind auch die historischen Stücke im allgemeinen so beliebt (das heißt, wenn sie thatsächlich wahr sind); „denn daraus kann man doch

Digitized by Google

etwas lernen". Nur noch einen Schritt weiter auf der Bahn des Realismus, und auch unser photographischer Standpunkt von heute ist überwunden, und dahin muß es vernünftigerweise kommen: denn diese sonst so beliebte Kunst enthält unleugbar ein ideales, und folglich ein nach der modernen Anschauung verwerfliches Moment —, indem sie nämlich die Farben der Wirklichkeit nur in einer abstrakten Wiedergabe leistet. Wo aber wird dann die nächste Etappe sein? Nun ja, die praktische Wissenschaft hat ja in dieser Richtung den Weg gewiesen; denn ein künstlicher Prozeß ist jetzt erfunden, den man Naturdruck nennt, und mittels dessen greifbare Gegenstände aller Art bis auf die äußersten Details kopiert werden mit allen Unzuträglichkeiten des Augenblicks, mit allem ihren zufälligen Schmutz. Da haben Kunst und Poesie unserer Zeit einen Fingerzeig, auf den sie wohl achten müssen. Ein solches Ziel müssen auch sie sich stellen, — dann sind sie der Sympathie des Publikums sicher, dann können sie auf eine populäre Art ihre erhabenste Aufgabe lösen: das Volk wird in ihren Schöpfungen sich selbst wiederfinden.

Anton Wilhelm Wiehe.

1857.

Der Schauspieler Anton Wilhelm Wiehe, über dessen künstlerische Bedeutung und Thätigkeit wir hier in Kürze einiges mitteilen, ist am 8. Juli 1826 zu Kopenhagen geboren und scheint dank den großen Traditionen, die sich an seine Familie knüpfen, schon in der Wiege für die Theaterlaufbahn bestimmt gewesen zu sein, — er ist nämlich ein Enkel des Norwegers Michael Rossing, eines jener Gewaltigen, jener Reichbegabten, von denen die dänische Bühne so viel zu sagen weiß, und deren anregender Einfluß auf die zeitgenössischen Dichter so sehr dazu beigetragen

Digitized by Google

hat, daß das däniſche Drama eine ſo hohe Stufe der Entwicklung erreicht hat. Anton Wilhelm Wiehe ſcheint aber im Anfang den Drang zu künſtleriſchem Schaffen, der ſich ſchon früh in ihm regte, eine Weile mißverſtanden zu haben, — er entſchied ſich für die Malerei, ging in die Lehre und beſuchte die Akademie. Es währte jedoch nicht lange, bis er zu der Erkenntnis kam, daß das, wonach er im Grunde ſuchte und taſtete, ihm auf einem anderen Weg erreichbar war, daß er nicht durch die Farben, ſondern durch das lebendige Wort, nicht vor der Staffelei, ſondern auf der Bühne am beſten den Reichtum entfalten konnte, der in ihm wie in jeder Künſtlernatur gärend ruhte und nach Form und Ausdruck rang. Im Jahre 1843, kaum ſiebzehn Jahr alt, trat er deshalb als Eleve beim „Königlichen Theater“ ein.

Unter Wiehes Rollen aus jener erſten Periode ſeines Künſtlerlebens ſind zu erwähnen: Jörgen in „Erik und Abel“ [Oehlenſchläger], Ejnar Tambeskjälver in „Hakon Jarl“ [Oehlenſchläger], Filippo in „Staatsmann und Bürger“ [Scribe], der „Pariſer Taugenichts“ [Bayard], Lazarillo in „Don Céſar de Bazan“ [Dumanoir und Dennery] u. ſ. w. Daß Wiehe ſchon früh große Erwartungen weckte, iſt wohl zu begreifen; trotzdem iſt es an einem großen Theater für einen Anfänger nicht leicht, ſich mit all der Kraft, die gerade in den erſten Jahren ſo erforderlich iſt, zu entwickeln; die beſſeren Rollen ſind in den Händen älterer Künſtler, und dem Jünger bleibt nichts, worauf er ſich ſo recht herzhaft werfen, das er mit der Liebe packen und wiedergeben könnte, die ſich gerade dann am ſtärkſten verrät, wenn der innere Beruf wirklich da iſt. Ein Anfänger von Wiehes Fähigkeiten hat ſich in dieſer Beziehung allerdings gewöhnlich weniger zu beklagen, als die meiſten anderen, aber er fand es dennoch zweckmäßig, einen längeren Urlaub nachzuſuchen, um mit Langes Truppe in der Provinz aufzutreten. Nachdem er hier reiche

Digitized by Google

Gelegenheit zu Beſchäftigung und Entwicklung gefunden hatte, kehrte er an das Kopenhagener Theater zurück, wo er bis 1849 blieb. Der Krieg ſtand vor der Thür. Wiehe ging als Freiwilliger mit, ſpielte den Winter über in Kopenhagen, zog im folgenden Frühjahr wieder mit den Soldaten ins Feld und wurde bei Idſted verwundet. Wieder trat er dann für kurze Zeit im Königlichen Theater auf und nahm darauf ein Engagement bei uns in Chriſtiania an, wo er am 11. September 1851 zum erſten Mal als Oluf in Oehlenſchlägers „Königin Margaretha“ debütierte. In dem Zeitraum von ſechs Jahren, der ſeitdem verfloſſen, iſt er am Chriſtianiaer Theater über fünfhundertundſechzig Mal und in mehr als hundert verſchiedenen und zum Teil ſehr verſchiedenartigen Rollen aufgetreten. Sie alle hier aufzuzählen, würde zu weit führen, wir beſchränken uns deshalb darauf, einzelne hervorzuheben, um damit die Grenzen anzudeuten, innerhalb derer Wiehes hauptſächliche Begabung zu ſuchen iſt; und man wird daraus erſehen, daß dieſe Grenzen keineswegs eng ſind. Außer der ſchon genannten Debütrolle alſo hat er gegeben: „Don Juan von Öſterreich“ in Delavignes gleichnamigem Drama, Adolf in „Die Sparkaſſe“ [H. Hertz], Henri d'Albret in „Die Märchen der Königin von Navarra“ [Scribe], Seaton in „Verlorene und gewonnene Ehre“ [C. Hauch], Henri de Flavigneul in „Der Damenkrieg“ [Scribe], Charles in „Die Läſterſchule“ [Sheridan], die Titelrolle in Victor Hugos „Hernani“, Bernard in „Der Emigrant und ſeine Tochter“ [J. Sandeau], St. Ernſt im „Weiberfeind [Bouilly], Möller in „Amtseifer“ [Bayard-Höedt], den Herzog in „Der Geheimagent“ [Hackländer-Björnſon], Ejnar Tambeskjälver in „Hakon Jarl“ [ſ. o.], Ripafrata in „Mirandolina“ [Goldoni-Blum], Lord Meville in „Kean“ [Dumas], Aage in „Meiſter und Lehrling“ [C. Hoſtrup], Fauckland in „Die Nebenbuhler“ [Sheridan], Romeo in „Romeo und Julia“, Orlando in „Wie es euch ge-

Digitized by Google

fällt“ [Shakespeare], Nemours in „Ludwig der Elfte“ [Delavigne], Dick Rapid in „Der heimgekehrte Nabob“ [Morton], Jochum in „Ein Sonntag auf Amager“ [Johanne Luise Heiberg], Marlow in „Mißverständniſſe“ [Goldſmith], die Titelrolle in Molières „Don Juan“, Goſamer in „Triumph der Heiterkeit“ [Reynold], Bertram in „Ende gut, alles gut“ [Shakeſpeare], Franz in „Berthas Klavier“ [Barrière und Lorin], den Verwalter in „Erasmus Montanus“ [Holberg], Harry in „Der Weg zum Verderben“ [Holcroft], Claudio in „Traum und That“ [C. Hoſtrup], Philipp in „Salomon de Caus“ [A. Munch], Maſham in „Ein Glas Waſſer“ [Scribe], den Chevalier in „Ninon“ [H. Hertz], Abel in „Erik und Abel“ [ſ. o.], Flemming in „Elfenhügel“ [L. J. Heiberg], Zacharias in „Oeſtergade und Veſtergade“ [Th. Overskou], Gaſton in „Der Schwiegerſohn des Herrn Poirier“ [Augier-Sandeau], Emerich in „Eine Feſſel“ [Scribe], Stejn Skafteſön in „Ein Abend auf Giske“ [A. Munch], Kjeld in „Die Leute von Gudbrandsthal“ [ſ. S. 393], Hermann in „Großjährig“ [Bauernfeld], Figaro in der Komödie „Figaros Hochzeit“ [Beaumarchais], Georges Bernard in „Er führt die Braut heim“ [Legouvé], Harald Haarderaade in „Die Wäringer“ [Oehlenſchläger], Gudmund Alfſön in „Das Feſt auf Solhaug“ [Ibſen], Ingomar in „Der Sohn der Wildnis“ [Halm], Axel in „Axel und Valborg“ [Oehlenſchläger], Troels in „Die Wochenſtube“ [Holberg], Stig Hvide in „Svend Dyrings Haus“ [H. Hertz], Brandt in „Einquartierung“ [H. Hertz], Polak in „Thyre Bolöxe“ [ſ. S. 360], Tadeo in „Der Jüngſte“ [H. Hertz] und Halvard Gjaela in „Zwiſchen den Schlachten“ [Björnſon].

Wiehe kam zu uns nach Chriſtiania im Beginn einer Epoche, die reich an inneren Reibungen und Kämpfen geweſen iſt. Der Gedanke einer nationalen Bühne war allmählich aufgetaucht; doch kein ſchriftliches Demonſtrieren, keine logiſche

Digitized by Google

Auseinanderſetzung über Nutzen und Notwendigkeit einer derartigen Anſtalt iſt im ſtande, die Sache ſo leicht und ſo ſchnell zum Reifen zu bringen, wie ein anregendes Beiſpiel, — und darum hat Wiehe einen unbeſtreitbaren Einfluß auf die Förderung unſerer nationalen Bühne ausgeübt.

Er hat etwas Neues aufs Theater und dem Publikum ins Bewußtſein gebracht; die ganze Poeſie der Jugend lag ſtark und warm über ſeinem Spiel, — es offenbarten ſich in ſeinen Leiſtungen eine ſeeliſche Reinheit, ein tiefes Gefühl für die Heiligkeit und Bedeutung der Kunſt, ein begeiſtertes Streben, nicht nach kraſſer Wirklichkeit, ſondern nach Wahrheit, nach jener höheren, ſymboliſchen Wiedergabe des Lebens, jenem einzigen, das in der Welt der Kunſt wirklich des Kampfes wert iſt und das doch von ſo wenigen nur erkannt wird. Daß ein ſolcher, zugleich mit allen äußeren Vorzügen ausgeſtatteter Künſtler von unberechenbarem Nutzen iſt in einer Periode taſtender Entwicklung, in einer Periode, da eine keimende Kunſt ſich ihre Vorbilder ſucht und ihre Zuflucht zu den Repräſentanten der Überlieferungen nehmen müßte, falls keine Männer des Fortſchritts zu finden wären, muß jedem einleuchten. Es wird allgemein geklagt, daß die Zeit der großen Bühnenkünſtler vorüber iſt. Das Théâtre français hat ſeine glänzende Epoche gehabt, das däniſche Theater blickt zu ſeiner Vergangenheit empor, und Deutſchland hat keinen Ekhof, keinen Iffland, keinen Schröder mehr. Bis zu einem gewiſſen Grad iſt das wahr; die Schuld liegt aber bei den Autoren und namentlich in der Richtung des neuen franzöſiſchen Dramas. Dieſe in techniſcher Beziehung vollendeten Machwerke, die jährlich aus den Werkſtätten der Pariſer Schriftſteller hervorgehen und die in ſo traurigem Maße dazu beitragen, die Virtuoſität auf Koſten der Kunſt zu fördern, — dieſe Filigranarbeiten, die einzig auf die Wirkung berechnet ſind,

Digitized by Google

die darin liegt, daß „Dialog gemacht wird“ *), müssen ja doch die Kunst herabziehen in eine niedrigere Region — in die Region des Effekts. Ist es da ein Wunder, daß unsere Zeit so wenig wahre Schauspieler hat? Was hat denn jene Künstler der Vergangenheit so groß gemacht? Man baute damals seine Leistung auf die Totalität und nicht auf das einzelne, man schilderte das Allgemeine und nicht das, was eine zufällige Mode oder eine verderbte Gesellschaftsordnung im Augenblick so oder so geformt hat, — das war's. Aber die Schauspieler unserer Zeit, — was können sie denn machen? Man sehe ihr Repertoire an! Besteht es nicht zu neun Zehnteln aus jenem französischen Firlefanz, der obendrein unserer Nationalität ganz und gar widerstrebt? Große Anerkennung verdienen deshalb die Künstler, die es verstehen, in diesem engen Fahrwasser vorwärts zu steuern, ohne zu stranden, und zu ihnen gehört Wiehe. Zwei Wege giebt es für den Künstler; entweder er steigt zur Virtuosität herab, oder er hebt das Machwerk empor und macht ein Kunstwerk daraus: und das allein ist eines wahren Künstlers würdig, und das hat Wiehe gethan. Man betrachte seinen Georges Bernard in „Er führt die Braut heim“, — diesen geschminkten Repräsentanten des Materialismus, — was wird nicht aus ihm in den Händen des Künstlers! Werden wir nicht dahin gebracht, über der Poesie der Darstellung zu vergessen, daß der Autor uns nur eine Abhandlung über sociale Verhältnisse, — in dramatischer Form geliefert hat? — Jede wahre künstlerische Leistung ist notwendigerweise poetisch, diese Poesie aber hat bei Wiehe einen durch und durch nationalen nordischen Charakter; wenn wir unsere

*) Dieser Ausdruck wurde kürzlich von einer unserer begabtesten Künstlerinnen gebraucht; der Schreiber dieser Zeilen glaubt, daß man an jener Künstlerin viele Vorzüge von (in künstlerischem Sinn) weniger zweifelhafter Natur hervorheben könnte.

Digitized by Google

Volksdichtungen, die Kaempeviſer, unſere Sagas u. ſ. w. unterſuchen — ſo werden wir in ihnen die gleichen Grundbedingungen für ihre Wirkung wiederfinden: eine unbewußte Symbolik, eine Höhe und Ruhe der Seele, eine Erkenntnis von dem Wert der Stimmung, womit in höherem oder geringerem Grad die lebenswarmen Geſtalten beſeelt werden, die er aus ſeinen Rollen herauszudichten weiß.

Eins aber ſoll Wiehe nie vergeſſen: ſein Aufenthalt bei uns iſt mehr als ein Engagement, — es iſt eine Miſſion, und die darf er nicht im Stich laſſen!

„Lord William Ruſſell“ und ſeine Aufführung am Chriſtianiaer Theater.

1857.

Es giebt in der Poeſie kaum eine Kunſtform, die ſo wie die hiſtoriſche Tragödie Schwierigkeiten zu überwinden hat, um von dem lebendigen Intereſſe und der Liebe der Menge getragen zu werden; das iſt auch ganz natürlich begründet in den Anſprüchen, die (künſtleriſch) an die hiſtoriſche Tragödie geſtellt werden müſſen, ſofern ſie ihren Begriff erſchöpfen ſoll, — Anſprüche, die allerdings ſelten befriedigt werden. Wir haben eigentlich kein Recht, von der wahren hiſtoriſchen Tragödie Fakta der Geſchichte zu verlangen, wohl aber deren Möglichkeiten, nicht die nachweisbaren Perſonen und Charaktere der Geſchichte, aber den Geiſt und die Denkart des Zeitalters. In dieſem Sinne wäre „Götz von Berlichingen“ genau ſo gut eine hiſtoriſche Tragödie, auch wenn die Fabel vom Dichter ganz und gar erfunden wäre, während Schillers „Wilhelm Tell“, „Wallenſtein“, „Maria Stuart“ u. ſ. w. unhiſtoriſch ſind, ebenſo wie Shakeſpeares „Macbeth“ u. a.: denn obwohl dieſe Werke

Digitized by Google

hiſtoriſche Thatſachen darſtellen, ſo beruht doch die Darſtellung auf einer vollſtändigen Aufhebung jeder Eigentümlichkeit ſowohl des geſchilderten wie jeglichen anderen Zeitalters und Zeitgeiſtes. Daß jedoch das Hiſtoriſche oder Nichthiſtoriſche ohne Einfluß iſt auf den poetiſchen Wert eines Dramas, das muß einleuchten, und vielleicht thut der Dichter recht daran, die Forderungen, die an die hiſtoriſche Dichtung geſtellt werden, nicht zu erfüllen, weil dadurch das Werk für das richtige Verſtändnis der großen Maſſe ein Buch mit ſieben Siegeln bleiben müßte: denn bei ihr iſt auf die nötigen Vorausſetzungen nicht zu rechnen. Der wahre Beifall, der wirkliche Sieg des Dichters muß von der unmittelbaren Aneignung des Volks, nicht von einer durch hiſtoriſche Erinnerungen erhitzten Stimmung ausgehen.

Aber wie es im allgemeinen nicht ratſam iſt, die Forderungen zu befriedigen, die oben an die hiſtoriſche Tragödie geſtellt wurden, ſo hat dieſe dichteriſche Gattung auch mit dem ſtarken Widerſtand zu rechnen in den traditionellen Anſprüchen, die an die Tragödie überhaupt erhoben werden. Es iſt zur Gewohnheit geworden, von ihr eine Hoheit, eine Lauterkeit der handelnden Perſonen, eine Größe der Gedanken und des Ausdrucks, des Willens und der Handlung zu fordern, die das erſetzen ſoll, was der Kothurn der Griechen bezweckt hat, — das Gefühl davon, daß wir über den Bereich der Alltäglichkeit herausgehoben ſind. Doch gerade deswegen verſagt die Wirkung meiſt; der Welt, welche die Dichtung beſchwört, ſteht der Zuſchauer fremd gegenüber — kein Band giebt es da, das uns mit dem kämpfenden und fallenden Helden verknüpfte, und darum wird ſein Fall auch nicht von unſerer Teilnahme begleitet.

Geht man nun von den hiſtoriſchen Forderungen aus, die oben aufgeſtellt werden, und erkennt man die Berechtigung der traditionellen Anſprüche an das Tragiſche im allgemeinen an, ſo wird man ſehen, daß A. Munchs „Lord William Ruſſell“

Digitized by Google

eine hiſtoriſche Tragödie in dieſem Sinne nicht eigentlich iſt. Woher aber kommt dann der große und allgemeine Beifall, den dieſe Dichtung gefunden hat und ſicherlich noch lange Zeit ſowohl auf det Bühne wie in der Leſerwelt finden wird?

Das Geheimnis iſt: die traditionelle Tragödie ſtellt kleine Götter, -- Munchs Dichtung ſtellt große Menſchen dar.

Es iſt in dieſen Zeilen nicht meine Abſicht, mich des weiteren auf eine Unterſuchung des „Lord William Ruſſell“ einzulaſſen; das bleibe denen überlaſſen, die mehr direkt einen Beruf zur Kritik haben; und ich werde mir darum nur wenige kurze Bemerkungen geſtatten, wobei ich vorausſetze, daß die in Frage ſtehende Dichtung dem Leſer bekannt iſt.

Jede hervorragende Perſönlichkeit iſt ſymboliſch im Leben, ſymboliſch in ihren Thaten und in ihrem Verhältnis zu den Reſultaten der Geſchichte. Aber der mittelmäßige Autor, der die Forderung mißverſteht, daß die bedeutungsvollen Erſcheinungen des Lebens in der Kunſt potenziert werden ſollen, erhebt dieſe Symbolik der Perſönlichkeit bei den Figuren, die er ſchildert, zum Bewußtſein, und verrückt damit das natürliche Verhältnis durch ein Verfahren, das ebenſo verkehrt iſt wie das des Chemikers, der ein Mineral eine höhere Verbindung mit einem ſeiner Grundbeſtandteile eingehen läßt in der Abſicht, dadurch einen edleren Stoff zu gewinnen, während er in Wirklichkeit nur erreicht, daß er etwas ganz anderes erhält. Indeſſen, nicht nur die Symbolik der Perſönlichkeit wird aus ihrem natürlichen Verhältnis gerückt, — dasſelbe gilt auch von der ganzen ſymboliſchen Grundidee. Statt daß ſie ſich verſteckt durch das Werk zieht, wie die Silberader durchs Geſtein, wird ſie unaufhörlich ans Tageslicht gezerrt; jeder Zug, jede Äußerung, jede Handlung deutet darauf hin, als ob ſie ſagen wollten: „Seht her — das iſt der Sinn — das iſt die Bedeutung deſſen, was Ihr vor Euch ſeht!“ Wozu das? Der

Digitized by Google

Grund liegt in einem ungerechtfertigten Mißtrauen gegen das poetiſche Aneignungsvermögen des Publikums, gerade als ob das dichteriſche Empfinden für das Schöne und Bedeutungsvolle nicht gemeinſames Eigentum des Schaffenden und des Empfangenden wäre. Wenn es ſich anders verhielte, ſo wäre es wahrlich nicht der Mühe wert, auch nur zwei Verszeilen zu Papier zu bringen; denn ſeinem eigenen Schaffensdrang kann der Dichter auch ohnedies genügen, und für die Öffentlichkeit ſchreibt er doch nicht des Beifalls wegen, ſondern um die gärenden Gedanken des Volks zu klären; — die ſchaffende, die bildende Kraft gehört ihm allein, aber das Vermögen der poetiſchen Erkenntnis, und die Fähigkeit, Genuß zu finden an dem, was ſeine Form ſchon erhalten hat, gehört dem ganzen Volk.

Dieſes zuverſichtliche Vertrauen in die dichteriſche Empfänglichkeit des Volks geht warm und belebend durch Munchs Dichtung; er hat die ſymboliſche Runenſchrift ohne Kommentar ſtehen laſſen, indem er es jedem einzelnen überließ, ſie nach ſeinem individuellen Bedürfnis zu deuten. Darum iſt das Werk auch in ſeinem Äußeren ein konkretes Faktum und in ſeiner Totalität ein packendes Kapitel der Weltgeſchichte. William Ruſſell handelt ſo und nicht anders, weil es mit ſeinem Charakter übereinſtimmt, nicht, weil es ſich für ihn, den Helden der Tragödie, ſo geziemt, oder weil er in ſich ſelbſt die Perſonifikation des engliſchen Freiheitsſinnes ſieht; Lady Rachel folgt ihrem Mann vor die Schranken, ſtreitet und kämpft für ſein Leben mit allen Waffen, die ihr zu Gebote ſtehen, nicht weil ſie im Stück das Ideal der Weiblichkeit vorſtellen ſoll, ſondern weil ſie in Wirklichkeit ein Weib iſt, eine Gattin in des Wortes edelſter Bedeutung. Hier alſo ſind die Anſprüche der Wirklichkeit an die Kunſt erfüllt; der bewußte Kampf der Ideen zieht ebenſo wenig an uns vorüber, wie dies in der Wirklichkeit geſchieht. Was wir ſehen, ſind vielmehr die menſchlichen Konflikte,

Digitized by Google

und darin eingesponnen liegen, weit hinten, die Ideen — kämpfend, untergehend oder siegverheißend; nicht mit dem Fallen des Vorhangs im fünften Akt endet das Stück, — der wirkliche Schluß liegt außerhalb des Rahmens. Der Dichter hat die Richtung angedeutet, in der dieser Schluß zu suchen ist; und nun ist es unsere Sache, ihn mitdichtend zu finden, — jeglicher für sein Teil.

I.

So viel über das Stück. Die Aufführung würde ich unerwähnt lassen, wenn nicht ein kritischer Herr in der „Christianiaer Post" seine ekelhafte Überschätzung des „Christianiaer Theaters" in letzter Zeit so sehr auf die Spitze getrieben hätte, daß es schädlich wirken könnte auf die Anstalt, und es darum eine Pflicht ist, gegen diese Überschätzung zu protestieren und sie einigermaßen in die Grenzen der Vernunft zurückzuweisen. Dieser Mann hat uns oft genug erzählt, daß wir in dem „Christianiaer Theater" eine Kunstanstalt von so und so hohem Wert haben, daß ihre Leistungen so und so vortrefflich, geschmackvoll et caetera sind. Da aber diese schwankenden Gemeinplätze im Grunde nichts besagen, so habe ich lange darauf gewartet, er würde sein Urteil schärfer abstecken, — doch vergebens. Wenn ein Maler als vorzüglicher Künstler in den Himmel gehoben wird, so möchte man gern wissen, ob er es im Landschaftsfache, in der Historienmalerei, Porträtkunst, Blumenmalerei oder in allem zugleich ist. Da nun unser Mann das „Christianiaer Theater" als eine vorzügliche Kunstanstalt anpreist, so müßte er auch bedenken, daß es seine kritische Pflicht ist, die Behauptung im einzelnen zu begründen; denn so nackt und nüchtern will sie nicht viel besagen. Ist es das feinere französische Lustspiel, worin das „Christianiaer Theater" so Vorzügliches leistet? Oder ist es die Molièresche und Holbergsche Komödie? Oder ist es vielleicht das Vaude-

Digitized by Google

ville — oder die Tragödie?*) Oder sind es am Ende alle diese Gebiete zugleich? Nach seinem Artikel vom Sonntag, den 6. Dezember, sollte man fast meinen, er betrachte als stärkste Seite des Theaters — die Darstellung des Shakespearedramas, weil er in diesem Artikel einen Kreuzzug gegen die Beyerschen Bearbeitungen predigt, die unlängst das Bürgerrecht auf der Kopenhagener Bühne erworben und von dort natürlicherweise den Weg zu uns gefunden haben. „Es scheint uns,“**) sagt er, „daß das ‚Christianiaer Theater‘ Macht und Ansehen genug hat, um mitzuwirken und nötigenfalls voranzugehen, wo es gilt, den guten litterarischen Geschmack aufrecht zu erhalten.“ Auf was gründet er diese Meinung von dem Ansehen und der Macht des „Christianiaer Theaters“, den guten Geschmack wiederherzustellen, den das Kopenhagener „Königliche Theater“ zerstört hat? Etwa darauf, daß das „Chr. Theater“ von größeren ästhetischen Autoritäten geleitet wird, als es die Leute sind, die an der Spitze der Kopenhagener Bühne standen zu der Zeit, da die Beyerschen Produkte dort zur Aufführung angenommen wurden? Das wird er doch wohl nicht im Ernst behaupten wollen! Etwa weil das Personal des hiesigen Theaters auf einer so viel höheren Stufe der Kunst stehe? Auch das kann nicht der Fall sein, denn ein Vergleich zwischen den Repertoiren beider Theater wird das Gegenteil erweisen. Liegt die „Macht“ etwa im reineren Geschmack unseres Publikums? Nein, denn jene gerügten Umarbeitungen sind hier mit größerem und ungeteilterem Beifall aufgenommen worden als in Kopenhagen. Nun wohl, so bleibt

---

*) Nach der Oper will ich nicht fragen; denn in einem seiner letzten Artikel scheint er — merkwürdig genug — im Ungewissen darüber zu sein, inwieweit „unsere Oper“ sonderliche Bedeutung hat.

**) Nämlich dem Kritikus der „Chr. Post“.

Digitized by Google

nur eins, — es muß die gründlichere Kritik ſein, die uns Macht und Anſehen in ausreichendem Maße verleiht, den zerrütteten Finanzen des Geſchmacks aufzuhelfen, wenn das Kopenhagener Theater ſie herunterbringt: denn, wenn weder die Theaterleitung, noch das Perſonal, noch das Publikum es vermögen, ſo fällt mir keine andere „Macht“ mehr ein als die Kritik. Da aber der Theaterrecenſent der „Chr. Poſt“ mit ſeinem äſthetiſchen Syſtem im allgemeinen ſo ziemlich allein daſteht und ſich wiederholt von ſeinen Kollegen eine recht harte Behandlung hat gefallen laſſen müſſen, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß er dieſe ſeine Widerſacher im Auge gehabt hat als die Beſitzer der rätſelvollen Macht, um die es ſich hier handelt, und die ſich alſo zuguterletzt in ihm ſelbſt konzentriert, in dieſem beſcheidenen „Uns“, deren „unmaßgebliche Anſicht es iſt“ u. ſ. w.

Eine kritiſche Thätigkeit, wie die, welche hier gerügt iſt, richtet ja allerdings weiter keinen Schaden an; da aber die Aufführung von „Lord William Ruſſell“ reichlich Gelegenheit bietet, die guten Seiten des „Chriſtianiaer Theaters“ ſowie auch ſeine Mängel und Unvollkommenheiten hervorzuheben, ſo möchte ich dieſe Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen laſſen, vielmehr Betrachtungen über verſchiedene Einzelheiten anſtellen, und jeder, der ſich aus dem einzelnen eine Vorſtellung vom ganzen zu bilden vermag, wird ſich ſelbſt ſagen können, inwiefern die vom Kritikus der „Chr. Poſt“ verheißene Shakeſpeareſche Epoche im Anzuge iſt oder nicht.

Wenn ein Recenſent nicht den redlichen Willen hat zu nützen und zu berichtigen, ſo hat er überhaupt nicht das Recht, ſich öffentlich verlauten zu laſſen. Die Auffaſſung der Charaktere will ich deshalb ganz aus dem Spiel laſſen; denn daran zu rütteln bringt meiſt mehr Schaden als Nutzen, und wenn der Schauſpieler in der Auffaſſung auch nicht immer mit dem Autor harmoniert, ſo kann die Auffaſſung des Schauſpielers doch

Digitized by Google

ebenſo richtig ſein, wenn ſie nur mit Konſequenz durchgeführt wird und außerdem in die ganze Maſchinerie paßt. Dagegen werde ich mich mit der Wiedergabe etlicher Einzelheiten etwas genauer befaſſen.

Bei der erſten Scene zwiſchen Lady Rachel und Taunton, ebenſo bei dem darauffolgenden Monolog Rachels iſt weiter nichts zu bemerken; die Abſicht des Autors liegt hier zu klar am Tage, als daß ſie leicht mißverſtanden werden könnte; und das war auch nicht der Fall; aber ſchon in der vierten Scene hat Howard einige Dialogſtellen zu ſprechen, die ſeinem Darſteller zu denken geben. Ich habe hier zunächſt Howards Worte (S. 8) im Auge:

„. . . Seid ruhig, gnäd'ge Frau, —
Gewißlich ſah ich Euern Mann in London —
Heut Abend traf ich ihn in Shephards Weinhaus,
Wo unſre Freunde ſich verſammelten."

Dieſe Sätze werden von Herrn Peterſen geſprochen, als enthielten ſie nur eine einfache Antwort auf die Frage der Lady; wäre dies aber die Meinung des Autors geweſen, ſo hätten die beiden letzten Zeilen wegfallen können; ſpricht dagegen Howard von einer ſo gefährlichen Sache, wie die Begegnung bei Shephard es iſt, ſo kann man ſicher ſein, daß dies nicht ohne eine beſtimmte Abſicht geſchieht, und denkt man etwas näher über die Situation und Howards Charakter nach, ſo iſt dieſe Abſicht nicht ſchwer zu erraten. Er iſt feige und hat gefährliche Beziehungen, — in William Ruſſells Anſchluß muß er deshalb eine Stütze ſeiner Sache ſehen, — bei ſeiner zufälligen Anweſenheit im Wirtshaus wird Howard den Lord zu faſſen ſuchen, ſo daß es ihm erſchwert wird, ſich von dem aufrühreriſchen Anſchlag auszuſchließen, und ſollte dieſer Anſchlag verraten werden, wer weiß, ob die Regierung es da wagte, mit Strenge eine Sache zu verfolgen, als deren Mitwiſſer ein Mann wie Ruſſell gilt?

Digitized by Google

Das ist eine Hoffnung, die Howard sehr wohl nähren kann, obwohl sie sich späterhin als trügerisch erweist; nährt er sie aber, so ist es auch leicht erklärlich, daß er, wo er nur irgendwie kann, ein Wort über jene Begegnung fallen läßt, um so sich dagegen zu sichern, daß sie anders als in Verbindung mit Russells Namen der Öffentlichkeit bekannt werde.

Auch die Sätze, die darauf folgen, haben eine tiefere Bedeutung, die freilich bei der Aufführung nicht herauskam. Wenn Howard nämlich sagt:

„. . . Und weshalb nicht?
Man sieht, Ihr wißt nur wenig von dem Leben
In London, allerschönste Eremitin!
Weshalb begleitet Ihr nicht Euern Gatten?
Bald würdet Ihr erstrahlen" — u. s. w.

so sind diese Worte weder leere Komplimente noch hingeworfene Bemerkungen eines frivolen Modeherrn und dürfen deshalb auch nicht so wiedergegeben werden. Man bedenke, zu welchem Zweck der Lord nach Stratton kommt, — nämlich um den Besuch der Herzogin von Portsmouth vorzubereiten; und dann wird man leicht begreifen, wie wichtig es ihm sein muß, die Gesinnung der Lady Russell, die Strenge ihrer Grundsätze zu erforschen und festzustellen, inwieweit die Hoffnung auf nähere Beziehungen zum Hofleben für sie etwas Verlockendes haben könnte. Der Schauspieler muß deshalb in diese Verse einen spähenden Ausdruck legen, wie wenn er heimlich jeden Eindruck erhaschte, den die anscheinend gleichgültigen Worte hervorrufen könnten, und dieser Grundton wird festgehalten, bis Howard seine Taktik als vergeblich aufgiebt, eine andere Tonart anschlägt, und, mit großer Feinheit, versucht, was Furcht auszurichten vermag, indem er spricht:

„. . . Er riß uns alle hin —
So schlossen einen festen Bund wir gegen
Des Hofes Übermacht . . ."

Digitized by Google

Da aber auch dies wirkungslos abprallt an Lady Rachels zuversichtlichem Vertrauen in die reine Gesinnung ihres Gatten, so muß Howard in einer gewissen Entmutigung — in einer gewissen forcierten Selbstermannung endlich mit seinem Auftrag herausrücken und die bevorstehende Zusammenkunft erwähnen, die für ihn so wenig Gutes verspricht, und von der vielleicht doch alles für ihn abhängt. — Diese kurzen Andeutungen werden für einen denkenden Schauspieler, wie Herrn Petersen, hinreichen, um auch den Rest der Scene ins rechte Licht zu setzen.

Vor einer Sache möchte ich hier in ihrer Allgemeinheit warnen, und das ist die Gedankenlosigkeit, womit man an so vielen Theatern die Expositionsscenen behandelt; freilich ist es wahr, man findet gerade hier meist von des Autors Hand so manches, was sich im übrigen nur schwer in der Charakteristik der handelnden Personen unterbringen läßt und was zumeist nur in das Stück eingeflochten ist, um die Situation klarzumachen; ist das aber der Fall, so müssen sich die Schauspieler um so mehr anstrengen, um das Charakteristische mit dem zu vereinigen, was für das Stück notwendig ist. Oft geschieht es auch, daß der Schauspieler infolge seines nicht unbegründeten Mißtrauens gegen die Exposition es unterläßt, darin nach irgend einem tieferen Sinn zu forschen, obgleich ein solcher Sinn vielleicht mit geringer Mühe herauszufinden wäre.

In der sechsten Scene erscheint die Herzogin von Portsmouth. Madame Jörgensens Auftreten ist ausgezeichnet; nichts fehlt von dem, was entweder den Charakter oder die besondere Einwirkung der Situation auf den Charakter angeht. Der rasche Gang, die äußere Ungeniertheit, der unbefangene Ausdruck (wobei der Blick doch unsicher ist) — das kennzeichnet durchaus „der Freude freie Tochter.“ Doch alle diese Eigentümlichkeiten sind hier forciert, über die gewöhnlichen Grenzen hinausgehoben, eben weil

Digitized by Google

ſie ſie mit Bewußtſein zur Schau trägt, in der Abſicht, das Gefühl des Unbehagens dahinter zu verbergen, das eine Begegnung mit der Gattin William Ruſſells notwendigerweiſe in ihr hervorrufen muß. Darin liegt das wirklich künſtleriſche Spiel, das Spiel, wodurch eine Geſtalt in Wahrheit dramatiſch wirkt. Den Charakter in ſeiner abſtrakten Allgemeinheit aufzufaſſen und wiederzugeben, — das glückt dem tüchtigen Schauſpieler faſt immer. Woran es aber oft fehlt, das iſt die Nüancierung des Charakters in ihrer Unbegrenztheit — je nach den Situationen und Umgebungen, in denen er ſich momentan befindet. Madame Jörgenſens Auffaſſung dieſer Rolle iſt kühn, überſchreitet aber trotzdem nie die Grenzen des Erlaubten; doch was in noch höherem Grade verdient hervorgehoben zu werden, das iſt die ſichtbare Rückſicht auf die Hauptgeſtalten des Stücks, womit dieſe Rolle aufgefaßt iſt. Das kann nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden; denn das Rollenſtudium wird ſelbſt von beſſeren Künſtlern iſoliert getrieben; aus den Reden und Antworten ſeiner Rolle ſchafft ſich jeder für ſich ein Totalbild, ohne zu überlegen, ob der Gegenſpieler, dem man als Licht- oder Schattenſeite zu dienen hat, eine ſolche, oder ob er vielleicht eine ganz entgegengeſetzte Auffaſſung verlangt, — ohne zu erwägen, wie weit die Grundſtimmung, die der Autor über das Ganze gebreitet hat, dadurch beeinträchtigt wird oder nicht, — und ich denke, die meiſten von uns ſind Zeugen davon geweſen, was für ein Ausſehen das Ganze dadurch manchmal erhält. — Damit verwandt iſt der Mißgriff, wenn eine Nebenfigur den Charakter der Rolle im ſelben Grad detaillieren will wie die Hauptgeſtalten des Stücks; wenn ein Maler einen Baum in der Mitte oder im Hintergrund des Bildes anbringt, ſo führt er nicht jedes Blatt, jeden Zweig mit derſelben Genauigkeit aus, die er für den Vordergrund anwendet, und nach den gleichen Grundſätzen muß auch der Bühnenkünſtler handeln;

Digitized by Google

dadurch bekommt die Handlung ihre Perſpektive: denn wenn alle Figuren des Stücks zu Hauptfiguren gemacht werden, ſo wird eben dadurch dem Stück die Hauptperſon genommen.

Iſt Madame Jörgenſens Auftreten vorzüglich, ſo iſt es ihr Abgang doch nicht minder. Auch hier ſehen wir, nachdem Lady Rachel das Gemach verlaſſen hat, die Herzogin ihrer nicht-normalen Stimmung preisgegeben, da der Zorn über den kränkenden Empfang ſie beherrſcht, — auch hier erblicken wir ihren Charakter gleichſam durch ein gefärbtes Glas; aber es liegt in Wirklichkeit eine feine künſtleriſche Harmonie über den zwei Nüancen, die dieſe Scene ihr zu entfalten geſtattet; — dieſe und keine andere Maske wird ein Charakter wie die Herzogin beim Auftreten vornehmen, — dieſe und keine andere Art des Zorns wird jene Abfertigung ihr zu erregen im ſtande ſein; die Folgerichtigkeit des Spiels in derartigen Einzelheiten wird nur zu ſelten gewürdigt.

Wenn ich mich über Herrn Bruun dahin äußere, daß Barillon nicht zu ſeinen beſten Geſtalten gehört, ſo ſage ich gewiß nichts anderes, als was er ſich ſelbſt ſchon geſagt hat. Aber eine Bemerkung muß ich doch machen, weil ſie ſich auf verſchiedene Schauſpieler anwenden läßt und wohl verdient, daß man ihr Aufmerkſamkeit ſchenke. Ich habe hier Herrn Bruuns Behandlung der Monologe (z. B. 1. Akt, 9. Scene und 2. Akt, 8. Scene) im Auge. Wenn Herr Bruun ſie vorträgt, wendet er ſich dabei ans Publikum; dadurch wird aber die Illuſion aufgehoben, und jede dramatiſche Wirkung geht verloren. In Holbergs Stücken iſt ſo etwas nicht nur zuläſſig, ſondern ſogar richtig; hier dagegen iſt es nicht erlaubt. Wenn Barillon im erſten Akt zu ſich ſelbſt ſagt:

„Ich ſtehe hier als Ludwigs Abgeſandter;
Und ſein Vertrauen hab' ich mir verdient.
Wie trefflich alles geht! Ich laſſe ſie
Sich gegenſeitig würgen . . .“

Digitized by Google

ſo muß dies nicht vorgetragen werden, als ob Barillon ſchon längſt das ganze Gedankengebäude fertig im Kopf hätte; denn vieles davon iſt ja das Reſultat deſſen, was im vorhergehenden Moment unvermutet geſchehen iſt. Wir müſſen vielmehr ſehen, wie er diplomatiſch arbeitet, wie er ſeinen Plan Glied für Glied konſtruiert, wie er ſich Satz für Satz vorwärtskämpft, mit einem Wort — wie er ſeine Kombinationen durchlebt vor unſeren Augen, ſtatt daß er ſie uns als etwas im voraus Fertiges erzählt: dadurch wirkt er dramatiſch, dadurch kriegen wir den Barillon ſelbſt auf die Bühne, während wir ſo nur hören, wie ſein Darſteller von ihm berichtet. Dieſe falſche epiſche Behandlung des Monologs iſt keine Seltenheit; gewiß tritt oft der Fall ein, daß ſich ein Autor die Wiedergabe ſolcher Partien gar nicht anders gedacht hat; aber dem Zuſchauer und der Kunſt wäre wahrhaftig manchmal ſchlecht damit gedient, wenn die Schauſpieler nur gäben, was der Autor gewollt hat, und nicht mehr und nicht Beſſeres.

Über Mademoiſelle Svendſen kann ich mich kurz faſſen. Sie iſt ein merkwürdiges Phänomen, begabt mit einem glücklichen Inſtinkt, das Rechte zu treffen; ihr iſt es von Natur gegeben, über ihre Leiſtungen einen Schimmer von Poeſie zu breiten, der ſich bisweilen zur Verklärung ſteigert; aber darum iſt auch ihre künſtleriſche Selbſtthätigkeit um ſo geringer, — es hat faſt den Anſchein, als ob der Grundton, der Charakter, die Stimmung ſie ſuchten, — nicht umgekehrt. Näher auf ihre ſchwachen Seiten einzugehen, wäre deshalb vergebene Mühe; denn ſie liegen zum größten Teil in ihrer Natur begründet und ſind darum unverbeſſerlich. Aus dieſer Charakteriſtik aber wird man leicht erſehen, was ſie von der Rolle der Lady Rachel bewältigt, und was davon nicht in ihrem Bereiche liegt. Eines Weibes Liebe und Schmerz, Seelenhoheit und Hingebung vermag ſie uns warm und ergreifend darzuſtellen; denn dazu iſt ſie ſelbſt Weib genug.

Digitized by Google

Aber Liebe und Schmerz, Seelenhoheit und Hingebung ſo darzuſtellen, wie ſie ſich offenbaren in Lord Ruſſells Gemahlin, in der „ſteifen Puritanerfrau“, in einer Repräſentantin von Englands höchſter Ariſtokratie, — das vermag ſie nicht, dazu iſt ſie nicht Künſtlerin genug. Ein paar geringfügige Mängel, die nicht ihrer eigenartigen Begabung entſprungen ſind, und die ſie deshalb gut ablegen kann, werde ich indeſſen beiläufig hier erwähnen. Da iſt zunächſt und vor allen Dingen, daß ſie es an natürlichen Pauſen in der Wechſelrede fehlen läßt; offenbar hat ſie es bei der erſten und primitivſten Regel bewenden laſſen: daß man nämlich bei einem Komma ein wenig und bei einem Punkt ein bißchen länger pauſieren muß. Aber dies „bißchen länger“ kann ins Unendliche variiert werden. Hat ſie mitten in ihrer Rede einen Gedankenſprung zu machen, einen Übergang von einer Vorſtellung zu einer anderen, ſo muß man doch aus der Eigentümlichkeit der Pauſe, aus dem Geſichtsausdruck und der Wandlung des Tons erſehen können, daß dieſer neue Gedanke aufſteigt, und zu dieſem Ende muß auch die gehörige Zeit gegeben werden, ehe er ausgeſprochen wird: denn ſonſt erhält das Ganze ein mechaniſches Gepräge, und die Illuſion iſt weg. Dasſelbe gilt auch für die mangelhafte Art, wie ſie oft ihre Reden vorbereitet. Wenn ſie z. B. am Schluß des erſten Aktes ſagt:

„Sieh, William! Sieh! — die Abendſonne ſchwindet
In roten Strahlen — — —“,

und ſich gleichzeitig nach der Seite wendet, wo ihres Wiſſens das Abendlicht erſcheinen muß, ſo iſt das unrichtig, u. a. aus dem Grund, weil die unmittelbar vorhergehende Zeile:

„Ja, unſer iſt ein traulich ſtilles Heim!“

einen großen Teil ihrer Wärme und Innigkeit von dem Wohlbehagen empfangen haben muß, das der Anblick des milden Abends längſt bei ihr hervorgerufen hat, — eines Abends, auf den ſie alſo ſchon früher aufmerkſam geworden ſein muß.

Digitized by Google

Solche Kleinigkeiten werden nur beispielsweise erwähnt; ein wahrer Künstler übersieht sie aber nie. Allerdings ist es wahr, Mademoiselle Svendsen vermag ohne dieses gründlichere Studium stark zu wirken. Doch man darf sich auch darüber nicht unklar sein, daß diese Wirkung nicht mit der verwandt ist, die in den Leistungen eines vollentwickelten Tonkünstlers liegt, — aber wohl mit dem Eindruck, den wir von einer genialen Natursängerin empfangen: wenn wir der Dame applaudieren, so gilt das nicht ihrer Kunst, sondern ihrer künstlerischen Anlage.

II.

Im zweiten Akt ist die Scene nach London verlegt. Howard tritt in das Vorgemach des Herzogs, um eine Audienz zu verlangen. Schon bei den ersten Sätzen zeigt Herr Petersen, daß er diese Partien der Rolle nicht erschöpfend studiert hat, da er nämlich in unverhohlener Erregung und mit gebieterischem Ton zu einem anwesenden Bedienten sagt:

„Meldet mich — Lord Howard — gleich beim Herzog!"

In welcher Absicht kommt Howard? Doch, um selbst die aufrührerischen Pläne zu verraten, aus Furcht, sie könnten nicht länger verborgen bleiben, — und so durch ein anscheinend freiwilliges Bekenntnis womöglich sich selbst zu retten. Ist dem aber so, dann wird ein Mann von seinem Charakter nicht gleich mit einer Heftigkeit eintreten, die es dem Bedienten klar machen muß, daß irgend etwas Schlimmes los ist; er ist außerdem ein leichtsinniger Mann, der, ehe er auf den Obersten Rumsey stößt, sich noch damit schmeichelt, daß alles gut gehen werde, und der Sorglosigkeit heuchelt nicht nur, um andere zu täuschen, sondern auch, um sich selbst zu täuschen und die innere Angst zum Schweigen zu bringen, die ihn unaufhörlich foltert, — und zweitens ist Howard feig: in diesem Fall aber wird das Wohlwollen des geringsten Domestiken für ihn von Bedeutung sein an diesem Ort, und unter den Umständen, in denen er sich

Digitized by Google

befindet. Wäre der Hund des Herzogs zugegen gewesen, — Howard würde ihn an ſich gelockt, nach ſeinem Namen gefragt und ihn geſtreichelt haben. Die kleine Scene mit Rumſey geht recht gut; aber gleich darauf, wenn er dem Herzog gegenüberſteht, macht Herr Peterſen wieder einen Mißgriff. Die beiden Stellen:

„Ich leugn' es nicht, ich ſelbſt war auch dabei —
Ein paarmal wohl — jedoch . . .“

und:

„Ich wollt' die Sache reifen laſſen, Herr,
Um dann mit einem Mal . . .“

— dieſe Stellen ſpricht er fließend und mit ſicherer Haltung, ja ſogar mit einer gewiſſen überzeugenden Kraft. So geläufig aber lügt man nicht einer fürſtlichen Perſon gegenüber, wenn es auf Tod und Leben geht. Hier zeigt es ſich deutlich, daß dieſer Schauſpieler nur Howards Charakter, nicht aber den Einfluß der Situation auf den Charakter ſtudiert hat. Auf dem Weg von Stratton nach London hat ſich Howard allerdings auf die Begegnung mit dem Herzog vorbereitet; er hat die Rede, die er halten will, auswendig gelernt, hat ſich ſelbſt geſagt, daß ſie fließend, mit Sicherheit in Blick und Haltung geſprochen werden muß. Er hat ſich den Auftritt ineinemfort vergegenwärtigt und die ganze Rolle mehr als einmal durchgeſpielt; aber je näher der entſcheidende Augenblick rückt, deſto mehr ſinkt ihm der Mut; das Zuſammentreffen mit Rumſey giebt ihm den letzten Reſt, und wenn der Herzog erſcheint, iſt die Selbſtbeherrſchung weg, und von der wohleinſtudierten Rede bleiben ihm nur noch einzelne verworrene und durcheinander geworfene Brocken, der Faden der Gedanken entgleitet ihm jeden Augenblick, die Worte bleiben ihm im Hals ſtecken, er ſchnappt nach Luft, er iſt nicht mehr Herr ſeiner Haltung, — und dies Bewußtſein vermehrt noch ſeine Be-

Digitized by Google

ſtürzung, und ſo geht es in dieſer Richtung immer weiter vorwärts, bis er endlich mit dem Ausdruck vollkommenſter Jämmerlichkeit ſein:

„. . . . . Noch hab' ich
Euch wicht'ge Dinge, Herr, zu offenbaren,
Um die von all den andern keiner weiß . . .“

hervorſtammelt.

Falſch iſt es auch, wenn Howard ſpäterhin alle mitſchuldigen Lords glattweg angiebt und erſt vor Ruſſells Namen innehält. Der Schauſpieler muß bedenken, daß Howard ſo nicht handeln konnte; denn eigentlich böſe iſt er nicht: er kämpft um ſein Leben, möchte es ſich aber doch gern um den billigſten Preis retten. Es wird einen Kopf koſten, hat Rumſey geſagt; vor jedem Namen hält Howard alſo inne, wirft einen Blick auf den Herzog, einen Blick, in dem eine Bitte um Erbarmen und ein angſtvolles Spähen nach dem Eindruck liegt, den der eben genannte Name hervorgerufen hat. Aber des Herzogs Antlitz iſt unbeweglich; denn Ruſſells Name iſt es, den er hören will, und Howard merkt, daß noch einer verraten werden muß, wenn er ſich ſelbſt ſoll retten können. Es geſchieht — noch ein Name wird preisgegeben, darauf dasſelbe ſtumme Spiel, und ſo die ganze Reihe durch, bis er zu Ruſſell kommt — aber nein, das iſt zu viel — er kann nicht — die Zunge verſagt den Dienſt — da zeigt ſich endlich auf des Herzogs Geſicht der Ausdruck der Befriedigung, nach dem Howard in Verzweiflung geſpäht hat, und wie jener ihm nachhilft und ſelbſt den Namen nennt, da iſt es, als atmete der leichtſinnige Mann wieder freier auf, indem er hervorhaucht:

„Ihr habt's geſagt, nicht ich, mein hoher Herr!“

Bei Herrn Jörgenſen, als Herzog Jakob, kommt jeder der Züge, die in der Rolle vorherrſchen, zu vollkommener Klarheit; ſchon in der Art, wie er beim erſten Auftreten ſtumm über die

Digitized by Google

Scene geht, liegt eine ganze Charakteriſtik; wohl möglich, daß ein etwas ſchärferes Individualiſieren wünſchenswert geweſen wäre, daß ſich die Bigotterie, die Herrſchſucht, der Rachedurſt u. ſ. w. in einer eigenartigeren Perſönlichkeit, in einer Perſönlichkeit, die ſich von allen anderen mehr unterſchied, hätten offenbaren können. Aber es iſt ſehr die Frage, ob das möglich wäre, ohne den Herzog zu ſehr in den Vordergrund zu ſtellen und ſo die natürliche Perſpektive des Stücks zu verrücken. Löblich iſt es, daß Herr Jörgenſen die finſtere Religionsſchwärmerei ſo ſtark betont, kraft deren der Herzog ja doch Ruſſell gegenüber ſubjektiv recht hat, und das iſt auch im allgemeinen das richtige Verhältnis; würden Schauſpieler das gebührend beachten, ſo würde man vielleicht jenen ſelbſtbewußten Schurken nicht mehr begegnen, die es nirgendwo anders giebt als nur auf der Bühne.

Die Scene in Lord Ruſſells Haus, wo die Häuptlinge der Oppoſition verſammelt ſind, würde zweifellos ſehr gewinnen, wenn ſie, von dem Moment an, da Lady Rachel wegen der drohenden Gefahr ihre Warnungsſtimme erhoben hat, ſeitens der Verſchworenen mit dem ſtärkeren Ausdruck einer fieberhaften Spannung geſpielt würde. Allerdings ſind die Anweſenden in ihrer Mehrzahl mutige Männer, — Cavendiſh geht ſogar ſpäter für ſeinen Freund in den Tod — aber etwas anderes iſt es, einem unentrinnbaren, ſicheren Schickſal ruhig entgegengehen, — etwas anderes, eines ungewiſſen Loſes harren, auf die Antwort lauern, wenn es ſich um die Frage: Rettung oder Nicht-Rettung handelt; in ſolchem Fall legt vielleicht der mutige Mann eine ſtärkere Unruhe als der feige an den Tag, — denn jener hat Thatkraft und kann keinen Gebrauch von ihr machen, eben weil die Gefahr ungewiß iſt, während der Feigling, ſolange er kann, ſeine Angſt durch allerhand falſche Troſtgründe beſchwichtigt. Nicht glücklich wirkt auch das Hereinſtürzen der Dienerſchaft am Schluß des Akts; es

Digitized by Google

war natürlich die Abſicht des Autors, die darauf folgende Verhaftung vorzubereiten, — durch die Hausgenoſſen, wie ſie ihre verſchiedenen Empfindungen: Beſorgnis, Schrecken u. ſ. w. ausdrücken, ein Bild der Stimmung zu geben, die Ruſſells Gefangennahme in der Maſſe hervorruft. Dieſe Abſicht wird jedoch natürlich ganz und gar vereitelt, wenn man nur eine Herde Menſchen ohne jede Spur von Teilnahme, ja ſogar ohne ein Merkmal auftreten läßt, daß ſie die Situation erfaſſen.

Eine gefährliche Sache iſt es, eine Gerichtsverhandlung auf die Bühne zu bringen, ſofern ſie dramatiſch wirken ſoll: aber deshalb muß auch ein Theater doppelte Sorgfalt auf derartige Scenen verwenden, und das um ſo mehr, wenn die rein dramatiſche Wirkung vom Autor nur teilweiſe beabſichtigt iſt, — und das trifft auf Munchs Tragödie zu. Dramatiſche Wirkung iſt nur in dem Fall vorhanden, daß die Situation oder die Charaktere durch wechſelſeitige Reibung einander vorwärtstreiben und dadurch ein Reſultat hervorbringen. So etwas ſoll aber hier nicht geſchehen; über William Ruſſell iſt das Todesurteil im Grunde ſchon geſprochen, noch ehe er vor die Schranken geführt wird. Sei ſein Auftreten, wie es wolle, ſei ſeine Verteidigung noch ſo glänzend, — die Geſchworenen haben ihre Inſtruktion, und von der weichen ſie nicht ab. Wenn aber eine ſolche dramatiſche Wirkung nicht im Plan des Werkes liegt, ſo verlangen wir, daß uns zum mindeſten ein plaſtiſches Bild gegeben wird, und Gelegenheit dazu iſt reichlich vorhanden; wir verlangen, daß jeder Auftretende künſtleriſch und nicht bloß materiell an ſeinem Platze ſein ſoll; es hilft nicht viel, den Gerichtsſaal mit Statiſten zu überſchwemmen, wenn ſie nicht als Zuhörer an der Handlung teilnehmen; wir verlangen, in ihnen ein Bild des empörten engliſchen Volkes zu ſehen, — Spannung, Erwartung, Erbitterung, Parteinahme für den Angeklagten u. ſ. w. müſſen auf allen Geſichtern zu leſen ſein; iſt

Digitized by Google

das nicht zu erreichen, ſo iſt es beſſer, man giebt die ganze Verhandlung ohne jenes großartige Auditorium, denn was nicht auf das rechte Verſtändnis hinarbeitet, das arbeitet ihm entgegen. Etwas ausdrucksvollere Köpfe hätte man auch den Herren der Jury wünſchen können, und dieſe Forderung wenigſtens iſt leicht zu erfüllen. Ganz recht hat übrigens Herr Nielſen daran gethan, die Rolle des Richters ohne irgendwelches individuelle Gepräge zu geben: denn bei dem Richter auf dem Richterſtuhl iſt die Perſönlichkeit aufgehoben. Wir wollen Ruſſell nicht von dieſer oder jener Amtsperſon verurteilt ſehen, ſondern von Englands höchſtem Tribunal, — wer es repräſentiert, das iſt uns gleichgültig.

In dieſem Akt gelingt der Lord Howard Herrn Peterſen am beſten; die Einwirkung der Gegenwart Ruſſells tritt klar hervor; die Zeugenausſage und was darauf folgt, das iſt in allen Teilen, ſo wie es ſein ſoll; aber für die vorhergehenden Worte:

„. . . Juſt als ich
Bereit mich hielt, den ſchweren Gang hierher
Zu gehen, weil nach Bürgerpflicht . . .“

könnte man doch größere Durchſichtigkeit — und etwas weniger bewußte Deklamation wünſchen. Dieſe Worte ſollen nämlich in doppelter Beleuchtung ſtehen, — man ſoll ſowohl Howards eigene Erregung, als auch ſeine innere Erſchütterung über Eſſex' Tod und über die Inſtruktion des Herzogs ſehen, nach der ſein ganzer Bericht abgefaßt iſt. Dem Schauſpieler iſt hier eine ſchwierige Aufgabe geſtellt, aber die Löſung gerade ſolcher Schwierigkeiten iſt das Intereſſanteſte für den höheren Künſtler.

Über Herrn Wiehe als William Ruſſell werde ich mich jeder Äußerung enthalten; der Verfaſſer dieſer Kritik hat kürzlich Gelegenheit gehabt, ſeine Meinung über ihn auszuſprechen, und jeder, der Herrn Wiehe und Munchs Drama kennt, wird ſich mit Leichtigkeit ſeine eigene Meinung bilden können.

Digitized by Google

III.

Ich gehe nun zu einer kurzen Betrachtung des vierten und fünften Aktes über, zweier Aufzüge, die in gewissem Sinn einen Abschnitt für sich bilden. Wenn eine Person dramatisch nicht ebensowohl dadurch wirken kann, daß sie Gegenstand der Handlung, wie dadurch, daß sie selbst der Handelnde ist, so hätten diese Akte vielleicht keine Berechtigung in einer Tragödie. Aber so verhält es sich in Wirklichkeit nicht; in „Hamlet" ist es bei der Hauptgestalt gerade der Mangel an Thatkraft, der die dramatische Wirkung des Ganzen bedingt, und wenn auch William Russell im letzten Teil des Stückes nicht handelnd auftritt, so sind doch die innere Handlung, die auf einander folgenden seelischen Entwicklungen bis zum Schluß in vollem Gang, und was Lady Rachel betrifft, so steht auch die äußere Handlung bis zum Ende des vierten Aktes nicht still. Ihre Begegnung mit Howard und später mit der Herzogin, sowie die Scene zwischen Russell und dem Herzog im Gefängnis, das alles sind vollkommen dramatische Momente; denn mit jedem dieser Momente rückt die Situation notwendigerweise einen Schritt vorwärts, und das abschließende Ende wird dadurch äußerlich vorbereitet.

Herrn Wolfs Darstellung des Lord Cavendish ist wahr und warm und paßt ganz in die Stimmung; in der Scene mit Burnet spürt man deutlich, daß er zu einem bestimmten Zweck in das Gefängnis kommt, und in dem darauffolgenden Gespräch mit Russell liegt über seinem Spiel eine Innigkeit, vermischt mit tiefem Schmerz, die durchaus geeignet ist, diese schönen Partien in die Beleuchtung zu rücken, die den Absichten des Autors entspricht.

Howards Monolog in der achten Scene wird von Herrn Petersen mit einer gewissen einförmigen Deklamation gegeben, die hier ganz und gar nicht am Platz ist. Diese kurzen,

Digitized by Google

ſcharfen Sätze, aus denen der Monolog beſteht, und worin ſich unter unaufhörlichen Gedankenſprüngen ein reicher Wechſel der Stimmungen bemerkbar macht, erfordern naturgemäß ein entſprechendes Steigen und Fallen des Tons, ein ſchnelleres oder langſameres Zeitmaß, eine Stimme, die ſich bald hebt, bald wieder ſenkt, je nachdem der Inhalt es fordert: vor allem aber iſt nötig, daß der Schauſpieler wirklich im Moment alle jene wechſelnden Stimmungen durchlebt, anſtatt zu erzählen, wie er ſie empfindet. Wem iſt es nicht klar, daß im erſten Verſe:

„Er kannte mich — und alle thun es — alle“

der erſte Ausruf mit ganz anderer Betonung und in ganz anderem Zeitmaß gegeben werden muß als das übrige; er muß haſtig, verzagt, im erſten Augenblick des Schreckens hervorgeſtoßen werden; dann eine Pauſe, dann der Reſt — gedämpft, klagend, zuſammenbrechend unter der Wucht des Gefühls, das Howard dabei ergreift. Ein anderer Fehler iſt es, wenn Herr Peterſen in einzelnen Sätzen enthüllt, daß er den Einwand kennt, der nach der Vorſchrift der Rolle hinterher kommen ſoll. Mit weit größerer Wahrheit würde er z. B. ſein

„Ich muß zum Herzog hin, — um ihn zu bitten“

ſprechen, wenn er ſich nicht anmerken ließe, daß er daran denkt, wie er ſich ſelbſt mit dem Wort: „Um was?“ unterbrechen wird; denn der Einwand, der in dieſem „Um was?“ liegt, ſoll doch erſt in Howards Gedanken auftauchen, nachdem die erſte Zeile geſprochen iſt. Denn wenn er den Einwand ſchon vorher in Bereitſchaft hält, ſo wird ſein Vorſatz, zum Herzog zu gehen, ſinnlos. Wird die Rede ſo in ihren Einzelheiten durchgearbeitet, ſo wird es einem tüchtigen Schauſpieler ein Ding der Unmöglichkeit ſein, ſie bloß zu deklamieren; er wird faſt gezwungen ſein, ſie mit wirklichem Spiel und alſo auch mit dramatiſcher Wirkung zu geben.

Sein Zuſammentreffen mit Lady Rachel, das darauf folgt,

Digitized by Google

gelingt weit beſſer; und wenn Howard mit dem Ausruf: „Nur Leben, nur Leben!“ die Bühne verläßt, ſo iſt der Beifall wohlverdient. Ich habe mich ſo lange bei Lord Howards Rolle aufgehalten, weil ich ſie für die ſchwierigſte Aufgabe halte, die das Stück einem denkenden Künſtler zu löſen giebt. Ich zweifle nicht, daß die Rolle bei Herrn Peterſen gut aufgehoben iſt, und wahrſcheinlich hätten die folgenden Aufführungen vieles von dem verbeſſert, wogegen ich oben Einwendungen gemacht habe; wenn ich trotzdem mit meinen Bemerkungen nicht zurückgehalten habe, ſo geſchah es, weil ich glaube, daß ſie ſich auch abgeſehen von dem hier gegebenen Fall anwenden laſſen.

Die Begegnung zwiſchen der Herzogin und Lady Rachel in der zwölften Scene gehört, was die Arbeit des Autors betrifft, zu den Glanzpunkten des Stückes; damit ſie das aber auch auf der Bühne werden kann, muß Mademoiſelle Svendſen uns etwas mehr geben. Daß ſie der Herzogin das Schriftſtück aus der Hand reißt und es ihr vor die Füße wirft, ſagt im Grunde gar nichts, ſolange dieſe Handlung nicht augenſcheinlich eine unmittelbare Folge der Seelengröße iſt, zu der die Vorgänge der Scene ſie emporgehoben haben; wenn uns alſo die Handlung geboten wird, ohne daß wir in hinreichendem Maße ihre Vorausſetzung ſpüren, ſo iſt ſicherlich nicht alles, wie es ſein ſoll.

Vom ganzen Stück wirkt der fünfte Akt, ſoweit die Darſtellung in Frage kommt, zweifellos am abgerundetſten. Die Herren Martini und Giebelhauſen paſſen vortrefflich für ihre Partien und geben ſie ebenſo ſtark markiert wieder, wie das Verhältnis zum Ganzen es erfordert.

Was die Scene zwiſchen dem Herzog und Ruſſell anbelangt, könnte man dem Autor vielleicht einen Vorwurf machen: der Herzog kommt, um dem zum Tode Verurteilten Leben und Freiheit anzubieten, unter der Bedingung, daß er ſich vollſtändig

Digitized by Google

unterwirft, ſein früheres Thun verleugnet, das abſolute göttliche Recht des Königshauſes anerkennt und über das alles eine Erklärung mit Unterſchrift und Siegel abgiebt. Kann hier aber wirklich von einer Wahl die Rede ſein? Müßte nicht auch eine ſchwächere Seele als Lord Ruſſell den Tod einer ſolchen Bedingung vorziehen? Eine weit härtere Verſuchung hätte er zu beſtehen gehabt, wenn der Herzog, anſtatt eines öffentlichen, einen heimlichen Widerruf verlangt hätte, der ja für einen Mann wie Ruſſell nicht weniger bindend geweſen wäre. Aber der Autor hat trotzdem unſtreitig den rechten Weg gewählt; denn erſtens kommt der Herzog ſchwerlich mit dem aufrichtigen Wunſch ins Gefängnis, Ruſſell das Leben wiederzuſchenken, ſondern zunächſt wohl um ſein Gewiſſen zu beruhigen, und man kann einem Charakter wie dem Herzog wohl ein ſo weites Gewiſſen zutrauen, daß der Zweck erfüllt wird, ſelbſt wenn er ſeinem Schlachtopfer eine unannehmbare Bedingung vorſchlägt. Und außerdem hat natürlich der Fanatiker eine ſo große Geringſchätzung für die Wahrheit „ketzeriſcher“ Überzeugungen und Meinungen, daß Ruſſells möglicher Entſchluß ihm weit zweifelhafter erſcheinen muß, als dem Unbefangenen. Wenn alſo der Autor hier ſeinem Helden eine noch größere Glorie entzieht, ſo iſt er auch dafür in noch höherem Grad der pſychologiſchen Wahrheit gerecht geworden.

Ich habe mich nun unparteiiſch über die Aufführung des „Lord William Ruſſell“ ausgeſprochen, und der urteilsfähige Leſer wird ſich, wie ich im Eingang meines Aufſatzes bemerkte, aus den Einzelheiten, die ich hervorgehoben habe, einen einigermaßen anſchaulichen Begriff von der Stellung des Chriſtianiaer Theaters als einer Kunſtanſtalt bilden können. Fällt die Betrachtung auch nicht in allen Teilen vorteilhaft aus, ſo werden keineswegs die einzelnen Mitglieder der Bühne davon betroffen: denn ein Theater kann ausgezeichnete Kräfte in ſeinem Perſonal zählen

Digitized by Google

und doch, als Ganzes betrachtet, ziemlich tief ſtehen. Darin müſſen wir doch einer Meinung ſein, daß man nicht hoffen darf, der Impuls zu einer edleren Richtung des dramatiſchen Geſchmacks werde, wie der Recenſent der „Chr. Poſt“ verheißen hat, in nächſter Zukunft von hier ausgehen. Vielleicht aber doch ſpäter einmal? Ja, wer weiß; beſagter Kritiker hat einmal eine eigentümliche Theorie entworfen, und hält ſie Stich, ſo wäre es nicht unmöglich.

Bei Gelegenheit des ſchauſpieleriſchen Debüts von Herrn Bruun, im vorigen Mai, giebt er nämlich zu, daß dieſer Künſtler ein talentvoller Mann iſt, tritt jedoch einem anderen Blatt entgegen, das Herrn Bruun ein Genie genannt hatte. Noch iſt er das nicht, meint der Recenſent der „Chr. Poſt“, aber vielleicht wird man ihn in einigen Jahren ſo nennen können. Unendlich große Möglichkeiten für die Zukunft des Theaters liegen in dieſem Gedanken.

Die Frage aber, die der Kritiker der „Chr. Poſt“ zu beantworten verpflichtet iſt, lautet: Wie lange Zeit brauchen in der Regel die Talente, um zu Genies zu avancieren?

„Die Leute von Gudbrandsthal“, Drama in vier Aufzügen von Chr. Monſen.

1858.

Wenn ein Litterarhiſtoriker in hundert Jahren das Alter dieſes Stückes beſtimmen wollte und ein entſcheidendes Kriterium zu dieſem Ziel nicht vorfände, ſo würde er ſagen, daß das Stück *nach* der erſten Wergelandſchen Periode, aber *vor* dem Jahre 1842 verfaßt worden ſein müßte. Um dieſe Zeit näm-

Digitized by Google

lich begannen Asbjörnsen und Moe ihre schriftstellerische Thätigkeit, und mit ihr setzte eine neue Epoche unserer nationalen Litteratur ein. Durch diese Epoche wurde uns das wahre und innerste Leben des Volks in starken und reinen Zügen vergegenwärtigt, und demgemäß fingen die übrigen Autoren bei uns an, die Notwendigkeit eines entschiedenen Bruchs mit den traditionellen Formen ins Auge zu fassen; sie fingen an einzusehen, daß der specifisch norwegische Stoff nach einer neuen Einkleidung verlangte, sofern er nicht durch die künstlerische Reproduktion verpfuscht werden sollte, — es dämmerte ihnen die Erkenntnis auf, daß das unbewußt Ästhetische, das in des Volkes eigenen Dichtungen liegt, auch in die Kunstpoesie übergeleitet und in ihr zur Geltung gebracht werden muß. Landstads Sammlung von Kaempeviser erschien dann; Ivar Aasen begann seine Thätigkeit; wir erhielten die Anfänge einer dramatischen Kunst, und all das zusammen mit den Reibungen, die daraus entstanden, trug in hohem Grade dazu bei, die Erkenntnis des Nationalen und des Nichtnationalen zu fördern. Die materielle Auffassung, daß die Nationalität eines Werks im Stoff liege, daß die Benützung eines vaterländischen Gegenstandes notwendigerweise eine vaterländische Dichtung ergeben müsse, wurde bald als unhaltbar erkannt. Andererseits war das Volk nach dem ersten jugendlichen Freiheitsjubel einigermaßen wieder zur Besinnung gelangt, und die großen Redensarten vom „alten Dovre", dem „Nordmeer" u. s. w. fanden den früheren Wiederhall nicht mehr; es war ein gewisses Mißtrauen unter der Menge erwacht, man hatte die Empfindung, daß der Glaube an jene alten Götter nicht mehr in den Herzen wohnte, und darum wurde auch aus ihrem Kultus durch die Fülle der Freiheitslieder eine klingende Form; — heute werden keine Oden an die Freiheit mehr gedichtet. Wie sich aber in Frankreich bis auf unsere Tage einzelne alte Marquis aus der Zeit Ludwigs XV.

Digitized by Google

ſanden, die nicht im ſtande waren zu begreifen und ernſthaft daran zu glauben, daß eine Revolution und ein Napoleon geweſen waren, und daß daher die Welt ein verändertes Ausſehen erhalten habe, — ſo gab es auch bei uns einzelne Dichter, die, ohne auf das Ringen und Streben der Zeit zu achten, unbeirrt fortfuhren, ihre reſpektiven Harfen in der alten Manier zu ſchlagen. Zu dieſen Dichtern gehören Schwach und Chr. Monſen; dieſer allerdings ungleich begabter als jener, aber beide doch ſich gleich in ihrer vollkommenen Taubheit gegen die Forderungen der Zeit. Chr. Monſen trat in einer Periode hervor, die für ſeine ſelbſtändige Entwicklung ungünſtig war; Wergeland überſtrahlte ihn und übte auf ihn den Einfluß des größeren Planeten auf den kleineren aus, einen Einfluß, der auch in den „Leuten von Gudbrandsthal“, ſeinem letzten und reifſten Werk, hinreichend zu Tage tritt. — Daß dieſes Stück unſere Anſprüche an eine nationale Dichtung nicht erfüllt, ergiebt ſich aus dem, was oben geſagt worden iſt, von ſelbſt; aber es entbehrt doch nicht einer gewiſſen Siebzehnten-Mai-Poeſie, die dank ihrer echten Wärme und ihres natürlichen Ergusſes hoch über dem ſteht, was dieſe Kategorie in der Regel aufzuweiſen hat. Das Stück verrät auch eine unverkennbare Begabung für das Dramatiſche, zugleich aber auch einen nicht unerheblichen Mangel an praktiſcher Erfahrung, ſo daß die beabſichtigte Wirkung meiſt verſagt. Doch, wie dem auch ſei, die „Leute von Gudbrandsthal“ verdienen einen Platz in dem Repertoire des Theaters, wenigſtens ſo lange, bis ſich der alte engliſche Heros, wie verheißen, bei uns niederläßt. Ein Dramaturg hat allerdings neulich in einem hieſigen Blatt auf die Eigentümlichkeit der norwegiſchen Stücke aufmerkſam gemacht, daß ſie den Glanz einer Première erleben und ſodann von den Brettern verſchwinden. Die Abſichtlichkeit der Erklärung, als ſei dieſe Erſcheinung in der inneren Natur der norwegiſchen Stücke begründet, liegt ja

Digitized by Google

ganz klar zu Tage; unglücklicherweise giebt es aber gewisse Nebenumstände, die die Theorie ins Schwanken bringen. Die Thatsache, daß die norwegischen Stücke, nachdem sie den Glanz einer Première erlebt haben, vom „Christianiaer Theater“ verschwinden, ist allerdings unumstößlich. Aber ebenso sicher ist es doch auch, daß viele davon frisch und unbehelligt auf anderen Bühnen weiterleben, lange, lange nachdem der Premièrenglanz verblichen ist. So wurde „Auf der Alm“ [E. P. Riis] am Norwegischen Theater zu Christiania, von umherziehenden Truppen in Bergen, in Stockholm und Kopenhagen unzählige Male gegeben. „Das Abenteuer in den Bergen“ [s. S. 320] scheint außerhalb des „Christianiaer Theaters“ ebenfalls nicht so bald verschwinden zu wollen; es wird gegenwärtig in Stockholm wie in Kopenhagen zur Aufführung vorbereitet, und dasselbe ist der Fall mit anderen norwegischen Stücken.

Könnte da eine zweifelnde Menschenseele nicht auf den Gedanken kommen, daß die Erklärung für jene Erscheinung in den äußeren Verhältnissen zu suchen sei, nicht aber daß sie auf Fehlern der inneren Natur beruhe? Eine Untersuchung dieses Gegenstandes dürfte jedenfalls ihr Interessantes haben.

Ein Stücklein von der Direktion des Christianiaer dänischen Theaters.

1858.

Nachdem ich im Herbst des vorigen Jahres ein neues Schauspiel, betitelt „Die Helden auf Helgeland“, vollendet hatte, reichte ich es im Manuskript bei der Direktion des Christianiaer Theaters ein mit der Anfrage, ob das Stück auf dieser Bühne aufgeführt werden könnte.

Digitized by Google

Endlich, als ich so ungefähr annehmen konnte, daß nach der Geschäftsordnung des Christianiaer Theaters die äußerste Bedenkzeit abgelaufen sei, wandte ich mich an den artistischen Direktor und erfuhr von ihm, das Stück sei angenommen und zur Aufführung im März d. J. bestimmt. Späterhin besuchte ich den Herrn Direktor, um wegen der Rollenbesetzung u. s. w. Abmachungen mit ihm zu treffen; da es sich aber zeigte, daß er, wenigstens an diesem Tage, keine so klare Übersicht über den Inhalt und die Personen des Stückes hatte, wie es zu wünschen gewesen wäre, so kamen wir überein, die von mir beabsichtigten Abmachungen bis auf weiteres zu verschieben. Da dies jedoch eine erneute Lektüre des Stückes seitens des Herrn Direktors voraussetzte, so hielt ich es für das ratsamste, ein paar Monate zu warten. Wie ich ihn nun gestern wieder aufsuchte in derselben Angelegenheit, da erfuhr ich, daß die Theaterverwaltung, weiß der Himmel wann, einen Beschluß gefaßt hatte, der darauf hinausgeht: „Da der ökonomische Status des Theaters und die Aussichten auf die Einnahmen der nächsten Zukunft im Verhältnis zu schon bestimmten und unumgänglichen Ausgaben es der Kasse des Theaters nicht gestatten, in der laufenden Spielzeit Honorare für Originalarbeiten auszuwerfen, so wird das Schauspiel ‚Die Helden auf Helgeland', das von Herrn Ibsen eingereicht worden ist, in laufender Spielzeit nicht zur Aufführung gelangen können."

Dieser merkwürdige Beschluß enthält im Grunde mehr, als es auf den ersten Anblick scheinen könnte. Die Direktion des Christianiaer Theaters hat hier mit klaren und deutlichen Worten ihr Programm ausgesprochen; sie hat ein Zeugnis abgelegt über die Art, wie sie ihre Aufgabe auffaßt. Nun mag das Publikum richten.

Es handelt sich hier nicht um die Ablehnung eines schon angenommenen Stückes; was hier von Wichtigkeit, das ist die

Digitized by Google

Erklärung der Bühne ſelbſt, daß ſie „in der nächſten Zukunft“ nicht im ſtande ſein wird, die dramatiſche Litteratur Norwegens zu unterſtützen, zu fördern und überhaupt ſich mit ihr zu befaſſen.

Indeſſen, würde nur die zeitweilige Möglichkeit fehlen, ſo ginge das noch an; das ließe ſich ſchon wieder ausgleichen, — aber woran es hier gleichfalls fehlt, das iſt der Wille.

Hätte nämlich die Direktion auch nur einen Funken von Intereſſe dafür gehabt, das Stück, um das es ſich handelt, auf die Bühne zu bringen, ſo hätte ſie natürlicherweiſe, ſtatt jenen Beſchluß zu faſſen, ſich an mich gewandt mit dem Erſuchen, das Honorar bis auf beſſere Zeiten zu ſtunden.

Vermutlich aber hat die Direktion vorausgeſehen, daß ich mich dazu würde bereit finden laſſen, und deshalb hat ſie den anderen Weg vorgezogen, der mehr mit ihrer Politik übereinſtimmt.

Das iſt dieſelbe Bühne, der ein Redner im Storthing das Zeugnis ausgeſtellt hat, ſie ſei eine Kunſtanſtalt, die wohlwollend Arbeiten von Norwegern entgegennähme und ſie gut aufführe, — ein Zeugnis, das mit ein Grund war, dem „Norwegiſchen Theater“ nichts zu bewilligen!

Dem norwegiſchen Theater, das ungeachtet ſeiner mühſelig zuſammengekratzten Scherflein ſich verpflichtet gefühlt hat, einen Preis auszuſetzen für Originalſchauſpiele, während jene geprieſene „Kunſtanſtalt“ nicht einmal ein ſolches auf die Bühne bringen mag, trotzdem es ſchon angenommen iſt, und man durch einen bloßen Federſtrich oder durch ein Wort jedwede Bedingung bezüglich des Honorars nach eigenem Belieben regeln könnte!

Immerhin iſt es gut, daß ſich das Chriſtianiaer Theater endlich einmal offen ausgeſprochen hat; mit Zähigkeit hat es nun an die zwanzig Jahre um ſein ſiechendes Daſein gekämpft; Schritt für Schritt und Zoll um Zoll hat es die breite Grundlage geräumt, auf die es ſich ehedem ſtützte, beſchirmt von Vorurteilen und von der Gleichgültigkeit des Publikums. Bis

Digitized by Google

zu diesem Augenblick hat die Direktion nie das Herz und den Mut gehabt, einen wirklichen Zusammenstoß zu riskieren, bei dem es biegen oder brechen mußte; sie hat sich unter den Schlägen gekrümmt, ist dann eine Zeitlang behutsam vorwärts gegangen, hat die Fühler ausgestreckt, ob die Gefahr vorüber sei, und hat dann wieder angefangen, wo sie stehen geblieben war. Konsequent ist sie gewesen, das muß man zugeben; es wird schwer halten, irgend welche Nichtübereinstimmung in ihrer Politik von 1838 und von 1858 nachzuweisen; es hat nicht den Anschein, als hätten die Reibungen der Zwischenzeit ihr je auch nur einen einzigen Funken Wahrheit entlockt.

Erst verteidigte sich das Christianiaer Theater gegen die aufkommende norwegische Kunst mit dem Argument, unsere Sprache, unser angeborener Mangel an Leichtigkeit u. s. w. legten der scenischen Darstellung unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Es erstanden jedoch die norwegischen Theater, und nun mußte man den Widerstand auf ein anderes Gebiet verlegen: man bezeichnete darum diese Anstalten als solche, die von einzelnen Enthusiasten hervorgerufen seien; man prophezeite ihnen ein kurzlebiges Dasein, und in diese frohe Zuversicht wiegte man sich ein, solange das möglich war. Endlich hielt man es für zeitgemäß, einen neuen Verteidigungsplan zu entwerfen, und der gründete sich auf die Versicherung, die Interessen des norwegischen Dramas würden in jeder Weise vom Christianiaer Theater wahrgenommen.

Über die Redlichkeit dieser Behauptung hat die Direktion sich nun selbst ausgesprochen, indem sie zwischen dem Theater und dem norwegischen Drama die Brücken abgebrochen hat. Ihr Hinweis auf die Zukunft bedeutet natürlich nichts; denn sie muß doch wissen, daß dem blutlosen Schemen, für den sie kämpft, niemals Lebensodem eingehaucht werden kann, — sie muß doch wissen, daß sich die Reihen ihrer Anhänger von

Digitized by Google

Tag zu Tag mehr lichten, und daß sie in kurzer Zeit dastehen wird verlassen von allen, ausgenommen vielleicht von dem kleinen Haufen überfirnißter Halbbildung, der bei uns die Bezeichnung „Intelligenz“ zu einem Schimpfwort gemacht hat.

Aber es ist, wie gesagt, gut, daß diese Aussprache endlich erfolgt ist; der Friede in unserer Theaterwelt soll und muß jetzt gebrochen werden, die Öffentlichkeit muß für oder wider Partei ergreifen: denn der jetzige Interimszustand ist unhaltbar. Entweder müssen wir ein norwegisches Theater haben, das für die nationalen Kunstinteressen Verständnis und die Macht hat, für sie zu wirken, oder wir müssen, alle wie ein Mann, uns der sogenannten Hauptbühne anschließen, müssen, alle wie ein Mann, dahin laufen, wenn sie in Zukunft dreimal wöchentlich mit Übersetzungen aufwartet, die aus allen Gegenden der Welt zusammengerafft sind. Keine nationalen Sympathien mehr! Kein Bemühen, keine Sorge, im eigenen Vaterland die Keime zur Entwicklung zu bringen, die eine Möglichkeit und eine Zukunft in sich tragen! Eine Versorgungsanstalt so großen Stils wie das Christianiaer Theater legt ganz und durchaus Beschlag auf die Öffentlichkeit!

Und doch ist nun die Zeit gekommen, da der Grund zur Herrschaft einer nationalen Bühne gelegt werden könnte! Wenn nicht das dänische Theater mit seinen fremden Tendenzen, seinem unvolkstümlichen Wirken hemmend im Wege stünde, so könnte man aus den tüchtigeren norwegischen Kräften der drei Theater ein Personal bilden, das den Gedanken eines nationalen Schauplatzes verwirklichte, eines Schauplatzes, dessen Arbeit Hand in Hand ginge mit unserer aufsprießenden Litteratur, während sie jetzt vom Christianiaer Theater ausgeschlossen ist, nicht nur von seinen eigenen Brettern, sondern auch von den Bühnen der norwegischen Theater, weil ja doch das Christianiaer Theater eine Verschmelzung der Kräfte hindert, die unumgäng-

Digitized by Google

lich nötig ist, um ein wirkliches künstlerisches Resultat zu erzielen.

Über den artistischen Direktor werde ich nicht viel Worte verlieren. Entweder ist er mit den übrigen eines Sinnes darin, die Originalarbeiten vom Christianiaer Theater auszuschließen, und dann hat er sich selbst das Urteil gesprochen; — oder er ist nicht eins mit ihnen — was gedenkt er aber in diesem Fall zu thun?

Ich weiß es nicht. Aber so viel weiß ich, ein Mann von Ehre wäre zurückgetreten.

Möglicherweise ist der Herr Direktor anderer Meinung; dann aber hat er sich als einen Mann erwiesen, dem nur daran liegt, sein Brot zu behalten und nicht von der Versorgungsliste gestrichen zu werden.

Noch ein Beitrag zur Theaterfrage.

1858.

1.

Man durfte schon im voraus mit einiger Sicherheit annehmen, daß die verantwortlichen Theaterleute so lange wie möglich das Schlachtfeld meiden würden, wie dringend auch an sie, namentlich an den artistischen Direktor, die Aufforderung zum Treffen ergangen sein mochte. Es war vorauszusehen, daß sich ihre Thätigkeit in der Sache, um die es sich hier handelt, auf die Werbung (und möglicherweise die Dressur und den Drill) von Mietstruppen beschränken würde, die den Kampf auf feindliches Gebiet hinüberspielen, und daß sie selbst auf diese Weise außer Schußweite bleiben könnten. Diese Werbung scheint indessen nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben, da der kritische

Digitized by Google

Leibeigene des Theaters in der „Christianiaer Post“ bisher der einzige ist, der zur Fahne geeilt ist.

Da im übrigen die Theaterdirektion auf der einen Seite nicht wagt, sich öffentlich und bestimmt zu dem Prinzip zu bekennen, das in ihrer Leitung geheim obwaltet, und auf der anderen Seite weder den Beruf noch die Kraft in sich fühlt, die von mir anhängig gemachte Sache in ihrem richtigen Zusammenhang und ihrer richtigen Bedeutung darzustellen und dann von dieser Grundlage aus ihr Verfahren zu verteidigen —, so finde ich es ganz begreiflich, daß man die Arbeit in die Hände geeigneter Mietlinge legt. Denn Männer von Namen werden sich natürlich nicht zu so einem unreinlichen Geschäft hergeben wollen: durch eine Reihe vorsätzlicher Entstellungen die öffentliche Meinung für eine Handlung günstig zu stimmen, die sich mit ehrlichen Waffen nicht verteidigen läßt.

Es kann jedoch manchmal recht gewagt sein, sein Wohl und Wehe in die Hände von Mietsknechten zu legen, und das mußte auch das Theater durch den heutigen Sonntagsartikel der „Chr. Post“ spüren. Denn wenn es seinem bestallten Feldherrn, nachdem er alle seine Munition verschossen, nachdem er seine Waffen durch allerhand blinde Ausfälle und Seitenhiebe stumpf gemacht hat, noch nicht gelungen ist, auch nur Einen Fuß breit Terrain zu gewinnen, so muß das Theater wahrlich wünschen, der ganze Spektakel wäre vermieden worden, und das hätte geschehen können, wenn es sich, anstatt die Ignoranz ins Feld zu senden, dazu bequemt hätte, ein offenes und rückhaltloses Geständnis über die wahre Lage der Dinge abzulegen.

Ich werde nun durch eine gewissenhafte Prüfung der Streitschrift meines Gegners beweisen, daß er auch nicht Ein Wort meines „Manifests“ erschüttert hat, und daß sich somit der Streit für mich auf demselben Standpunkt befindet, auf dem er sich befunden hätte, wenn der Artikel in der „Chr. Post“ nie geschrieben worden wäre.

Digitized by Google

Der Angriffsplan des Verfaſſers iſt gar nicht ſo übel entworfen; er baut auf den unſeren kleinlichen Verhältniſſen eigentümlichen Charakterzug: eine öffentliche Ausſprache ſtets ſo zu betrachten, als ſei ſie durch perſönliche Gründe hervorgerufen, und als ſolle ſie zur Erreichung perſönlicher Zwecke dienen. Dieſe in der Menge allgemein verbreitete Vorſtellung ſucht er deshalb nach beſten Kräften zu nähren; da jedoch die Verteidigung einer ſchlechten Sache immer erheblich viel Schwierigkeiten mit ſich bringt, ſo hat ſich der Verfaſſer unglücklicherweiſe in ihnen feſtgefahren, was ich nunmehr Punkt für Punkt darthun werde.

Nach einigen einleitenden Worten, die nach der den Theaterartikeln der „Chr. Poſt“ eigenen Friſche duften, meint er: „Wer der Fürſprecher der Nation ſein will, ſei es in welcher Sache, muß offen und ehrlich handeln.“ Da nun der Verfaſſer nicht als Fürſprecher der Nation, ſondern des däniſchen Theaters auftritt, und da die Nation und das däniſche Theater zwei Dinge ſind, die ganz und gar nichts miteinander zu ſchaffen haben, ſo will ich ihn keineswegs beſchuldigen, ſeinem eigenen Grundſatz entgegen gehandelt zu haben, obgleich ſeine eigene Kriegsführung nichts weniger als in Übereinſtimmung mit der ſchönen Theorie ſteht; ich will es nur ſeiner Erwägung überlaſſen, ob die Verpflichtungen, die dem Verfechter nationaler Intereſſen obliegen, nicht billigerweiſe auch von den nichtnationalen Verteidigern anerkannt werden müſſen, — und wenn dies zugegeben wird, ſo hätte er wahrlich klüger gehandelt, mir gegenüber mit ſeinen grundloſen Beſchuldigungen der Unehrlichkeit zurückzuhalten.

Er geht dann dazu über, die Geſchichte von meinem eingereichten und angenommenen Stück zu wiederholen. „Inzwiſchen,“ ſagt er, „kam die Geldkriſe, das ‚Chriſtianiaer Theater‘ hatte dementſprechend ein ſchlechtes Spieljahr, und die Direktion war deshalb genötigt, nach dem Reglement von ihrem

Digitized by Google

Recht Gebrauch zu machen und das vom artiſtiſchen Direktor genehmigte Repertoire aus ökonomiſchen Gründen zu ändern. Daher konnten ‚Die Helden auf Helgeland' nicht mehr in Betracht kommen." Das klingt ja alles ganz ſchön; der Fehler iſt nur, daß der Verfaſſer thut, als überſehe er den Umſtand, daß ich mich nie darüber beklagt habe, daß *mein* Stück „für den Augenblick nicht in Betracht kam". Was ich zur Sprache gebracht habe, iſt der Direktionsbeſchluß, kraft deſſen „*Original-ſchauſpiele*" *im allgemeinen* in dieſer Saiſon vom Repertoire ausgeſchloſſen werden. Das iſt der Kern der Sache, das iſt der Hauptpunkt, den zu verteidigen der Verfaſſer hätte verſuchen müſſen; er hätte beweiſen müſſen, daß das Theater das äſthetiſche und moraliſche Recht hat, dramatiſche Originalarbeiten abzulehnen, obgleich es in „einem ſchlechten Spieljahr" z. B. auf die Ausſtattung einer überſetzten Boulevard-farce eine Summe verwendet, die wohl ungefähr dem Betrag ent-ſpricht, wofür ein originaler Einakter unter gegenwärtigen Ver-hältniſſen ſich erwerben laſſen dürfte. Er hätte das Recht des Theaters darthun müſſen, jedweden inländiſchen Autor von der Bühne auszuſchließen, obgleich es ſich in dieſem ſelben „ſchlechten Spieljahr" über ſeine Kräfte anſtrengt, ſich durch Gagen-erhöhung die weitere Unterſtützung „eines Künſtlers" zu ſichern, deſſen Bleiben oder Rücktritt doch wohl nicht eigentlich als eine Lebensfrage für das Theater bezeichnet werden kann, da ſich ſein Rollenfach leicht unter weitaus billigeren Bedingungen einem oder dem anderen unbeſchäftigten norwegiſchen Kunſtgenoſſen hätte übertragen laſſen.

„Jeder anſtändige Menſch," fährt er fort, indem er den in meinem vorigen Artikel citierten Direktionsbeſchluß abdruckt, „wird daraus nichts anderes herausleſen können, als daß das Ibſenſche Stück, wie ausdrücklich daſteht, in laufender Saiſon nicht aufgeführt werden kann, während Herr Ibſen ſelbſt es ſo

Digitized by Google

lieſt: „daß das Theater in der nächſten Zukunft außer ſtande ſein werde, das norwegiſche Drama zu unterſtützen, ihm vorwärts zu helfen und überhaupt ſich damit zu befaſſen.“ Der fronpflichtige Verteidiger des Theaters ficht hier offenbar mit den Waffen der Verzweiflung. Es muß wahrlich eine eigene Art von „Anſtand“ ſein, die einen Beſchluß, dahingehend, daß, da die Umſtände die Annahme von Originalſchauſpielen nicht geſtatten, ein einzelnes eingereichtes Stück zur Zeit nicht gegeben werden könne, — ſo zu interpretieren vermag, als ob er nur dieſem einen Stück gälte. Und dieſe „anſtändige“ Perſönlichkeit, die es wagt, mit ſolchen Behauptungen vor die Öffentlichkeit zu treten, entblödet ſich nicht, im ſelben Atemzug mir Unehrlichkeit vorzuwerfen! Wahrlich, man muß jahrelang an geiſtige Galeerenbänke geſchmiedet geweſen ſein, um ſich ſo ganz und gar über die einfachſten allgemeinen Forderungen des Ehrgefühls hinwegſetzen und bis zu dieſem Grad die öffentliche Wohlanſtändigkeit vergeſſen zu können, die es einem honetten Menſchen verbietet, ſich ſchmutziger Mittel zu bedienen, um einer guten, geſchweige denn einer unreinlichen Sache zu helfen!

Wo in meiner Interpretation findet ſich eine Spur von Unehrlichkeit?

„Die Unehrlichkeit iſt alſo eine zwiefache,“ ſagt er trotzdem, „erſtlich, weil er von der nächſten Zukunft ſpricht, als wäre ſie die Ewigkeit“, u. ſ. w. Wo habe ich ſo geſprochen? Ich habe geſagt, die Direktion hätte durch das Verfahren, das ſie eingeſchlagen hat, zwiſchen dem Theater und dem norwegiſchen Drama die Brücken abgebrochen; heißt das aber von der nächſten Zukunft reden, als wäre ſie die Ewigkeit? Iſt wirklich die Kenntnis ſeiner Mutterſprache bei dem Verfaſſer in dem Maße nur oberflächlicher Firnis, daß er in Unwiſſenheit darüber iſt, wie wenig der Ausdruck „Brücken abbrechen“ einen

Digitized by Google

ewigen Bruch involviert? Wenn z. B. ein kritisierender Schmierfink mittels eines dazu geeigneten und bequemen Organs eine reinliche Sache durch allerhand vorsätzliche Verdrehungen zu verpfuschen sucht, oder wenn er bezweckt, durch gemeine persönliche Angriffe in eine öffentliche Streitfrage Verwirrung zu tragen, so bricht er damit zwischen sich und allen anständigen Menschen die Brücken ab; sobald er sich jedoch seines unwürdigen Vorgehens aufrichtig schämt, seine grundlosen Behauptungen zurücknimmt und Abbitte thut für den Skandal, den er verursacht hat, — so ist das Bindeglied zwischen ihm und der unbescholtenen Menschenklasse wiederhergestellt. Neben anderen nützlichen Lehren kann mein Gegner aus diesem Beispiel die Lehre ziehen, daß ich, indem ich jenen Ausdruck gebrauchte, nicht mehr und nicht weniger in den Direktionsbeschluß hinein gelegt habe, als er unstreitig enthält. Da nun aber seine falsche Auslegung meiner Worte die Behauptung über die erste Hälfte meiner vermeintlichen zwiefachen Unehrlichkeit begründet, so ist die Behauptung selbstverständlich zugleich mit der Auslegung hinfällig, und er muß deshalb so gut sein, diesen Teil der Unehrlichkeit auf seine eigene Rechnung zu übernehmen. Ich werde nun die zweite Hälfte untersuchen, und es wird ihm damit um kein Haar besser ergehen als mit der ersten.

„Sodann," bemerkt er, „ist Herr Ibsen unehrlich, weil er sich ohne weiteres mit dem norwegischen Drama identifiziert," denn „es kann wohl nicht die Rede davon sein, irgend welches neue norwegische Stück in der laufenden Saison aufzuführen, wenn eins jetzt eingereicht werden sollte." Wo habe ich mich mit dem norwegischen Drama identifiziert? Ich habe das Faktum berichtet, daß mein Stück in dieser Saison nicht zur Aufführung gelangt auf Grund eines Direktionsbeschlusses, der die Aufführung neuer Originalstücke überhaupt in dem genannten Zeitraum verbietet. Liegt hierin

Digitized by Google

irgend eine Unehrlichkeit? Wenn der Verfaſſer ſodann verſucht, beſagten Beſchluß ſo hinzuſtellen, als ob er jedenfalls nur *formelle* Bedeutung habe, weil man ja doch nicht daran denken könne, „irgend ein neues norwegiſches Stück in der laufenden Saiſon aufzuführen, wenn eins eingereicht werden ſollte", — ſo ſagt er mit dieſen Worten aus Verſehen der Direktion eine große Grobheit, denn er bezichtigt ſie dadurch der einfältigen Handlungsweiſe, durch einen förmlichen Beſchluß Beſtimmungen über einen Fall getroffen zu haben, der gar nicht wird eintreten können! So unehrlich will ich meinerſeits nicht ſein; ich will es im Gegenteil als eine ausgemachte Sache betrachten, daß, wenn die Direktion beſchloſſen hat, in dieſer Saiſon kein norwegiſches Schauſpiel anzunehmen und zu honorieren, ſie auch die Möglichkeit vorausgeſetzt hat, es müßten ſolche in der Saiſon zur Aufführung gelangen *können*. Der Verfaſſer muß alſo die Sorge für ſein unehrliches Zwillingspaar, die er mir hat aufhalſen wollen, ſelbſt auf ſich nehmen; — er wird, ſo gut er's vermag, ſich wegen der Grobheit bei ſeinen Vorgeſetzten entſchuldigen und im übrigen vorſichtiger zu Werke gehen müſſen, wenn er ſich künftig auf das Glatteis einer gefälſchten Beweisführung wagt. Somit habe ich mir den Burſchen in dem erſten Punkt vom Halſe geſchafft; ich werde jetzt weitergehen.

Die Ehrfurcht meines edlen Gegners vor der unantaſtbaren Majeſtät der Direktion gipfelt in der nunmehr folgenden Bemerkung, die auch gleichzeitig ſein Auffaſſungsvermögen in ein mehr charakteriſtiſches als vorteilhaftes Licht ſetzt. Er iſt erſtaunt und ärgerlich über meine Behauptung: hätte die Direktion auch nur das geringſte Intereſſe für mein Stück gehabt, ſo hätte ſie bei mir angefragt, ob ich willens wäre, mit dem Honorar bis auf beſſere Zeiten zu warten. „Für uns Laien," ſagt er, „ſtellt ſich dieſer Teil der Sache ſo dar, daß es an Herrn Ibſen ſelber geweſen wäre, mit ſeinem Anerbieten hervorzutreten,

Digitized by Google

er wolle warten.“ Welche Klarheit des Gedankenganges! Nachdem mein Stück angenommen und zur Aufführung bestimmt war, soll ich unaufgefordert und ohne Veranlassung versuchen, einem Entschluß vorzubeugen, der natürlich erst in dem Augenblick zu meiner Kenntnis gelangen konnte, als er mir mitgeteilt wurde!

Jetzt folgt eine Tirade, derentwegen den Burschen in Verlegenheit zu setzen ich mir aus boshafter Freude nicht versagen kann. Die Tirade lautet so: „Wenn das Theater das Stück aufführt, so ist es von diesem Augenblick an zu dem Verfasser in ein Verhältnis des Schuldners getreten, und unter anständigen Leuten wird es immer für das richtigste gehalten, eine Sache in der Weise zu ordnen, daß dem Gläubiger Gelegenheit gegeben wird, freiwillig und unaufgefordert auf sein strenges Recht zu verzichten, bevor der Schuldner sich gezwungen sieht, um Stundung zu bitten.“ Diese Bemerkung hätte sich der Verfasser zu seinem Privatgebrauch aufsparen sollen; hier ist sie im höchsten Grade unangebracht. Zum Unglück hat nämlich die Theaterdirektion jüngst selbst das gerade Gegenteil von dem gethan, was anständige Leute — seinen eigenen Worten gemäß — für recht und ziemlich halten. Die Direktion hat nämlich A. Munchs „William Russell“ erst aufgeführt, und dann, als der Zahlungstermin kam, Herrn Munch mitgeteilt, daß das Theater zur Zeit außer stande sei, „das strenge Recht des Gläubigers“ zu befriedigen, und hat ihn so gezwungen, „unfreiwillig“ und nach Aufforderung darauf zu verzichten!

Wie glaubt der Verteidiger der Direktion in diesem Fall die Handlungsweise seiner Vorgesetzten charakterisieren zu müssen? Darüber kann es doch wohl nur eine Meinung geben, daß der Verfasser, wie er durch sein ganzes Produkt selbst auf seine Zugehörigkeit zu den anständigen Leuten im litterarischen Sinn

Digitized by Google

verzichtet hat, so auch durch die erwähnte Tirade zwischen der Direktion des dänischen Theaters und allen anständigen Leuten im allgemeinen „die Brücken abgebrochen" hat. Ja, das ist in Wahrheit ein netter Verteidiger, den die Direktion da auf dem Halse hat! Ich war in meinem vorigen Artikel gewiß nicht gerade höflich, das räume ich ein; aber meine Beschuldigungen waren doch wenigstens nur gegen eine unverantwortliche Verwaltung litterarischer und künstlerischer Interessen gerichtet: die Direktion mit Schmutz weit schlimmerer Art zu bewerfen, war meinem Gegner vorbehalten, und da ich ihm wider Willen den ersten Anlaß dazu gegeben habe, treibt mich das allgemeine Billigkeitsgefühl, sowohl gegen die Anwendung, die, der Direktion zum Tort, von seinen oben citierten Worten gemacht werden kann, als auch gegen seine spätere Kritik über Herrn Borgaard zu protestieren, — eine Kritik, die, wie ich in Folgendem beweisen werde, für den Betreffenden weit verletzender und kränkender ist als die meine. Indem ich so den, wie ich glaube, sehr uneigennützigen Entschluß fasse, Herrn Borgaard wie auch die Direktion überhaupt gegen die Ungeschicklichkeiten ihres Verteidigers in Schutz zu nehmen, darf ich wohl hoffen, daß der Verfasser in seiner Antwort, die nicht ausbleiben wird, diesen scherzhaften Punkt nicht so ganz übergeht, und ich werde ihm nun weiter folgen auf seiner holprigen Bahn.

2.

Was die Politik unseres dänischen Theaters in den letzten zwanzig Jahren sowie die Konsequenz betrifft, die ich darin gefunden habe, — so muß mein Gegner wirklich entschuldigen, daß ich mich zu keiner weitschweifigen Erörterung und Argumentation ihm gegenüber herablasse. Diese Sache soll zu passender Zeit Gegenstand eines besonderen Artikels werden; hier will

Digitized by Google

ich mich darauf beschränken, in Kürze ein paar Punkte zu berühren, die die strittige Sache unmittelbar angehen.

Fürs erste ist es, gelinde gesagt, eine grobe Unwahrheit, wenn er mir die Behauptung unterschiebt, die Ausschließung norwegischer Schauspiele vom „Christianiaer Theater" sei kein vereinzelt dastehender Fall. Gerade deshalb, weil der Fall ein vereinzelt dastehender ist, habe ich ihn zur Sprache gebracht; deshalb, weil das Theater mit diesem Schritt weiter gegangen ist, als es vordem jemals für ratsam befunden hat. Der vermeintliche Gegenbeweis, den er, wie er sich einbildet, durch seine Liste der aufgeführten norwegischen Stücke geleistet hat, trifft mich also nicht im geringsten. Sodann aber muß mein Gegner in geistiger Hinsicht ganz eigentümlich konstruiert sein, wenn er in meiner Äußerung über die Politik des Theaters in dem Zeitraum von 1838 bis 1858 nur Beschuldigungen einer unfreundlichen Gesinnung gegen die norwegischen Dramatiker und ihre Arbeiten zu lesen vermag. In dieser meiner Äußerung liegt gleichzeitig mehr und etwas ganz anderes; ich weise nur auf die Isolationsbestrebungen des Theaters gegenüber den Interessen hin, die in dem genannten Zeitraum die Nation in lebhafte Bewegung versetzt haben; ich erwähne die vollständige Neutralität des Theaters in den Sprachstreitigkeiten und seine Gleichgültigkeit in der Ergänzung seines Personals durch norwegische Kräfte. Dieses Absonderungssystem, diese chinesische Absperrungstheorie ist zum großen Teil schuld daran, daß das Theater für das Volk eine fremde Einrichtung geworden ist, und das ist es, was ich dem Theater zur Last gelegt habe. Das ist es, worin ich es konsequent genannt habe, und darin sehe ich auf seiten des Theaters eine vielleicht noch größere Vergehung als die Schuld, die es durch das Übergehen der norwegischen Stücke auf sich geladen hat. Diese norwegischen Stücke nun scheint mein Gegner für einen bloßen Luxusartikel an-

Digitized by Google

zuſehen, der in ſtürmiſchen Zeiten in allererſter Linie über Bord geworfen werden muß. Hierin kann ich ihm nicht zuſtimmen. Hat das norwegiſche Drama zur Zeit auch nicht viel wirklich Gutes zu bieten, ſo muß doch gerade dieſer Umſtand für das Theater ein Grund ſein, das nicht auszuſcheiden oder abzulehnen, was es ſelbſt als brauchbar erkannt hat. Ich habe nimmermehr getadelt, daß norwegiſche Stücke vom Theater verworfen worden ſind, ſondern ich habe nur gerügt, daß das Theater, wenn auch nur für eine Zeit, im voraus beſchloſſen hat, norwegiſche Arbeiten künftig unbeſehen auszuſchließen; und kann nicht nachgewieſen werden, daß das Theater hierzu ein Recht hatte, ſo habe ich nicht unbefugt Klage geführt. Es iſt übrigens merkwürdig, wie ſich die Beweisführung des Theatermannes im Kreiſe dreht. Die norwegiſchen Stücke ſind in der Regel höchſt unbedeutend, meint er, — die norwegiſche Dramenlitteratur ſteht noch in den erſten Anfängen des Wachstums, — deshalb muß ſie von der Bühne fern gehalten werden, bis eine reifere Periode eintritt; da die Dramatiker nun aber bloß dadurch, daß ſie ihre Arbeiten aufgeführt ſehen, in der Lage ſind, die Fehler dieſer Arbeiten zu entdecken und ſie in künftigen Leiſtungen zu vermeiden, — ſo wird jener reifere Zeitpunkt natürlich nie eintreten können.

Das Urteil meines Gegners über meine dramatiſchen Arbeiten kann ich mit Ruhe übergehen, ebenſo ſeine ziemlich unzweideutige Drohung: daß die Zeit es beweiſen werde, wie berechtigt das Theater geweſen ſei, ſich meines neuen Schauſpiels, das er nicht kennt, zu entledigen. Die Mängel, die meinen Arbeiten anhaften, kenne ich beſſer als er; aber eben weil ich ſie kenne, iſt es mir von um ſo größerer Wichtigkeit, mit Hilfe der Bühne die Mittel zu erlernen, wodurch dieſen Mängeln ſo gut wie möglich abgeholfen werden kann. Der Verfaſſer ſagt ſelbſt, daß das däniſche Theater noch notwendig ſei, um zur Klärung

Digitized by Google

unſerer Begriffe vom Drama das Seinige beizutragen; aber iſt es denn da recht und billig, daß die Dramatiker, wenn auch nur für einen Augenblick, vom Mitgenuß der geiſtigen Früchte ausgeſchloſſen werden, die unter das hungernde Volk auszuſtreuen den Dramaturgen und Künſtlern des däniſchen Theaters obliegt? Wenn nur mit Hilfe dieſes Inſtituts das Licht der Kunſt unſerem nebligen Land angezündet werden kann, — warum dann die Autoren aus dem Kreis entfernen, in dem allein der Lichtſtrahl des Geiſtes, der von dem däniſchen Theater ausſtrömt, ſie erreichen kann?

Der Verfaſſer hält ſich auch ſehr über meine Behauptung auf, daß das däniſche Theater ſtändig an Terrain beim Publikum verliere; er verlangt Beweiſe hierfür, und ich antworte ihm, daß er ſelbſt dieſe Behauptung zugegeben hat, indem er das Theater als eine Einrichtung bezeichnet, die *noch* eine *Notwendigkeit* iſt, da wir *noch* nicht *ſo* weit ſind, dieſe Unterſtützung entbehren zu können u. ſ. w. Da wir nämlich darin übereinſtimmen, daß ſich das norwegiſche Volk, ſei es nun *mit* oder *ohne* Hilfe des däniſchen Theaters, auf eine Stufe ſelbſtändiger Kunſt hinaufarbeitet, ſo müſſen wir auch darin übereinſtimmen, daß die einſtweilige Unterſtützung über kurz oder lang überflüſſig ſein wird. Da nun aber dieſer Fortſchritt der Nation, in poſitiver Hinſicht, ſich nur durch eine allmähliche Annäherung ans Endziel offenbaren kann, ſo muß er auch, auf der negativen Seite, ſich im ſelben Verhältnis durch einen allmählichen Verzicht auf das einſtweilige fremde Surrogat kundthun. Da alſo mein Gegner ſelbſt den Beweis für meine Behauptung geliefert hat, ſo kann man über dieſen Punkt zur Tagesordnung übergehen, und ich ziehe deshalb vor, ſeine Begriffe über einen vermeintlichen Widerſpruch aufzuklären, den er darin gefunden zu haben glaubt, daß ich mich ſeinerzeit im „Nyhedblad“ über Herrn *Wiehe* und ſeine Bedeutung für

Digitized by Google

die Klärung unſerer Begriffe vom Drama anerkennend ausgeſprochen habe, — während ich jetzt die fremden Tendenzen und das unvolkstümliche Wirken des däniſchen Theaters als ein Hindernis für die Begründung einer herrſchenden norwegiſchen Bühne bezeichne. Das iſt alſo ein Widerſpruch? Nun, um meinem Gegner eine kleine Überraſchung zu bereiten, werde ich noch einen Schritt weiter gehen. Abgeſehen davon, daß ich alles wiederhole und anerkenne, was ich früher über Herrn Wiehe geſagt habe, mache ich auch noch das Eingeſtändnis, daß ich Herrn Jörgenſen für einen ausgezeichneten Künſtler halte, und daß ferner das Theater überhaupt noch andere ſchätzenswerte Kräfte hat, — und werde mich trotzdem ohne Mühe aus dem Widerſpruch herauswinden! Meine Klage über die fremden Tendenzen des Theaters und ſein unvolkstümliches Wirken iſt niemals gegen ſein Perſonal gerichtet geweſen, vielmehr nur gegen ſeine Direktion; und ebenſo ſicher, wie wir bis jetzt die Herrſchaft einer däniſchen Bühne gehabt haben, obwohl dieſe Bühne mehrere talentvolle norwegiſche Mitglieder zählt, — ebenſo ſicher müßten wir mit der Zeit eine Bühne ſchaffen können, die vorwiegend in norwegiſcher Richtung ginge, ohne deshalb den tüchtigeren däniſchen Kräften den Abſchied zu geben, die möglicherweiſe noch nicht ohne Schaden für die Kunſt zu miſſen wären. Nicht die Taufſcheine der Schauſpieler, nicht die Zeugniſſe ihrer däniſchen oder norwegiſchen Herkunft ſind es, die eine Bühne däniſch oder norwegiſch machen; dazu iſt mehr erforderlich: dazu iſt ſowohl eine Leitung als auch ein Perſonal erforderlich, die ſich der Nationalität und ihrer Bedeutung bewußt ſind. Dies Bewußtſein muß unter den norwegiſchen Mitgliedern des Perſonals geweckt und geläutert werden. Die Neigung unſeres däniſchen Brudervolks, ſich dem Übergewicht einer verwandten Nationalität zu beugen, iſt leider in anderen Richtungen mehr als hinreichend feſtgeſtellt. Es herrſcht alſo, wie der Verfaſſer ſieht, jede nur wünſchenswerte

Digitized by Google

Harmonie zwischen meinen verschiedenen Aussprüchen, eine Harmonie, die sich auch durch eine andere Auslegung meiner Worte erzielen ließe. Sie herauszufinden will ich jedoch des Verfassers eigenem Scharfsinn überlassen; für den Augenblick fühle ich mich nicht befugt, von ihr Gebrauch zu machen.

Die nebelhafte Vorstellung meines Widersachers von solchen Gegenständen wird natürlich von der breiten Masse vielfach geteilt, und ich möchte darum, in meinem eigenen Interesse, den guten Leuten, die in sich selbst nicht die geringe Kraft haben, die zu einer richtigen Auffassung der Sachlage nötig ist, die Mitteilung machen, daß ich nicht mit einem Wort das Personal des Theaters angegriffen habe, sondern nur das System der Leitung, die Passivität des Theaters den Fragen gegenüber, die eine Anstalt wahrer dramatischer Kunst unweigerlich erwägen muß. Mein Hinweis auf Herrn Borgaard ist durchaus begründet. Ich habe gesagt: wenn er dem Beschluß, der von der Direktion gefaßt worden ist, nicht beipflichte, so müsse er als Mann von Ehre zurücktreten. Das, sollte ich doch meinen, ist eine ganz klare Sache; denn in einer Frage, bei der es sich handelt um das moralische Recht des Theaters, alle Beziehungen zu den Autoren des Landes, wenn auch für kürzere Zeit, abzubrechen, kann keine Disharmonie herrschen, ohne daß sie sich auch in anderen künstlerischen Punkten geltend machen müßte, und da es sich nun gezeigt hat, daß die Direktion ihren Willen gegen Herrn Borgaard durchzusetzen weiß, so muß der artistische Direktor es sich mithin gefallen lassen, das Theater nach Prinzipien geleitet zu sehen, die er nicht billigen kann. Auf so etwas, habe ich gesagt, kann ein Mann von Ehre nicht eingehen; kämpft Herr Borgaard wirklich für eine Idee, ist er wirklich durchdrungen von der Erkenntnis der Pflichten, die dem Theater in jeder Richtung obliegen, fühlt er in

Digitized by Google

Wahrheit die Verantwortung, die die Anſtalt auf ſich lädt, wenn ſie ſich auf eine ſchiefe Ebene begiebt, — ſo kann er ſich unmöglich zum Werkzeug eines Willens machen, der zu dem ſeinen in einen direkten Gegenſatz tritt. Darum iſt es nur eine leere Entſchuldigung, wenn mein Gegner anführt, Herr Borgaard habe ſich nach den Beſtimmungen der Direktion richten müſſen, und ich meine, dieſe Nachgiebigkeit des Herrn Borgaard iſt ſchwerlich geeignet, die äſthetiſche Solidität des Theaters in den Augen des Publikums zu befeſtigen; denn wenn ſich der artiſtiſche Direktor allerhand Beſtimmungen beugt, die von ſeinem nicht-artiſtiſchen Kollegen ausgehen, ſo weiß ich wahrlich nicht, wie man behaupten will, daß die Intereſſen der Kunſt dort wahrgenommen würden. Übrigens ſollte der Verteidiger in der „Poſt“ wirklich der letzte ſein, der mir biſſige Ausfälle gegen Herrn Borgaard vorwirft; man leſe nur ſeine eigene Charakteriſtik des artiſtiſchen Direktors nach, als eines Mannes, der ſich vor lauter ängſtlichen Rückſichten weder zur Annahme noch zur Ablehnung entſchließen kann, ja ſogar eines Mannes, der ſich augenſcheinlich aus Gründen, die mit der Kunſt nichts zu ſchaffen haben, zur Aufführung dramatiſcher Arbeiten bewegen ließ, die beſſer abgelehnt worden wären. Dieſe Beſchuldigungen, die von einem Alliierten herrühren, müſſen doch wohl für den Betreffenden ganz ebenſo ſchwer wiegen, wie die meinen, die doch von einem Gegner kommen.

Bei dem Gegenſatz, der zwiſchen dem Theatermann und mir beſteht über die Frage, ob es verdienſtlich iſt, Preiſe für dramatiſche Originalarbeiten auszuſetzen, oder nicht, will ich mich nicht weiter aufhalten. Er findet, daß ſolche Einrichtungen nur dazu dienen, die handwerksmäßige Schriftſtellerei zu begünſtigen. Nun ja, es wäre vielleicht beſſer, wenn die Poeſie ohne alle pekuniäre Unterſtützung, allein durch den unwiderſtehlichen Trieb des Innern gefördert werden könnte. Aber dasſelbe läßt ſich auch

Digitized by Google

von der Kunſt überhaupt ſagen, und um ſich vor ihrer handwerksmäßigen Ausübung zu ſichern, könnte man ja am „Chriſtianiaer Theater“ verſuchen, die Gagen herunterzuſetzen oder ganz abzuſchaffen: dann wäre man ja überzeugt, daß die Künſtler, die trotzdem bleiben, ihren Beruf ohne jede niedrige Rückſicht auf Geldgewinn u. ſ. w. ausüben werden. Bei ſo bewandten Umſtänden könnte ſich das Theater nicht länger aus „ökonomiſchen Gründen“ weigern, norwegiſche Dramen anzunehmen, und man brauchte dann nicht, wie jetzt, ſich anderweitig für verpflichtet zu halten, durch Ausſetzung von Preiſen für den Fortſchritt der Litteratur zu wirken. Sollte nicht die Einführung ſolch eines idealen, goldenen Zeitalters der Kunſt und Poeſie ein würdiges Ziel für die Thätigkeit des Theatermannes ſein? Wenn das Glück ihm hold iſt, ſo würde die Nachwelt ihn ohne Zweifel auf ein Piedeſtal erheben, von wo aus er, im Glorienſchein der Selbſtverherrlichung, bequem dem „Nyhedsblad“ den verheißenen Nekrolog halten könnte!

Es giebt eine Redensart, womit geiſtloſe Nachſchwätzer aller Art immer bei der Hand ſind, wenn ſie ſich in den Augen der Maſſe ſo recht breit machen wollen. Ich meine die Redensart von der europäiſchen Kultur: wie ſie nicht ausgeſchloſſen werden darf u. ſ. w. u. ſ. w. Dieſe bis zu ekelhafter Trivialität wiederholte Tirade hat mein Gegner natürlich nicht verſchmäht. Er meint, aller Schutz und alle Pflege unſerer mangelhaften nationalen Erzeugniſſe ſei nicht ſehr ſchätzenswert, da man dadurch den Zuſammenhang mit der allgemeinen Kultur zerreiße, — „von der wir doch für ewige Zeiten nur ein kleines, wenn auch reſpektables Bruchſtück ſein werden“. Nein, wir ſind weder für ewige noch für begrenzte Zeiten ein „Bruchſtück“, ſondern ein ſelbſtändiges, organiſches Glied des großen Ganzen. Was iſt denn die europäiſche Kultur? Der Verfaſſer redet, als ob ſie eine konkrete Offenbarungsform ſei, die in dieſem oder jenem

Digitized by Google

Lande nachgewieſen werden könne, während ſie doch im Grunde nichts anderes iſt als ein Begriff, womit wir den Komplex der franzöſiſchen, der engliſchen, der deutſchen Kultur u. ſ. w. bezeichnen. Darum kann es auch keineswegs gleichgültig ſein, in welcher Form und unter welchem Einfluß ſie ſich bei uns entwickelt. Bei einem Volk, das wirklich ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze bildet, kann man ſich die Kultur nie von der Nationalität getrennt denken. Denn die Nationalität bedingt die eigentümlichen Formen, in denen die allgemeine Civiliſation bei dieſem einzelnen Volk zu Tage tritt, im Gegenſatz zu den Formen, in denen ſie ſich bei allen anderen Völkern ausſpricht. Verhielte die Sache ſich nicht ſo, dann wäre es allerdings unweſentlich, ob unſere Hauptbühne norwegiſch, däniſch oder franzöſiſch genannt würde. In dieſem Fall käme es aber auch auf eins heraus, ob unſere Litteratur durch heimiſche Autoren oder durch Überſetzungen aus aller Herren Ländern bereichert würde. Für die nationale Entwicklung wirken heißt alſo im Geiſt und in der Wahrheit der großen europäiſchen Kultur dienen, während andererſeits nur unſere eigenen keimfähigen Kräfte erſtickt werden, wenn man damit unſer Volk wie mit einem fremdländiſchen Sonntagsſtaat behängt, wobei die Kultur auch nicht einen dankenswerten Schritt dem Siege entgegengeführt wird. Erſt wenn die Nationalitäts- und Kulturbeſtrebungen Hand in Hand dem gemeinſamen höheren Ziel zuzuſteuern, — erſt dann ſind die Bannerträger des Volks, ſei es nun in der Kunſt, ſei es in der Poeſie, auf dem rechten Weg, — und darum iſt das däniſche Theater gefährlich, darum muß jeder öffentliche Bruch des Inſtitutes mit den nationalen Intereſſen zur Sprache gebracht werden.

Jedoch das däniſche Theater ſtellt ſich nicht nur der allſeitigen europäiſchen Kulturentwicklung, ſo wie ſie ſich bei uns auf natürliche Art geſtalten muß, hindernd in den Weg, — es trägt

Digitized by Google

auch dazu bei, den Zeitpunkt hinauszuzögern, da ſich der große nordiſche Einheitsgedanke wird verwirklichen können. Denn ebenbürtig müſſen die Reiche der Trias daſtehen, im Fall jene Zukunft doch einmal kommen ſollte; ſelbſtändig, nicht nur politiſch, ſondern auch in litterariſcher und künſtleriſcher Beziehung, muß jedes der Völker dem Pakt beitreten. Nicht die däniſche oder eine däniſch-norwegiſche Nationalität iſt es, die, Hand in Hand mit der ſchwediſchen, „die Sache des Volks zum Siege führen“ wird im Norden. Selbſtändig, in jeder Beziehung ſelbſtändig, muß auch Norwegen ſich wiſſen, wenn es ſich mit der Forderung der Gleichberechtigung und mit voller Garantie für künftige Unantaſtbarkeit dem Bund ſoll anſchließen können. Wie aber wird das möglich ſein, wenn das däniſche Theater fortfährt, unſere Eigenart in den bedeutungsvollen Fragen, von denen hier die Rede iſt, zu verwiſchen? Die däniſche Bühne hält eines der bedeutungsvollſten Reſultate der Kultur auf, ja, macht es vielleicht unmöglich: den Bund derer, die eines Geſchlechtes ſind, — geſchweige denn, daß ſie zur Entwicklung der europäiſchen Kultur mitwirke. Und darum muß jeder norwegiſche Mann, der ſich für das däniſche Brudervolk und den großen nordiſchen Einheitsgedanken erwärmt, ſich ſelbſt darüber klar ſein, daß eine Oppoſition gegen das Chriſtianiaer däniſche Theater ihre Berechtigung hat.

Vorläufige Schlußbemerkung.

1858.

Der Dänentheater-Skribent der „Poſt“ iſt, wie ich vorausgeſagt habe, thatſächlich in Beſtürzung geraten über die Epiſode mit dem Honorar des „William Ruſſell“. Denn um ſeine Un-

Digitized by Google

geſchicklichkeit in dieſem Punkt wieder gutzumachen, hat er ſeinen ganzen polemiſchen Apparat aufgeboten und ſeine Zuflucht zu einer Albernheit, einer Unehrlichkeit und einer wiſſentlichen Unwahrheit genommen.

Folgendermaßen bildet er ſich ein, die Handlungsweiſe der Direktion rechtfertigen zu können:

„Nachdem das Stück aufgeführt war, ging einer der Theaterdirektoren zu Munch und fragte ihn, ob er das Honorar ſofort haben oder lieber warten wolle. Zugleich bedeutete er ihn, daß das Honorar wahrſcheinlich größer ausfiele, wenn er warten wollte, da man kein Maximum im voraus feſtſetzen könne, ehe man Gewißheit darüber habe, welchen Erfolg das Stück beim Publikum finden würde. Die Direktion bemerkte ferner, daß Herr Munch in jedem Fall ſofort Vorſchuß auf ſein Honorar haben könne, ob nun deſſen Höhe jetzt oder demnächſt beſtimmt würde."

Die Albernheit dieſer Verteidigung liegt in der Anſicht, das Verhalten der Direktion ſei durch das Anerbieten eines Vorſchuſſes gerechtfertigt; denn jeder halbwegs vernünftige Menſch muß doch einſehen, daß ſich ein Autor nicht darauf einlaſſen kann, Vorſchuß auf ein Honorar anzunehmen, deſſen Höhe er gar nicht kennt, da unſer däniſches Theater zur Zeit Originalarbeiten nicht nach einem beſtimmten Regulativ honoriert. Außerdem iſt es ja, nach den eigenen Worten des Theatermanns, „das ſtrenge Recht des Gläubigers", das, was ihm zukommt, ſogleich ohne Winkelzüge, zu erhalten, — ein Recht, deſſen Erfüllung anſtändige Leute (gleichfalls nach ſeinen Worten) unmöglich ſich entziehen dürfen.

Seine Unehrlichkeit verrät ſich in dem Verſuch, dem Leſer einzureden, daß die Direktion ſich unmittelbar nach der erſten Aufführung des Stücks an Herrn Munch gewandt habe, während dies doch nachweisbar erſt geſchah, nachdem das Stück fünfmal über die Bretter gegangen war;

Digitized by Google

und eine wissentliche Unwahrheit muß es notwendigerweise sein, wenn er ungeschickt insinuiert, der betreffende Direktor brauchte an dem Tage, als er sich an Herrn Munch wandte, noch erst Gewißheit, ob das Stück beim Publikum Erfolg haben würde, obschon es auf seinem eigenen Theater fünfmal vor fast ausverkauftem Hause und mit ungeteiltem, allseitigem Beifall gegeben worden war.

Woher wollte man denn diese rätselhafte „Gewißheit" erbringen? Das Publikum hatte sich unzweideutig genug ausgesprochen, das „Abendblatt", „Morgenblatt" und „Nyhedsblad" gleichfalls. Hat man vielleicht deshalb den Zahlungstermin bis auf weiteres hinausgeschoben, weil man die Kritik der „Post" abwarten wollte? Hat das Theater vielleicht die Hoffnung gehegt, die Kritik der „Post" werde ihm zu einem wünschenswerten Maßstab verhelfen, um danach die Höhe des Honorars zu bestimmen?

Einer solchen Vermutung möchte ich doch nicht gern Raum geben; lieber will ich mich an die naheliegende Erklärung halten, daß sich der Bursche in seiner Bestürzung, so gut er konnte, zu helfen gesucht hat, und daß eine Albernheit, eine Unehrlichkeit und eine wissentliche Unwahrheit mehr oder weniger für ihn schließlich nichts bedeuten können, um sich darüber Skrupel zu machen.

Weil dieser Punkt als leuchtendes Beispiel für seine Polemik im allgemeinen dasteht, deshalb habe ich ihn berührt. Eine Besprechung seiner übrigen Bemerkungen, die schon widerlegt waren, noch ehe er sie zum zweiten Mal aufgestellt hatte, ist überflüssig.

Guizots Memoiren.

1858.

Guizots neue Memoiren, dazu bestimmt, die Geschichte der Zeit zu beleuchten, sind ebenso interessant wie ihre

Digitized by Google

früheren Brüder. Die Ereigniſſe, die ſo manchen weniger hart Betroffenen gebrochen haben, — auf Guizot haben ſie keinen Einfluß gehabt. Er iſt ſtark genug, um alles zu tragen: Jahre und Prüfungen. Es handelt ſich hier nicht um Litteratur. Ein Buch wie dieſes wirft dich gleich mitten in die Politik hinein, und der Autor würde dich für ſehr naiv halten, wenn es die litterariſche Seite wäre, die dich beſchäftigte. „Kommen Memoiren zu ſpät heraus," ſagt er, „ſo haben ſie bloß einen moraliſchen oder litterariſchen Wert und vermögen nur leere Neugier zu wecken." Hieraus ſieht man, wie geringes Gewicht Guizot auf alles legt, was nicht Politik iſt.

Was aus dieſem Buch am deutlichſten hervorgeht, iſt der Umſtand, daß Guizot ſich vorkommenden Falles aufs neue für möglich anſieht. „Das iſt eine nationale Sache," ſagt er auf der dritten Seite — was er eine nationale Sache nennt, das iſt, wohlgemerkt, ſeine eigene Sache — „ihre Niederlage kann mich betrüben, aber nicht zu Boden drücken, und ich gebe es nicht auf, ihr dienen zu können und an ihren Sieg zu glauben. Das iſt meine Natur in großen Prüfungen, und ich danke Gott, daß er mir erlaubt, immer hohe Wünſche zu nähren, wie ungewiß und wie fern auch ihre Erfüllung ſcheine!" Zweihundert Seiten ſpäter kommt der Autor wieder auf dieſe fixe Idee zurück: „Selbſt nach allem, was ich erlebt und gelitten habe, bin ich nur wenig geneigt, den Mut zu verlieren und zu glauben, ein ſchwerer Sieg ſei ein unmöglicher Sieg." Weit entfernt, den Mut zu verlieren, arbeitet er vielmehr beſtändig daran, die Grenzen ſeiner Möglichkeiten zu erweitern. „Ich habe immer," ſagt er, „Ehrfurcht gehabt vor Namen, die eine große Rolle in der Geſchichte geſpielt haben, und ſo ſehr ich auch ein Mann der Neuerung bin, hatte ich gleichwohl, als Ludwig der Achtzehnte, die Charte in der Hand, zurückkehrte, weder ein Gefühl der Erbitterung noch der Demütigung, daß ich unſere Freiheiten genießen oder ſie zu verteidigen haben ſollte

Digitized by Google

unter den alten Königsgeſchlechtern des monarchiſchen Frankreichs.“ „Verteidigen!“ Laß dich das Wort nicht erſchrecken! Guizot iſt kein Revolutionär; die Oppoſition iſt überdies nicht ſeine Sache. Er atmet nur frei auf der Miniſterbank, und wenn aus der Hypotheſe, die er aufſtellt, etwas anderes geworden iſt als eine Hypotheſe, ſo ſichert er ſich gewiß ein warmes Plätzchen.

Wenn Guizot mit den Lobreden, die er ſehr ſchlau auf die Bourbonen hält, es doch nicht dahin bringt, ſich zu der Macht emporzuſchwingen, die er erſtrebt, ſo iſt der Fehler wenigſtens nicht darin zu ſuchen, daß er ſich nur an Einem Zweig ſeines Hoffnungsbaumes feſtgehalten hat. Man höre, wie er ſich ſchon eine Majorität zuſammenſtellt. „Ich gehöre nicht zu denen, die die Rechte für untauglich halten, Frankreich zu regieren. Ich weiß lange, daß es eines Zuſammenwirkens aller aufgeklärten, unabhängigen Kaſten, alter und neuer, bedarf, um das Land von der traurigen Alternative: Anarchie oder Deſpotismus, zu befreien, und daß es ohne dieſe Einigkeit nie auf längere Zeit Freiheit und Ordnung ſich erhalten wird.“ Das nenne ich mir ein Frühaufſtehen!

In den zehn Jahren Freiheit, die die Politik ihm geſchenkt, hat Guizot „nichts gelernt und nichts vergeſſen“. Dieſe zehn Jahre, die für ſo viele reich an Lehren geweſen ſind, ſind für ihn, als wären ſie nie geweſen. Er glaubt, einen böſen Traum gehabt zu haben, und er ſei jetzt erwacht; er hat alſo den Faden nur da wieder aufzunehmen, wo er ihn fallen ließ. Wir wiſſen nicht, was Guizots politiſche Glaubensgenoſſen zu dieſer Halsſtarrigkeit ſagen, ob es ihnen nicht ſeltſam vorkommt, daß ein Miniſter, der eine Krone zu behüten hatte und ſie fallen und auf der Erde zerbrechen ließ, den alten Glauben an ſich ſelbſt behalten hat wie vor dem Unglück, und verlangt, daß auch andere ihn haben ſollen; ob ſie nicht ſtutzig werden, daß ihm, nachdem er das Königtum in einen Abgrund geſtürzt hat,

Digitized by Google

nichts anderes einfällt, als den Weg noch einmal zu gehen, ja, ſich dem Rand des Abgrunds noch mehr zu nähern. Was einen aber am meiſten befremden wird, iſt ſeine Prätenſion, der einzige Freiheitſpender in Frankreich zu ſein. Wenn er's noch in derſelben Art wäre wie die Bourbonen, von denen er ſagt: „ſie bieten um ſo ſicherere Garantien für die Freiheit, als ſie ein gerechtfertigtes Mißtrauen einflößen.“ Aber keineswegs. Guizot erlaubt, daß man dem einen wie dem anderen König mißtraue, wünſcht aber nicht, daß man ihren Miniſtern mißtraue. Jenſeits ſeines Liberalismus giebt es nur Tyrannei oder Anarchie; außerhalb ſeiner Kirche keine Erlöſung. Liebſt du die Freiheit? Willſt du ſie vielleicht haben? Wende dich an ihn. Er hat das Monopol darauf, er allein fabriziert ſie. Du erhältſt, was er dir zu geben geruht.

Ja, es klingt ſeltſam, Guizot noch in hohen Tönen von ſeiner Freiheitsliebe ſprechen zu hören. Man hat ihn am Werk geſehen und hat erfahren, welcher Art die Liebe iſt, die er für die Freiheit hegt. Er hat die Freiheit geknebelt, ſo oft es nur möglich war, und am Tag nach ſeinem Fall, — nein, das iſt doch zu ſchnell — gleich nachdem er die Faſſung wiedererlangt und den Schrecken verwunden hatte, bietet er ihr wieder ſeine Dienſte an. Wo er Gewalt gebrauchte, geſchah es im Dienſt der Moderation; war er ein Rückſchrittsmann, ſo iſt er es im Intereſſe des Fortſchritts geweſen; um ſie vor ihren eigenen Exceſſen zu ſchützen, legt er ihr die Zwangsjacke an.

Hätte Molière in unſeren Tagen gelebt, ſo hätte ſein Tartüff einen anderen Schluß erhalten. Nicht die Obrigkeit wäre eingeſchritten, die Familie ſelbſt hätte den Betrüger aus dem Haus gejagt, nachdem er die Maske abgeworfen hat. Nun iſt er weg, man iſt entzückt, daß man ihn los iſt, und liegt ſich in den Armen: da auf einmal geht die Thür auf, und — darf man ſeinen Augen trauen? — unſer Mann kehrt zurück

Digitized by Google

mit krummem Buckel und salbungsvoller Miene. Er hat sich's überlegt, er will alles vergessen. Befiehlt ihm nicht seine Religion, dem Beleidiger zu vergeben? Ist er nicht für ihr Seelenheil nötig? Wer wird, wenn er weg ist, die Beichte des Hausherrn entgegennehmen? Wer wird über Madames Tugend wachen? Bei seinem Anblick werden die Alten ein bißchen befangen, und er hätte wieder festen Fuß im Haus gefaßt, wären nicht die Jungen eingeschritten und hätten den heiligen Mann wieder zur Thür hinaus geworfen.

Es ist sonst nicht unsere Gewohnheit, über die Gefallenen zu sprechen. Kann man aber überhaupt sagen, daß Guizot à terre ist? Fällt er, so fällt er stehend.

Eine Trauung.

1858.

Droben in Voß war's, an einem Sonntagmorgen, kurz nach Johannis; der ganze lichte, herrliche Bezirk lag glitzernd im Sonnenschein, der schräg über die Berghänge fiel und weithin lange, blaue, durchsichtige Schatten warf. Der See, der mitten im Thalgrund liegt, gab der ganzen Umgebung ein seltsames Aussehen, wenn man oben auf dem Weg stand, der nach Evanger und ins Land führt. Es war windstill, und die gen Süd gelegenen schroffen Felshöhen spiegelten sich in der Wasserflut, die, dem Auge fast nicht mehr wahrnehmbar, wie eine große, gähnende Kluft dalag. Nur wenn ein einsames Boot auf der Schattenseite drüben dem Land zusteuerte, konnte man merken, daß das Ganze eine Art Trugbild war; nicht am Boote selbst, denn das schwamm unsichtbar mitten in dem kraftvollen Spiegelbild; aber je näher es dem Land kam, desto deutlicher und deutlicher ließ sich der regelmäßige Schlag der Ruder gegen die Reling vernehmen; und dann zog

Digitized by Google

ſich ein langer, leuchtender Silberſtreifen hinten nach, bis die roten Mützen von Voß und die weißen Kopftücher auf den hinteren Bootsbänken in den Sonnenſchein hereingeſchaukelt kamen; nun war der Zauber gelöſt.

Aber unten, auf der Au ſelbſt, lag der feſtliche Glanz des Tages über allem Leben, was ſich da regte. Die Poſtſtraße längs des Waſſers und ebenſo der Weg, der oſtwärts weiter in den Sprengel hineinführt, war wie beſät mit Kirchgängern, ſchreitenden wie reitenden. Die Kirchboote bildeten gewiſſermaßen eine lange Marktgaſſe, und die kleinen, lebhaften Pferde von Voß ſtanden in langen Reihen und riſſen an den Halftern, während etliche Reiter ſogar am heiligen Sonntagmorgen ihrer angeborenen Luſt nicht widerſtehen konnten und ſich bald im Kreis tummelten, bald hin und her, vorwärts und rückwärts galoppierten, zum großen Gaudium der kleinen, zukünftigen Bürger von Voß, die ſich auf der ſtaubigen Straße vor dem Kirchhofshain angeſammelt hatten.

Die Glocken klangen und in der Kirche ertönte die Orgel; eine Stille ſenkte ſich auf das Volk draußen im Sonnenſchein. Die lichthaarigen Dirnen mit ihren metallbeſchlagenen Büchern und weißen Taſchentüchern, die Burſchen in den neumodiſchen Blaujacken, die Greiſe in langen Wämſern und gelben Kniehoſen, — kurz, alles, alt und jung, ſchritt ſchweigſam über den Kirchhof ins Gotteshaus, durch das große Hauptportal, das offen ſtand und das mit Orgelklang und friſchen, duftenden Tannenreiſern, womit der Boden der Vorhalle beſtreut war, ſo freundlich winkte.

Bald war es ganz ſtill auf dem Kirchenſteig. Der Kinderhaufe war entweder mit Bekannten hineingegangen, oder hatte ſich zerſtreut, um anderswo das Spiel fortzuſetzen. Einer aber von den kleinen Voßern blieb auf dem Kirchhof zurück; es war ein kräftig gebauter Knirps von etwa acht oder neun Jahren

Digitized by Google

in Kniehosen und Hemdsärmeln. Er stand da und schaute nach der Kirchenthür, wo eben die letzte Schar verschwand, und dabei war etwas wie ein Ausdruck von Verzagtheit über sein munteres Gesicht gekommen.

„Na, kleiner Knut, willst du heut auch in die Kirche?“ fragte die Pastorsfrau, die hinter ihm vorbeiging.

Der Junge schwieg, steckte den Finger in den Mund, bog den Kopf ein wenig zur Seite, entfernte sich langsam und verlegen und fing dann auf einmal an nach dem Heideland am Fluß zu rennen; denn hier war er zu Hause.

Der kleine Knut von der Halde dort war ein wunderlicher Junge, so ein richtiger Eigenbrätler, wie man zu sagen pflegt. Die Pastorsfrau hatte ihn aber diesmal, als er nicht antwortete, doch richtig beurteilt, und nächsten Samstag bekam er vom Pfarrhof eine neue Friesjacke geschickt und noch Strümpfe und Schuhe obendrein; und nun konnte auch Knut so gut wie die anderen zur Kirche gehen.

Und wieder war es Sonntagmorgen im Thal von Voß; die Leute zogen im wundervollen Sonnenschein den Kirchweg dahin, die Glocken riefen und die Orgel lockte die Menge in das große, kühle Haus. Knut hatte schwerlich viel geschlafen die Nacht; er war auf, ehe der Tag graute. Doch als die Stunde heranrückte, und die Leute, die zur Kirche wollten, so nach und nach an seines Vaters Kate vorbeifuhren, da war ihm, als könnte er's nicht übers Herz bringen, sich seinen Bekannten in dem neuen Anzug zu zeigen. Er wollte es ja so gern, aber ihm war, als fehlte ihm der Mut, — und er wartete und zauderte, und mittlerweile verstrich der Vormittag; — nun aber konnte er über die Heide, denn jetzt fuhr niemand mehr den Weg.

Der Gottesdienst war schon beinahe zu Ende, als Knut vor der kleinen Thür hinten am Chor stand. Es war sein erster Kirchgang. Sachte lehnte er die Thür an und wagte

Digitized by Google

ſich hinein; — — es ging beſſer, als er gedacht hatte. Keiner von den anderen Jungen wandte den Kopf und ſah ihn an; keiner von ſeinen Bekannten lachte oder flüſterte dem anderen was zu, als er ſich in der neuen Jacke zeigte.

Wie merkwürdig fremd und ſeltſam ihm zu Mute war drinnen in der großen Kirche! Draußen brannte der Sonnenſchein auf die Mauer, die Hummel ſchwirrte um die roten Kletterblumen und der Wind ging durch die Baumwipfel; hier innen war es ſo ſtill und kühl, ſo merkwürdig weit und hoch; der Boden war mit ſchimmernd weißem Sand beſtreut: gewiſſermaßen eine eigene Luft war hier drin, das Licht ſchien durch die alten grünen, rotglänzenden Fenſterſcheiben und warf große, zitternde Sonnenſtreifen ſchräg die Wand hinab. Vor dem Altar ſtand der Paſtor ſelbſt in ſeinem ſchwarzen Rock, hoch oben über der Chorthür hing Jeſus am Kreuz, zwei kleine Engel mit Flügeln ſtanden neben ihm, und ein Engel, der größer war als die beiden anderen, ſchwebte an der Decke mit dem Taufgefäß in den Händen, und dazwiſchen brauſte die Orgel durch die Kirche, und die Gemeinde ſang.

Dieſe ganze Herrlichkeit nahm Knut wahr, als er mit dem Finger im Mund an der Thür ſtand und ſich umſah. Niemand achtete ſeiner, wie geſagt, und das machte ihn dreiſter; ein paar lange, leichte Schritte über den Boden — und er ſaß auf der Knieſtufe am Altar, hielt ſich herzhaft am Geländer feſt, und zum erſten Male ging das Gefühl des Feierlichen wie ein kalter Schauder ihm durch ſein Inneres.

Sieh, da ſchreitet ein Zug zum Altar hinauf; und Knuts Augen werden größer und größer, je näher der Zug kommt. Das iſt ja die Margit vom Hügel! Im Frühjahr noch hatte er ſie mit dem Vieh zur Alm ziehen ſehen, und nun ſtand ſie da mit der güldenen Krone auf dem Haupt; aber wiedererkennen konnte man ſie trotzdem, und ebenſo Halvard in der roten Staats-

Digitized by Google

weſte und dem feinen gelben Rock. Es war, als wäre die ganze Kirche heute nur für die beiden da; milde Augen wachten über ihnen aus den Kirchenſtühlen fern und nah, — und auf dem Paar ſelbſt lag ein Ausdruck der Verklärtheit, an dem ſich Knut faſt zu Schanden ſtarrte und den er doch nicht ergründen konnte. Die heilige Handlung ging vor ſich; wie Morgenrot leuchtete es auf Margits Wangen, Halvard aber heftete ſeine ehrlichen Augen auf den Paſtor, der die Worte des Segens ſprach, und nun war der Bund geſchloſſen.

In dieſer Stunde aber kam etwas wie eine heilige Erweckung über Knuts Seele; nur unklar hatte er die Worte des Prieſters erfaßt, doch was dieſes ſeltſame Leben drinnen in der Kirche ihm zugeflüſtert hatte, das war die erſte keimende Ahnung, daß das Leben des Werkeltags mit ſeinen gewohnten Erſcheinungen doch eine geheimnisvolle Sonntagsſeite hat; und je größer er wurde, deſto ſehnſüchtiger ſtrebte und ſtrebte er ihr entgegen, ſie zu begreifen; und ſo ward er Künſtler.

Seitdem iſt er weit in der Welt herumgekommen, aber gleichwohl iſt er in ſeinem Herzen Norweger geblieben, — denn ſo leicht vergißt man ſie nicht, die heilige Erweckung in der Heimatskirche.

Der Reitknecht.

1859.

Unter dieſem Titel hat ein junger däniſcher Autor, Beatus Dodt, eine kleine Novelle, oder, wie er es nennt, Lebensbilder aus dem nördlichen Seeland geliefert. Es klingt ein friſcher und echt nationaler Ton durch dieſe Arbeit, und dabei hat ſie eine innere Wahrheit, die dem Leſer in hohem Grad den Eindruck von etwas Selbſterlebtem vermittelt. Beſonders verdient die Charakterſchilderung hervorgehoben zu werden; die Intrigue und

Digitized by Google

der Gang der Ereigniſſe laſſen manches zu wünſchen übrig, doch darauf kommt es auch — wie die Abſichten des Verfaſſers nun einmal ſind — nicht weſentlich an. Als eins der vorzüglichſten Stücke des Buchs iſt der „Pfingſtausflug“ wert genannt zu werden; es iſt von der erſten bis zur letzten Zeile ein kleines, lebhaftes Genrebild, — man hört nicht den Helden erzählen, man reiſt ſelbſt mit. Der Student, der Adjunkt und die Hauptgeſtalt der Geſchichte, ſowie auch einige der untergeordneten Figuren treten voll und lebenswahr hervor, — man ſieht ſie gewiſſermaßen rund vor ſich. Weniger gilt dies von dem ſonſt liebenswürdigen alten Paar, dem Profeſſor und ſeiner Frau, die mehr wie Typen in einer gewiſſen abſtrakten Unbeſtimmtheit vor uns ſtehen. Am wenigſten glücklich ſcheinen uns die Epiſoden mit dem franzöſiſchen Emigranten und ſeiner Tochter, wie ſich auch mit Recht ſagen läßt, daß der Verfaſſer zu viel an der äußeren Umgebung ſkizziert hat, wo der Leſer wünſcht, näher in die Situation eingeführt zu werden. Im ganzen charakteriſiert ſich dieſe kleine Dichtung durch dieſelben Vorzüge und Mängel wie die däniſche Malerſchule unſerer Tage. Sie birgt eine Fülle von Heimatgeiſt und Naturtreue, bringt aber zugleich oft den Eindruck hervor, als ob ſie die Wirklichkeit mehr photographiere, als künſtleriſch reproduziere. Das Buch iſt hübſch ausgeſtattet und kann unſerem Leſepublikum unbedingt empfohlen werden.

Fiſcher in Meeresnot.

1859.

Das Blatt veröffentlicht unten eine Abbildung von Tidemands und Gudes neuem großen Gemälde, deſſen Motiv das genugſam bekannte Unglück in Björnör abgegeben hat. Wenn man überhaupt das Recht hat, bei einem Kunſtwerk zu kritiſieren, was der Künſtler hat geben wollen, und nicht nur, wie er ſeine

Digitized by Google

Aufgabe gelöst hat, so könnte bei dieser Gelegenheit vielleicht eine oder die andere Frage aufgeworfen werden. Man könnte fragen, inwieweit der Künstler den Stoff wirklich so aufgefaßt hat, wie er sich angesichts der Katastrophe im allgemeinen Bewußtsein gebildet hat, oder ob nicht jeder einzelne von uns mit einem anderen — vielleicht nebelhaften, unklaren und verworrenen — aber doch anderen Bild in seinem Innern kommt und nun den Anspruch erhebt, gerade dieses Bild im Kunstwerk ideal verklärt und verwirklicht zu sehen. Diese Objektivität, dieser künstlerische Instinkt, der im voraus dem Künstler zuflüstert, was sein Volk von dem Werk verlangen wird, ist eine Forderung, die zusammenfällt mit der Forderung der Nationalität, — und wieweit sie in ihrer ganzen Ausdehnung wirklich erfüllt ist in dem Werk, um das es sich hier handelt, das wäre vielleicht einer Untersuchung wert, zu der jedoch der Schreiber dieser Zeilen sich keineswegs berufen fühlt. Die Untersuchung dürfte am Platze sein nicht für dieses einzelne Kunstwerk, sondern weil sie u. a. ein Licht auf die verschiedenartige Nüancierung werfen würde, worin die künstlerische Forderung beim norwegischen und beim deutschen Volk zur Offenbarung gelangt. Der Gegenstand: Fischer in Meeresnot, scheint uns hier von den Künstlern mehr dramatisch als episch aufgefaßt zu sein, trotzdem die zweite Auffassung zweifellos vorzugsweise norwegisch sein würde. Damit ist eigentlich auch unser einziger Einwand ausgesprochen; daß die Aufgabe, die die Künstler sich gestellt haben, meisterhaft gelöst ist, braucht kaum bemerkt zu werden. Tidemands alter Fischer ist zugleich individuell und typisch, er gehört gleichzeitig dem Leben und der Kunst an. Gudes Hauptsach ist nicht die Meereslandschaft, und man hat deshalb nicht das Recht, an die Details der Behandlung von Wasser und Sturm den Maßstab zu legen, womit Gude überhaupt zu messen ist, nämlich den Maßstab der Vollendung. Eins aber bezeugt dieses Bild warm und klar, für Eins spricht die Absicht, in der es auf die

Digitized by Google

Leinwand gedichtet iſt, und das iſt: unſere hochſinnigen Künſtler da unten in der Ferne, mitten unter fremdem Einfluß und ablenkenden Eindrücken, haben ſich ein volles und großes Herz für ihr armes Vaterland bewahrt.

„Erzählungen von Dr. H.“ und „Däniſche Dorfgeſchichten“ vom Verfaſſer der „Lebensbilder“.

1860.

Die Dorfgeſchichtenlitteratur iſt durch dieſe Bücher um zwei Beiträge von zweifellos bleibendem Wert bereichert worden. Wenn wir ſie hier zuſammen beſprechen, ſo geſchieht das nicht wegen des gemeinſchaftlichen Stoffes (das Leben in den unteren Geſellſchaftsklaſſen), — ſondern weil dieſer Stoff durch zwei Autoren von grundverſchiedener Phyſiognomie zweimal einen entſprechenden Ausdruck gefunden hat. Dr. H. iſt offenbar ein Mann von voller geiſtiger Reife; ſeine Stärke liegt mehr in der Behandlung der Situation und des Charakters, weniger in der Behandlung der Stimmung, — oder mit anderen Worten: er iſt vorwiegend epiſch veranlagt und ſtreift nicht ſelten das Dramatiſche, z. B. am Schluß der kleinen vorzüglichen Erzählung „Der Mühlteich“. Die Naturmalerei tritt bei ihm klar und anſchaulich hervor, und dabei wird, wie in der „Fahrt zum Weber“, trefflich die Stimmung feſtgehalten. Weniger glücklich iſt er da, wo er die nationalen Stoffe verläßt, und deshalb iſt ſeine ruſſiſche Erzählung „Wlaska heult“ von ungleich ſchwächerer Wirkung als irgend eines der übrigen, weit anſpruchsloſeren Bilderchen, aus denen das Buch beſteht.

Bei dem Verfaſſer der „Lebensbilder“ iſt das weſentlich Beſtimmende der Glanz lyriſcher Stimmung. Der eigentliche

Digitized by Google

Stoff iſt ſozuſagen in einer gewiſſen Diſtanz gehalten, worin ſich die Details verlieren. Daß dem ſo iſt, bedeutet natürlicherweiſe keinen Fehler, ſondern eine einfache Folge der ſchriftſtelleriſchen Individualität, die eben dies und nichts anderes will. Aber vermeiden läßt es ſich nicht, daß ſeine Schilderungen dadurch das Ausſehen einer konſtruierten Welt erhalten, während Dr. H.s Darſtellungen auf dem Boden der Wirklichkeit ſtehen, geläutert und gehoben. Es iſt übrigens nicht unmöglich, daß dieſe beiden Bücher mit ungeteilterem Beifall hier bei uns geleſen werden als in Dänemark ſelbſt: auf eine gewiſſe Diſtanz und bei einer wenn auch verwandten, ſo doch immerhin fremden Nationalität fällt es nämlich nicht ſo leicht, das wahre Verhältnis der Dichtung zur Wirklichkeit zu kontrollieren, die zu behandeln ſie ſich zur Aufgabe geſtellt hat.

Waldemar Krones Jugendgeſchichte.
Erzählung in zwei Teilen.

1860.

Der Verfaſſer des genannten Buches hat die ſeltene Selbſtverleugnung bewieſen, ſich nicht zu nennen, obgleich er mit dem ſcharfen kritiſchen Sinn, den er durch das ganze Werk offenbart, im voraus erkannt haben muß, daß es ſich hier nur um einen litterariſchen Sieg und nimmermehr um eine Niederlage handeln konnte. Möglicherweiſe iſt die Autorſchaft dieſer Dichtung in Dänemark nur ein öffentliches Geheimnis; wir wiſſen davon nichts, denn das Buch iſt, ſoweit uns bekannt iſt, da unten noch nicht beſprochen worden. Sollte der Verfaſſer jedoch es wirklich verſtanden haben, ſeine Anonymität zu wahren, ſo wird ſich ſicherlich ein weites Feld für allerhand Mutmaßungen eröffnen. Unter den Epikern Dänemarks, die bisher hervor-

Digitized by Google

getreten und bekannt ſind, kann er nicht zu ſuchen ſein, und auf der anderen Seite iſt es ſicherlich in jeder Litteratur eine Seltenheit, daß ein Autor gleich in ſeinem erſten Werk eine ſo vollkommene Geiſtesreife, eine ſo ruhige Gewalt über den Stoff und einen ſo durchaus zielbewußten Blick zeigen ſollte wie hier. Dieſe Art erzählender Dichtung, die Seelenſchilderung, die jedoch nie Anſpruch erhebt, als ſolche in die Augen zu fallen, iſt früher ſelten in Dänemark gepflegt worden. Was dieſer Dichtung wohl am nächſten kommen dürfte, das ſind des verſtorbenen Schack „Phantaſten“; doch gilt dies nur in einzelnen Punkten. Der Autor iſt offenbar ein Mann, der ſich viel im höheren Geſellſchaftsleben bewegt hat; ausgeſtattet mit einer ſicheren, ironiſchen Beobachtungsgabe, verſteht er durch das Aufſetzen anſpruchsloſer kleiner Züge ſeine merkwürdigen, durchſichtigen Charaktere zu ſchaffen, die alle, weil ſie innerlich wahr ſind, dem Leſer wie Leute entgegentreten, denen er ſchon einmal begegnet iſt, die er aber wieder vergeſſen hat. Die Gruppierung iſt durch das ganze Buch künſtleriſch gehalten, und die wechſelnden Situationen, in denen ſich der Grundgedanke entwickelt, ſind klar und anſprechend. Mit dieſen kurzen Bemerkungen ſei das beſprochene Werk hiermit empfohlen; ohne Zweifel wird es bald von norwegiſchen wie von däniſchen Tagesblättern zum Gegenſtand näherer Erörterung gemacht werden.

Die zwei Theater in Chriſtiania.

1861.

I.

Es iſt in der Kunſt, wie in allen anderen Dingen, etwas ganz Natürliches, daß die Übergangsmomente, der mehr oder minder gewaltſame Sprung von einem verfloſſenen zu einem bevorſtehenden Zuſtand, auf ſeiten des Publikums in der Auf-

Digitized by Google

faſſung des Verhältniſſes eine Unklarheit hervorrufen, die ſich während der gleichmäßiger fortſchreitenden Zwiſchenzeiten nicht ſo deutlich zu erkennen giebt, ſelbſt wenn ſich auch da nachweiſen ließe, daß ſie in der großen Maſſe herrſcht. Nun iſt freilich in der Regel der Augenblick der Umwälzung ſelbſt wohl kaum der günſtigſte zur Klärung der Begriffe, erſtlich weil die Belehrung in der Hauptſache bei Parteimännern geſchöpft werden muß, die — ihrem Weſen entſprechend — das Verhältnis nur in einer der Partei eigenen Beleuchtung ſehen können, und dann, weil das Publikum, auch wenn es ſich noch ſo gern zur Klarheit durcharbeiten möchte, nirgendwo den Standpunkt zu finden vermag, der die notwendigen Bedingungen für die Freiheit des Überblicks darbietet.

Dieſe allgemeinen Bedenken dürften indeſſen in der Theaterbewegung hierzulande in geringerem Grade als ſonſt vorhanden ſein. Des Kampfes erſtes jugendliches Fieber iſt ja nun dahin, das Auge iſt nunmehr offen für eine klarere Erkenntnis des Berechtigten oder Nichtberechtigten in den Forderungen hüben und drüben; es iſt nicht mehr die Zeit, mit Gefühlen und unklaren Sympathien zu Felde zu ziehen; will man kämpfen, ſo muß es mit Gründen und klaren Gedanken geſchehen. Das ſchließt von vornherein ein Gelöbnis der Humanität in der Kriegführung ein, ein Gelöbnis, das von meiner Seite unter allen Umſtänden eingehalten werden wird, ſelbſt wenn ich in dem Folgenden genötigt ſein ſollte, Perſonen zu ſtreifen, deren Verhältnis zur Sache nicht übergangen werden kann. Denn freilich muß ich bekennen: ich bin in gewiſſem Sinne Parteimann, jedoch nur inſofern es ſich um die großen Umriſſe einer beſtimmten Methode handelt. Außerdem aber ſoll hier nicht Individuum gegen Individuum bewertet werden, ſondern Theorie gegen Theorie, und ich weiß mit Beſtimmtheit, daß mein äußeres Verhältnis zur Theaterfrage auch nicht eine einzige Zeile dieſes Aufſatzes diktieren wird.

Digitized by Google

Wenn ich oben dieses Spieljahr als einen Übergangsperiode in unseren Theaterverhältnissen bezeichnet habe, so werde ich hier diesen Übergang genauer dahin definieren, daß er bestimmt wird: für das „Christianiaer Theater" im wesentlichen durch den Eintritt des Advokaten Dunker in die Direktion, und für das „Norwegische Theater" teils durch den Umbau des Hauses, teils durch die Veränderungen in der Zusammensetzung der Bühnenkräfte. Ich bitte hier darauf zu achten, daß ich auf den Eintritt des Direktionswechsels keineswegs deshalb ein so großes Gewicht lege, weil er möglicherweise eine größere Thätigkeit oder eine oder die andere nützliche Reform in Sachen des Theaters zur Folge gehabt haben könnte. Ob dies sich so verhält oder nicht, ist mir vollkommen gleichgültig; denn es hat nicht das mindeste mit der Gedankenreihe zu thun, die darzulegen ich im Folgenden versuchen werde. Träfe es wirklich zu, daß nur Reformen u. s. w. sich nachweisen ließen, so würde ja die ganze Sache sich nur auf eine simple Gradverbesserung in der Betriebsart beschränken, und es könnte nicht von einem Übergang die Rede sein, der doch nicht bloß einen aufgegebenen, sondern auch einen neu eingenommenen Standpunkt voraussetzt. Wenn nun ein solcher Übergang auf Grund des Eintritts von Herrn Dunker sich späterhin wirklich nachweisen läßt, so folgt daraus, daß mit ihm ein Ministerwechsel in des Wortes wahrer Bedeutung stattgefunden haben muß, indem es sich hier nicht um eine Veränderung in dem Personal, sondern in dem Prinzipe handelt, der zufolge das Theater als Kunstanstalt ein neues Programm aufgestellt und einen, von seiner eigenen Vergangenheit teilweise unabhängigen Standpunkt dem Publikum gegenüber eingenommen hat.

Auch was das „Norwegische Theater" betrifft, so ist die Veränderung nicht graduell, sondern wesentlich; ihre Bedeutung liegt nämlich nicht darin, daß es ein erweitertes, verbessertes und

Digitized by Google

verſchönertes Haus und dazu ein vollſtändigeres Perſonal erhalten hat, ſondern darin, daß dieſe Vermehrung des Apparats auf eine Aufgabe hinweiſt, die, künſtleriſch genommen, grundverſchieden iſt von der Aufgabe, um die es ſich früher handeln konnte. Was das Theater gewonnen oder was es verloren hat durch die Perſonalveränderung, iſt deshalb hier abſolut gleichgültig und könnte nur ins Gewicht fallen, wenn die Anſtalt kurzſichtig genug wäre, nur etwas mehr und nicht etwas anderes zu wollen, als das, worauf ſie ſich früher beſchränkt hat. Die Sache iſt nämlich die: man kann von den Männern, die zuerſt in Chriſtiania die Idee eines „Norwegiſchen Theaters“ ausführten, und deren Namen unſere Kulturgeſchichte ſicherlich einſt nach Verdienſt ehrenvoll verzeichnen wird, in gewiſſem Sinne ſagen, daß ſie recht radikal zu Werke gegangen ſind, in einer ſehr weſentlichen Beziehung aber bei weitem nicht radikal genug, weil ſie nicht wagten, mit der Tradition des künſtleriſchen Stils zu brechen. Allerdings wurde an die Theaterſchule die ausdrückliche Forderung geſtellt, die auf ihr heimiſchen Charaktertypen in nationaler Richtung auszubilden; ein Drama beſteht aber nicht aus Charakteren allein; das, worauf es als Kunſtwerk weſentlich beruht, iſt der Stil der Darſtellung, der für die verſchiedenen dramatiſchen Kunſtarten ein ganz eigener iſt und naturgemäß ſein muß. Den Stil der Darſtellung, die ganze geiſtige Form der Spielweiſe, oder wie man es ſonſt nennen will, kann ein Theater nie einem anderen entlehnen, ohne ſeine Selbſtändigkeit aufzugeben und ſich in eine Lage zu bringen, die dem Verhältnis des Überſetzers zu ſeinem Original entſpricht. Von einem nationalen Standpunkt aus iſt der Stil natürlich genau ſo wichtig wie von einem rein äſthetiſchen. So wird man z. B. in Berlin finden, daß die Vortragsform von Tragödie, Komödie oder Luſtſpiel ganz anders iſt als in Wien; die berliner verhält ſich zur wiener, wie die norddeutſche Nuance des Deutſchtums ſich

Digitized by Google

zur ſüddeutſchen verhält. Dasſelbe kann man auf jeder der übrigen deutſchen Nationalbühnen beobachten, nicht aber auf einem einzigen der mannigfachen Volkstheater, und natürlich noch weniger bei den Schauſpieltruppen, die unter privater Leitung den Kunſtbetrieb nicht als Zweck, ſondern als Mittel auffaſſen. Noch deutlicher tritt das Verhältnis in Kopenhagen zutage; kein gebildeter Däne kommt auf den Gedanken, daß das Königliche Theater einerſeits und das Kaſino- und Volkstheater andererſeits ſich nur durch eine größere oder geringere künſtleriſche Graddifferenz in ihren Leiſtungen von einander unterſcheiden. Die Verſchiedenheit iſt weit tiefer begründet; ſie beruht nämlich auf demſelben Verhältnis, das überall zwiſchen einem Nationaltheater und einem Volkstheater beſteht: das Nationaltheater ſchafft ſeine Typen und hat ſeinen eigenen Stil, das Volkstheater nimmt dieſe Typen auf und bringt ſie in ein entfernteres Verhältnis zur Idealität, hat jedoch keinen Stil. Dem däniſchen Publikum, das in Bezug auf Kunſtverſtand dem unſeren ſo unendlich weit überlegen iſt, fällt es nicht ein — wie wir es hier in Chriſtiania oft genug geſehen haben —, im Königlichen Theater den Schauſpieler zu beklatſchen, der ſeine Situationsrolle im Charakterſtil giebt, oder die Schauſpielerin herauszurufen, die die umgekehrte Thorheit begeht. In den beiden anderen Theatern dagegen wird das wohl vorkommen können, denn in Kopenhagen weiß man ſich zu orientieren, man weiß, daß Kunſt auf einem Nationaltheater und Kunſt auf einem Volkstheater zwei ganz verſchiedene Dinge ſind. Als ein Beweis, welch großes Gewicht man in Dänemark auf den künſtleriſchen Stil legt, mag auch die Thatſache dienen, daß die königlich däniſche Regierung vor einigen wenigen Jahren in Berückſichtigung der Kunſt und des geſunden Geſchmacks die Aufführung eines Holbergſchen Stückes dem „Kaſino“ verboten und ihm zu verſtehen gegeben hat, man würde nötigenfalls die Hilfe der Polizei anrufen, um die Vor-

Digitized by Google

ſtellung zu verhindern. In der Befähigung, Holberg zu ſpielen, ſteht das „Chriſtianiaer Theater“ ungefähr auf gleicher Höhe mit dem „Kaſino“. Wenn alſo das Perſonal des „Chriſtianiaer Theaters“ mit ſeinem Holbergſchen Repertoire in Kopenhagen aufträte, ſo würde die königlich däniſche Regierung in Berückſichtigung der Kunſt und des geſunden Geſchmacks ſich für befugt halten, eben dieſelben Leiſtungen, ſogar mit Polizeiaufgebot, zu verhindern, die, wie eine große Partei in Chriſtiania verlangt, ein norwegiſches Theater in Norwegen als Grundlage ſeiner künſtleriſchen Richtung nehmen ſoll. Daß der Holberg des „Norwegiſchen Theaters“ demſelben Proteſt begegnen würde, thut nichts zur Sache; denn das „Norwegiſche Theater“ hat bisher nie andere Anſprüche als die eines Volkstheaters geltend gemacht; das „Chriſtianiaer Theater“ dagegen hat eine Reihe von Jahren hindurch für Norwegen dasſelbe ſein wollen, was das Königliche Theater in Kopenhagen für Dänemark iſt. Das „Chriſtianiaer Theater“ alſo hat ſich ſelbſt ſein eigenes Maß geſchaffen; es muß ſich deshalb gefallen laſſen, daß ich in der Folge mit dieſem Maß und mit keinem anderen meſſe.

Daß die norwegiſche Theaterſchule anfangs nicht gewagt hat, mit der Tradition zu brechen, hat übrigens ſeine leicht erklärlichen Gründe. Teils hat man nämlich damals die gegenſeitige Stellung der beiden Theater anders aufgefaßt als jetzt — man dachte ſich die Theaterſchule als eine Anſtalt, deren Aufgabe es ſein ſollte, im Laufe der Zeit an das große Theater, deſſen Stagnation damals niemand in abſehbarer Zeit für möglich gehalten hätte, leidlich ausgebildete Rekruten abzugeben; teils auch hat die Schule ihre Thätigkeit ausſchließlich mit Eleven begonnen, welche die nötige Geiſtesreife und das genügende kritiſche Urteil nicht hatten und naturgemäß nicht haben konnten, um von der Sache eine ganz klare Anſchauung zu erlangen; und endlich wäre es auch für das werdende Kunſt-

Digitized by Google

institut damals faſt unmöglich geweſen, ſich in Oppoſition zu ſtellen zu den anerkannten Darſtellungsformen des „Chriſtianiaer Theaters“, deren unbedingte Gültigkeit zu bezweifeln, geſchweige denn zu beſtreiten weder dem Publikum noch der Kritik in den Sinn gekommen wäre.

Allmählich jedoch begannen die Einwände gegen die däniſche Tradition laut zu werden, die dann ſeitens der Gegenpartei ſtets ſehr pünktlich mit der Bemerkung abgethan wurden, daß „es nicht anginge, mit der Tradition zu brechen“, daß „die Gegenwart auf den Schultern der Vergangenheit ſtehen müſſe“ u. ſ. w. Dieſe Behauptung iſt wahr und unwahr, wie man's eben nimmt. Wahr iſt ſie, inſofern es naturgemäß in keinem Land angängig iſt, die allgemeine Kunſtgeſchichte von vorn zu beginnen, um nach und nach zu der Höhe zu gelangen, auf der die Kunſt anderwärts heutzutage ſteht; aber auf den Gedanken iſt ja auch keiner gekommen. Völlig unwahr dagegen iſt die Behauptung, wenn ſie, wie hier, die Forderung enthält, die beginnende Kunſt eines Volkes müſſe notwendigerweiſe auf den fremden Formen aufgebaut werden, mit denen es zufällig in nächſte Berührung gekommen iſt. Falls alſo die däniſche Kunſt keine Tradition bei uns gehabt hätte, müßte ein norwegiſches Theater gegenwärtig ein Ding der Unmöglichkeit ſein? Oder müſſen wir auf ewige Zeiten die Oper und das Ballet entbehren, weil dieſe Kunſtgattungen nicht durch die däniſche Form bei uns Eingang gefunden haben!

Die Hauptaufgabe wird jedoch hier ſein, zu unterſuchen, in wie weit die auf dem „Chriſtianiaer Theater“ eingebürgerten Darſtellungsformen, die als „däniſche Tradition“ bezeichnet werden, in Wirklichkeit auch dieſer Bezeichnung entſprechen und als ſolche in Dänemark ſelbſt anerkannt werden könnten. Aus einer ſolchen Unterſuchung dürfte ſich möglicherweiſe ergeben, daß wir, ſtatt einer Vollblutkreatur, einen Baſtard vor uns haben; Baſtarde aber ſind bekanntlich unfruchtbar. Jedoch hierüber mehr in einem folgenden Artikel!

Digitized by Google

II.

Um das Jahr 1850, zu einer Zeit alſo, da die nationale Bewegung auf dem Gebiet des Dramas anfing, ſich ernſtlich fühlbar zu machen, ſtand das „Chriſtianiaer Theater“ unter der Leitung von Bürgermeiſter und Rat. Obgleich in der Regel eine Magiſtratsregierung in Kunſtangelegenheiten nicht als das zweckmäßigſte Regiment angeſehen werden kann, ſo muß man doch zugeben, daß dieſer Fall eine Ausnahme von der Regel bildet. Vor jener Zeit konnte das Theater geradezu als ein Privatinſtitut, das von einigen tüchtigen und begabten Schauſpielern ſelber geleitet wurde, bezeichnet werden. Von irgend welcher artiſtiſchen Führung konnte nicht die Rede ſein, alſo auch nicht von irgend einem nachweisbaren Prinzip im Repertoire. Gutes und Schlechtes, Stücke, die entgegengeſetzte Geſchmacksrichtungen repräſentierten, Tragödien und Opern, Farcen und Melodramen wurden durcheinander gegeben, und ließ ſich ein Motiv für die Wahl der aufgeführten Stücke nachweiſen, ſo war es gewöhnlich das ſchlechteſte und unhaltbarſte aller Motive: das nämlich, daß man irgend eine Rolle fand, die ſich von einem einzelnen Schauſpieler oder einer einzelnen Schauſpielerin vortrefflich darſtellen ließ, während die übrigen Partien teils die Kräfte des Theaters überſtiegen, teils außerhalb dieſer Kräfte lagen. Damit war alſo die Grundbedingung der Kunſt, die Einheit, aufgehoben, ein Umſtand, der jedoch in jenen Tagen ebenſo wenig wie heute Publikum und Kritik anfocht. Noch hört man ältere Theaterbeſucher jene Zeit — die Zeit Spindlers und Wallings — mit Begeiſterung die Glanzperiode des Theaters nennen; man verwechſelte zwei Dinge — nämlich die Thatſache, daß das Theater vortreffliche Schauſpieler hatte, damit, daß man dort vortrefflich Komödie ſpiele. Möglicherweiſe ließ man ſich auch von dem Umſtand blenden, daß die Leiſtungen damals nicht, wie heut, in ihrer Geſamtheit die Frucht einer Kreuzung mit einer

Digitized by Google

anderen Nationalität waren; denn allerdings zählte das Perſonal zwei norwegiſche Künſtlerinnen; aber die eine, obwohl mit ſeltenen Eigenſchaften für die Bühne ausgerüſtet, zog ſich bald zurück, und die andere, die wir mit ebenſo berechtigtem Stolz unſer nennen, wie wir uns die norwegiſchen Düſſeldorfer aneignen, verſtand es, ſich mit wünſchenswerter Schnelligkeit naturaliſieren zu laſſen.

Nach und nach jedoch begannen ſich Bedenken und Einwendungen gegen das Theater zu erheben. Die Studentenzüge fingen an, den ſkandinaviſchen Gedanken zu klären und zu kräftigen und damit auch die Erkenntnis unſerer Verpflichtung, auf geiſtigem wie auf politiſchem Gebiete als Nation frei aufzutreten. In einzelnen Beziehungen war ſchon Bahnbrechendes geſchehen, unſere Malerei hatte bereits Blüten angeſetzt und war damals vielleicht mehr in innerem Sinn unſer Eigentum als jetzt. Welhavens Romanzen, Jörgen Moes Gedichte und Asbjörnſons Märchen übten ihre erweckende Wirkung auf das Volk zur ſelben Zeit aus, da die Gründung des Theaters in Bergen von der Möglichkeit, auch die dramatiſche Kunſt zu befreien, praktiſch überzeugte.

Hier war alſo Gefahr im Verzuge. Die Theaterleitung war wie jedes Magiſtratsregiment konſervativ und konnte oder wollte das Berechtigte nicht zugeben an den Forderungen der Oppoſition. Sie fühlte jedoch, daß es galt, ſich zu kräftigen, und ſtellt man ſich einmal auf ihren Standpunkt, ſo muß man einräumen, daß ſie das ehrenwerteſte Mittel wählte, um dem Theater das Recht zu erhalten, auf der alten Grundlage fortzubeſtehen — nämlich die Veredlung des künſtleriſchen Betriebes. Ein artiſtiſcher Direktor ſollte gewonnen werden. Daß die Wahl nicht auf den Norweger fiel, der für dieſen Auftrag der gegebene Mann und die geeignetſte Perſönlichkeit war, iſt zwar zu beklagen; doch mit einer ſolchen Wahl hätte die Leitung ſich

Digitized by Google

ſelbſt widerſprochen. Es ſollte ja doch gerade gegen die Oppoſition gekämpft, und der Krieg hinter den Verſchanzungen des Beſtehenden geführt werden. Ein Däne mußte alſo gefunden werden, und er wurde gefunden. Das iſt für uns das erſte praktiſch-ſkandinaviſche Ergebnis der Studentenzüge geweſen.

Herr Borgaard nahm in Dänemark, neben J. L. Heiberg, den erſten Platz als vorzüglicher Überſetzer und Bearbeiter von Dramen ein. Als ſelbſtändiger Schriftſteller hatte er einen geachteten Namen. Er hatte einen Geſchmack, der durch intime und gewiß umfaſſende Litteraturkenntnis geläutert war, und hatte ſich außerdem auf ſeinen Reiſen Einſicht in die allgemeinen europäiſchen Theaterverhältniſſe verſchafft. Kommt nun noch humane Art hinzu und eine beſtimmte Begabung zum Manövrieren, ſo muß man zugeben, daß in ihm viele für einen Theaterdirektor ſehr wünſchenswerte Vorzüge vereinigt waren.

Aber Herr Borgaard war, als er zu uns kam, ſchon in vorgerücktem Alter und hatte ſich früher nie praktiſch mit dem Theaterbetrieb beſchäftigt. Wie alle theoretiſchen Schöngeiſter, war er idealiſtiſch veranlagt, — das mag für den außenſtehenden Kritiker ja recht bequem ſein, für einen in engen Verhältniſſen wirkenden Theaterleiter aber wird es faſt zu einem Fehler. Von einem Mann in Herrn Borgaards Alter kann man billigerweiſe nicht immer verlangen, daß er noch ſeine ganze Grundanſchauung nach den Verhältniſſen ummodele. Bei ſeiner Berufung war ja auch, wie angedeutet, als Hauptaufgabe geſtellt: das Theater auf eine höhere Stufe der Kunſt zu heben; Neigung und Pflicht fielen hier alſo zuſammen, aber wohl ſchwerlich zu Frommen des Theaters oder der Kunſt.

Die idealiſtiſche Forderung ſollte nämlich hauptſächlich im Repertoire, alſo in den dargeſtellten Stücken erfüllt werden. Dieſer Idealismus aber iſt im Grunde falſch, wenn er bei der

Digitized by Google

Wahl der Darbietungen ſtehen bleibt und ſich nicht gleichzeitig auf die Ausführung erſtreckt. Farce und Volkskomödie wurden ſo gut wie ganz von der Scene verbannt, obgleich es für dieſe ſogenannten niederen Kunſtarten im Perſonal viele ausgezeichnete Darſteller gab. Oehlenſchläger mußte heran, obwohl das Theater nur zwei Männer beſaß, die ihn zu ſpielen verſtanden. Scribe war mit ſeinen feinſten Salonſtücken vertreten, obgleich Herr Jörgenſen der einzige war, der den Scribeſchen Dialog beherrſchte. Mit dem echten Shakeſpeare ließ man ſich nicht ein; hier half man ſich mit den Sille-Beyerſchen Zeitgemäßheiten.

Dem Publikum gegenüber beobachtete das Theater eine gewiſſe gemeſſene Haltung, die aus der Entfernung wie Vornehmheit ausſah. Das frühere gemütliche Verhältnis war natürlich längſt dahin; man fühlte auf beiden Seiten, daß die Kluft größer und größer wurde, in dem Maße, wie die volkliche Eigenart ſich dank der politiſchen Freiheit, der aufblühenden Litteratur und Kunſt entwickelte. Schritt halten konnte oder wollte das Theater nicht; alſo blieb es zurück — blieb auf einem Standpunkt, der allerdings in hiſtoriſchem Sinn national genannt werden kann, inſofern er ſeinerzeit ein erſchöpfender Ausdruck für die Nationalitätsentwicklung war, zu der das Volk ſich damals aufgeſchwungen hatte; aber ein Volk braucht ein lebendiges und nicht ein bloß hiſtoriſches Verhältnis zu ſeiner Kunſt.

Das Volk war alſo ſeinem Theater vorausgeſegelt; doch die Entwicklung eines Volkes geht nicht in allen Klaſſen und allen Individuen gleichmäßig und auf einmal vor ſich. Immer werden ſich Nachzügler finden, und ſolche fehlten auch hier nicht. Aus ihnen hat ſich eine Partei gebildet, die gemeinhin „Donnerstagspublikum“ genannt wird — eine Gruppe, von der man ſagen kann, ſie gehöre ebenſo zum Inventar des Theaters wie Couliſſen, Garderobe und die übrigen Requiſiten. Unter dieſem Donnerstagspublikum iſt nicht nur die wirkliche und eingebildete

Digitized by Google

Intelligenz zu verstehen, die an den Donnerstagen das Theater besucht; es umfaßt zugleich alle, die, im Gegensatz zu der großen feindlichen oder gleichgültigen Masse, sich positiv auf Seite des Theaters stellen und dessen Standpunkt für den ihrigen erklären. Ein solches Korps von Nachzüglern ist immer — früher oder später — dem Untergang geweiht, und wenn es sich auch bis zum heutigen Tag am Leben erhalten hat, so dürfte doch die Erweiterung des Zuschauerraums seiner Zeit sich der Leitung als ein offenbar recht zweckloses Werk dargestellt haben. Übrigens muß man zugeben, daß die Partei sich zu organisieren verstanden hat; sie hatte ihre feste Theaterkritik, die, während sie Applaus zur Zeit und zur Unzeit spendete, in der Presse auf die Berechtigung ihres Theaters hinwies, wobei sie gleichzeitig die Thätigkeit der Fortschrittsleute zum Gegenstand von allerhand Verdrehungen machte.

Aus vorstehender Darstellung wird man ersehen können, wieso das Theater in die sonderbare Lage kommen konnte, weder als Nationaltheater, noch als Volkstheater, sondern nur als eine private Anstalt für einen auserwählten Kreis zu wirken. Zum wirklichen Volk hatte es kein Verhältnis; es erkannte keinerlei Verpflichtungen dem Volk und dessen geistigen Interessen gegenüber an. Deshalb konnte man auch mit ruhigem ästhetischen Gewissen dekretieren, daß Originaldramen bis auf weiteres nicht aufgeführt werden sollten. Das Theater ließ sich auf diese Weise fast mit der französischen Hoftruppe vergleichen, die in den Tagen Christians des Siebenten für die obersten Rangklassen Vorstellungen gab, zu denen die Bürger nur so weit Zutritt hatten, als noch Billets übrig waren. Daß diese Auffassung des Verhältnisses innerhalb der Partei selbst gebilligt wird, sah man vor einiger Zeit in einem unserer Tagesblätter, worin ein Einsender scharf mit der Theateropposition ins Gericht geht und meint, die Frage, ob ein dänisches Theater bei uns bestehen solle

Digitized by Google

oder nicht, das sei eine Sache, die ausschließlich die Aktionäre und Abonnenten angehe! Einen derartigen Ausspruch können Außenstehende nur aus Kinderei oder Altersschwäche herleiten; innerhalb des Parteikreises aber ist er nach wie vor ein Glaubensartikel. Wer übrigens bei dieser schiefen Stellung am meisten zu beklagen ist, das sind die rechtschaffenen dänisch geborenen Künstler des Theaters, die, nachdem sie ein Menschenalter hindurch bei uns thätig waren, in der dänischen Kunstwelt ihren Boden verloren haben, ohne in der unseren einen neuen finden zu können. Einige von ihnen haben uns freilich verlassen; ob sie sich aber in ihrer alten, oder richtiger gesagt: neuen Heimat wohl fühlen, muß dahin gestellt bleiben. Seltsam könnte man es finden, daß Herr Jörgensen seinen Kunstgenossen nicht gefolgt ist, um den Platz einzunehmen, der nun als unausgefüllt gelten muß. Dem Professor Nielsen ebenbürtig an Begabung, an Vielseitigkeit des Talentes ihm zweifellos überlegen, müßte er, wie man glauben sollte, es vorziehen, in Harmonie mit einem ganzen Volk zu wirken, statt wie hier einer Partei zu dienen, die hinter der Zeit zurückgeblieben ist, und deren Glieder, eins nach dem anderen, früher oder später abfallen werden.

Das Seltsame wird indessen bei näherer Betrachtung in Fortfall kommen, wie man gleichzeitig daraus einen Fingerzeig entnehmen kann zur Lösung der schwebenden Theaterfrage — der Verschmelzung. Viele strittige Meinungen über diese Sache sind im Publikum gegenwärtig im Schwang; öffentlich aber sind sie noch nicht erörtert worden. Ich für mein Teil habe mancherlei Anlaß, diesen Gegenstand zu erwägen; das Resultat, zu dem ich gekommen bin, darzustellen, das ist der Hauptzweck dieser Aufsätze.

III.

Hat eine Ansicht oder ein Urteil erst Zeit gehabt, sich draußen in der großen kritiklosen Masse einzubürgern, so wird

Digitized by Google

gewöhnlich blind daran festgehalten, selbst wenn Zustände und Verhältnisse sich so wesentlich ändern, daß das Urteil vernünftigerweise ganz entgegengesetzt ausfallen müßte. Das hat sich in doppelter Beziehung bei der Entwicklung der Theaterfrage in Christiania gezeigt, und es ist eine einfache Pflicht gegen die Wahrheit, das richtige Verhältnis einmal klarzulegen.

Man kann sagen, daß die Geschichte des „Christianiaer Theaters" ungefähr 25 bis 30 Jahre zurückreicht. Die Gründung der Bühne fällt also in eine Periode, da Norwegen in gar keiner geistigen Beziehung sich selbst ernähren konnte, sondern auch den notdürftigsten täglichen Bedarf sich von den Brüdern jenseits des Kattegat verschreiben mußte. An der Hand dänischer Grammatiken wurde in den Schulen die norwegische Sprache getrieben, Lesestücke aus dänischen Autoren wurden als Muster für norwegische Ausdrucksweise hingestellt, selbst mit dem Verdeutschungsprozeß, den Dänemark auch nach der Trennung anhaltend durchgemacht hat, sollten wir Schritt halten, und nirgends hatte der Gedanke sich Geltung erstritten, daß der Geist der Bruderſprachen ebenso verschieden ist wie die Natur, die Geschichte und die übrigen durch die Sprache bedingten Verhältnisse der beiden Länder.

Wurde nun also das Dänische widerspruchslos beibehalten als die einzige Sprache, deren ein gebildeter Norweger sich ständigerweise bedienen konnte, so wird man leicht einsehen, daß es zum mündlichen Gebrauch dieser Sprache der dänischen Aussprache bedurfte. Für die Oestländer war das keineswegs eine leichte Aufgabe; doch thaten sie ihr Bestes, und noch jetzt hat man in guter Gesellschaft ab und zu das Vergnügen, einen älteren Kavalier recht artig kopenhagenisch parlieren zu hören, obgleich der Taufschein, der sich leider nicht verleugnen läßt, auf irgend eine ehrliche Holzhändlergegend als die wirkliche Heimat des Mannes hinweist. Die Bergenser zogen sich besser aus der

Digitized by Google

Affäre. Sie hatten um das Jahr 1820 und ſpäter eine dramatiſche Geſellſchaft, die öffentliche Vorſtellungen gab und in hohem Ruf ſtand wegen der Tüchtigkeit, womit nach dem Urteil der Zeitgenoſſen die bedeutenderen Mitglieder kopenhagener Sprache und Spiel nachzuahmen wußten. Dort war es auch, wo ein hoch angeſehener Schulmann in einer Geſellſchaft einer zugereiſten däniſchen Dame Komplimente machte für ihre Liebenswürdigkeit, Norwegen zu beſuchen, und dieſen ſeinen Dank begründete mit einem: „Gottlob, jetzt hört man doch endlich einmal wieder, wie eine gebildete Sprache klingt!“

Es iſt natürlich, daß auf einem Boden, den die ſprachlichen Vorurteile in dieſer Weiſe gedüngt hatten, die fremde Kunſt raſch und üppig keimte, — um ſo mehr, als ſie auf keinen Widerſtand bei ſchon entwickelten nationalen Formen ſtieß. Dieſe Formen fehlten nämlich durchaus: wenigſtens kann zu jener Zeit bei uns von keiner anderen Kunſt die Rede ſein, als von einer Art Dichtkunſt, die unmittelbar ihre Wurzel in der gemeinſchaftlichen Litteratur hatte und folglich ſo ganz bar aller nordiſchen Nuancen war, daß es beinah ein Ding der Unmöglichkeit iſt, die Werke der norwegiſch geborenen Dichter aus jener Zeit an inneren Kennzeichen von den Arbeiten zeitgenöſſiſcher Dänen zu unterſcheiden. Der einzige, den man als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel nennen kann, iſt Maurits Hanſen: er hat wirklich ein offenes und geſundes Auge für die mannigfache Eigenartigkeit unſerer nationalen Verhältniſſe gehabt; aber ſeine heimiſchen Charaktertypen ließen durchaus einen entſprechenden Darſtellungsſtil vermiſſen, und das Publikum jener Tage war außerdem kritiſch zu wenig entwickelt, um daraus, daß nachweisbar bei uns eine Kunſtform gedieh, Schlüſſe auf die Möglichkeit des Gedeihens ähnlicher Formen ziehen zu können. Von Wergeland als einem Bannerträger konnte nicht die Rede ſein; ſeine, wenigſtens zu jener Zeit, ſtark

Digitized by Google

hervortretende Formloſigkeit in Verbindung mit einer ausgeprägten ſubjektiven Richtung mußte naturgemäß jede Ausſicht zu nichte machen, daß ſich um ihn eine Künſtlerſchule bilden könnte. Welhaven war bis dahin nur negativ aufgetreten, und, wie die weltbürgerliche Partei ſich einbildete, ganz in ihrem Geiſte. Das war jedoch von ſeiten der Partei ein großes Mißverſtändnis; denn wohl wandte er ſich ſcharf gegen die vom entgegengeſetzten Lager aufgeſtellte Abſperrungslehre und wies, als auf die einzige Rettung vor der geiſtigen Hungersnot, auf die Teilnahme des Volks am Weltenreichtum da draußen hin, für den unſer eigenes Land damals keinen Boden hatte. Aber er bezeichnet auch ausdrücklich dieſen Zuſtand als einen reinen Übergangszuſtand und trifft in ſeiner Anſchauung ſo mit den Männern der heutigen Nationalpartei zuſammen. Die Partei dagegen hat ſeine Lehre aufgefaßt und faßt ſie noch heute auf als einen Satz geiſtiger Nationalökonomie, der für alle Zeiten und unter allen Verhältniſſen in Geltung bleiben muß. Flach, nur dem Buchſtaben nach und ſeinem Sinn direkt widerſprechend, hat dieſelbe Partei auch den Satz gedeutet, wenn ſie gemeint hat: könnte man das Volk erſt dahin bringen, ein hinreichendes Quantum Dänentum, Franzoſentum und Deutſchtum zu konſumieren, ſo würde in Norwegen Bildung in allen Schichten herrſchen. Dieſe Rohſtofflehre iſt im Grunde unſäglich roh und ſtellt die Partei tief unter die ſo oft und ſo arg wegen ihrer Geſchmackloſigkeit verſchrieenen Nationaliſten; denn auch dieſe wollen die Einführung des geiſtigen Rohſtoffs, aber, wohl verſtanden, nur um ihn für einen Umwandlungsprozeß zu gebrauchen entſprechend den Bedürfniſſen, die, wenn wir wahrhaft und wirklich eine Nation ſind, ſich bei uns geltend machen müſſen.

Wenn die Norm für Sprache und Ausſprache aus Dänemark geholt werden mußte, ſo iſt es natürlich, daß wir auch unſere dramatiſche Kunſt von dorther bezogen haben. Als Nation —

Digitized by Google

in anderem als politiſchem Sinn — fühlten wir uns noch nicht; ungeachtet der Trennung blieb deshalb der ganze geiſtige Verkehr unverändert. Ein ſehr großer Teil des damals maßgebenden Geſchlechts hatte ſeine Ausbildung in Kopenhagen oder doch jedenfalls unter Verhältniſſen erhalten, die ihren unmittelbaren Urſprung im Dänentum hatten. Was die däniſche Schauſpielkunſt inſonderheit betrifft, ſo hatte ſie durch reiſende Geſellſchaften das Bürgerrecht rings in dem Land erworben, von deſſen eigenen Kindern noch faſt keines ſich auf den Brettern verſucht hatte. Norwegiſche Theaterſchriftſteller gab es ſo gut wie gar nicht; Oehlenſchläger und Heiberg hatten überall bei uns Eingang gefunden, und niemand war mehr berufen, dieſe Meiſter zu interpretieren, als ihre eigenen Landsleute.

Nichts natürlicher alſo, als daß ein däniſches Theater in Chriſtiania gegründet wurde. Dies Theater war zu jener Zeit vollkommen berechtigt, inſofern es ſich damals auf gleicher Höhe mit unſerem nationalen Standpunkt befand und einer volkstümlicheren Anſtalt, für die noch nicht die Zeit gekommen war, nicht in den Weg trat. Ich gebe darum gern zu, daß dieſes Theater viel Gutes hier zu Lande gewirkt hat, indem es uns, bis zu einem gewiſſen Grade, mit den fremdländiſchen Erſcheinungen der dramatiſchen Kunſt und Litteratur in Verbindung gehalten und ſo dazu beigetragen hat, die Bedingungen für ein ſelbſtändiges Theaterleben in Norwegen zu ſchaffen.

Aber nun kommen das Vorurteil und die leichtfertigen Anſichten in ihrer ganzen Zähigkeit — wie ich im Eingang dieſes Artikels angedeutet habe. Alles, was ſeinerzeit (vor zwanzig Jahren) zur Verteidigung des Theaters angeführt werden konnte, ſoll noch in Geltung ſein. Da die Theaterpartei ſich im allgemeinen auf leichtfertige, durchaus unbewieſene Behauptungen beſchränkt hat, ſo könnte ich mich hier darauf beſchränken, der leichtfertigen Behauptung einen leichtfertigen Einſpruch entgegenzuſtellen;

Digitized by Google

aber da man nicht ſelten die Kriegsliſt angewandt hat, ſtatt einer poſitiven Verteidigung das „Norwegiſche Theater" mit allerhand Vorwürfen und Beſchuldigungen zu überhäufen, ſo muß ich auf die Einzelheiten der Sache eingehen.

Sowohl die mündliche wie die litterariſche Kritik hat ſich oft genug dahin ausgeſprochen, daß die norwegiſche Theaterſprache roh und abſtoßend ſei; man hat ſie als „Pipervikſdialekt" bezeichnet und damit ihre Berechtigung für jede wahre Kunſtleiſtung beſtritten. Man hat ſcharfe Anklagen gegen das Repertoire erhoben; man hat das Theater „Vaudevilletheater" genannt, eine Bezeichnung, die nach der Meinung dieſer Leute ein Schimpfwort ſein ſollte. Die häufige Aufführung von Stücken, die unter die ſogenannten niederen Kunſtgattungen des Dramas gehören, iſt ſtreng getadelt worden, ganz zu ſchweigen von den Vorwürfen, daß Stücke angenommen wurden, die weſentlich auf Tanz und dekorativer Ausſtattung beruhten. Was die größeren Werke betrifft, ſo wurde entſchieden, ſie überſtiegen die Kräfte des Theaters. Endlich hat man ſeinerzeit das Spiel flach und mit der Wirklichkeit zu nah verwandt gefunden, und einem großen Teil des Perſonals einen Mangel an der nötigen Bildung zur Laſt gelegt.

Daß dieſes lange Sündenregiſter, in größerem oder geringerem Maße, von einem Teil des Publikums anerkannt wird, iſt wieder ein Zeugnis für die Ausdauer, womit Vorurteile ſich da einwurzeln, wo ſie einmal Fuß gefaßt haben. Das „Norwegiſche Theater" begann ſeine Thätigkeit als „Schule"; ſein Schauſpielperſonal mußte folglich damals aus Eleven beſtehen, und hiervon ſchreibt ſich das Vorurteil her, daß jeder, wie lange er auch am „Norwegiſchen Theater" thätig geweſen ſein mag, notwendigerweiſe ein Anfänger ſein muß. Die Kunſt, von der Bühne herab eine gebildete und fließende Sprache zu ſprechen, erfordert langwierige Übung; da nun die Sprache zuerſt hart und eckig ausfallen mußte, ſo iſt wieder das Vorurteil bei der Hand und zieht

Digitized by Google

den Schluß, daß dies auch fernerhin der Fall sein muß. Die Eleven wurden von Anfang an in kleinen, leicht zu spielenden Stücken verwendet, folglich ist die Anstalt ein „Vaudevilletheater". Ab und zu versuchte man sich in Aufgaben, die damals die Kräfte überstiegen, also muß das auch jetzt noch der Fall sein. Und endlich, weil die Eleven der werdenden Theaterschule vor acht Jahren nicht mit der Bildung des routinierten Schauspielers auftraten, kann man dem gegenwärtigen Personal, das Mitglieder mit der Allgemeinbildung zählt, die man sich hier zu Lande aneignen kann, nicht eine Stellung einräumen, die in unserem Kunstleben vollberechtigt wäre.

Die ganze Liste der Partei über die Todsünden der norwegischen Dramatik ist übrigens, wie jedermann leicht einsehen wird, ganz untauglich für ihren Zweck, solange der Beweis nicht erbracht ist, daß unser sogenanntes dänisches Theater nicht mit genau denselben Gebrechen behaftet ist, die dem „Norwegischen Theater" zur Last gelegt werden. Ich gehe nun dazu über, diese Möglichkeit näher zu betrachten und zu gleicher Zeit zu untersuchen, in wie weit einzelne der aufgestellten Behauptungen (im Sinne von Vorwürfen) stichhaltig genannt werden können, sofern man ein offenes Auge für die Verhältnisse hat, unter denen ein Theater in Christiania heutzutage zu arbeiten gezwungen ist.

Wie auch im übrigen diese Betrachtung ausfallen möge, — ich muß im voraus bemerken, daß sie natürlicherweise keinerlei Einfluß auf das hat, was in der Theaterfrage das Alpha und Omega ist. Ob das „Christianiaer Theater" frei ist von den Mängeln, die heute mit Recht oder mit Unrecht dem „Norwegischen Theater" in die Schuhe geschoben werden, oder ob es, durch sein langes Bestehen und andere glücklich einwirkende Umstände begünstigt, sich in der künstlerischen Rangordnung zu einer höheren Klasse aufgeschwungen hat, — das ist im Grunde ganz gleichgültig. Die Kernfrage wird immer bleiben: Liegt es in der

Digitized by Google

Macht des „Christianiaer Theaters", das berechtigte Verlangen des norwegischen Volkes nach einer nationalen dramatischen Kunstform zu befriedigen?

IV.

Eins der Merkmale, die auf dem Gebiet der Litteratur oder der Kunst am häufigsten die Halbbildung des Publikums verraten, ist eine gewisse Feinschmeckerei, die besonders über das herzieht, was mit mehr als gewöhnlichem Appetit genossen wird. Diese Feinschmeckerei läßt sich auf ganz natürliche Weise erklären. Man ist sich nämlich in seinem stillen Gemüte bewußt, oder hat zum mindesten ein dunkles Gefühl davon, wie schwankend der Grund und Boden ist, auf den man sein Urteil stützen kann; und da man sich leichter vergaloppiert durch Anerkennen als durch Verurteilen, so ist es ganz begreiflich, daß man lieber das letztere wählt: denn begeht man damit auch eine Ungerechtigkeit, so wird diese auf Rechnung eines verfeinerten Geschmacks gesetzt, und die Reputation ist gerettet. Eine gewisse Ehrlichkeit ist wohl auch ein Grund, der beim Publikum zu dieser Verdammungslust beiträgt: jeder einzelne zieht nämlich von sich selber Schlüsse und hat da die halb unbewußte, aber im Grunde ganz richtige Erkenntnis: das, was ihm und seinen Geistesbrüdern zusagt, kann unmöglich irgendwelchen höheren poetischen oder künstlerischen Wert besitzen. Dieser Gedankengang, so vernünftig er auch genannt werden muß, hält doch nicht immer Stich. Im allgemeinen sind es nämlich die unwesentlichen oder sogar verwerflichen Eigenschaften eines Werkes, die der Masse am leichtesten ins Auge fallen und am häufigsten ihren Beifall finden. Ein Kunstwerk kann aber, von diesen Eigenschaften abgesehen, noch wirklich gute Seiten besitzen, wenn auch nur wenige dafür einen Blick haben, und deshalb ist es auch möglich, daß z. B. ein Buch oder eine Bühnenleistung vor dem

Digitized by Google

Richterſtuhl der Wahrheit beſtehen kann, obgleich die Maſſe ihnen den Stempel ihres Beifalls aufgedrückt hat.

In einer ſo wenig entwickelten Geſellſchaft wie der unſeren, wo die Halbbildung und die dadurch hervorgerufene Geſpenſterfurcht vor dem Sichvergaloppieren wie ein Alb auf dem Volk liegen und die unmittelbare Hingebung hemmen, — wo alſo das Publikum dermaßen ſeine Stellung mißverſteht, daß es mit fremder Miene am Genuß vorbeihaſtet und ſich zu allerhand unglücklichen Verſuchen, die Höhe der Kritik zu erklimmen, verpflichtet fühlt, — in einer ſolchen Geſellſchaft, ſage ich, iſt es ganz natürlich, daß die Kritik ihrerſeits die entgegengeſetzte Bewegung macht, herabſteigt und ihrem Publikum auf halbem Weg entgegenkommt.

Dieſe Preisgebung des Standpunktes auf beiden Seiten iſt bei den Theaterbeſuchern in allerhand Formen zu ſpüren. So zeigt er ſich im Jubel und in der Begeiſterung über die mangelhafte Aufführung eines ſogenannten Shakeſpeareſchen Schauſpiels, das man gleichwohl nur teilweiſe verſteht. Man hat ja doch geleſen und gehört, daß Shakeſpeare ein großer Autor ſein ſoll; der gute Ton verlangt es alſo, Geſchmack an ihm zu finden: daß es ein falſcher Shakeſpeare iſt, der geboten wird, thut nichts zur Sache, weil man den echten nicht kennt, und wenn man die vielen Schönheiten, die er ja enthalten ſoll, nicht recht kapieren kann, ſo entſchuldigt man das vor ſich ſelbſt damit, daß eben dieſe Schönheiten ſehr ſublim ſind. Im Zuſchauerraum dem Nachbar gegenüber laſſen ſich ſolche Selbſtbekenntniſſe am leichteſten unter fieberhaftem Beifall verbergen. Kommt Oehlenſchläger aufs Tapet, ſo iſt die Mehrzahl ſogleich mit einem merkwürdig übereinſtimmenden Entzücken über „ſeinen packenden Sagaton“, „ſeine echt nordiſchen Charaktere“ und „ſeine typiſchen Reckenſcenen“ bei der Hand. Alle dieſe Eigenſchaften hat ihm nämlich die Kritik von 1814 zugelegt, und das Gemunkel von dieſer Kritik iſt es, was unſerem kunſtrichterlichen Publikum noch

Digitized by Google

in den Ohren summt. In diesem Fall ist die Affektation handgreiflich; Oehlenschlägers nordische Tragödien können in unseren Tagen bei uns zum großen Teil unmöglich anders als litterarhistorisch genossen werden, weil dank historischer Lektüre und einer unmittelbaren Kenntnis der Saga unser Volk der Schulzeit entwachsen ist, wo Oehlenschlägers Helden- und Reckenscenen noch ein erschöpfender Ausdruck für unsere Auffassung dieser Personen und Begebenheiten waren; daß aber unser Publikum die Empfänglichkeit der Bildung für einen litterarhistorischen Genuß im Theater haben sollte, das wird doch wohl niemand behaupten wollen. Ein Umstand ist indessen vorhanden, der die Versicherung des Publikums, daß es einen klassischen Autor mit Behagen genieße, gewissermaßen zur Wahrheit macht. Die Sicherheit nämlich, womit man der Darbietung beiwohnt: man weiß im voraus, welcher Meinung man zu sein hat; man weiß, daß man anzuerkennen und nicht zu verurteilen hat.

Ein in dieser Beziehung merkwürdiges Beispiel liefert die Geschichte Scribes auf dem „Christianiaer Theater". Es gab eine Zeit, da dieser Autor in ganz Europa über aller Kritik dastand: jedenfalls war das Gerücht, daß die Ansichten über seine Werke geteilt sein könnten, noch nicht bis zu uns herauf gedrungen. Das Publikum konnte also nicht in Zweifel sein, wie es sich zu verhalten habe. Nun aber bildete sich in der dramatischen Litteratur Frankreichs eine neue Richtung: es war das Charakterschauspiel, das nach und nach aus dem Scribeschen Situationsdrama herauswuchs. Die Pariser waren natürlich einsichtig genug, beiden Gattungen nebeneinander Platz zu gönnen; aber die Deutschen, die, bei all ihrer Philosophie, in manchen Fällen es nur schwer begreifen können, daß die Wahrheit mehr als eine Seite hat, fingen sofort an, sich eine Theorie zu kritischem Gebrauch zu konstruieren, derzufolge Scribe als veraltet, inhaltlos und poesieverlassen bezeichnet wurde.

Digitized by Google

Plötzlich gingen einem die Augen darüber auf, was für einen ungeheuren Mißgriff man begangen hatte, so lange Zeit hindurch etwas zum Gegenstand der Bewunderung und des Amusements gemacht zu haben, was jetzt nur als leeres Spielwerk bezeichnet wurde. Dänemark, das, neben so vielem anderen, auch seine Philosophie von Deutschland bezogen hat, ließ nicht lange auf sich warten; und wir, die trotz dem Kieler Vertrag, dem Tag von Eidsvold und der Konvention von Moß, niemals mit einstimmigem Einspruch gegen das unbeirrt fortbestehende geistige Provinzialverhältnis hervorgetreten sind, hatten, wie billig, keine Wahl. Es war komisch, unser Theaterpublikum in dieser Zeit zu beobachten; auf der einen Seite Gewohnheit und Neigung, auf der anderen Seite die Meinung des Auslands! Nun, Scribe fuhr fort unterhaltend zu sein, nach wie vor; doch war der Vorhang über den letzten Akt gefallen, so kam auch die Verdonnerung. Und man wende hier nicht ein, daß es dafür einen anderen Grund als den angeführten giebt: das Scribesche Repertoire war auf dem „Christianiaer Theater" nach dem Umschlag nicht minder in Blüte als vorher, wie sich wohl auch nicht leugnen läßt, daß seine wichtigste Frauenrolle in der späteren Zeit ungleich besseren Händen anvertraut war oder wenigstens hätte anvertraut sein können als früher.

Was für eine Sorte Kritik für ein solches Publikum oder aus ihm heraus geschrieben wird, kann man sich unschwer vorstellen. Diese Kritik verfügt eigentlich nur über zwei Kategorien, als da sind: „ein gutes" und „ein schlechtes" Repertoire, und sie vermag sich nur selten zu einer höheren Idee als der „des Niedlichen" aufzuschwingen. Zum „guten" Repertoire werden all die Autoren gerechnet, die einen anerkannten Namen in der Litteraturgeschichte oder in der öffentlichen Meinung des Auslands haben; zum „schlechten" gehören stets Volkskomödie und Farce, vorausgesetzt daß die Scenerie in eine Stadt verlegt ist;

Digitized by Google

ſpielt dagegen das Stück außerhalb der Stadtgrenze, auf dem Boden des Landdiſtriktes, ſo bezeichnet man es im allgemeinen als vorgeſchichtenhaft, ſpricht ihm gern die dramatiſche Handlung ab, giebt aber einen nicht geringen poetiſchen Wert zu und ſetzt es auf das „gute“ Repertoire. Das abſtrakt Poetiſche wird nämlich immer über das Dramatiſche geſtellt (NB. nachher, wenn die Vorſtellung aus iſt); obſchon wohl erſt noch zu entſcheiden wäre, inwiefern ein undramatiſches Drama mit einigem Recht poetiſch genannt werden kann.

Von ſolch einem guten Repertoire wird des weiteren verlangt, daß es ſehr vielſeitig ſei; es muß zwiſchen Malleſille, Oehlenſchläger, der Birch-Pfeiffer, Shakeſpeare, Iffland, Molière, Barrière und teilweiſe Holberg abwechſeln. Allerdings weiß man, daß die beſſeren Theater des Auslands, z. B. die pariſer, ſich in den Grenzen der Kunſtformen halten, die durch die obengenannten Autoren repräſentiert werden; da aber Paris mindeſtens fünf oder ſechs öffentliche Theater hat und Chriſtiania allerhöchſtens zwei, ſo glaubt man ſich berechtigt, von dieſen zweien ein bißchen von jeder der Richtungen zu fordern, die jene fünf oder ſechs Bühnen pflegen. Dem „Chriſtianiaer Theater“ z. B., das die Farcen: „Einen Jux will er ſich machen“ [Neſtroy-Borgaard] oder „Herrn Perrichons Reiſe“ [Labiche-Martin] ſo ausgezeichnet ſpielt und Ifflands „Jäger“ nahezu vollendet gegeben hat, wird nicht erlaubt, ungeſtört auf dieſen oder ähnlichen Wegen zu wandeln, wodurch ſich doch künſtleriſch etwas wirklich Gutes erreichen ließe. So hat man erſt kürzlich geſehen, wie die Direktion in den Zeitungen mit anonymen Mahnbriefen wegen einer Ehrenſchuld überſchüttet wurde, die ſich auf ein ehemals gegebenes Verſprechen, Shakeſpeares „Macbeth“ aufzuführen, gründen ſollte. Iſt das nicht wieder die Rohſtofflehre, die ſich da geltend macht? Immer und ewig handelt es ſich um das unkünſtleriſche Was, mit Hintanſetzung des künſtleriſchen Wie.

Digitized by Google

Daß derartige Forderungen des Publikums und der Kritik von einer Theaterleitung nie erfüllt werden können, das liegt doch auf der Hand, und zweifellos wäre es der größte Fehler einer Leitung, wenn sie sie erfüllte. Hiermit ist indessen noch nicht Klarheit in der Sache geschaffen; denn man kann nun weiter fragen, worin denn ein gutes Repertoire wirklich besteht. Die Frage ist mit wenigen Sätzen beantwortet. Das ist ein gutes Repertoire, dessen einzelne Stücke für die Kräfte des Theaters passen, das sie aufführen läßt, also weder außerhalb dieser Kräfte liegen, noch sie übersteigen. Es handelt sich also um einen sehr bedingten Begriff: indem ein und dasselbe Repertoire bei zwei Bühnen gut auf der einen sein kann und schlecht auf der anderen, oder auch gut oder schlecht auf allen beiden. Aber bei uns giebt es eine Partei, die diese simple Wahrheit nicht einsehen kann oder will, und diese Partei ist's, die immer bei der Hand ist mit einem Verdammungsurteil über den größten Teil der Leistungen, die das „Norwegische Theater" bietet, während sie ohne weiteres alles billigt, was das „Christianiaer Theater" aufführen läßt. Ja, diese Partei geht sogar so weit, daß sie einen und denselben Autor zu den guten oder schlechten rechnet, je nachdem seine Stücke auf dem einen oder dem anderen unserer beiden Theater gegeben werden. Um ein Beispiel anzuführen: Erik Böghs „Fastnachtsschmaus" wurde vor einigen Jahren auf dem „Christianiaer Theater" dargestellt und erhielt bei dieser Gelegenheit das Zeugnis einer hübschen poetischen Arbeit. Das „Norwegische Theater" nahm in diesem Jahr desselben Autors „Waldfrauenhügel" [Huldrebakken] wieder auf, und gleich waren die Kunstrichter da mit allerhand leichtfertigen Bemerkungen über die Erik Böghsche Oberflächlichkeit, über Anläufe zu unwahrer Poesie, und was dergleichen mehr ist. Ferner: neulich trat solch ein anonymer Schöngeist auf und nahm die Gelegenheit beim Schopf, dem „Norwegischen Theater" den Vorwurf zu

Digitized by Google

machen, daß es Stücke ſpiele, deren gute Aufnahme großenteils dem Ballet zu danken ſei. Damit war auf den Einakter „Eine Caprice“ [E. Bögh] angeſpielt, deſſen Erfolg bei uns übrigens keineswegs in ausſchlaggebendem Maße auf Rechnung des „Ballets“ geſetzt werden kann. Deſſen ungeachtet ließ man dem „Chriſtianiaer Theater“ zur ſelben Zeit unbehelligt den „Kabinetsſekretär“ und „Die Gräfin und ihr Geſchwiſterkind“ paſſieren, wiewohl dieſe beiden auf Kopenhagener Skandalgeſchichten ſich gründenden Stücke unmöglich außerhalb Dänemarks das erwartete Intereſſe haben können. Es iſt auch nicht zu bezweifeln, daß nur ein verſchwindend kleiner Teil des Publikums die darin vorkommenden Anſpielungen verſtanden hat; aber eine ſolche Unwiſſenheit verraten, das hieße ja einen Mangel an Bildung verraten; als Vorſtadtbewohner von Kopenhagen zu gelten, das iſt ja bekanntlich ein Ehrgeiz, der bei uns ſtark vorherrſcht.

Aus der Vielſeitigkeit des Repertoires oder ſeinem Reichtum an berühmten Schriftſtellernamen kann man alſo keineswegs ein Zeugnis für die künſtleriſche Höhe des Theaters herleiten, ebenſo wenig wie ein aus lauter Vaudevilles, Farcen oder Volkskomödien beſtehendes Repertoire noch lange kein Beweis dafür iſt, daß das Theater, auf dem ſie geſpielt werden, ſchlecht ſein muß. Freilich können die künſtleriſchen Mittel eines Theaters ſo gering ſein, daß es nur die allergewöhnlichſten Schmierentheaterſtücke bewältigt; hält ſich aber eine Bühne in dieſen Grenzen, ſo iſt ſelbſt dagegen nichts einzuwenden. Man mag dann die Exiſtenzberechtigung des Theaters beſtreiten; wird dieſes Recht aber zugeſtanden, ſo kann gegen die Art ſeines Betriebes kein Einwand erhoben werden: denn die befriedigende Aufführung eines ſchlechten dramatiſchen Produktes iſt der Verhunzung eines Meiſterwerks vorzuziehen.

Mit dieſen Bemerkungen ſei der in meinem vorigen Artikel

Digitized by Google

erwähnte Vorwurf gegen das Repertoire des „Norwegiſchen Theaters“ vorläufig zurückgewieſen. Eine Aufzählung der geſpielten Stücke würde nach der Anſchauung, die ich oben entwickelt habe, zu nichts führen; dagegen dürfte ſich aus der Unterſuchung des nächſten Klagepunktes — des Spiels — ein vollſtändiger Beweis für die Unhaltbarkeit der Bezichtigung ergeben, und da man hier die Leiſtungen des „Chriſtianiaer Theaters“ zum Maßſtab genommen hat, ſo kann man eine Prüfung dieſer Leiſtungen nicht wohl umgehen.

Ein Weniges, doch Zureichendes über den Theaterartikel der „Chriſtianiaer Poſt“.

1861.

Als ich meine Aufſätze über die Theaterverhältniſſe unſerer Stadt in Angriff nahm, war ich natürlich auf eine Zeitungsfehde gefaßt, worin der Gegner verſuchen würde, den Kampf auf mein eigenes Gebiet hinüberzuſpielen; was ich aber gleichzeitig hoffte, war, daß Männer von geiſtiger Reife und Umſicht in die Schranken treten würden, um die Sache näher zu beleuchten.

Darin habe ich mich nun allerdings verrechnet. Ein Einſender hat in der „Chriſtianiaer Poſt“ Raum für einige Artikel bekommen, die, wie bemerkt wird, durch meine Aufſätze über die Theaterfrage hervorgerufen ſeien, ohne daß doch irgend ein innerer Zuſammenhang damit zu entdecken iſt. Was dagegen jedem ſofort in die Augen ſpringt, iſt der Umſtand, daß dieſer Mann, man mag es betrachten von welcher Seite man will, gar keinen rechtmäßigen Anſpruch auf den Kontrolleurpoſten hat, deſſen er ſich ſo ohne weiteres und auf eigene Fauſt bemächtigt hat. Nicht alſo, weil ich irgend eine Verpflichtung

Digitized by Google

anerkennte, würdige ich ihn dieſer Zeilen. Gewiß ſchulde ich dem Publikum als ſolchem Rechenſchaft; mit jedem einzelnen anonymen Individuum aber, dem es endlich einmal glückt, ſich an irgend einer beliebigen Stelle gedruckt zu ſehen, habe ich nichts zu ſchaffen. Indeſſen, er hat mich um eine Antwort gebeten, und die ſoll er haben.

Menſchen mit geſunden Organen kommen in der Regel früh über die Periode hinweg, wo man ſich in äſthetiſierenden Lehrbüchern eine Schraube los lieſt und umherläuft mit einem Kopf voll — nicht von Ideen, ſondern von „der Idee“, die dann natürlich mit Pauken und Trompeten vor allem Volk verkündigt werden muß, ſelbſt wenn es ſich nur um die ſimple, alltägliche Beſchäftigung des Stiefelan- und -ausziehens handelt. Da nun der „Einſender“ der „Poſt“ augenſcheinlich noch nicht über dieſen privilegierten, glücklichen Schülerſtandpunkt hinausgelangt iſt, ſo muß ich hieraus ſchließen, daß, falls er nicht ſehr jung an Jahren iſt, er es jedenfalls an Gedanken ſein muß, wenn nicht, was ja auch möglich wäre, beides zugleich zutreffen ſollte. Meine Theaterartikel hat er, überall, wo er ſie ſtreift, auf die lächerlichſte Art mißverſtanden; da ich aber nicht daran denke, ihm zuliebe von vorn anzufangen, um ſo weniger, als ich noch mit Verſchiedenem im Rückſtand bin, ſo möchte ich ihm den Rat geben, noch einmal und abermals nachzuleſen, bis er begriffen hat, um was es ſich handelt, — und bis dahin nichts mehr hiervon.

Sein ganzes Gerede dreht ſich übrigens hauptſächlich um das Repertoire dieſes Winters, ausgenommen eine Sache am Schluß, die ausſieht wie Bemerkungen über Rollenbeſetzung und dergleichen. Er betrachtet es als des „Norwegiſchen Theaters“ unwürdig, ſich die Stücke vom „Kaſino“ oder vom „Carltheater“ in Wien zu holen, das er eine „Gauklerbude“ nennt. Weiß der Einſender etwas von dieſem Carltheater? Ich kann ihm verſichern,

Digitized by Google

er brauchte — was ſein Geſchwätz in der „Poſt“ auch genugſam darthut — noch zehn Jahre Schulbeſuch, um als Kritiker dieſelbe hohe Stufe zu erreichen, auf der die Kunſt in dieſem Carltheater zu Wien ausgeübt wird. Dieſe Bühne, ebenſo wie das „Volkstheater“ und das „Kaſino“, verſorgt übrigens das „Chriſtianiaer Theater“ in gleichem Maß wie das „Norwegiſche“; und das mit Fug und Recht: erſtlich, weil keines unſerer Theater die Unterſtützung des Staates genießt, der anderswo meiſtens Zuſchüſſe leiſtet, und ferner, weil das große Publikum bei uns, wie jeder weiß, viel zu ſtark untermiſcht iſt mit Leuten wie Einſender und Konſorten, als daß die Kunſt einen größeren Vorſprung vor der Maſſe wagen dürfte, als es jetzt der Fall iſt. Denn da die Kunſt bei uns einzig und allein mit Hilfe der Maſſe ſich aufrecht erhält, ſo müſſen natürlicherweiſe dieſe beiden Wettläufer nach dem Ziel „der Idee“ ſich immer ziemlich um eine Pferdelänge von einander entfernt halten. Erweitert ſich dagegen der Abſtand ſo, daß man einander aus dem Geſicht verliert, dann iſt natürlich auch das Intereſſe am Spiel weg. So liegen — einfach und praktiſch geſprochen — die Verhältniſſe.

Bei ſeinen Bemerkungen, daß nicht genug in nationaler Richtung gethan wird, gedenke ich nicht weiter zu verweilen; mit einem bißchen eigenen Nachdenken wird jeder vernünftige Leſer ſolche Vorwürfe durch das widerlegt finden, was ich oben ausgeſprochen habe. Mögen nun ſeine Bemerkungen dem Spiel und der Sprache einerſeits, mögen ſie andererſeits dem Repertoire gelten. Im erſten Fall iſt es nicht ganz leicht, ſeine Anſprüche an die Beſtrebung mit den Einwänden in Einklang zu bringen, die er gegen die Beſtrebung erhebt da, wo ſie ſich hervorwagt. So hat man in den „Maurergeſellen“ [Coignard-Clairville] verſucht, die Formen des Volkslebens in Spiel und Sprache aufzunehmen; das aber bezeichnet er als „roh“. In dieſem einzelnen Fall

Digitized by Google

ſtimme ich ihm allerdings bei; weshalb aber beklagt er ſich dann, daß mit dieſer Roheit nicht häufiger operiert wird? Hat er dagegen den Mangel des Repertoires an nationalen Elementen im Auge, ſo iſt ſein Gedankengang durchaus unverſtändlich. Er hebt, als Beweis für die Unzulänglichkeit meiner Beſtrebungen in dieſer Richtung, den Umſtand hervor, daß ich im erſten Winter nur das „Abenteuer in den Bergen“ [ſ. S. 320] und die „Berghütte“ [Wergeland] gebracht habe. Dieſe beiden Stücke müſſen alſo ſeine Anſprüche an das Nationale vollſtändig befriedigen. Von „der Waldfrau Heim“ [ſ. S. 302] heißt es, es ſei „weder national noch ein Schauſpiel“, und von „Tordenskjold“ [H. Ö. Blom], es ſei „mehr als bezeichnend“, daß die diesjährige Saiſon mit dieſem Stück eröffnet wurde. Einige andere Stücke, die geſpielt wurden, wie „Der Erbe“ [J. Aaſen], „Auf der Alm“ [ſ. S. 396], „Anna Kolbjörnsdatter“ [R. Olſen], „Die Leute von Gudbrandsthal“ [ſ. S. 393], „Frau Inger auf Oeſtrot“ und „Die Helden auf Helgeland“ fallen für den nationalen Charakter des Theaters gar nicht mit in die Wagſchale. Björnſons „Zwiſchen den Schlachten“ und „Hinke-Hulda“ können zur Zeit auf dem „Norwegiſchen Theater“ nicht geſpielt werden. Es bleiben alſo nur dieſe zwei Originalarbeiten, deren Nichtaufführung er ſo lebhaft beklagt. Die eine, deren Darſtellung der Umbau des Theaters mittelbar für dieſes Spieljahr unmöglich gemacht hat, kennt der Einſender möglicherweiſe; will er aber von dieſem Stücke behaupten, daß es im höheren Grade national ſei als die eben genannten? Und was weiß er von dem zweiten Stück, gegen deſſen Aufführung im Herbſt der Verfaſſer Proteſt erhoben hat, weil er es einer durchgreifenden Umarbeitung zu unterziehen beabſichtigte, die, ſoviel ich weiß, noch nicht vollendet iſt? Was alſo bleibt übrig von dem Geſchwätz des Einſenders über den Mangel an Nationalgeiſt im Repertoire? Will er ſich in dieſem Punkt von der Anklage reinigen, zuſammenhangsloſe und thörichte Reden ge-

Digitized by Google

führt zu haben, so hat er nur einen Ausweg, und der ist: ein Repertoire einheimischer Stücke aufzuweisen, die, im Gegensatz zu den erwähnten Dramen, einen nationalen Kern enthalten, und die man hätte geben können, wenn ich es nicht verhindert hätte. Gelingt ihm dies, so werde ich ihm aufrichtig dankbar sein. Wir werden ja nun sehen.

Er fährt fort in seinen negativen Forderungen. Wie die aufgeführten Originalstücke nicht geeignet sind, dem Repertoire Wert zu verleihen, so sollen auch die französischen Lustspiele nicht auf die Bühne gebracht werden, „da im Personal des Theaters nur drei Mitglieder sind, die sie spielen können". Die Aufgabe, ein Repertoire für das „Norwegische Theater" zusammenzustellen, wird auf diese Weise recht erschwert; denn da die Franzosen ungefähr die Hälfte der Stücke produzieren, die auf allen Theatern Europas, großen wie kleinen, verbraucht werden, so haben die Direktoren aller dieser Theater vor mir den Vorteil voraus, unter einer doppelt so großen Menge wählen zu können, und ein billig denkender Mann dürfte in dieser Thatsache die natürliche Begründung dafür finden, daß das Repertoire des „Norwegischen Theaters" manchmal ein bißchen mager ausfällt. Wäre ich jedoch in meinem ästhetischen Recht, aus dem Rest auszuwählen, so ließe sich das noch hören. Aber der Einsender geht noch um einige Schritte weiter. Von den „Brüdern Foster" meint er, es sei ein unverzeihlicher Mißgriff, dieses Stück auf das Repertoire zu setzen, da es, „ursprünglich unter der Regierung der Königin Elisabeth (!) von Rowley geschrieben, später von Töpfer bearbeitet und unter stürmischem Beifall in Hamburg aufgeführt worden ist; darauf wurde es in der Umarbeitung von Heiberg am 4. Oktober 1833 am Königlichen Theater zu Kopenhagen aufgeführt, doch wieder abgesetzt, weil es von Professor Oehlenschläger sehr scharf kritisiert wurde und auf die Dauer keinen Erfolg hatte". Diese Leichenbitter-

Digitized by Google

tirade kann ich, zu Nutz und Frommen für die litterarhiſtoriſche Gelehrſamkeit des Einſenders, mit dem Aufſchluß bereichern, daß Töpfer nicht Rowleys Original, ſondern Planchés Bearbeitung des Originals bearbeitete. Im übrigen iſt mir nicht klar, wie dieſer Beweis für die Untauglichkeit des Stückes logiſch eigentlich zu verſtehen iſt. Daß das Stück unter der Regierung der Königin Eliſabeth geſchrieben wurde, kann doch kein Grund ſein, es nicht zu geben; denn ſonſt müßten ja die meiſten Werke Shakeſpeares von der Bühne verwieſen werden. Ebenſo wenig kann es dem Stücke ſchaden, daß es von Rowley iſt, wenn es im übrigen etwas taugt, und darüber ſchweigt ſich der Einſender aus. Gleicherweiſe thut Töpfers Name meines Erachtens der Brauchbarkeit des Stückes ebenſo wenig Abbruch; und was den Hamburger Applaus betrifft, ſo iſt er bei der Aufführung beiſpielsweiſe von dem „Sohn der Wildnis“ [ſ. S. 366], „Axel und Valborg“ [ſ. S. 342], „Correggio“ [Oehlenſchläger], „Staatsmann und Bürger“ [ſ. S. 364] und dem „Politiſchen Kannegießer“ [Holberg] ebenſo ſtürmiſch geweſen, ohne daß man deswegen unter nördlicheren Breitegraden ein Haar darin gefunden hätte, dieſe Stücke ebenfalls zu ſpielen. Und nun der Umſtand, daß der Bearbeiter des Stückes Heiberg iſt, der Mann, aus deſſen Feder nie eine geſchmackloſe Zeile gefloſſen iſt, — ſoll auch der ein Beweis für die Unbrauchbarkeit des Stückes ſein? Und endlich, — weiß der Einſender nicht, was ſozuſagen jeder Schuljunge in unſerem Land wiſſen müßte, daß das, worauf Oehlenſchläger ſich am allerwenigſten verſtanden hat, die Kritik war? Sollte ſeine Kritik nichtsdeſtoweniger den Heibergſchen Bearbeitungen gegenüber Geltung haben, ſo mache ich den Einſender auf die Konſequenzen aufmerkſam: alle Heibergſchen Vaudevilles müßten dann ſchlechte Stücke und die Aufführung an einem ordentlichen Theater nicht wert ſein. Denn bekanntlich wurden ſie bei ihrem erſten Erſcheinen von der Oehlen-

Digitized by Google

ſchlägerſchen Clique mit einer Wut empfangen, die in Dänemark ihr Seitenſtück nur noch in dem Krieg Baggeſens gegen Oehlenſchlägers eigene Singſpiele und romantiſche Dramen hat. Daß das Stück dort nur viermal gegeben wurde, hat ebenfalls nichts zu ſagen: denn „Vater und Sohn“ [Cormon und Grangé] und „Der Viehhändler aus Steiermark“ [Kaiſers „Stadt und Land“] die vom Einſender als Muſterſtücke hervorgehoben werden, ſind nicht ein einziges, geſchweige denn viermal am Königl. Theater geſpielt worden, und dasſelbe iſt der Fall mit „Der Glöckner von St. Paul“ [Bouchardy], den er, merkwürdig genug, bei dieſer guten Gelegenheit in Erinnerung zu bringen verſäumt hat. „Die Brüder Foſter“ ſtehen mithin bis heute noch unerſchüttert da. Alſo heraus mit einem neuen Beweis, Herr Einſender! Den ich zerpflückt habe, der taugt nichts.

Bis auf weiteres erſtreckt ſich — wie oben gezeigt worden — der Einſpruch des Einſenders auch auf die alte engliſche Komödie überhaupt; denn der Ausdruck „Regierung der Königin Eliſabeth“ mit einem Ausrufungszeichen dahinter, iſt wohl nicht ſo ganz buchſtäblich zu nehmen. Über Gutzkows „Zopf und Schwert“, überſetzt von A. Munch [S. 290], heißt es, dies Stück habe dazu beigetragen, das Repertoire des „Norwegiſchen Theaters“ ideenlos zu machen. Da nun das Stück nichtsdeſtoweniger eines der reifſten Werke der deutſchen Theaterlitteratur iſt, ſo muß der Einſender, als konſequenter Mann, ſich der Aufnahme aller geringeren Erzeugniſſe dieſer Art noch heftiger widerſetzen. Auch das Repertoire aus dem deutſchen Drama zu ergänzen, iſt mir auf dieſe Weiſe alle Berechtigung abgeſprochen; alſo wieder eine Thür verriegelt. Wenn er übrigens ſtatt dieſes Stückes den „Günſtling des Königs“ von Hauch empfiehlt, ſo möchte ich hierzu nur bemerken, daß dieſes Opus zu den Dramen gehört, die in Kopenhagen unter die Kategorie des „genre ennuyeux“ fallen. Sollte dieſe Gattung einen bleibenden Platz auf unſerem Repertoire erhalten,

Digitized by Google

ſo möchte ich dem Einſender raten, ſogleich eine feſte Anſtellung als Theaterkritikus bei der „Poſt“ anzunehmen; ſeine vorliegenden Schreibereien bieten das beſte Zeugnis dafür, daß er, in Bezug auf die Form wie auf den Inhalt, im ſtande ſein wird, ſeine Kritik ſo in Einklang mit den kritiſierten Werken zu bringen, wie es ſich beſſer nicht wünſchen läßt.

Des Einſenders äſthetiſche Reflexionen über die Volkskomödie ſind möglicherweiſe ſehr tief; aber zweifellos auch etwas verſchwommen. Nachdem er als Muſter dieſer Art „Vater und Sohn“ und den „Viehhändler aus Steiermark“ genannt hat, worin nichts Lokales zu finden iſt, bemerkt er, daß „die Volkskomödie in ihrer innerſten Natur in hohem Grad lokal iſt“, und daß „dies“ (d. h. ihre innerſte Natur) „hier durchweg ausgemerzt werden müſſe“. Ich wäre dem Einſender für eine nähere Erklärung dankbar, wie man mit Fug behaupten kann, eine Dichtung habe bei uns erſt dann ihre Berechtigung, wenn das, was die innerſte Natur des Werkes ausmacht, ausgemerzt iſt. Möglicherweiſe liegt darin ein Zukunftsgedanke, der für das praktiſche Theaterleben wie für die Äſthetik überhaupt von Wichtigkeit ſein dürfte. Derſelbe Denker hat auch vieles gegen die Stücke einzuwenden, die „lokale Dekorationen“ erfordern. Wieder ein Zukunftsgedanke! „Dieſe lokalen Dekorationen“, ſagt er, „ſind im großen und ganzen eines der niedrigſten Mittel, deren ein Theater ſich bedienen kann.“ Alſo wenn das Königl. Theater in Kopenhagen Heibergs „Siebenſchläfertag“, „Recenſent und Tier“, „Die Unzertrennlichen“, „Ein Abenteuer im Roſenburger Garten“ oder Overskous „Capriciosa“ oder Holbergs „Badereiſe“ oder „Der elfte Juni“ oder viele andere Stücke aufführt, die man bisher für ganz reſpektabel gehalten hat, ſo wirkt dieſes Theater durch „die niedrigſten Mittel, deren man ſich bedienen kann“, denn alle dieſe Werke erfordern bekanntlich lokale Dekorationen.

Digitized by Google

So wertvoll nun auch in der Wissenschaft sowohl wie in der Kunst neue Gesichtspunkte für die Betrachtung sein mögen, so unbequem können sie doch für die praktische Thätigkeit sein, wenn sie, wie hier, nur auf das Negative gerichtet sind. Der Einsender hat gezeigt, was in das Repertoire des „Norwegischen Theaters" nicht aufgenommen werden soll, nämlich alle Originalarbeiten, die kein kräftigeres nationales Gepräge als die früher schon gegebenen Stücke haben; auch nicht das französische Lustspiel, außer wenn es nur drei Rollen enthält; ebenso wenig das alte englische Drama aus der Regierungszeit der Königin Elisabeth (von welches Königs Thronbesteigung an die Zulässigkeit einzutreten hat, das hat er leider anzumerken vergessen). Ausgeschlossen sind ferner alle deutschen Schauspiele, die nicht über „Zopf und Schwert" stehen; die Volkskomödie soll nur verwendet werden, sofern das, was ihre innerste Natur ist, im voraus ausgemerzt worden ist. Heibergs Vaudevilles spielen, das heißt zum großen Teil „mit den niedrigsten Mitteln wirken, deren ein Theater sich bedienen kann". Dasselbe gilt von mehreren Holbergschen Komödien, die, aus einer Stelle seiner Abhandlung zu schließen, augenscheinlich überhaupt zu verdammen sind, da der Einsender unter den Spektakelstücken und Zauberkomödien, die er ablehnt, „Holbergsche Lustspiele" als Exempla eines plan- und ideenlosen Repertoires nennt. Die heroische Tragödie will er wohl nicht gespielt haben; denn wie das französische Lustspiel, seiner Meinung nach, nicht gegeben werden soll, außer wenn die Zahl seiner Rollen drei nicht übersteigt, so ist er wohl auch nicht für die Tragödie, es müßten denn etliche aufgetrieben werden, die aus Monologen bestehen, mithin von einer Person gegeben werden könnten; dergleichen aber sind bekanntlich nicht so leicht zu haben.

Was bleibt also übrig? Wünscht er die Einführung des spanischen Dramas? Oder der italienischen Maskenkomödie? Oder hat er,

Digitized by Google

was nach seinen gründlichen Litteraturkenntnissen nicht unmöglich ist, die Werke der russischen, ungarischen Nation oder anderer bei uns minder bekannten Völker in Vorschlag zu bringen? Bis dato hat er nichts Positives aufgestellt, ausgenommen „das genre ennuyeux“, und ab und zu, vermutlich als eine gelinde Unterbrechung der Langeweile, „Vater und Sohn“ und „Der Viehhändler aus Steiermark“. Wenn nun bei solchem Repertoire die komischen Rollen in die Hände von Künstlern gelegt werden, die der Einsender zuerst als in der Farce übergangen bezeichnet und nachher für „untauglich im Komischen“ erklärt, so dürfte man vielleicht von dem Theater behaupten, es wirke für „die Idee“ auf eine Weise, die ihn und Schöngeister seines Schlages durchaus befriedigt.

Das ist die Antwort, die man von mir gefordert hat. Näher auf die ennuyante Abhandlung dieses Gönners des „genre ennuyeux“ einzugehen, dürfte dem Publikum wie dem Herrn und Gönner selbst ennuyant sein.

Wie die „Christianiaer Post“ ihre Spalten verproviantiert.

1861.

Man hat Exempla, daß die Grönländer zu Zeiten dermaßen von Not und Mangel heimgesucht werden, daß sie schließlich ihre eigenen Lederhosen auffessen. Aber dergleichen geschieht doch nur in strengen Wintern, und wenn die Schiffsverbindungen mit dem Ausland aufhören. Trotzdem nun zur Zeit unsere Stadt mit jeder Post regelmäßige Zufuhr sowohl von inländischen wie ausländischen Blättern erhalten hat, scheint es doch, daß eine ähnliche Hungersnot jetzt in unserem journalistischen Grönland ausgebrochen ist.

Die „Christianiaer Post“ hat nämlich drei Tage lang von den dramatisch-litterarhistorischen Lederhosen eines Mitarbeiters

Digitized by Google

gelebt, und als die Not ſich nach ein paar Tagen aufs neue meldete, da blieb nichts anderes übrig, als wiederum drei Tage lang von den Überreſten zu zehren, die ſich das erſte Mal vermutlich als allzu unverdaulich erwieſen hatten.

Das ſansculottiſche Individuum, das ſich derart für das Allgemeinwohl aufgeopfert hat, hört, nach einem auf den Hörnern eingebrannten Zeichen, auf den Namen q. Um jedoch die Anwendung eines nichtnorwegiſchen Buchſtabens zu vermeiden, ſchlage ich vor, daß es ſich in Zukunft „Kuh“ nennt. Dieſe ſelbe Kuh, die ſich jetzt in der „Poſt“ verſechsfacht hat, braucht dann nur noch mit einem ſiebenten Artikel zu kommen, damit man von dem verehrten Blatt in Wahrheit ſagen kann, es habe ſeine ſieben mageren Kühe losgelaſſen, die mit ihren pharaoniſchen Verwandten im übrigen das gemein haben, daß zwar ſicherlich jede von ihnen mit ihrem fetten Gedankenochſen ſchwanger geht, doch kein Menſch es merken kann. Nachdem ſie in dieſen warmen Tagen in den Spalten des Blattes wie toll auf und ab „geraſt“ iſt, fordert nun dieſe Kuh mit aller Teufelsgewalt eine litterariſche Tierſchau und brüllt unaufhörlich, ich ſolle als Preisrichter fungieren. Hiermit kann ich jedoch nicht dienen, obſchon ich allerdings einräumen muß, daß die Kuh, ungeachtet ihrer Magerkeit, viele Qualitäten aufweiſt, dank denen ſie in ihrer Art ein „Idealvieh“ genannt werden kann. Da mein Gutachten trotzdem mit ſo viel Dringlichkeit verlangt wird, ſo will ich ihr gern das Atteſt ausſtellen, daß ich, was die Raſſe betrifft, ſie für ein ganz gutes nationales Individuum halte, das aber leider von ſeinen Züchtern als Stallfutter allerhand unverdaulichen Abfall ausländiſcher Litteratur gekriegt hat. Der ſchlimmſte Fehler dürfte indeſſen ihr ſtark entwickelter logiſcher Knochenmarasmus ſein, eine Krankheit, die im allgemeinen chroniſch auftritt, weshalb ich auch auf das entſchiedenſte davon abraten muß, die Kuh als kritiſches Zuchttier bei einer hauptſtädtiſchen Zeitung anzuſtellen.

Digitized by Google

Daß sie dagegen zur Not in den Provinzen gehalten werden könnte, will ich nicht bestreiten; denn die unverkennbaren Symptome sprachlicher Lungensucht dürften möglicherweise abnehmen, wenn sie aufhörte, mit den hiesigen verseuchten Exemplaren zur Weide zu gehen: im übrigen wird das gründlichste Zeugnis wohl der abgeben können, der ihr die Schelle um den Hals gehängt hat.

Den erwähnten logischen Knochenmarasmus nachzuweisen, das ist bald gethan. In den ersten Artikeln wird das „Carl-theater“ in Wien als eine Gauklerbude bezeichnet, und jetzt liefert der Mann den Beweis dafür, indem er sagt, „das Carltheater sei eines der kleineren Theater Wiens“. Ein herrlicher Beweis! Das Hoftheater ist das allerkleinste Theater Kopenhagens; ist es deshalb aber eine Gauklerbude? In meiner vorigen Antwort habe ich darauf hingewiesen, daß das Individuum in der „Post“ die Aufführung Heibergscher Vaudevilles indirekt als ein Wirken mit den niedrigsten Mitteln bezeichnet hatte. Darüber erhebt der Mann nun ein Geschrei und nennt es Verdrehung einer Ansicht, die er nie gehabt habe; gleichzeitig aber beruft er sich doch auf eine Kopenhagener Kritik, die diese Stücke für unspielbar in unserer Zeit erklärt, also, seiner Auffassung nach, sein Verdammungs-urteil unterstützt hätte, — „wenn er wirklich ein solches aus-gesprochen hätte.“ Ich will nicht davon reden, daß diese Kritik, die ihm feindlich ist und doch von ihm angezogen wird, auf etwas ganz anderes hinausläuft, als was hier in Frage kommt, nämlich lokale Dekorationen. Ebenso wenig werde ich mich weiter dabei aufhalten, daß er demnach dieser Kritik mit derselben glotzenden Einfalt gegenüber gestanden hat, womit er sich über meine früheren Theaterartikel den Kopf zerbrochen zu haben scheint; denn all das entspricht nur seinem Charakter. Aber ich muß ihm doch mitteilen, daß er hier seine Beweisführung ganz nach dem Muster jenes Dorfprokurators sich zurecht gelegt hat, der seinen Klienten wegen eines geliehenen Topfes verteidigen sollte, der in

Digitized by Google

geborstenem Zustand zurückgeliefert worden war. Dieser sein Geistesbruder bewies da zunächst, daß sein Klient den Topf nicht geliehen hatte; dann, daß der Topf heil war, als er ihn zurückbrachte, und endlich, daß der Topf geborsten war, als er ihn lieh. Das Selbstmörderische einer solchen Beweisführung dem Individuum der „Post" klar zu machen, ist nun freilich ein Ding der Unmöglichkeit. Jeder Mensch aber, der mit Fug in dieser warmen Jahreszeit frei umherlaufen darf, wird es ohne weiteren Fingerzeig verstehen. Seine übrigen verworrenen Sätze, die ich niedriger gehängt habe, versucht er jetzt mit der ohnmächtigen Versicherung abzuthun: „So habe ich das nicht gemeint!" Hauchs „Günstling des Königs", sagt er, habe mit dem „genre ennuyeux" nichts zu schaffen, da es ein Schauspiel von Chiewitz sei. Nun liegt aber die Sache so, daß Chiewitz' Schauspiel ein polemisches, gegen die Dramenreihe gerichtetes Werk ist, die Hauch mit den „Schwestern auf Kinnekullen" eingeleitet und mit dem „Günstling des Königs" abgeschlossen hat. Daß ich mich auf sein Geschwätz über Rollenbesetzung u. s. w. nicht weiter eingelassen habe, ist allerdings wahr, aber es sieht doch auch einer Frechheit nicht unähnlich, so etwas zu verlangen, nachdem er auf der einen Seite einen Schauspieler zurückgesetzt nennt, weil er nicht öfter in der Farce verwendet wird, — und dann später sich darüber aufhält, wie unverantwortlich es sei, diesen Schauspieler „im Komischen" zu verwenden, „wofür er untauglich ist". Leuten, die sich von einem Tag zum anderen dermaßen im Kreis herumreden, erweist man nicht die Ehre, Gegenargumente vorzubringen.

Hiermit ist die Sache für mich erledigt. Mit welchen Mitteln unsere journalistischen Grönländer fortan versuchen werden, der Hungersnot zu steuern, ist mir gleichgültig. Sollten sie die Absicht haben, hinter jenen unverdaulichen Animalien

Digitized by Google

her ſich mit einer Ladung leichter Gedankenflundern zu verproviantieren, ſo dürfen ſie in keiner Weiſe darauf rechnen, daß ich den Warenprüfer machen werde.

Erzählungen von Klaus Groth.

Aus dem Plattdeutſchen überſetzt von Dr. philos. E. Roſenberg. (Kopenhagen, Wöldickes Verlag.)

1861.

In den Beſprechungen haben wir dieſe Dichtungen als „Dorfgeſchichten" bezeichnet gefunden, und dieſe Benennung mag berechtigt ſein inſofern, als die handelnden Perſonen größtenteils aus Landleuten beſtehen, und der Schauplatz zumeiſt in eine Landſtadt oder einen abgelegenen Bauernhof des von der Natur ſo eigenartig ausgeſtatteten Landes Dithmarſchen verlegt iſt. Irreführend iſt jedoch die Kategoriſierung inſofern, als ſie die Gedanken auf Auerbach leitet und Klaus Groth als deſſen Nachfolger hinſtellt. Es könnte nämlich einen größeren Fehler nicht geben. Wir haben hier einen Autor vor uns, — ebenſo urſprünglich und eigenartig wie die Nationalität und die Natur, die er ſchildert. Es findet ſich hier auch nichts von jener exoteriſchen Vornehmheit Auerbachs. Klaus Groth dichtet über ſeine eigenen Leute; er ſteht mitten unter ihnen als ihresgleichen, und man empfängt von ſeinem Buch nahezu denſelben Eindruck wie von unſeren alten Volksweiſen, — daß dieſe Erzählungen aus ſich ſelbſt entſtanden ſind. Es ſind mehr Seelenmalereien, mehr Schilderungen von den Schwingungen im menſchlichen Innern als epiſche Berichte über dies oder jenes Ereignis. Die eigenartige Stärke des Autors beſteht darin, ſo zu malen, als ob nicht etwas ſchon Geſchehenes nur wiedererzählt

Digitized by Google

würde, vielmehr als ob die Begebenheit sich entwickle, während der Leser Schritt für Schritt mit jedem Blatte vorwärtsgeht. Meisterhaft ist auch die plastische Kraft, womit Groth uns in den Naturumgebungen heimisch macht und seine charakteristischen Personen uns vor Augen stellt. Die Übersetzung ist des Werkes würdig, was übrigens der Name des Übersetzers erwarten ließ. Er weiß Worte und Redewendungen, die die Alltagssprache eingebürgert hat, mit Geschmack anzuwenden, wenn auch der strenge Grammatiker sich versucht fühlen könnte, Einwände zu erheben. Doch eben diese scheinbare Inkorrektheit ist ein feiner Zug, der auch nicht verfehlt, die beabsichtigte Wirkung hervorzurufen, — den Eindruck nämlich, daß man ein Original vor sich hat, — eine Illusion, die für den gebildeten Leser um so fesselnder ist, als er weiß, daß sie durch künstlerische Mittel erzielt wird. Wir können also dies Buch allen Familien nur auf das wärmste empfehlen, denen es um den Besitz eines Werkes zu thun ist, aus dem sich immer wieder und immer wieder, erfrischend und belebend, der Gewinn ziehen läßt, den nur die wahre Dichtung zu spenden vermag.

Die Theaterkrise.

1862.

Neulich ist ein Buch herausgekommen, das den Zweck hat zu beweisen, daß Norwegisch nicht dasselbe ist wie Dänisch. Des Autors Behauptung beschränkt sich auf die Sprache; aber sie könnte ruhig einen Schritt weiter gehen und Geschmack und Kunstanschauung mit umfassen. Die Ereignisse der letzten Tage hätten in diesem Fall ein vorzügliches Material zur Unterstützung des Beweises geliefert. In Kopenhagen ist vor einigen Jahren die bekannte Höedtsche Theaterkrise dadurch entstanden, daß Herr Höedt

Digitized by Google

ſich weigerte, einem Direktionsbeſchluß nachzukommen des Inhalts, daß er im „Hamlet“ mit einer Dame zuſammen ſpielen ſollte, deren Stimme im Verhältnis zu der ſeinen zu hoch lag, als daß eine „harmoniſche Totalwirkung“ ſich hätte erzielen laſſen. Das kopenhagener Publikum und die kopenhagener Preſſe, die von der Anſicht ausgingen, daß „Harmonie“ eine Hauptbedingung für alle Kunſt ſei, haben ſich damals mit großer Stimmenmehrheit auf Herrn Höedts Seite geſtellt. Ein ſo großes Anſehen ſcheint das harmoniſche Element der Kunſt hier in Chriſtiania leider nicht zu genießen, weder bei dem Schauſpielperſonal, noch bei der Preſſe, noch auch bei einem Teil des Publikums. Am „Chriſtianiaer Theater“ hat eine Reihe von Jahren hindurch — nicht ein einzelnes Individuum, ſondern eine ganze Korporation gelebt und gewirkt, die offenbar die Aufgabe hatte, durch Stimmen, die nicht bloß einen einzelnen Ton, ſondern oft eine halbe oder ganze Oktave über oder unter dem muſikaliſch Zuläſſigen liegen, jede „harmoniſche Totalwirkung“ der Leiſtungen zu zerſtören. Dieſe Korporation iſt der Chor. In alten Tagen war es die Aufgabe des Chors, durch ſeinen Geſang den im Volk herrſchenden Meinungen einen entſprechenden Ausdruck zu leihen. Zum Volk gehören natürlich Theaterfreunde, Zeitungsredakteure und Einſender, und in Anbetracht des großen Eifers, womit einige unter ihnen in den letzten Tagen dafür gewirkt haben, ihr dramatiſches Organ in der Geſtalt behalten zu dürfen, wie es nun ſeit ſo langer Zeit exiſtiert, ſollte man annehmen, daß dieſer unſer moderner Chor die antike Aufgabe erſtaunlich gut gelöſt habe. In dieſem Sinn kann der Chor des „Chriſtianiaer Theaters“ klaſſiſch genannt werden. Die Theaterdirektionen von heutzutage haben jedoch, wie man weiß, nur wenig Reſpekt vor der Klaſſizität, und die Direktion des „Chriſtianiaer Theaters“ hat deshalb kein Bedenken getragen, die in früheren Zeiten geltende Beſtimmung wieder einzuführen, dergemäß die Mitglieder des

Digitized by Google

Schauspielpersonals, die nicht durch anderweitige Beschäftigung verhindert werden, den Chorgesang zu leiten und zu unterstützen verpflichtet sind. Wir wissen mit Sicherheit, daß der Opernregisseur des Theaters oft und bitter beklagt hat, wie diese Bestimmung durch die Energielosigkeit früherer Direktionen nach und nach außer Kraft gesetzt worden sei; wir wissen ferner, daß er gerade hierin den Grund für die gegenwärtige schlechte Verfassung des Chores sucht, wie es denn jedem einleuchten muß, daß ein guter Theaterchor nicht nur gute Stimmen erfordert, sondern auch dramatisches Leben in der Darstellung, und das kann sich bei uns kein Theater durch angestellte oder anzustellende Choristen erkaufen, sondern es muß suchen, es mit Hilfe seiner Bühnenkünstler zu erreichen, die ja über diese Bedingungen sowohl als Gabe der Natur wie als Ergebnis künstlerischer Ausbildung verfügen. Es ist öffentlich ausgesprochen worden, daß für den Schauspieler eine Erniedrigung darin liegen soll, dem Chor die verlangte Unterstützung zu leisten; und ein jemand hat den Gipfelpunkt der Erniedrigung in dem Fall gesehen, daß die Mitwirkung von einem verlangt würde, der am selben Abend in einem „französischen Salonstück" aufzutreten hätte, worin die Personen meist Grafen und Herzöge sind. Die Erniedrigung wäre also geringer für den, der zuvor nur als Bauer oder als simpler Theaterfuhrmann erschienen ist! Eine solche Rangordnung giebt es nur für die bornierte Kunstanschauung, im echten und innersten Wesen der Kunst existiert sie nicht. Für die Kunst ist Erniedrigung nicht etwas, das auf der Geringfügigkeit der Aufgabe beruht, sie sieht nur darin die Erniedrigung, daß die Aufgabe, sei sie nun groß oder klein, schlecht gelöst wird. Sodann heißt es, mehrere der laufenden Kontrakte sicherten den Betreffenden ausdrücklich Dispens von der jetzt verlangten Mitwirkung zu. Das mag wohl sein; aber ein Kontrakt zwischen einem Theater und seinen

Digitized by Google

Schauſpielern iſt nicht dasſelbe wie ein Kontrakt zwiſchen einem Geſchäftsmann und ſeinen Arbeitern. Der Kontrakt, den ein Schauſpieler unterſchreibt, verpflichtet ihn zu etwas mehr, als zu dem, was auf dem Papier ſteht. Wenn ein Theater einen Schauſpieler durch Kontrakt ſich verbindet, ſo geſchieht das in der ſtillſchweigenden Vorausſetzung, daß es einen Künſtler erwirbt. Um aber im Geiſt und in der Wahrheit ein Künſtler zu ſein, iſt nicht nur Begabung und künſtleriſche Ausbildung erforderlich, ſondern auch eine Künſtlerſeele. Stillſchweigende Bedingung iſt, daß der Schauſpieler nicht nur ſeine natürlichen Gaben und ſeine erworbene Tüchtigkeit der Anſtalt zur Verfügung ſtellt, ſondern daß auch ſein Verhalten dem Theater gegenüber fortlaufend der Ausdruck eines wahren und intimen Lebens in der Kunſt ſein ſoll, die er ſich zur ſtrengen und ausſchließlichen Aufgabe gemacht hat. Die Ehre des Theaters ſoll ſeine Ehre ſein; er ſoll ſich ſolidariſch verantwortlich fühlen für die Thätigkeit, die das Inſtitut, als Ganzes betrachtet, ausübt, und ſoll vor allem den übrigen Apparat nie als Rahmen für einzelſtehende Virtuoſenbeſtrebungen betrachten. Dies iſt, wie geſagt, die ſtillſchweigende Vorausſetzung von ſeiten des Theaters, dies iſt die moraliſche Verpflichtung, die ein Schauſpieler auf ſich nimmt, wenn er mit einem Theater einen Kontrakt eingeht. Werden aber dieſe Verpflichtungen eingelöſt? Man muß es bezweifeln; und die letzten Ereigniſſe rechtfertigen den Zweifel. Die natürliche Begabung, die künſtleriſche Tüchtigkeit haben reichlich das ihre gethan, das wiſſen wir alle. Wie aber iſt es um den künſtleriſchen Geiſt beſtellt, der über dem Ganzen ſein und all das verſtreute Wirken zu einer großen Kunſtleiſtung mit einer Aufgabe und mit einem Ziel ſammeln ſollte? Wenn nicht auch dieſer Geiſt von den Schauſpielern bethätigt wird, ſo ſind ſie es, die „die Kontrakte gebrochen“ haben, und zwar auf eine weit gefährlichere Art, als man der Direktion jetzt zur Laſt legt: denn jener Bruch wirkt in

Digitized by Google

der Tiefe und im Verborgenen, er untergräbt die Grundmauer, auf der das ganze Werk ruhen ſollte, und raubt dem Theater die Hoheit des Ernſtes, ohne den es ihm niemals gelingen wird ſich über die Sphäre der Vergnügungsanſtalten zu erheben — und ſei es auch noch ſo wenig. Man wende hier nicht ein, daß die Forderung zu groß iſt; ein ſolcher Einwand läßt ſich raſch aus dem Felde ſchlagen, wenn man daran erinnert, daß hier von Künſtlern die Rede iſt und nicht von Handwerkern. Es wird ſo oft geſagt, daß die Schauſpieler die Prieſter der Kunſt ſind. Ja, das ſollten ſie ſein! Um aber Prieſter zu ſein, wirklicher Prieſter, iſt nicht nur wirkliche Beredſamkeit von nöten, ſondern auch eine prieſterliche Seele. Vor kurzem hat ein Geiſtlicher hierzulande gedroht, aus der Staatskirche auszutreten, wenn nicht ein Kirchenbau, den man plante, ſo nahe am Pfarrhaus errichtet würde, daß es für ihn bequem ſei. In dieſem, aber auch nur in dieſem Sinne ſind unſere Schauſpieler Prieſter, wenn ſie kein Bedenken tragen, das, was ihres Lebens höchſte Idee ſein müßte, lieber aufzugeben, als ein geringes Mehr täglicher Arbeitslaſt auf ſich zu nehmen. Es macht einen ſchlimmen Eindruck, wenn auf einem Schiff bei Meeresgefahr die Spitzen der Beſatzung die erſten im Boot ſind; man hält es in ſolchen Fällen nicht für ehrenhaft, zuerſt und vor allen Dingen für das Seine zu ſorgen und im übrigen das Ganze gehen zu laſſen, wie es eben will. Die Theatergeſchichte anderer Länder weiſt ergreifende Züge und Zeugniſſe von dem Zuſammenhalten der Schauſpieler untereinander auf, von Aufopferung für die Kunſtinſtitute, an die ſie gebunden waren, von Erkenntlichkeit dem Publikum gegenüber, mit dem zuſammen zu wirken ihr Beruf war. Unſere Theatergeſchichte wird einmal eine Summe von Talent und vielſeitiger Begabung aufweiſen, zu der es Seitenſtücke ſicherlich nur in der Geſchichte weniger Länder giebt, — aber an Aufopferung der Künſtler für die Sache der Idee, an Zügen, die einen wirklichen

Digitized by Google

lebendigen künſtleriſchen Korpsgeiſt verraten, an Zeugniſſen für den Umſtand, daß unſere Schauſpieler ſich bewußt ſind, mit ihrem Beruf eine Opferpflicht auf ſich genommen zu haben, an alledem wird ſie arm ſein. Was mag die Urſache hiervon ſein? Ich will ſie in Kürze andeuten. Alle unſere übrigen Künſtler: unſere Maler, unſere Bildhauer, hat unſer armes Land verſtoßen müſſen; es hat ſie nicht ernähren können; ihr Künſtlerwallen iſt durch Not und Armut gegangen. Landflüchtig haben ſie für die Heimat und die heimatliche Aufgabe wirken müſſen, — und doch iſt dies Pflichtbewußtſein in hohem Grad bei ihnen vorhanden. Unſere Schauſpieler haben nichts von all dem nötig gehabt. Das Theater hat unter Kriſen gelitten, es iſt wahr. Dieſe Kriſen wurden aber meiſt nur von der Direktion geſpürt, nicht von den Schauſpielern, es ſei denn vorübergehend. Unſere Schauſpieler haben wir alſo ernähren, ſie haben wir bei uns behalten können, und dafür ſei dem Gott der Schönheit gedankt! Aber darin liegt das Geheimnis. Unſeren Schauſpielern hat bisher der Segen der Entſagung gefehlt, und ein ſolches Los trifft keinen ungeſtraft. Der Mann der Idee, dem die Gelegenheit zum Hungern und zum Leiden fehlt, hat dadurch einen Weg weniger, der zur Größe führt. — Im übrigen will ich die Schauſpieler des „Chriſtianiaer Theaters" nur an einen kleinen Zug aus der Geſchichte erinnern. Als der Veſuv ausbrach und durch Erdbeben und Aſchenregen Pompeji verwüſtete, ſtand ein römiſcher Soldat Poſten vor einem Tempel. Diener und Sklaven, alles was fliehen konnte, floh rings um ihn her; aber der Soldat blieb auf ſeinem Poſten, an den ſein Beruf ihn band, und bewachte, was die Pflicht ihm zu bewachen gebot. Und der Aſchenregen wuchs und wuchs Zoll um Zoll um ihn empor, und wuchs ſo hoch, daß er ihn begrub; denn fliehen konnte er nicht — er war nicht abgelöſt! Solcher Tod iſt ein Werk des Geiſtes,

Digitized by Google

die Offenbarung des Geiſtes, der in der Kunſt ſowohl wie im Heer oder in der Kirche herrſchen ſollte. Wären unſere Schauſpieler in dieſem Sinn Streiter der Kunſt, fühlten ſie in ſolchem Maße, daß ſie die Ehre einer Sache zu wahren haben, ſo würden ſie auch wiſſen, was ſie in der Stunde der Gefahr zu thun haben, nämlich das einzig und allein: auf ihrem Poſten zu bleiben und zu bewachen, was ihnen anvertraut iſt. Fliehen würden ſie da nicht können, denn ſie wären ja nicht abgelöſt. Und wahrlich, ſie könnten dem Aſchenregen auch ruhig trotzen; er würde ſie nicht begraben, er würde im Gegenteil ihre Namen und ihre Kunſt höher und weiter tragen, als es der Fall ſein wird, wenn ſie, ohne Ablöſung, hinaus in die Fremde ziehen, um — bequemere Arbeitsbedingungen zu finden.

Norwegiſche Sagen.

1862.

I.

Der Nordwald in Nordfjord.

Auf der Predigerſchule zu Wittenberg war einſt ein Mann, der ſich Meiſter Jon nannte. Nachdem er fünf Jahre lang ſtudiert hatte, war er fertig als Geiſtlicher; aber er blieb noch weitere fünf Jahre auf der Schule, um das ſchwarze Buch zu ſtudieren. Und er ſtudierte es denn auch recht gründlich. Als die zehn Jahre um waren, da kam eines Tages Vater Erik und wollte Jon holen. Jon war in ſeiner Stube und hatte die Thür verriegelt. Vater Erik ſtand draußen, klopfte und rief: „Jon! Jon!“ Das hatte Jon erwartet. Er nahm vier Schnitzmeſſer, ſteckte in jede Ecke der Stube eins, und die antworteten nun dem Vater Erik mit Jons Stimme und hielten ihn mit allerlei Schnack

Digitized by Google

auf, während Jon ſelbſt in den Rauchfang hinauf kroch, um zu entwiſchen. Der Teufel ließ ſich eine Weile narren; ſchließlich aber witterte er doch Unrat, brach die Thür auf und fuhr in die Stube. Als er Jons nirgends anſichtig wurde, fing er an, in allen Winkeln zu ſuchen, und ſtieg zuletzt auf den Herd. Da ſah er, daß Jon hoch oben im Rauchfang ſaß, und haſchte nach ſeinen Beinen. Jon aber war ſchon ſo weit oben, daß der Teufel nur ſeinen einen Stiefel erwiſchte, von dem er den Abſatz abriß, und den behielt er. Ohne weitere Schwierigkeiten kam Jon heim nach Norwegen, heiratete und wurde Pfarrer an der Kirche von Indviken in Nordfjord. Es dauerte indeſſen nicht lange, ſo hatte ihn ſeine Frau wegen unerlaubten Umgangs mit einer Bauerndirne in Verdacht und führte Klage wider ihn beim König. Der König gebot, daß die Klage der Frau näher zu unterſuchen ſei, und die Sache kam vor das Gericht zu Kopenhagen. Während ſie dort ſchwebte, hatte Meiſter Jon einmal Gottesdienſt in der Kirche von Op-Stry zu halten. Der Pfarrer ritt an dieſem Tag und hatte den Stallbuben bei ſich. Als er nun zu den Risöer gelangt war, da ſah er eine große Schlange, die mitten über den Weg gefahren kam und laut ziſchte. Der Pfarrer machte Halt, ward nachdenklich, ſah ſie an und ſagte: „Weißt du es auch?“ Der Stallbub fragte, ob die Schlange etwas geſagt habe. Der Pfarrer antwortete: „Sie ſagt, es iſt das letzte Mal, daß ich die Fahrt hierher thue.“ Und ſo war es auch. Kurze Zeit darauf wurde das Urteil über Meiſter Jon gefällt, und es lautete dahin, daß er hingerichtet werden ſollte. Jon bat nun den König um Gnade, und ſie ward ihm gewährt; aber des Pfarrers Frau widerſetzte ſich dem heftig, ſo daß der König nicht eher Ruhe vor ihr hatte, als bis er gebot, es ſollte bei dem Urteil des Gerichtes doch ſein Bewenden haben. Die Richtſtatt ward in der Nähe der Kirche von Indviken errichtet. Als Meiſter Jon hinausgeführt wurde,

Digitized by Google

ſagte er: „Wenn ich unſchuldig bin, ſo ſoll mein Blut den Hügel hinauf rinnen.“ Und ſiehe da, als der Pfarrer gerichtet war, da rann das Blut den Hügel hinan, ſo wie er geſagt hatte. Fortan wuchs auf der Stelle kein Gras mehr, und der Pfarrersfrau erging es übel. Sie wurde mit Siechtum geſchlagen und ward ſo krumm und lahm, daß ſie weder ſtehen noch gehen konnte, auch ward ſie ſo klein, daß man ſie in einem Korb umhertrug, ehe ſie ſtarb. Aus alledem zog das Volk die Lehre, daß Meiſter Jon unſchuldig verurteilt worden war, und nannte drum die Stätte, wo man ihn gerichtet hatte, den Mordwald. Und ſo heißt ſie noch bis auf den heutigen Tag.

II.

Lars Thormodſen Medlid.

Der Hof Medlid im Kirchſpiel Skodje in Söndmöre war wohl ſeit einem halben Jahrhundert Eigentum eines Bauern, der Thormod hieß. Unter den Kindern dieſes Mannes war beſonders ſein Sohn Lars weit und breit bekannt als tüchtig in allerlei künſtlicher Hantierung, wie Holzſchnitzerei und dergleichen. Vor allem aber war er ein wackerer Spielmann und hatte ringsum im Lande kaum ſeinesgleichen. In der Mitte zwiſchen Hof und Alm liegt ein runder Hügel, dicht an der Straße. Seltſamen Sang und Klang hörte man oftmals aus dem Hügel ertönen, denn die Erdgeiſter hatten dort ſeit undenklichen Zeiten gehauſt. Eines Morgens mußte Lars in eiligem Geſchäft zur Alm hinauf; er hatte einen kleinen runden Hut auf dem Kopf, als er den Hof verließ. Die Stunden kamen und gingen, aber Lars erſchien nicht wieder. Als nun der Tag um war, und man Lars vergebens erwartet hatte, fand man im Hauſe an der Stubenthür ſeinen Hut, ohne daß jemand ſagen konnte, wie er dahin gekommen war. Nun kriegte man's mit der Furcht, es könne

Digitized by Google

ihm Schlimmes zugeſtoßen ſein, und die Mehrzahl war der Anſicht, er ſei unterwegs irgendwo gebannt worden. Das Glockenläuten ward verrichtet und noch andere Mittel wurden angewandt, die ſich früher bei ähnlichen Anläſſen als wirkſam erwieſen hatten. Den Tag darauf kehrte Lars in den Hof zurück; doch er war wortkarg und wie verblödet. Wenn die Leute ihn fragten, wo er geweſen ſei, gab er knappe oder gar keine Auskunft, und erſt nach und nach bekam man aus ihm heraus, daß er in den Hügel gebannt geweſen war, ohne daß er zu ſagen im ſtande war, wie das zugegangen ſei. Es ſei ihm geweſen, ſagte er, als ob er in eine geräumige Kate gekommen ſei, wo der Hausrat und alles übrige ungefähr ſo ausſah, wie es auf dem Lande üblich und gewöhnlich iſt; nur war dort alles ſchöner und prächtiger. Aber das Merkwürdigſte war, daß er nicht mehr Leute in der Stube ſah; während der ganzen Zeit, wo er drin war, ließ ſich außer einem Mädchen keiner blicken. Sie trug einen blauen Rock, und ihr Haar war lieblich wie Seide und hing ihr lang über den Rücken. Sie ſetzte ihm zu eſſen vor, aber alles, was er ſah und hörte, ſchien ihm ſo wunderlich, daß er die Speiſe nicht anzurühren vermochte. Das Mädchen tröſtete ihn und redete ihm auf jede Weiſe gütlich zu, als ob ſie ihm Mut machen wollte, verſicherte ihm auch, daß keine Gefahr ſei, wenn er ſich nur beruhigen wolle. Wie ſehr ſie ihm aber auch ſchmeichelte, war er doch, wie er ſich zu entſinnen meinte, ſtumm und wie vor den Kopf geſchlagen ſitzen geblieben. Nun brachte das Mädchen eine Geige herbei, die künſtlicher gearbeitet war als alles, was er in der Art bisher geſehen hatte, und ſie bat ihn, darauf zu ſpielen, indem ſie ſagte, ſie wiſſe, daß er ein wackerer Spielmann ſei. Während ſie ihn ſo bat, erinnerte er ſich wieder, wie oft und gern er auf ſeiner eigenen Geige daheim geſpielt hatte; doch er gewann es nicht über ſich, dieſe hier in die Hand zu nehmen, wie gern er auch wollte. Seltſamer Holzſchnitzereien und anderer Kunſtarbeit ſah er

Digitized by Google

gar viel im Hügel, und all ſein Sinnen war darauf gerichtet, ob er nicht auch dergleichen Dinge machen könnte. Wie er wieder aus dem Hügel herausgekommen war, das wußte er nicht zu ſagen, und fortan war er nicht mehr der, der er früher geweſen war. Selten nur konnte man ihn dazu bewegen, mit Hand anzulegen, wenn es Arbeit auf dem Hofe gab; meiſt puſſelte er ſo herum und probierte nachzumachen, was er in dem Bann geſehen hatte. So verfertigte er Geigen, die der Geige gleichen ſollten, die das Mädchen vom Hügel ihm gezeigt hatte, und die in manchem anders war als die in der Umgegend gebräuchlichen. Sein Lieblingsaufenthalt daheim war eine kleine Bodenkammer, die ſtändig angefüllt war mit allerhand fertigen und unfertigen Holzſchnitzereien und mancherlei ſeltſamen Dingen, deren Zweck und Gebrauch niemand zu wiſſen bekam. Zumeiſt beſchäftigte er ſich mit der Verfertigung einer Puppe, die jenem Mädchen gleichen ſollte, das er im Hügel geſehen hatte; in der Kleidung, ſagte er, glich ſie ihr auch, ſonſt aber brachte er ſie nie ſo heraus, wie ſie hätte ſein ſollen, und unaufhörlich fing er von vorn an. Es heißt, er ſei in dieſer Zeit ein noch beſſerer Spielmann geweſen als zuvor, aber es war, als könnte er ſich zuhauſe doch nicht mehr ſo recht wohl fühlen. Schließlich zog er ſüdwärts durch die Dörfer, und man weiß, daß er bis Bergen gekommen iſt. Seitdem aber hat keiner mehr erfahren, was aus ihm geworden iſt.

III.

Der Zauberpfeil an der Kirche von Bolſö.

Auf einer ſeiner Fahrten landete der Heilige Olaf einſt mit ſeinen Schiffen bei Bolſö im Romsdalsfjord. Hier, dünkte ihn, ſei eine gute Stätte, eine Kirche zu erbauen. Da rief er das Volk zuſammen und bewog es, Baumeiſter zu dingen.

Digitized by Google

Das Gerücht von diesem Kirchenbau verbreitete sich weit durchs Land und kam schließlich auch zu einer alten Hexe, die zu jener Zeit auf den Skaalabergen im Sprengel Vedö, eine Meile von Bolsjö, hauste. Der behagte es natürlich nicht, daß so in der Nähe eine Christenkirche errichtet wurde, und sie beschloß, wenn die Zeit gekommen sei, dem Werk Schimpf und Schaden anzuthun. Sie hatte es nicht besonders eilig damit; als aber die Kirche so gut wie fertig war, da nahm sie eines Tages ihre Armbrust, legte einen Pfeil auf den Strang und schoß. Der Pfeil flog jedoch nicht so weit, wie sie gezielt hatte, sondern fuhr in die Erde, ein Stück weit vom Kirchhof, wo er stecken blieb und wo er noch jetzt zu sehen ist wie ein Bautastein. Er ist sechs bis sieben Ellen hoch.

IV.

Der Teufel in den „Strömen".

Vor Zeiten, da es in Söndmöre noch so manchen hochgelehrten Pfarrer gab, konnte man nicht selten da und dort in den Ortschaften auch das Schwarzbuch antreffen. Doch ist es ratsam, von diesem Buch die Finger zu lassen. Es ist dort ein schmaler Sund, der die „Ströme" heißt, und durch den die See mit Ebbe und Flut gleichwie ein Wasserfall zwischen dem Storfjord und der Skodjebucht ein- und ausfließt. Dicht dabei liegt der Hof Strömmen, und hier befand sich das Schwarzbuch zu der Zeit, als Herr Peder Ström Pfarrer in Borgund war. Eines Sonntags, da Herr Peder in der Kirche von Skodje predigte, fuhr alles Volk vom Hof dorthin, bis auf eine Dirne, die daheim bleiben mußte. Wie es nun zugegangen sein mag, — sie geriet über das Schwarzbuch, und es traf sich just, daß sie die Stelle aufschlug, die vom Teufelbeschwören handelt. Kaum hatte sie es gethan, da kam Vater Erik und fragte, was es zu verrichten gebe; denn der Alte, der

Digitized by Google

iſt nun einmal ſo, daß er, wenn man ihn beſchwört, auch ſofort Arbeit haben will; wer ihn beſchwört, der muß ſie ihm verſchaffen. Man muß ihm aber auch eine Leiſtung auftragen, die ihm genug zu thun giebt, bis es gelingt, ihn wieder zu bannen. Das Mädel war klug und wußte, wie der Teufel zu nehmen iſt. Sie ſagte deshalb zu ihm, er ſolle hinunter gehen und die „Ströme" ausſchöpfen. Der Alte ging, fing an zu ſchöpfen, und da erwies es ſich, daß er gut bei Kräften war; denn wie er ordentlich in Zug gekommen war, ſtand der Meeresſchaum auf gleicher Höhe mit den Bergen. Am Spätnachmittag kam Herr Peder von der Kirche zurückgerudert und wollte nachhauſe. Als er aber vor die „Ströme" gekommen war, merkten er und der Fährmann, was los war. Hindurch aber mußte er, denn einen anderen Weg gab es nicht. Er befahl nun den Leuten, ſo nah wie möglich an Erik heranzuſteuern; der ſtand im Sund und planſchte, was er nur konnte. Darauf erhob ſich Herr Peder im Boot und machte ſich daran, den Teufel zu bannen. Niemand konnte ſagen, wie es zuging; ſicher aber iſt, daß er gebannt wurde, und zwar gut gebannt wurde, denn er hat ſich ſeither nicht mehr blicken laſſen, — jedenfalls nicht in dieſer Gegend.

Aus Veſtnäs.

1862.

Die Poſtſtraße von Aalesund nach Chriſtiania führt die erſten zwei bis drei Meilen am nördlichen Strand des Storfjords entlang und iſt, wenigſtens auf der Strecke von Solnör bis Sjöholt, unbeſchreiblich ſchön. Der gleichmäßig abfallende Höhenzug ſenkt ſich nach Süden bis zum Fjord hinab und iſt bis oben mit Kiefern und dem üppigſten Laubwald beſtellt. Dazwiſchen liegen, bald oberhalb bald unterhalb der Straße, freundliche,

Digitized by Google

zwiſchen Baumgruppen halb verſteckte Höfe; durch das Laub glitzert die blaue Waſſerfläche, und ab und zu öffnet ſich ein Ausblick auf die fernen Dächer und Zinnen von Romsdal. Von Sjöholt ganz am Fjordgrunde führt der Weg über das Oerskougfjeld und durchſchneidet ſo quer die Sohle der großen Halbinſel, die ſich weit nach Weſten erſtreckt, mit den Harhamsinſeln als Vorpoſten auf das Meer zu. Da hinüber wollte ich eines ſchönen Morgens. Aber jeder, der ſchon hier zu Lande gereiſt iſt und gelernt hat, daß der Bauer unter „Fjeld“ in dieſer Verbindung immer „Hochfjeld“ verſteht, wird es ſich lieber zweimal überlegen, bevor er zu Fuß aufbricht. Ich wenigſtens hatte eine Partie von Lom nach Fortun in Sogn, noch in friſcher Erinnerung, wo der Weg gleichfalls „über das Fjeld“ ging, und wo wir einen halben Tag lang über die Felſen auf und ab kletterten, um dann auf unſere Frage, ob wir noch nicht auf dem Fjeld wären, vom Führer die Antwort zu erhalten: „Da kommen wir vor morgen nicht hin.“ Über das Oerskougfjeld führt jedoch die offene Landſtraße. Kaum tauſend Fuß in die Höhe, und man iſt oben. Doch auf dem Plateau herrſcht gleichwohl vollſtändige Hochfjeldnatur. Große Strecken Moors ziehen ſich weit nach beiden Seiten hin, links ſteht ein kaltes, ſchwarzblaues Fjeldgewäſſer, deſſen Abfluß ſich in dem weichen Moorboden verliert; die Hänge der Hügel ſind mit Heide bekleidet, und der Baumwuchs wird immer dünner und verkrüppelter. Da oben hat die Ortſchaft Oerskoug ihre Almen; früher ſoll es hier bebaute Höfe gegeben haben, jetzt aber ſind ſie verlaſſen. Es iſt eine Seltenheit, daß die Hochfjeldnatur ſich ſo tief abſenkt; die Urſache muß wohl der ſchneidende Nordwind ſein, der aus dem Drontheimſchen über den breiten Moldefjord herüberkommt, bis er durch die Felsklüfte weiter abwärts ſtreicht. Auf Wegeshälfte liegt gleichwohl ein Fjeldhof, der Ellingsgård, wo das Korn dicht und üppig wächſt; ein ſchroffer Fjeldkamm gewährt hier

Digitized by Google

aber auch nach Norden Schutz. Hat man dieſe Stelle glücklich hinter ſich, ſo geht es bald wieder abwärts, und eine wunderbare Ausſicht thut ſich auf, mit dem Tresſjord auf der rechten Seite und dem Romsdalsſjord gerade gegenüber. Wieder führt der Weg am Berghang entlang wie bei Sjöholt — über eine Meile weit; auf der anderen Seite des Fjords ſieht man Molde mit ſeinen blinkenden Holzhäuſern, und Faneſtranden, das ſich längs des Fjords auf der Nordſeite bis gegen Eikisdalen und Veblungsnäſſet erſtreckt. In weiter Ferne liegt die große Inſel Säkken, in deren Nähe die Seeſchlacht zwiſchen einem Bären und der Mannſchaft eines Bootes ſtattgefunden hat, wovon die Zeitungen neulich berichtet haben. Hinten liegt das kleine, in der Geſchichte unſerer Vorzeit häufig genannte Vedö; der Kirchenſänger Olaſſen wohnt hier. Die Leute von Veſtnäs ſind ein aufgeweckter Menſchenſchlag, der den öffentlichen Angelegenheiten zu folgen weiß und ſich für alles intereſſiert, was draußen vorgeht. Die Höfe ſind wohlbeſtellt und die Häuſer haben ein ſchmuckes Ausſehen. Kurz, man ſcheint das zeitliche Wohlergehen hier hoch zu ſchätzen. Das Gotteshaus dagegen und was ſonſt — mit Ausnahme des Pfarrhofs — zum „Kirchenweſen“ gehört, ſteht auf ſchwachen, um nicht zu ſagen gebrechlichen Füßen. Ob in dieſer Thatſache eine Symbolik zu ſehen wäre, die die Kirchenzeitung ſich mit Fug zu nutze machen könnte, wage ich, als Laie, nicht zu entſcheiden. Ein unternehmender Hardangerbauer hat ſich in den letzten Jahren hier niedergelaſſen und betreibt eine Schiffbauerei, die gut zu gehen ſcheint. Über ein tiefes Wiek, das von dieſem Punkt aus nach den großen Moorſtrecken im Weſten hin einſchneidet, iſt eine große, prächtige Brücke geſchlagen. Hier giebt es eine Maſſe Auſternbänke. In Veſtnäs mußt du dich, wenn du als Touriſt in dieſe Gegend gekommen biſt, einige Tage aufhalten und die Ausflüge machen, die ſich hier nach allen Richtungen hin ſo bequem und natürlich bieten. Veſtnäs iſt

Digitized by Google

ja außerdem an ſich ein klaſſiſcher Boden, wohlbekannt ſo weit die norwegiſche Zunge klingt oder wenigſtens ſo weit das „Morgenblatt“ geleſen wird. Wer hätte nicht von der Urbarmachung des Furlandsmoores gehört, die ſich allerdings leider nicht in die Praxis übertragen läßt? Wer weiß nicht, welch unerſchrockenen Beiſtand Veſtnäs während der letzten Jahre in manchen unſerer Zeitungskriege geleiſtet hat? Wer erinnert ſich nicht an das Sängerfeſt im vorigen Jahr? Wer weiß nicht, daß König Karl im Jahr 1856 hier durchgezogen iſt? Wer hat wohl den Roman der armen Witwe vergeſſen, die mit Hilfe wohlthätiger Menſchen Kapitaliſtin wurde, und die jetzt, mit Gott weiß weſſen Hilfe, einen Erben ihrer Kapitalien gekriegt haben ſoll? Und endlich — wer blickt nicht mit geſpannter Erwartung in dieſer Zeit auf Veſtnäs als auf den Schauplatz des neuen Religionskrieges, der jetzt zwiſchen Proteſtanten und Katholiken auszubrechen droht? Doch, was du auch thun oder laſſen magſt, — wenn du nach Veſtnäs kommſt, ſo kehre nicht bei dem Herrn Dr. Stokkeland ein. Der dir dieſen Rat giebt, hat drei Tage dort gewohnt und weiß, was das ſagen will. Zur Thür hineinſchauen mußt du aber doch, damit du ungefähr weißt, wie eine Räuberherberge in den deutſchen Romanen ausſieht!

Am Bräheimswaſſer in Nordfjord.

1862.

In der Umgebung des Bräheimwaſſers, an ſeinem oberen Ende, hat man einen der in unſerem Lande ſo ſeltenen Ausblicke, wo die Hochfjeldnatur in ihrer wildeſten Wintergeſtalt das Tiefland einſchließt. Wie längs des Ullenſvangſtrandes in Hardanger kann man hier unter blühenden Obſtbäumen ſpazieren und die mächtigen Gletſcher durch das Laub leuchten ſehen. Es

Digitized by Google

iſt der Nordfjordgletſcher, ein Arm des Juſtedalgletſchers, der ſich hier thalwärts herunterſenkt. Das Bräheimswaſſer, das mit ſeiner ganzen Umgegend viel weniger von Touriſten beſucht wird, als es verdient, nimmt eine gute halbe Meile oberhalb des Jölſterwaſſers ſeinen Anfang; aber dieſe kleine Strecke Weges hat eine Partie aufzuweiſen, die ſich an großartiger Wildheit durchaus mit Ramsdal oder dem merkwürdigen Punkt in Väverdal meſſen kann, wo alle Auswege von den Felſenwänden verſperrt zu ſein ſcheinen. Den Thalweg bildet im Grunde nur eine Ritze zwiſchen den gewundenen, ungeheuren, zerklüfteten Felſenmauern, angefüllt mit niedergegangenen Zinnen und Bergſtücken, ſo groß, daß in manchen von ihnen Platz wäre für eine ganze Domkirche. Denſelben wilden Charakter behält das Bräheimswaſſer die erſte halbe Meile aufwärts, von da aber weiten die Ufer ſich zu flachen, angebauten Strecken aus. Von der Station Reed, wo man die Pferde wechſelt, führt die Poſtſtraße nordwärts über ein Hochfjeld etwa 2000 Fuß bergauf. Der Aufſtieg kann ziemlich beſchwerlich ſein, der Abſtieg auf der anderen Seite iſt aber noch ſchlimmer. Jedoch bereuen wird man die Tour nicht, und iſt man erſt durch, wird man unten in Utviken, bei dem Landhändler Herrn Hammer, einem gebildeten und zuvorkommenden Mann, alle Anſprüche befriedigt ſehen, die der Reiſende in unſerem Lande billiger=weiſe ſtellen kann.

Das Theater.

1862.

Der Antrag des Theaterkomitees auf Annahme der Bedingungen, von deren Erfüllung die norwegiſche Schauſpielergeſellſchaft ihren Anſchluß an das „Chriſtianiaer Theater“

Digitized by Google

abhängig gemacht hat, ist am Freitag in einer Generalversammlung, die aus den Aktionären des Theaters bestand, mit ansehnlicher Stimmenmehrheit durchgegangen. In diesem Ergebnis liegt ein beredtes Zeichen der Zeit, das vielleicht für den Fortschritt des Nationalitätsgedankens eine noch größere Vorbedeutung enthält, als sie in der Summe von Talent und künstlerischer Tüchtigkeit liegt, die dem Theater zugeführt werden. Die Mitglieder des Komitees haben ihre Aufgabe in anerkennenswerter Art gelöst, namentlich wird man ihnen eine für Diplomaten höchst wünschenswerte Langmut nicht absprechen können. Einigermaßen unklar erscheint uns jedoch der Gedankengang der norwegischen Schauspielergesellschaft, wenn sie im Lauf der Unterhandlungen zuerst die Beseitigung der Künstler dänischer Geburt, als eines auf die Nationalität schädlich einwirkenden Elementes, verlangt, und nachher, da es nicht gehen will, ein möglichst langes Engagement fordert, also mit anderen Worten: das kontraktmäßige Recht, auf möglichst lange Zeit Schaden an ihrer künstlerischen Seele zu nehmen. Logischer, scheint uns, wäre es gewesen, wenn sie auf alle Fälle die Engagementsdauer nur so kurz wie möglich bemessen hätten; das wäre gewesen, was man heutzutage in der Alltagssprache einen „Kampf für die Idee“ nennt. Eine neue Direktionswahl ist mit der Fusion verbunden; daß der Vorsitzende der gegenwärtigen Leitung wieder gewählt wird, ist wohl selbstverständlich. Es ist ja zur Genüge bekannt, daß er es war, der vor mehreren Jahren, und damals ohne zwingende Notwendigkeit, die ersten Schritte zu einer neuen Ordnung der Dinge gethan hat, die jetzt nahe vor ihrer Durchführung steht, und gleicherweise darf man bei allen Parteien die klare Erkenntnis voraussetzen, daß er der einzig mögliche, zugleich wünschenswerte und gegebene Vorsitzende ist, von dem zur Zeit die Rede sein kann.

Digitized by Google

„Abwarten —."
Novelle von Israel Dehn.
1862.

In einer vorläufigen Anzeige dieſes Buches hat das „Nyhedsblad" geſagt, der Stil des Verfaſſers erinnere an die Darſtellungsform, die bei uns dank Björnſon in der Novelle Fuß gefaßt habe. Hierzu hat Herr Dehn bemerkt, daß er Björnſon nicht geleſen habe. Aus dieſen ſcheinbaren Widerſprüchen läßt ſich jedoch die Wahrheit herausſchälen. Die Sache iſt nämlich die: der Stil, der Björnſons Stil genannt wird, iſt nur in dem Sinn ſein Eigentum, daß er der erſte Dichter iſt, der ſich ſeiner bedient hat. Daß dieſer Stil aber ſchon vorher als latente Forderung und als eine Ausdrucksweiſe im Volk gelegen hat, die ſich mit der Nationalitätsanſchauung unſerer Tage voll und ungeteilt deckt, das äußert ſich zur Genüge in dem Gefühl der Erlöſung, womit das Volk ſeine Schilderungen aufgenommen hat. Björnſons Anſchauung vom Volksleben der Gegenwart iſt die Anſchauung des Volkes ſelbſt, und die Eigenart ſeines Stils beruht weſentlich darin, daß ihm die Saga als Grundlage dient. Auf andere Art ſchafft ein Dichter niemals Neues, und er ſoll es auch nicht. Will ein Dichter die Poeſie einer Nation mit Gewalt reformieren, ſo wird es ihm ergehen, wie es dem ergeht, der etwas Entſprechendes auf dem Weg der Sprache verſucht; er wird ſeiner Leſerwelt fremd gegenüber ſtehen, oder beſſer: er wird gar keine Leſerwelt finden. Verhält es ſich aber wirklich ſo, dann iſt es leicht zu erklären, wie verſchiedene Autoren in einer und derſelben Periode einander gleichen können, ohne daß eine unmittelbare Beeinfluſſung ſtattgefunden hat. Es müßte ja ſonderbar zugehen, wenn der Drang und die Neigung, ſich die Auffaſſung der Zeitgenoſſen zu eigen zu machen, nicht ebenſo ſtark wäre bei dem einzelnen

Digitized by Google

Autor wie bei der lesenden Masse; und wenn diese Masse sich in gemeinsamer Freude um einen Dichter scharen kann, der ausgesprochen hat, was ausgesprochen werden mußte, so ist es ganz natürlich, daß auch die Autoren sich um die gemeinsame Zeitform scharen, die genau betrachtet vielleicht gerade die große Triebfeder ist, die sie zum Dichten zwingt.

Israel Dehn debütierte als Schriftsteller mit „Skizzen aus London", die in gewissem Sinne bis heute sein bestes Werk genannt werden können. Was ihm wesentlich fehlt, scheint nämlich die Kompositionsgabe zu sein, oder, wenn nicht gerade die Gabe, so doch jedenfalls die gehörige Achtung vor dieser Grundbedingung der Kunst. Er hat einen scharfen Blick für das Charakteristische und große Gewandtheit, in wenigen Zügen dem Leser eine Situation plastisch vor Augen zu stellen; aber das, was er so erfaßt, greift nicht immer als notwendiges Glied ins Ganze ein, und er leitet seine Leser oft irre, indem er Fäden vor ihnen anspinnt, die später fallen gelassen werden, was wohl oder übel eine gewisse Verblüffung hinterlassen muß. Mit etwas weniger schriftstellerischer Flüchtigkeit ließe sich dem jedoch abhelfen. Sodann läßt sich auch noch ein Tadel erheben gegen seine Neigung, persönliche Bemerkungen einzustreuen, eine Neigung, die sich in seinem letzten Buch stark der Bußpredigermanier nähert und schwerlich die beabsichtigte Wirkung hervorbringen wird.

„Abwarten —" ist gleichwohl ein Buch, das man mit Interesse lesen wird. Dehn ist in unserer neueren Litteratur der erste, der das Kleinstadtleben zum Gegenstand der Darstellung gemacht hat, und er hat das Verdienst, die nicht selten geäußerte Meinung widerlegt zu haben, daß das Leben der gebildeten Klassen, oder doch all der Stände, die nicht den Arbeiterkittel tragen, ohne jedes nationale Gepräge sei. Man wird bei ihm auf Charaktere stoßen, die wir alle

Digitized by Google

schon da oder dort im Leben angetroffen haben, auf Situationen die uns ebenso bekannt vorkommen werden. Eine minder gelungene Partie des Buches bilden allerdings die märchenhaften Begebenheiten drüben in New-Orleans. Hier hat der Verfasser seiner nationalen Auffassung allzusehr die Zügel schießen lassen und sie auf fremde Verhältnisse und Personen übertragen, die dadurch die Illusion verlieren. Ein Advokat, der mitten in der Hauptstadt der Sklavenstaaten die Menschenrechte der Neger vor den Schranken verteidigt, der an dem Recht auf Freiheit auch die Schwarzen teilnehmen läßt und die Sklaverei als Schandfleck für ein Volk bezeichnet — alles unter dem Beifall der Menge — und der obendrein durch eine derartige Verteidigungsrede von der Jury einstimmige Freisprechung erlangt, und zwar für das Verbrechen, daß ein in Sklaverei geborenes Kind gewaltsam entführt wird, — all das, sagen wir, steht in einem zu großen Widerspruch zu dem, was wir von den Verhältnissen da drüben zu sicher wissen, als daß so etwas uns ergreifen oder ansprechen könnte. Ganz anders liegt die Sache da, wo der Verfasser Selbsterlebtes giebt, und es steht außer Zweifel, daß er über alle Vorbedingungen verfügt, um in künftigen Werken sich die Gunst, die ihm schon jetzt das lesende Publikum entgegenbringt, zu erhalten und in noch höherem Grade zu verdienen. Um jedoch in gleichem Maß mit der Kritik auf gutem Fuß zu leben, wird es erforderlich sein, daß er mit größerer Gewissenhaftigkeit den grundlegenden Plan seiner Werke schafft oder wenigstens mit größerer Kunstfertigkeit verbirgt, daß er es nicht thut. Denn es bedeutet eine starke Beeinträchtigung des wohlthuenden Gefühls der Sicherheit, womit man den Ereignissen in einem guten Roman zu folgen wünscht, wenn man da und dort den Eindruck erhält, daß der Verfasser, als solcher, dem im Leben sehr schätzenswerten Grundsatz huldigt, unseren Herrgott einen guten Mann sein zu lassen und „abzuwarten —".

Digitized by Google

Sigurd Slembe von B. Björnſon.

1862.

Wiewohl ſich nicht leugnen läßt, daß die Luſt am Kritiſieren in unſerer litterariſchen Geſellſchaft einen Höhepunkt erreicht hat, zu dem der kritiſche Verſtand ſich bei weitem nicht aufzuſchwingen vermocht hat, ſo muß man doch gleichzeitig auch zugeben, daß der größte Teil des leſenden Publikums ſich die Kategorien ſo einigermaßen angeeignet hat; man hat ſich eine unbewußte Achtung vor der Zweckmäßigkeit der Kunſtgrenzen zugelegt, und die Menge iſt deshalb wenigſtens ſo weit voran, daß z. B. ein fünfaktiges Vaudeville in Jamben oder ein lyriſches Gedicht in zwei Bänden kaum verfehlen würde, Bedenken zu erregen. Man würde ſich aber doch ſehr irren, wenn man annähme, daß derartige Zweifel einer klaren und zuſammenhängenden Erkenntnis von dem Weſen der Kunſt und den Geſetzen ihrer auf einer Art Naturnotwendigkeit beruhenden Formen entſprängen; es iſt ganz einfach die Gewöhnung, die ſich hier geltend macht — in derſelben Weiſe etwa wie bei einem Menſchen, der ohne einen Begriff von Grammatik es zur Not ſoweit bringt, Korrektur zu leſen und durch Übung eine gewiſſe Fertigkeit darin erreicht. Eine Folge ſolcher auf bloße Gewohnheit gegründeter Glaubensſätze iſt es auch, wenn ſich Zweifel einſtellen einer oder der anderen ungewöhnlichen Kunſtform gegenüber; man weiß ſich nicht zurechtzufinden, nicht, weil man in der frappierenden Form etwas Kunſtwidriges findet, vielmehr weil man nicht an ſie gewöhnt iſt.

Es iſt darum nicht unmöglich, daß Verwunderung das vorherrſchende Gefühl ſein wird bei vielen, die Björnſons neue Dichtung aufſchlagen. Ein Drama, das eigentlich aus drei verſchiedenen Stücken — teilweiſe mit verſchiedenem Perſonal und jedes mit einer ſelbſtändigen Handlung — beſteht, und das doch

Digitized by Google

zuſammengenommen ein Ganzes mit einem gemeinſamen Abſchluß bildet, — all das wird in den weiteren Kreiſen unſerer Leſer vielleicht den Eindruck von etwas Auffallendem hervorrufen. Ferner wird man vielleicht verſchiedentlich darüber ſtreiten, ob die Dichtung zur Aufführung beſtimmt iſt; manches ſpricht dafür, daß der Autor eine Aufführung ins Auge gefaßt hat, vieles jedoch ſpricht auch dagegen. Daß der dramatiſche Aufbau bewundernswert, iſt ſicher; zweifelhafter dürfte es ſein, ob das Werk vom Theaterſtandpunkt betrachtet dieſelbe Stärke hat. Björnſon hat in dieſem Buch keine hiſtoriſche Epiſode ſchildern wollen, und es ſind nicht Geſtalten der Saga, die er giebt. Die Aufgabe war eine ganz andere. Er hat einen hiſtoriſchen Stoff benutzt, aber das hiſtoriſche Koſtüm der Zeit verworfen, für die er ſich entſchieden hat. Der Konflikt der Dichtung liegt nicht ſo ſehr in den Begebenheiten wie in den Seelenkämpfen des Helden, und das Werk kann in um ſo erſchöpfenderem Sinn ein großartiger Monolog genannt werden, als die Hauptfigur durch das ganze Stück als ein Mann geht, der in der Welt iſoliert iſt, ein Einſamer mitten im Schwarm, einſam in des Wortes furchtbarer Bedeutung. Björnſon hat einen Menſchen ſchildern wollen, ausgeſtattet mit reichen Gaben und einem mächtigen Willen, mit einem unbezwinglichen Thatendrang und mit dem Recht zu handeln, — aber unverſtanden und von ſeiner ganzen Zeit zurückgeſtoßen. Der Kampf, den Sigurd auszukämpfen hat, die Flucht vor ſeinen eigenen Gedanken, die Art, wie ihn ſein Charakter mit Notwendigkeit auf eine beſtimmte Bahn drängt, und ſchließlich das Ende der Kataſtrophe: ſeine Ausſöhnung mit dem eigenen Ich, — das alles iſt mit großer dichteriſcher Klarheit erſonnen und durchgeführt. Die Sprache iſt kernig, doch durchſichtig und faßlich; daß der erſte Teil des Werkes in Verſen geſchrieben iſt und die beiden folgenden in Proſa, wird jeder, der in die Natur der Dichtung einzudringen

Digitized by Google

vermag, leicht begreifen — und zwar nicht bloß die Urſache, ſondern auch die Notwendigkeit hiervon. Daß der Ton der Sprache nicht der Ton der Saga iſt und nicht ſein ſoll, das erhellt aus Obengeſagtem. Sollte es aber jemand einfallen, daraus einen Vorwurf herzuleiten, ſo möge er bedenken, daß ein beſtimmter, hiſtoriſcher Sprachton geradezu ein Fehler ſein würde, wo der Dichter, wie hier, ſich die Aufgabe geſtellt hat, einen für alle Zeiten gültigen und verſtändlichen Seelenkampf zu malen. Eine Dichtung auf ſolcher Grundlage hat nichts zu ſchaffen mit Jahreszahl und Zeitumſtänden.

Erzählungen von Magdalene Thoreſen.

1863.

Das wertvolle Buch beſteht aus fünf verſchiedenen novelliſtiſchen Schilderungen, in denen man mit Intereſſe nicht nur äſthetiſch, ſondern auch dichteriſch eine Entwicklung bei der Verfaſſerin verfolgen kann, und für deren Anordnung und Reihenfolge ganz augenſcheinlich die Entſtehungszeit maßgebend war. Damit ſoll natürlich nicht geſagt ſein, daß die Schilderungen, die die Reihe eröffnen, im Verhältnis zu den ſpäteren einen Mangel an geiſtiger Reife verraten, im Gegenteil, — die Verfaſſerin beherrſcht ihre Aufgabe von Anfang bis zu Ende mit der Vollkraft des Talentes: wir haben nur die Verſchiedenheit des Geſichtspunktes andeuten wollen. Der größte Abſtand in dieſer Beziehung ſcheint zwiſchen dem erſten Abſchnitt des Buches: „Ein Abend in Bergen“ und den übrigen Teilen zu liegen; und der Grund dafür iſt ſicher nicht nur in einer Gemütsſtimmung zu ſuchen, die ſpäter nach und nach dem Frieden und der Klarheit weicht, — er liegt auch in dem Unterſchied, der zwiſchen einem Dichten mitten aus der

Digitized by Google

Umgebung heraus und einem Dichten aus der Vogelperſpektive der Erinnerung und der Entfernung beſteht. Einer „an Ort und Stelle aufgenommenen“ Zeichnung wird immer etwas von der Natur und Natürlichkeit der Kopie anhaften, in demſelben Maße aber auch etwas von der Idealität des Kunſtwerks abgehen; der Porträtmaler wird nie ungeſtraft ſein Modell „ſitzen“ laſſen, ſofern es ſeine Aufgabe iſt, etwas mehr und ein Höheres zu leiſten, als der Photograph übernehmen darf — und ſo iſt es auch in der Welt der Dichtung. — Man hat von dieſem Buch geſagt, man fühle ſich bei der Lektüre an Björnſons Erzählungen erinnert. Das iſt ganz richtig, doch ſind es die Unterſchiede und nicht die Ähnlichkeit, was einen Vergleich herausfordert. So wird man — um einen einzelnen Punkt herauszugreifen — bemerken, daß Frau Thoreſen die Naturſchilderungen in ein anderes organiſches Verhältnis zum Ganzen rückt, als das bei Björnſon der Fall iſt. Während bei ihm die Naturumgebung nur als etwas für einen anderen Zweck Notwendiges mitgenommen wird, tritt ſie bei Frau Thoreſen mit dem Anſpruch auf dichteriſche Berechtigung an und für ſich auf. Björnſons Schilderungen ſind Figurenmalerei mit landſchaftlichem Hintergrund; Frau Thoreſens Schilderungen ſind Landſchaften mit Figuren im Vordergrund. Darin ſoll natürlicherweiſe keine Rangordnung liegen; die Aufgaben ſind beide verſchieden und werden dementſprechend gelöſt. Daß die Individualität eines Dichters zwingend iſt für das, was er will und wie er es will, verſteht ſich von ſelbſt; die Beleuchtung aber, in der er ſeinen Stoff ſieht, hängt von Umſtänden mancherlei Art ab. Björnſon nimmt die großartige Gebirgsnatur und die eigentümlich geprägten Charaktere als das Normale, für ihn iſt es etwas ganz Natürliches, daß es ſo und nicht anders hier auf der Welt ausſieht. Frau Thoreſen nimmt die Natur wie ein Menſch, der von ihrer überwältigenden Macht ſich ſtark packen und imponieren

Digitized by Google

läßt, und ſie ſchildert ihre Charaktere wie ein Menſch, der ſich ergriffen fühlt von dem Eigenartigen, das er entdeckt. Inwieweit dieſer Glanz, der über ihrem Stil liegt, ein von ihr mit Bewußtſein angewandtes Kunſtmittel iſt, das läßt ſich ſchwer ſagen; doch ſicher iſt, daß ſie nicht verfehlt, damit Eindruck auf den Leſer zu machen: er wird durch die geiſtreichen und lebensvollen Schilderungen in dieſelbe Stimmung verſetzt, in der die Verfaſſerin gedichtet hat oder gedichtet zu haben ſcheint. Was die Anwendung der Volksſprache betrifft, ſo dürfte Ivar Aaſen, unſere große Autorität, ſie ſchwerlich in allen Stücken billigen; der dichteriſche Wert des Werkes aber wird dadurch natürlich nicht verringert.

„Der Hauslehrer."

Erzählung von A. B. (Bergen 1862.)

1863.

Der Verfaſſer dieſes Buches giebt in der Vorrede die Erklärung ab, daß „es vor einem ſtrengen Urteil ſchwerlich beſtehen dürfte", und darin hat er unleugbar recht; denn es iſt höchſt zweifelhaft, ob auch der mildeſte Richter ſelbſt bei fortgeſetztem guten Zureden geneigt wäre, Freiſprechung zu beantragen. Die Hoffnung des Autors, „ſein Werk werde dem einem oder dem anderen eine Stunde angenehmer Lektüre bereiten, ſo wie die Beſchäftigung damit in freien Stunden ihm eine angenehme Zerſtreuung geweſen", dürfte ziemlich ſanguiniſch ſein. Dagegen ſei gern zugegeben, daß das Buch dieſelbe Art von Nutzen ſtiften kann, wie ihn die „abſchreckenden Beiſpiele" bringen, die gelegentlich von den Mäßigkeitsapoſteln vorgeführt werden; es wird unſere jüngſten Autoren lehren können, wie eine Novelle nicht geſchrieben werden ſoll. Wir würden darum weder Papier

Digitized by Google

noch Zeit an beſagten „Hauslehrer“ verſchwendet haben, wenn er ſich nicht das Ausſehen gäbe, eine „religiöſe Tendenz“ zu haben, — eine Falle, in die unſere leichtgläubige Leſerwelt heutzutage nur allzu gern hineinläuft. Die ſogenannten „religiöſen“ Charaktergegenſätze ſind hier von der kraſſeſten und platteſten Sorte; es erhebt ſich nämlich zwiſchen zwei trivialen Privatmeinungen Streit darüber, ob es einen Gott giebt oder nicht, wiewohl jedermann nach einiger Überlegung einſehen muß, daß der rohe Gottesleugner keinerlei Berechtigung in der Poeſie hat, ſo wenig, wie er in irgend einem Verhältnis zum Religiöſen ſteht. Die Wandlung des Indifferentismus zur Klarheit und Innerlichkeit kann, wenn ſie durch äußere Einflüſſe und ſeeliſche Kämpfe bewirkt wird, dem Dichter Stoff geben; der Unglaube ohne Prämiſſen, der in eine Erkenntnis ohne Prämiſſen übergeht, müßte dagegen aus der Litteratur verbannt ſein. Überhaupt ſollten verſchiedene unſerer Schriftſteller bedenken, daß ein belletriſtiſches Werk durch Bußpredigten an und für ſich ebenſowenig ein religiöſes, wie durch weitläufige Reden über Blumen und Schmetterlinge ein poetiſches wird.

Nordiſche Univerſitätszeitſchrift.

9. Jahrgang. 1. Heft. Herausgeg. von J. Ingerslev.

Kopenhagen 1863. 10 Bogen.

Motto: „Arbeit will Zeit haben, aber Zeit will auch Arbeit haben.“ — In dieſem Heft legt der Advokat am Oberappellationsgericht, Reichsrat und Reichstagsmitglied G. Brock einen guten, anderthalb Bogen ſtarken Bericht über den weſentlichen Inhalt des ſchwediſchen und däniſchen Interimsgeſetzes betr. Urteilsvollſtreckung vor, eines Geſetzes, das nicht nur an ſich für das ſociale Gemeinweſen von Bedeutung iſt, ſondern im ſpeciellen als wechſelſeitige

Digitized by Google

Anerkennung eines wichtigen völkerrechtlichen Grundsatzes Wert hat, als Zeugnis für die gegenseitige Annäherung der schwedischen und dänischen Staatsmächte und als Einleitung zu anderen und weiteren Abmachungen zwischen den Völkern des Nordens, als ein Mittel, unnötige Hindernisse in ihrem Verkehr überhaupt zu beseitigen und sich gegenseitig zu unterstützen in der Handhabung der Gesetze und der Reichshoheit, die ihr politisches Wechselverhältnis erfordert. Der Verf. wünscht u. a. ein gemeinsames Gesetz für die Urteilsvollstreckung, lautend über Erzwingung einer Handlung, über Schuldhaft und dergleichen (das letztere namentlich im Interesse des Wechselverkehrs); außerdem wünscht er Gesetze für die Auslieferung von Verbrechern und Bestrafung derjenigen Bürger des einen Reiches, die sich irgendwelcher Unternehmungen gegen den Frieden und die Sicherheit des anderen Landes schuldig machen. Es ist ein Nachteil, daß es bei der mißlichen Zusammensetzung der südjütischen Provinzialstände gegenwärtig gar keinen Zweck haben würde, ihnen das Gesetz zur Annahme für Südjütland vorzulegen. — Was den übrigen Inhalt des Heftes betrifft, so möchten wir unsere Leser hauptsächlich auf Prof. Constantin Hansens Abhandlung über „Die Einheit der schönen Künste“ aufmerksam machen (um so mehr, als der Verf. ein ungewöhnlich gebildeter, ausübender Künstler ist, der die Feder ebenso gut zu führen weiß wie den Pinsel und hier verschiedene bemerkenswerte Behauptungen aufstellt, die Erwägung und Erörterung verdienen), sowie auf die „Tagebuchblätter aus dem Heiligen Land, Ostern 1862“ von dem beliebten Poeten Richardt. Das jüdische Land wird uns von einem jungen Mann geschildert, der einen kindlichen Glauben und eine warme Dichterseele hat; er giebt uns ein lebensvolles Bild vom heutigen Palästina, so wie es ist, und ruft uns, ohne die gesuchte und krankhafte Frömmelei, die jetzt so sehr in der Mode ist, die heiligen Erinnerungen wach, die

Digitized by Google

ſich an jene Stätten knüpfen. Die Mitteilungen machen den Wunſch rege, aus ſeinem „Tagebuch“ noch mehr Blätter gedruckt zu ſehen. — Wir finden ferner in dem Heft einen Bericht des Magiſters Weilbach über die Bibliothek der ſkandinaviſchen Geſellſchaft in Rom, eine Bücherſammlung, die durch freiwillige Spenden und öffentlichen Zuſchuß aus allen drei nordiſchen Reichen ins Leben gerufen wurde und unterhalten wird, und hiſtoriſch bemerkenswert iſt als der erſte Schritt zu einem „praktiſchen Skandinavismus“ der Staatsmächte. — Schließlich enthält das Heft akademiſche Nachrichten, darunter einen Bericht über die in Süd-jütland gültigen Geſetze für Juriſten- und Theologenprüfungen, und Biographien von fünf Hochſchullehrern, die im vorigen Jahr verſtorben ſind: beſonders leſenswert ſind die Lebensbeſchreibungen von N. M. Peterſen und Prof. Ek in Lund, die eine gute Darſtellung von der merkwürdigen Kindheit und Jugend dieſer Männer, zumal Eks, geben. — Indem wir ſo den neunten Jahrgang der Zeitſchrift kurz ankündigen, möchten wir zugleich die Gelegenheit benutzen, darauf aufmerkſam zu machen, daß eine lebhaftere Unterſtützung dieſes gemeinſamen nordiſchen Unternehmens von ſeiten des Publikums durch eine ausgedehntere Subſkription zu wünſchen wäre. Der Inhalt iſt nämlich keineswegs vorzugsweiſe, geſchweige denn ausſchließlich akademiſcher Natur, vielmehr berückſichtigt er gerade das allgemeine Bedürfnis des gebildeten Leſers. Es wird ohne weiteren Hinweis einleuchten, wie wichtig die Erhaltung dieſer Zeitſchrift iſt als der bisher einzigen gemeinſamen Einrichtung, die ſo organiſiert iſt, daß die Eigenart aller drei Völker gleichmäßig in ihr zum Ausdruck gelangt und den gleichen ſelbſtändigen Einfluß auf den Inhalt hat, indem in der Anordnung der Zeitſchrift Einheit und Selbſtändigkeit unvermindert durchgeführt und zur Geltung gebracht werden. Da jedoch die Zeitſchrift ohne eigenes Betriebskapital ins Leben gerufen wurde, da ſie ferner durch ſehr

Digitized by Google

viele Hände zu gehen hat, bis sie ihre über die drei Lande verstreuten Leser erreicht, und so mit einem Vorschuß von fast zwei Jahren arbeitet: so hat das Unternehmen infolgedessen mit vielen äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen und wird auf die Dauer nicht im stande sein, seine Mitarbeiter so rechtzeitig und angemessen zu honorieren, wie es zur Fortführung des Werkes erforderlich ist, sofern nicht neue Subskriptionen die Lücken ausfüllen, die nach und nach im Betrieb entstanden sind. Man darf wohl sagen, daß die Zeitschrift im großen und ganzen alle billigen Ansprüche erfüllt hat. Sie hat eine ganze Reihe lehrreicher Abhandlungen über allgemein interessierende Stoffe der nordischen Geschichte, der Naturwissenschaften namentlich der Geologie, der Ästhetik, einen vergleichenden Überblick über die wichtigeren socialen Verhältnisse in den drei Reichen (wie die kirchlichen und akademischen Zustände, Kommunalgesetze, Wehrpflichtgesetze, Blindenfürsorge u. s. w.) gebracht; und anderes ist in Aussicht gestellt. Unter den historischen Aufsätzen verdient unseres Erachtens die Darstellung der politischen Verhältnisse Norwegens während der Union mit Dänemark, die unser Landsmann Sars verfaßt hat, die besondere Aufmerksamkeit der norwegischen Leser: der Autor hat hier der vaterländischen Geschichtsforschung für einen bisher zu wenig beachteten Zeitraum neue Bahnen eröffnet und wird, wie es heißt, hierzu im nächsten norwegischen Heft eine Fortsetzung und den Schluß bringen. Unter den bisherigen Mitarbeitern der Zeitschrift finden wir Namen wie Hansteen,* Elias Fries, Forchhammer, Hauch, Carlsson, Welhaven, P. A. Munch, C. Baeck, Thorsen, Prof. Rasch, Rahenius, Bergfalk, Ek, Agardh, Orla Lehmann, den Chemiker Blomstrand, Mellin Knös, E. Säve, Monrad, Elaëssson (verstorben), die Historiker Tryxell und Malmström, Carl Plaug, Hother Hage, die Brüder Hammerich,

Digitized by Google

Kapitän Ankjaer, Magiſter Styffe, Prof. Holten, Brunius, Ljunggren und viele jüngere Autoren, die ſich eine rühmliche Stellung in unſerem Schrifttum erobert haben, wie Thoaſen, Sars, Erikſen, Anderſen (den ſchwediſchen Naturforſcher), Dr. Roſenberg, Broome, Braune, Hellſtenius, den Aſtronomen Möller in Lund u. ſ. w. — Ein litterariſches Unternehmen, an deſſen Spitze eine Liſte ſo auserleſener Namen prangt, ſcheint auf eine lange Zukunft Anſpruch zu haben.

Das Theater.

1863.

„Eyſtein Meyla“ iſt der Titel eines dreiaktigen Originaldramas, das am Donnerstag in Fräulein Svendſens Abendunterhaltung zur Aufführung gelangte. Das Stück handelt, wie der Name ſagt, über den erſten Häuptling der Birkebeiner, von dem die Saga ſehr wenig zu berichten weiß, und mit deſſen Leben und Thaten der Dramatiker auch nur wenig anfangen kann. Eine dürftige Erzählung ließe ſich vielleicht aus der hiſtoriſchen Überlieferung herausſchlagen; doch zur Darſtellung auf der Bühne iſt das Überlieferte unbrauchbar. Der Autor hat denn auch, um wenigſtens etwas Inhalt zu erzielen, eine Liebesgeſchichte und eine Heirat hinzudichten müſſen, die indeſſen die Sache nicht weſentlich verbeſſern: denn es entſtehen dadurch zwei Handlungen und zwei Intriguen, die durch das ganze Stück nebeneinander herlaufen oder vielmehr ſich gegenſeitig ablöſen, ohne ſich irgendwie zu einem dramatiſchen Knoten zu verflechten, der auch nur einigermaßen intereſſieren könnte. Der Ausdruck iſt in den ruhigeren Teilen proſaiſch, manchmal, wenn die

Digitized by Google

Situation ſich hebt, ſteigert er ſich zur Versform. Aber die Lyrik, die dadurch erreicht wird, iſt mehr nervös als ſtimmungsvoll. Gedanken wird man nicht viel finden, deſto mehr große Worte. Faſt alle Perſonen des Stückes ſcheinen fertig ausgerüſtet zu ſein mit jener billigen Art von Beredſamkeit, die es verſteht, den Wortſtrom fortfluten zu laſſen, unangefochten von dem Mangel an Gedankenſtoff. Manchmal verſucht es der Verfaſſer allerdings mit der Wortknappheit: ſie erweckt jedoch nur den Eindruck, als habe der Betreffende weder etwas zu ſagen noch etwas zu verſchweigen. Den Löwenanteil vom dritten Akt beanſprucht eine große Feldſchlacht, die hinter der Scene vor ſich geht, und in der bald die eine, bald die andere Partei das Übergewicht hat, bis Zufall oder Umſtände es ſchließlich ſo fügen, daß die Birkebeiner unterliegen. Der Held des Stückes kommt uns etwas zählebig vor. In der Schlacht auf den Tod verwundet, findet er ſich auf der Scene ein und ergeht ſich in einem längeren, der Gelegenheit angepaßten Vortrag, bis das böſe Prinzip des Dramas ſich bewogen fühlt, ihn mit dem Schwert hinzurichten. Eine ganze Weile noch nachdem der Streich gefallen iſt, giebt ihm der Autor das Wort, und dann erſt ſtirbt der Held. Stücke dieſer Sorte bedeuten keine Bereicherung unſerer dramatiſchen Litteratur. Hinterlaſſen ſie überhaupt eine Wirkung, ſo kann es nur die ſein, daß die Anſchauung von unſerem Unvermögen ein nationales Drama hervorzubringen, befeſtigt und beſtärkt wird. Das Vorurteil gegen unſere nationale Schauſpielkunſt iſt glücklich beſeitigt; ſoll in abſehbarer Zeit auch unſere Schauſpieldichtung davon befreit werden, ſo kann es nur dadurch geſchehen, daß das Theater ans Licht zieht, was, an einem allgemeingültigen Maßſtab gemeſſen, zu billigen iſt, und fernhält, was von jedem Geſichtspunkt aus als ablehnenswert zu verurteilen iſt.

Digitized by Google

„Die Komödie der Liebe."
Vorwort zur zweiten Ausgabe.

1867.

Die vorliegende Dichtung ist im Sommer 1862 geschrieben worden, und ihre erste Ausgabe ist im Winter desselben Jahres erschienen.

Ich habe jedoch den Fehler begangen, das Buch in Norwegen herauszugeben. Zeit wie Ort waren unglücklich gewählt. Die Dichtung weckte einen Sturm des Unwillens, heftiger und in weiteren Kreisen, als die meisten Bücher sich dessen rühmen können in einer Gesellschaft, deren überwiegende Mehrheit litterarischen Angelegenheiten sonst so ziemlich interesselos gegenübersteht.

Die Aufnahme hat mich übrigens nicht überrascht. „Der gesunde Realismus", den wir Norweger, wenn auch nicht was die Gesundheit, so doch was den Realismus anbetrifft, uns mit Fug beimessen dürfen, bringt uns auf ganz natürlichem Wege dahin, im Bestehenden das Berechtigte, in der Lösung der Aufgabe ihre Idee zu erblicken. Diese Betrachtungsweise schafft ein innerliches Wohlbehagen, aber Klarheit schafft sie nicht gerade sehr.

Da ich nun in meiner Komödie nach Kräften Liebe und Ehe gestriegelt habe, so war es nicht mehr als in der Ordnung, daß die Menge im Namen der Liebe und der Ehe Geschrei erhob. Die Zucht und Dressur des Gedankens, die nötig sind, um den Irrtum zu begreifen, hat unser Bücher beurteilendes und lesendes Publikum in seiner Mehrzahl nur mangelhaft durchgemacht. Es ist indessen nicht meine Aufgabe, einen Kursus zu geben. Ein Vorwort ist kein ABC.

Nach Dänemark ist seiner Zeit die Dichtung schwerlich in mehr Exemplaren gekommen, als den Kopenhagener Blättern zur Anzeige übersandt wurden.

Digitized by Google

Für die Kritik, die dort meinem Buch zu teil wurde, habe ich überhaupt allen Grund dankbar zu sein. Manche Bemerkung ist anregend für mich gewesen, und wenn ich trotzdem diese neue Auflage in unveränderter Gestalt erscheinen lasse — abgesehen von einigen Verbesserungen im Ausdruck — so geschieht es, weil durch die Zeit und die Entwicklung, die dazwischen liegen, diese Dichtung mir zu fern gerückt ist, als daß ich hoffen dürfte, durch Änderungen hier und da eine organische Verbesserung dessen zustande zu bringen, was nun einmal doch der Kern des Ganzen ist und sein muß.

Einzelne lokale Anspielungen werden für den dänischen Leser vielleicht unverständlich sein; aber dieser Anspielungen giebt es nicht viele, und außerdem sind sie unwesentlich für das Verständnis der Dichtung, ihres Verlaufs und ihres Gedankens.

Eine Rechtfertigung.

1871.

In Nr. 40 Ihrer Wochenschrift haben Sie einen Brief aufgenommen, in welchem ich, der unterzeichnete norwegische Dichter, als einer genannt werde, welcher, obwohl seit lange die deutsche Gastfreundschaft in Dresden genießend, dennoch in einer Sammlung lyrischer Gedichte, die im Anfang dieses Jahres herausgegeben sind, sich über Deutschland und das deutsche Volk in einer Weise geäußert habe, die durchaus kränkend für die deutschen Leser sein müsse.

Indem ich Ihnen für die rücksichtsvollen Bemerkungen, mit welchen Sie in Ihrem Blatte den fraglichen Brief begleitet haben, meinen verbindlichsten Dank sage, ersuche ich Sie um die Erlaubnis, Folgendes hervorzuheben.

Digitized by Google

Ihr Korreſpondent führt zwei Stellen als Beweiſe für ſeine Behauptung an. Zuerſt nennt er einige Zeilen aus einem Gedichte, in welchem ich eine Nilreiſe ſchildere, die ich im Jahre 1869, auf die Einladung des Vicekönigs von Ägypten, die Ehre hatte mit einer Anzahl Herren von verſchiedenen europäiſchen Nationalitäten zu machen. Dieſe bunte Geſellſchaft ſtelle ich in ſcherzender Weiſe unter dem Bilde von Noahs Arche dar, und es iſt mir unbegreiflich, daß meine harmloſen Äußerungen für irgend einen der Reiſegefährten hätten beleidigend ſein können, ausgenommen vielleicht für mich ſelbſt, den ich als einen Bären vom äußerſten Thule bezeichne.

Auf dieſe Stelle ſcheint indes der erzürnte Korreſpondent kein ſehr großes Gewicht zu legen, ein um ſo viel größeres aber auf eine andere aus meinen Gedichten, worin ich Deutſchland „das Land der Lüge“ genannt haben ſoll. Ja, in der That, wenn es ſich ſo verhielte, hätte er vollen Grund entrüſtet zu ſein. Aber es verhält ſich keineswegs ſo! Das fragliche, vor etwa ſieben Jahren in Rom niedergeſchriebene Gedicht redet durchaus nicht von dem deutſchen Volke, ſondern nur von einer Politik und einer Diplomatie, auf welche jenes damals wenig oder gar keinen Einfluß hatte, und welche eben einige Monate vorher meinem ſkandinaviſchen Vaterlande eine noch blutende Wunde geſchlagen hatten. Ich wiederhole es: Nicht gegen das deutſche Volk habe ich meinen Zorn gerichtet. Ein Dichter haßt die einzelnen nicht. Ein Dichter kann Ideen, Prinzipien, Syſteme haſſen, doch nie Individuen. Überhaupt bitte ich Sie, das im Auge zu behalten, daß ich die Gaſtfreundſchaft, die mir im Jahre 1871 zu teil ward, durch Ausdrücke in einem Gedichte vom Jahre 1865 unmöglich habe verletzen können.

Drei Jahre meines freiwilligen Exils habe ich in Deutſchland zugebracht. Meine Verhältniſſe erlauben mir, meinen Aufenthalt nach meinem Gefallen zu wählen; dennoch wählte ich

Digitized by Google

Deutschland. Mein einziger Sohn wird in einem deutschen Gymnasium unterrichtet. Deutet das auf Deutschenhaß? Ich habe mein Bestes gethan, um die deutsche Litteratur in meinem Vaterlande auszubreiten, und will hier nur erwähnen, was gerade am nächsten liegt, daß die Dramen „Die Valentine“ und „Graf Waldemar“ in meinem eigenen Hause und unter meiner Aufsicht übersetzt worden sind, so daß sie auf unserem Nationaltheater mehrmals aufgeführt werden konnten und dazu beigetragen haben, dem deutschen Dichter auch in meinem Vaterlande einen hoch geehrten Namen zu schaffen. Ist dies alles mit einer blinden Abneigung gegen die deutsche Nation zu vereinen? Während des letzten Krieges habe ich, wie andere Ausländer, nach Kräften dazu beigetragen, die Not, welche die allgemeine Wohlthätigkeit in Anspruch nahm, zu lindern. Eine hiesige arme Witwe, deren beide Söhne der Fahne folgten, bezog ihre wesentliche Privat-Unterstützung von mir. Nachdem der Krieg aufgehört, nahm ich mich eines verwaisten Kindes an und bezahlte sein Schulgeld, denke auch noch fernerhin damit fortzufahren.

Keineswegs führe ich dies als etwas besonders Verdienstvolles an; ich finde es ganz natürlich. Aber einem mißdeuteten Ausdrucke in einem sieben Jahre alten Gedicht gegenüber halte ich mich für berechtigt, Thatsachen von jetzt anzuführen.

Daß ich mich in gewissen, noch schwebenden, internationalen Fragen auf skandinavische und nicht auf deutsche Seite stelle, wird kein vorurteilsfreier Deutscher mir vorwerfen. Vollkommen huldige ich dem Worte des deutschen Dichters: Es soll der Sänger mit dem König gehen! Würde ich aber, als ein Sohn meines eigenen Vaterlandes, Ihre Achtung bewahren können, wenn, in den eben erwähnten Fragen, der skandinavische Sänger mit dem König von Preußen ginge?

So hoffe ich eine genügende Erklärung gegeben zu haben,

Digitized by Google

nicht allein Ihrem entrüſteten Korreſpondenten gegenüber — ich ſehe mit Bedauern, daß ich in ihm einen ſonſt wohlwollenden Leſer meiner Werke gekränkt habe — ſondern auch gegenüber den vielen ausgezeichneten Männern, welche mir hier die Ehre erwieſen, mir mit Freundlichkeit entgegen zu kommen.

Vorwort zur erſten deutſchen Ausgabe der „Helden auf Helgeland“.

1876.

Indem ich dieſe deutſche Ausgabe einer meiner älteren dramatiſchen Arbeiten erſcheinen laſſe, dürfte es vielleicht nicht überflüſſig ſein, darauf aufmerkſam zu machen, daß ich den Stoff zu dieſem Schauſpiele nicht dem Nibelungenliede, ſondern der damit verwandten nordiſchen Wölſungaſage entnommen habe. Doch auch dies nur teilweiſe. Die hauptſächliche Grundlage meiner Dichtung beruht vielmehr auf den verſchiedenen, noch vorhandenen isländiſchen Familienſagen, in denen die aus dem Nibelungenliede und der Wölſungaſage bekannten rieſenhaften Verhältniſſe und Vorgänge ſehr oft nur auf menſchliche Dimenſionen zurückgeführt erſcheinen. Ich glaube daraus ſchließen zu dürfen, daß die in den zwei eben erwähnten Dichtungen geſchilderten Situationen und Begebenheiten für unſer geſamtgermaniſches Leben in den älteſten hiſtoriſchen Zeiten typiſch geweſen ſind. Hält man dieſe Annahme feſt, ſo entfällt wohl auch der Vorwurf, durch das vorliegende Schauſpiel unſere nationale Sagenwelt in eine Sphäre herabgezogen zu haben, in welche ſie nicht hingehört. Für die Darſtellung auf der Bühne eignen ſich die idealiſierten und gewiſſermaßen unperſönlichen Sagengeſtalten heutzutage weniger als je: doch hievon ganz abgeſehen hatte ich überhaupt nur die Abſicht, nicht unſere Sagenwelt, ſondern unſer Leben in der alten Zeit darzuſtellen.

Digitized by Google

Was das Zuſtandekommen dieſer deutſchen Ausgabe anlangt, ſei es mir erlaubt, der hochgeehrten Überſetzerin meinen verbindlichſten Dank für die Unverdroſſenheit und Liebe zur Sache abzuſtatten, womit ſie die allerdings nicht leichte Aufgabe unternommen und gelöſt hat. Ebenſo bezeige ich meinem hochgeſchätzten Freunde, dem hieſigen kgl. Opernregiſſeur Herrn Dr. Grandaur, meinen Dank. Es iſt dies nicht das erſte Mal, daß er ſkandinaviſchen Schriftſtellern eine bereitwillige Hand gereicht hat, und ohne ſeinen einſichtsvollen Beiſtand durch Rat und That hätte auch dieſes Vorhaben ſchwerlich weder ſo ſchnell noch ſo gelungen zuſtande gebracht werden können.

Die Socialdemokratie.

1890.

Da ein mich betreffender Berliner Bericht des „Daily Chronicle“ vom 13. Auguſt an mehreren Punkten geeignet erſcheint, mißdeutet zu werden, — was in nordiſchen Blättern auch bereits geſchehen iſt — wünſche ich einzelne mir zugeſchriebene Äußerungen richtig zu ſtellen. Es kommt mir nämlich vor, als ob dieſelben vom Berichterſtatter nicht überall vollſtändig und mit voller Deutlichkeit wiedergegeben wären.

So habe ich zum Beiſpiel nicht geſagt, daß ich die ſocialdemokratiſche Frage nie ſtudiert habe, im Gegenteil habe ich, ſoweit ich dazu Fähigkeit und Gelegenheit hatte, mich mit ihr vertraut zu machen geſucht, und zwar mit lebhaftem Intereſſe. Was ich geſagt habe, iſt, daß ich nie die Zeit gefunden, die große, umfaſſende Litteratur zu ſtudieren, welche die verſchiedenen ſocialiſtiſchen Syſteme behandelt.

Wo der Berichterſtatter meine Äußerung wiedergiebt, daß ich der ſocialdemokratiſchen Partei nicht angehöre, hätte ich ge-

Digitized by Google

wünſcht, daß er auch meine ausdrückliche Hinzufügung nicht vergeſſen hätte, daß ich überhaupt keiner Partei jemals angehört habe, noch wahrſcheinlich jemals angehören werde. Es iſt mir nämlich zu einer Naturnotwendigkeit geworden, ganz auf eigene Hand zu wirken. Beſonders irreleitend dürften die Worte des Berichterſtatters ſein, daß es mich überraſcht habe, meinen Namen zur Verbreitung ſocialdemokratiſcher Lehren benützt zu ſehen. In Wirklichkeit äußerte ich nur meine Verwunderung darüber, daß ich, da ich mir zur hauptſächlichen Aufgabe gemacht, Menſchencharaktere und Menſchenſchickſale zu ſchildern, in gewiſſen Punkten, ohne es bewußt und unmittelbar erſtrebt zu haben, zu den gleichen Ergebniſſen gekommen bin, wie die ſocialiſtiſchen Moralphiloſophen durch wiſſenſchaftliche Forſchung. Dieſer meiner Verwunderung gab ich Ausdruck anläßlich einer Mitteilung des Berichterſtatters über einen in London gehaltenen Vortrag, welcher, ſeiner Angabe nach, mein Schauſpiel „Nora“ zum Gegenſtand gehabt hatte.

Dies iſt in aller Kürze, was ich meinen Freunden erklärt wiſſen möchte, und ich bitte Sie daher, von dieſen Sätzen denjenigen Gebrauch zu machen, welchen Sie als den zweckentſprechendſten erachten.

An die Leſer.

1898.

Als mein Verleger mir den liebenswürdigen Vorſchlag machte, eine chronologiſche Geſamtausgabe meiner litterariſchen Arbeiten zu veranſtalten, war es mir ſofort klar, wie große Vorteile aus dieſem Unternehmen für ein beſſeres Verſtändnis der Bücher erwachſen würden.

Digitized by Google

Mit meiner fortſchreitenden Produktion iſt zugleich eine jüngere Generation heraufgekommen, und ich habe häufigen Anlaß gehabt, mit Bedauern zu bemerken, daß ihre Kenntnis von meinen Büchern bedeutend eingehender iſt, wenn es ſich um die neueren, als wenn es ſich um die älteren handelt. Dadurch iſt in des Leſers Bewußtſein vom Zuſammenhang der Werke untereinander ein Bruch entſtanden, und daraus hinwiederum leite ich nicht zum wenigſten die ſonderbare, mangelhafte und irreführende Auslegung und Deutung her, der meine ſpäteren Arbeiten in ſo mancher Hinſicht anheimgefallen ſind.

Nur wenn man meine geſamte Produktion als ein zuſammenhängendes, kontinuierliches Ganze auffaßt und ſich aneignet, wird man den beabſichtigten, zutreffenden Eindruck von den einzelnen Teilen empfangen.

Und deshalb kurz und gut: mein freundliches Erſuchen an die Leſer geht dahin, daß man nicht ein Stück vorläufig beiſeite lege, nicht vorläufig etwas überſpringe, ſondern daß man ſich die Werke zu eigen mache — ſie durchleſe und durchlebe — in derſelben Reihenfolge, in der ich ſie gedichtet habe.

Digitized by Google

Reden

Digitized by Google

An P. A. Munchs Grab in Rom.

12. Juni 1865.

Meine Damen und Herren!

Man hat mich ersucht, einige Worte zu sprechen angesichts des Monumentes, das in diesen Tagen hier auf dem Grab meines heimgegangenen Landsmannes errichtet worden ist.

Soviel ich sehe, sind so gut wie alle Schweden und Dänen, die zur Zeit in Rom weilen, hier anwesend. Das hatte ich auch nicht anders erwartet: denn hat sich der skandinavische Brudergeist bis heute in einer äußeren Thatsache als etwas Lebendiges und wirklich Existierendes offenbart, so war es in der stets ungeschwächten Bereitwilligkeit eines jeden Stammes, die Feste der beiden anderen Stämme mitzufeiern.

Aber mein Aufenthalt in Rom hat mir längst das gewiß verzeihliche Vorurteil genommen, daß skandinavischer Einheitssinn anders als im Zusammenhang mit den Festen der drei Nationen denkbar sei. Allerdings hier in Rom werden wir auch nicht von den Trivialitäten des Alltaglebens gequält, die schlaff und stumpf machen. Und ebensowenig hängen über uns die Momente großer Entscheidungen, die, wie die Geschichte bezeugt, in den Tagen der Vergangenheit Völker sowie Individuen erhoben und gestählt, die aber heutzutage eine andere Wirkung haben.

Digitized by Google

Wie dem nun auch sei, ich danke Ihnen in meiner Landsleute und meinem Namen, daß Sie sich hier versammelt haben, und daß ich die Überzeugung hegen darf, Ihre Anwesenheit sei mehr als eine bloße Form der Höflichkeit. Es ist keiner unter Ihnen, der den Verstorbenen nicht wenigstens dem Namen nach gekannt hätte. Seine Werke sind in Ihren Händen, — jedenfalls sind sie aber in den Fächern unserer Bibliothek. Manche von Ihnen haben sein römisches Leben teilweise mit ihm verlebt, und ich glaube, man konnte schwerlich mit ihm in Berührung kommen, ohne ihn lieb zu gewinnen.

Meine Landsleute bringen seinem Andenken natürlich all die Achtung entgegen, die von jedem norwegischen Mann geteilt wird. Die Schweden, die selbst eine große und reiche und glänzende Litteratur über die nicht minder große und reiche und glänzende Geschichte ihrer Vergangenheit haben, wissen zu würdigen, was Norwegen in Munch besessen und verloren hat.

Mit den Dänen dagegen verhält es sich anders. Munchs Name wird in Dänemark im allgemeinen nicht mit Liebe genannt. Ich habe das selbst erfahren, oft erfahren, und das hat mir wehe gethan. Ich glaube jedoch, die Ansicht wird hier, wie so häufig, weniger durch eine klare und lebendige Erkenntnis vom wahren Wesen der Sache als durch ein Nachschwätzen im Publikum hervorgerufen. So oft ich die Dänen gefragt habe: „Was habt ihr denn eigentlich gegen Munch?“ habe ich fast immer die Antwort bekommen: „Ja, erstens haben wir gegen ihn, daß seine Einwanderungstheorie die Dänen ursprünglich anderer Herkunft sein läßt als die anderen Bewohner Skandinaviens; und ferner haben wir gegen ihn, daß er Dänemark den Rat giebt, Deutschlands Admiralstaat zu werden.“

Zum ersten Punkt will ich nur bemerken: überlaßt diese Theorie doch unseren Gelehrten, bei ihnen ist sie am besten

Digitized by Google

aufgehoben; ſie hat ſchon viel Scharfſinn erzeugt, und wird wohl noch mehr erzeugen, bis die Zeit kommt, da ſich nichts mehr dafür oder dawider ſagen läßt. Eins aber möchte ich bei dieſer Gelegenheit euch Dänen ſagen, und in unſer aller Intereſſe wünſchte ich, ich könnte es ſo ſagen, daß euer ganzes Volk es hörte: Rottet aus durch Wort und Geiſtesthat, rottet aus durch eure Kunſt und eure Litteratur, rottet aus durch eure ganze Lebensführung und Denkweiſe und Haltung die Partei eures Landes, die ſich mit ſo erſtaunlich innigen Banden nach Süden hingezogen fühlt, die Partei eures Landes, die bei ihrem ganzen Thun und Handeln die Augen nach Süden richtet, als wäre dort das Land ihrer Sippe, ihr Stammland, — jene Partei, die dem Laien beinah eine Art Zeugnis dafür liefert, daß an Munchs Theorie, wenigſtens was manche unter euch betrifft, doch etwas Wahres ſein dürfte. Das wäre die würdigſte Art des Proteſtes; und wenn die Behauptung unſeres toten Hiſtorikers ihr Scherflein dazu beitragen könnte, euch dazu anzuſpornen, ſo wird vielleicht noch einmal die Zeit kommen, da ihr, gleich uns, Gott dafür danket, daß der Mann ſeine Theorie aufgeſtellt hat, und wenn ſie ſich auch zehnmal als ein Irrtum erweiſen ſollte.

Daß er mit ſeinem Rat, welche Stellung euer Land in Europa einnehmen ſollte, euch geärgert hat, das kann ich begreifen; aber es iſt inkonſequent, ihn mit eurem Haß zu verfolgen, wofern ihr mit der Gutmütigkeit, die eurer Nation eigen iſt, auch noch in Zukunft mit offenen Armen und vollem Herzen den vielen ſogenannten korrekten Skandinaviern in den Brüderländern begegnet, die euch freilich niemals einen in der Form harten und kränkenden Rat geben würden wie Munch, die aber verſagten da, wo etwas auf dem Spiele ſtand, die euch im Stiche ließen da, wo im Augenblick gemeinſamer Gefahr ſie hätten zur Stelle ſein müſſen, und dadurch thatſächlich dazu beigetragen haben, euch ſo troſtlos weit auf den Weg

Digitized by Google

hinzudrängen, den Munch euch — was ihr ihm so übel genommen habt — als den zweckdienlichsten gezeigt hat.

Was Munch ausgesprochen hat, das war in dem Augenblick, wo er es aussprach, seine Überzeugung, dessen bin ich sicher, — und das müßte euch in eine mildere Stimmung versetzen. Laßt — ich sage das zu euch Schweden, Dänen und Norwegern — es doch endlich dahin kommen, daß in unserem wechselseitigen Verkehr die Wahrheit die Oberhand gewinnt; wir haben gesehen, wohin Phrasen führen. Wir haben bisher in unseren nationalen Beziehungen mit einander verkehrt wie Diplomaten, wir haben Höflichkeitsnoten ausgetauscht, wir sind delikat gewesen wie ein Parfüm, und erst als der ernste Teil des Festes beginnen sollte, haben sich unsere Sinne der Erkenntnis geöffnet, was die ganze Geschichte bis dahin gewesen ist: ein Duft, nichts mehr und nichts minder.

Bei uns in Norwegen pflegte man von Munch zu sagen, er sei inkonsequent gewesen, und im Ausland hat man es nachgeschwätzt. Damit aber hat es sein eigenes Bewenden. Ein Staatsmann oder überhaupt ein Mann, der eine ungeteilte, zweifellose, unabweisbare Leistung zu verrichten hat, kann sagen, kein Sturm werde ihn von seinem Weg ablenken, — und ist der Mann so stark wie sein Wort, so lenkt ihn auch kein Sturm von seinem Weg ab.

So aber kann und soll der wissenschaftliche Forscher nicht sprechen. Er hat keinen abgesteckten Weg vor sich; er muß sich Bahn brechen durch Dickicht und unwegsames Land; er muß manches liebe Mal umkehren und von einem neuen Ausgangspunkt anfangen zu dem Ziele vorzudringen, das er sich nicht im voraus willkürlich setzen kann, das vielmehr eben durch die Forschung mühsam entdeckt werden soll. In diesem Sinn ist Munch inkonsequent gewesen, — ihm zur Ehre sei es hier an seinem Grabe gesagt.

Ich meine also, ich darf annehmen, daß wir im Grunde

Digitized by Google

doch alle hier in gemeinsamer Liebe und Verehrung für das Gedächtnis des Toten versammelt sind.

Den Stein, der hier errichtet ist, hat nicht seine Nation ihm gesetzt, sondern er stammt von einem kleinen Kreise seiner Freunde. Aber ich will hoffen, der Staat folgt nach. Ich will hoffen, er errichtet ihm bei uns in der Heimat ein sichtbares, in seiner Art ebenso würdiges Denkmal wie dieses hier, das sein Grab bezeichnet.

Ich weiß, in der Heimat sind viele der Ansicht, daß bei seinen Lebzeiten für Munch und seine wissenschaftliche Thätigkeit seitens des Staates außerordentlich viel gethan worden ist. Das ist ein Mißverständnis, gegen das ich hier protestieren möchte. Der Staat hat seine Pflicht gethan, nichts weiter. Das Mißverständnis rührt daher, daß der Staat in den meisten Fällen dieser Art sehr viel weniger als seine Pflicht thut. Dadurch wird der Maßstab für das verschoben, was man mit Recht fordern kann.

Solange die Staatsgewalten sich nur dazu berufen glauben, das Gedeihen des Staatsverbandes zu fördern, solange sie nicht das Leben der Nation und seine Entwicklung in dieselbe Reihe rücken, so lange haben sie nur die eine und kaum die wesentlichste Hälfte ihrer Aufgabe gelöst. Staaten wie die unseren können sich nicht durch ihren materiellen Wohlstand schirmen; aber Nationen wie die unseren können, wenn sie ihre Pflicht im Dienste der Kultur, der Wissenschaft, der Kunst, der Litteratur thun, sich ein Existenzrecht erwerben, ein Recht, das anzugreifen fremde Macht und Gewalt sich stets gehütet haben, wie die Geschichte lehrt.

Der Privatmann in unserem Heimatlande hat, soweit seine Kräfte reichen, Herz und offene Hand für das Wirken, dessen Zweck es ist, unser inneres nationales Leben zu stärken und zu heben; das muß ich aus eigener Erfahrung und mit Dankbarkeit

Digitized by Google

anerkennen, und ich glaube, von meinen Landsleuten hier werden verschiedene für ihr Teil ein Gleiches thun. Der Staat aber als solcher sieht bei uns noch in der freien wissenschaftlichen Forschung, in der Kunst und Litteratur nur Zierate, nicht Stützen und Balken für den Bau. Es wäre an der Zeit, daß diesem demütigenden Verhältnis ein Ende gemacht würde. Ein Mann, der die geistige Arbeit in einer Nation thut, hat das Recht, seinen Kopf hoch zu tragen; er hat das Recht, zu protestieren, wenn für seine Aufgabe nur ein Teil des Überschusses zur Verfügung gestellt wird, der nach der Befriedigung der materiellen Staatsbedürfnisse bleibt, und auch das nur, sofern diese Bedürfnisse überhaupt einen Überschuß lassen.

So kann es nicht weitergehen. Ich will hoffen, die ernsten und traurigen Ereignisse der letzten Zeit haben allen die Augen dafür geöffnet, daß es die Kraft nicht des Staates, sondern der Nation ist, die Rettung bringt, wenn überhaupt Rettung möglich ist, — und darin liegt ein Fingerzeig für jeden Staatsverband, der seine Fortdauer will, ohne sich auf die eigene Übermacht stützen zu können.

Ich will deshalb hoffen, daß unter den vielen Punkten, die von einem erhabeneren Zukunftsprogramm unserer Staatsgewalten zeugen sollen, sich auch ein Denkmal für Munch befindet, das ihm in seiner Heimat gesetzt wird und das seines Landes, seiner selbst und seines Werkes würdig ist.

An die norwegischen Studenten.

10. September 1874.

Meine Herren!

Wenn es mir in den letzten Jahren meines Aufenthaltes im Ausland klar und klarer wurde, ich müsse die Heimat

Digitized by Google

wiederſehen, ſo daß es mir ſchließlich zum Bedürfnis ward, ſo will ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß mein Entſchluß, mich auf die Heimreiſe zu machen, von Unruhe und Zweifeln mancher Art begleitet war. Mein Aufenthalt hier ſollte allerdings nur von kurzer Dauer ſein; aber ich fühlte, daß er, bei aller Kürze, doch noch lang genug ſein könnte, um eine Illuſion zu zerſtören, in der ich gern weitergelebt hätte.

Ich fragte mich ſelber: mit welcher Geſinnung werden deine Landsleute dich empfangen? Die ehrende Aufnahme, welche die nach Hauſe geſandten Bücher gefunden haben, konnte mir nicht vollkommene Beruhigung gewähren; denn es blieb noch immer die Frage: wie ſteht es um dein perſönliches Verhältnis zu deinen Landsleuten?

Es läßt ſich ja doch nicht leugnen, eine Mißſtimmung hat in verſchiedenen Punkten geherrſcht. Wenn ich recht verſtanden habe, ſo waren es zweierlei Dinge, die man mir zur Laſt legte. Man war der Meinung, meine perſönlichen und privaten Beziehungen zur Heimat hätte ich im Licht einer ungebührlichen Bitterkeit geſehen, und dann hat man mir vorgeworfen, ich hätte Vorkommniſſe unſeres nationalen Lebens aufs Korn genommen, die nach der Auffaſſung vieler eine ganz andere als eine ſpöttiſche Behandlung verdienten.

Ich glaube dieſen meinen Ehren- und Freudentag nicht beſſer anwenden zu können als zu einer Rechtfertigung und einer Beichte.

Meine Privatverhältniſſe habe ich niemals unmittelbar zum Gegenſtand einer Dichtung gemacht. Dieſe Verhältniſſe waren mir in früheren ſchweren Zeiten von geringerer Wichtigkeit, als ich es ſpäter manchmal vor mir ſelbſt habe verantworten können. Wenn das Neſt des Eidervogels ein erſtes, ein zweites und ein drittes Mal geplündert wurde, ſo waren Illuſionen und große Lebenshoffnungen die Beute. Habe ich bei feſtlichen

Digitized by Google

Gelegenheiten Erinnerungen verspürt, wie das Tier an des Bärenführers Hand, so war's wohl in erster Reihe, weil ich selbst mitverantwortlich in einer Zeit gestanden habe, die einen schönen Gedanken mit Sang und Klang zu Grabe trug.

Was ist denn eigentlich dichten? Spät erst bin ich dahinter gekommen, daß dichten im wesentlichen sehen ist, doch, wohlgemerkt, ein Sehen solcher Art, daß der Empfangende das Gesehene sich so aneignet, wie der Dichter es sah. Aber so kann man sehen und so kann man empfangen nur das Erlebte. Und das Erleben ist's, worin das Geheimnis der Dichtung unserer Zeit liegt. Alles, was ich in den letzten zehn Jahren gedichtet habe, das habe ich geistig erlebt. Aber kein Dichter erlebt etwas isoliert. Was er erlebt, das erleben seine zeitgenössischen Landsleute zusammen mit ihm. Wäre dem nicht so, was schlüge dann wohl die Brücke des Verständnisses von dem Erzeugenden zu den Empfangenden?

Was hab' ich denn nun eigentlich erlebt und im Gedicht gestaltet? Das Gebiet ist groß gewesen. Teils hab' ich das gestaltet, was blitzhaft und nur in meinen besten Stunden sich lebendig in mir geregt hat als etwas Großes und Schönes. Ich habe das gestaltet, was sozusagen höher gestanden hat als mein tägliches Ich, und habe es darum gestaltet, um es festzuhalten mir gegenüber und in mir selbst.

Aber ich habe auch das Entgegengesetzte im Gedicht gestaltet, das, was dem nach innen gekehrten Blick als Schlacken und Bodensatz des eigenen Wesens erscheint. In diesem Fall ist dichten mir gewesen wie ein Bad, bei dem ich das Gefühl hatte, ich ginge reiner, gesunder und freier daraus hervor. Ja, meine Herren, keiner kann dichterisch das darstellen, wofür er nicht bis zu einem bestimmten Grad und wenigstens in gewissen

Digitized by Google

Stunden das Modell in ſich ſelbſt hat. Und wo wäre der Mann unter uns, der nicht ab und zu in ſich einen Widerſpruch zwiſchen Wort und That, zwiſchen Wille und Aufgabe, überhaupt zwiſchen Leben und Lehre empfunden und erkannt hat? Oder wer unter uns wäre nicht, wenigſtens in einzelnen Fällen, egoiſtiſch ſich ſelbſt genug geweſen und hätte nicht, halb unbewußt, halb in gutem Glauben, dies Verhalten ſich ſelbſt wie anderen gegenüber beſchönigt?

Wenn ich zu Ihnen, den Studenten, das ſage, ſo habe ich geglaubt, es käme juſt an die rechte Adreſſe. Es wird ſo verſtanden werden, wie es verſtanden ſein will; denn die Studenten haben weſentlich dieſelbe Aufgabe wie der Dichter: ſich ſelbſt und dadurch anderen die zeitlichen und ewigen Fragen klarzumachen, die ſich in der Zeit und in der Geſellſchaft regen, der ſie angehören.

In dieſem Sinne darf ich von mir ſelbſt ſagen, daß ich während meines Verweilens in der Fremde beſtrebt war, ein guter Student zu ſein. Ein Dichter gehört von Natur zu den Weitſichtigen. Nie habe ich die Heimat und der Heimat lebendiges Leben ſo ſtark, ſo klar und ſo nah erſchaut, wie gerade aus der Ferne und in der Abweſenheit.

Und nun, meine lieben Landsleute, zum Schluß noch ein paar Worte, die auch mit etwas Erlebtem zuſammenhängen. Wenn Kaiſer Julian am Ende ſeiner Laufbahn ſteht, und alles um ihn her zuſammenſtürzt, da ſchlägt ſeinen Sinn nichts ſo tief nieder wie der Gedanke, daß er nicht mehr errungen hat als dieſes: mit achtungsvoller Anerkennung weiterzuleben in klaren und kalten Köpfen, während ſeine Widerſacher, reich an Liebe, wohnten in warmen, lebendigen Menſchenherzen. Dieſer Zug iſt aus etwas Erlebtem hervorgegangen; er hat ſeinen Urſprung in einer Frage, die ich mir ſelber zuweilen vorgelegt habe da unten in der Einſamkeit. An dem heutigen Abend nun iſt Norwegens

Digitized by Google

Jugend zu mir gekommen und hat mir in Rede und Lied die Antwort gegeben, — hat mir die Antwort gegeben so warm und aus so vollem Herzen, wie ich nie erwartet hätte, daß ich sie noch einmal hören würde. Diese Antwort will ich mitnehmen als den reichsten Gewinn meines Besuchs bei den Landsleuten in der Heimat. Und meine Hoffnung ist und mein Glaube: das Ereignis des heutigen Abends ist für mich ein Erlebnis, das sich noch einmal in einer künftigen Dichtung abspiegeln wird. Und geschieht das, sende ich einmal solch ein Buch nach Hause, so bitte ich, die Studenten mögen es entgegennehmen als etwas wie einem Handschlag und als einen Ausdruck des Dankes für diese Begegnung; ich bitte sie, es in dem Sinne entgegenzunehmen, als hätten sie selbst einen Anteil daran.

An den Verein Drontheimer Arbeiter.

14. Juni 1885.

Etwa acht Tage sind vergangen, seit ich, nach elfjähriger Abwesenheit, wieder zu Haus in Norwegen bin.

In diesen acht Tagen auf heimatlichem Boden habe ich mehr Lebensfreude empfunden, als während der ganzen elf Jahre im Ausland.

Ich habe außergewöhnliche Fortschritte auf den meisten Gebieten wahrgenommen, und ich habe gesehen, daß das Volk, dem ich in erster Reihe angehöre, nunmehr dem übrigen Europa um ein bedeutendes Stück näher gerückt ist als zuvor.

Aber der Besuch in der Heimat hat mir auch Enttäuschungen bereitet. Ich habe erfahren, daß die unentbehrlichsten individuellen Rechte noch nicht so geschützt sind, wie ich unter der neuen Staatsordnung glaubte hoffen und erwarten zu dürfen.

Digitized by Google

Die regierende Majorität räumt den einzelnen weder Glaubensfreiheit noch Redefreiheit über eine willkürlich festgesetzte Grenze hinaus ein.

Hier ist also noch viel zu thun, bis man von uns sagen kann, wir seien zur wirklichen Freiheit gelangt. Aber ich fürchte, unsere Demokratie von heute wird diese Aufgaben nicht zu lösen vermögen.

Es muß erst ein adliges Element in unser Staatsleben, in unsere Regierung, in unsere Volksvertretung und in unsere Presse kommen.

Ich denke natürlich nicht an den Geburtsadel und auch nicht an den Geldadel, nicht an den Adel der Wissenschaft und nicht einmal an den Adel der Fähigkeit, der Begabung. Sondern ich denke an den Adel des Charakters, an den Adel des Willens und der Gesinnung.

Der allein ist es, der uns frei machen kann.

Dieser Adel, der, wie ich hoffe, unserem Volke verliehen werden wird, er wird uns von zwei Seiten kommen. Er wird uns aus zwei Gruppen kommen, die unter dem Parteidrucke noch nicht unersetzlichen Schaden erlitten haben. Er wird uns kommen von unseren Frauen und von unseren Arbeitern.

Die Umgestaltung der socialen Verhältnisse, die sich jetzt draußen in Europa vorbereitet, beschäftigt sich im wesentlichen mit der zukünftigen Stellung des Arbeiters und der Frau.

Diese Umgestaltung ist's, die ich erhoffe und erharre, und für sie will ich wirken und werde ich wirken mein Lebenlang nach besten Kräften.

Mit diesen wenigen Worten erlaube ich mir meinen herzlichsten Dank abzustatten für die Ehre und die Freude, die der Drontheimer Arbeiterverein mir an dem heutigen Abend bereitet hat. Und mit dem Ausdruck meines Dankes verbinde ich ein Hoch auf den Arbeiterstand und seine Zukunft!

Digitized by Google

Bei der Fuchsenkneipe des däniſchen Studentenvereins.

3. Oktober 1885.

Es widerſtrebt mir ſehr, meinen Namen ſo oft laut nennen zu hören. Ich ſuche am liebſten die Einſamkeit auf, und ich fühle jedesmal den Drang, zu proteſtieren, wenn man ein Hoch auf einen Künſtler oder Dichter ausbringt mit einer Begründung wie: „Da ſteht er, und da — weit, weit hinten ſtehen die anderen.“ Im Dank iſt für mich eine Selbſterkenntnis enthalten. Wenn meine Anweſenheit irgend eine Bedeutung gehabt hat, wie Sie ſagen, ſo kommt es daher, daß zwiſchen mir und der Zeit eine Verwandtſchaft beſteht. Es liegt keine unüberbrückbare Kluft zwiſchen dem, der produziert, und dem, der empfängt. Es iſt eine Verwandtſchaft zwiſchen beiden; ich danke Ihnen dafür, daß ich in Ihrem Kreis Verwandtſchaft gefunden habe.

Beim Feſt im „Kaiſerhof“ zu Berlin.

11. Januar 1887.

Erwarten Sie, meine verehrten Herrſchaften, von mir keine Rede. Ich kann nicht reden; ich kann überhaupt meinem Danke für Sie keinen Ausdruck geben: denn was ich hier erfahren, iſt mehr, als ich durch meinen Dank erledigen könnte. Von jeher habe ich die größten Anregungen von Berlin erhalten. Hier fand ich den erſten Verleger; von hier wurde mir die Freude über die erſte Aufführung eines meiner Stücke. Was ich aus der Preſſe, den Zeitſchriften und den litterariſchen Kreiſen Berlins erfahren, war nur eine ſtete Anregung. Ich habe aber doch nicht geglaubt, daß ich hier ſo gut angeſchrieben ſei, und wenn ich hier in dieſem Kreiſe von Litteraten und Künſtlern

Digitized by Google

um mich blicke, ſo iſt es mir wie ein Märchen. Aber ich fühle trotz dieſer Herzlichkeit oder gerade wegen derſelben, daß ich ein Gaſt, ein Fremder bin, denn ſo ehrt man niemals die Kinder des eigenen Hauſes. Ich wünſche deshalb, es möge der Tag kommen, wo ich hier in Wirklichkeit daheim bin, wo ich nicht fremd bin im großen germaniſchen Hauſe. Ich werde nie die Liebe und Herzlichkeit vergeſſen, die ich heute erfahren. Es iſt das für mich ein Eindruck nicht nur der Freude, ſondern auch der Wehmut, und ich glaube, daß dieſer Eindruck auch in meinem künftigen dichteriſchen Wirken zum Ausdruck gelangen wird. Ich werde dieſen Abend nie vergeſſen!

Beim Feſt im „Grand Hôtel“ zu Stockholm.

24. September 1887.

Meine Damen und Herren!

Innigen Dank für die freundlichen Geſinnungen, das große Entgegenkommen und Verſtändnis, von dem ich auch diesmal hier wieder Beweiſe empfangen habe. Es liegt ein erhebendes Glück in der Empfindung, ein größeres Vaterland zu haben. Aber eingehend auf alle die ehrenvollen Worte, die ich eben vernommen habe, zu erwidern — das liegt außer und über meinen Kräften. Da iſt indeſſen ein beſonderer Punkt, an den ich mir erlauben werde, in Kürze anzuknüpfen. Man hat geſagt, auch ich habe, und zwar auf vorgeſchobenem Poſten, das meinige dazu gethan, eine neue Zeit heraufzuführen in den Landen. Ich bin im Gegenteil der Meinung, daß die Zeit, in der wir leben, mit der gleichen Berechtigung als ein Abſchluß bezeichnet werden kann, und daß daraus eben jetzt ein Neues erſtehen will. Ich glaube nämlich, daß die naturwiſſenſchaftliche Lehre von der Evolution auch für die geiſtigen Lebensfaktoren

Digitized by Google

Giltigkeit hat. Ich glaube, daß wir am Vorabend einer Zeit ſtehen, da der politiſche Begriff und der ſociale Begriff aufhören werden, in ihren gegenwärtigen Formen zu exiſtieren, und daß ſie beide zu einer Einheit verwachſen werden, die fürs erſte die Bedingungen zum Glück der Menſchheit in ſich trägt. Ich glaube, daß Poeſie, Philoſophie und Religion ſich verſchmelzen werden zu einer neuen Kategorie und zu einer neuen Lebensmacht, von der wir Zeitgenoſſen im übrigen noch keine klare Vorſtellung haben können.

Man hat bei verſchiedenen Anläſſen von mir geſagt, ich ſei Peſſimiſt. Und das bin ich auch, inſofern ich nicht an die Ewigkeit der menſchlichen Ideale glaube. Aber ich bin auch Optimiſt inſofern, als ich voll und feſt an die Fortpflanzungskraft der Ideale und an ihre Entwicklungsfähigkeit glaube. Namentlich und beſtimmter geſagt glaube ich, daß die Ideale unſerer Zeit, indem ſie zu Grunde gehen, auf das zuſteuern, was ich in meinem Drama „Kaiſer und Galiläer“ andeutungsweiſe als „das dritte Reich“ bezeichnet habe. Geſtatten Sie mir darum, mein Glas zu leeren auf das Werdende — auf das Kommende. An einem Samstagabend ſind wir hier verſammelt. Auf ihn folgt der Ruhetag, der Feſttag, der Feiertag — wie man will. Ich für mein Teil will zufrieden ſein mit dem Ertrag aus der Arbeit meiner Lebenswoche, wenn dieſe Arbeit dazu dienen kann, die Stimmung für den morgigen Tag vorzubereiten. Doch zunächſt und vor allen Dingen will ich zufrieden ſein, wenn ſie dazu beiträgt, die Geiſter in der Arbeitswoche, die unfehlbar hinterherkommt, zu ſtählen. Und ſomit danke ich Ihnen!

Beim Bankett der Wiener Schriftſteller.

11. April 1891.

Alles, was mich bewegt, was ich erlebe, wird mir zum Gedicht, und ich will die Erinnerung an dieſe Stunde aus Wien

Digitized by Google

mit nach München nehmen. Das iſt eine ſo ſchöne Stunde jetzt, ein ſo ſchönes Erlebnis, — — ich weiß es noch nicht genau — aber ich glaube, es wird zu einem Gedicht, was ich jetzt ſo Schönes, Helles, Freies ſehe.

Bei einem Feſteſſen in Chriſtiania.

23. März 1898.

Nun, da ich an mein Glas ſchlug, iſt es ſo ſtill um mich geworden. Mir kommt es wenigſtens ſo vor. Wenn man aber erwartet hat, ich würde alle die warmen, freundlichen Worte, die an mich gerichtet wurden, ausführlich beantworten, ſo iſt das ein Irrtum. Ich kann ganz im allgemeinen nur meinen herzlichſten Dank dafür ausſprechen, ſowie für all die Ehren und Huldigungen, die mir heute hier zu teil geworden ſind.

Oder hat man vielleicht gedacht, ich würde anfangen, von meinen Büchern zu ſprechen? Das wäre mir unmöglich. Ich müßte ja dann mein ganzes Leben mitbeſprechen. Und das würde ſchon für ſich ein ſehr dickes Buch geben.

Und dazu kommt, daß ich wirklich daran denke, jetzt ein ſolches Buch zu ſchreiben. Ein Buch, das mein Leben und meine Dichtung zuſammenfaßt zu einem einheitlich erläuternden Ganzen. Denn mich dünkt, ich habe immerhin nun doch ein ſo reifes Alter erreicht, daß ich mir ein bißchen Zeit zum Atemholen gönnen, mir auf ein Jahr Ferien nehmen darf: denn eine Ferienarbeit würde ja doch ein ſolches Buch werden im Vergleich zu der aufregenden und aufreibenden Dramendichtung. Und ich habe eigentlich nie Ferien gehabt in den vierunddreißig Jahren, ſeit ich Norwegen verlaſſen habe. Ich meine, ich habe jetzt einen Anſpruch darauf.

Aber, meine Damen und Herren, Sie müſſen deshalb nicht glauben, ich dächte die Feder des Theaterdichters definitiv nieder-

Digitized by Google

zulegen. Nein, ich habe die Absicht, sie aufs neue zu ergreifen und sie festzuhalten bis zum letzten Augenblick. Ich habe nämlich noch diverse Tollheiten auf Lager, denen Ausdruck zu leihen ich bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe. Erst wenn ich mir die glücklich vom Halse geschafft habe, mag es Zeit sein, die Arbeit einzustellen. Und wie leicht würde es nicht sein, dann die Arbeit einzustellen, im Gegensatz zu damals, als ich noch tief im ersten Anfang stand. Wie still und leer war da nicht alles um einen herum! Wie verstreut standen nicht die einzelnen Mitstreiter, — jedweder für sich, ohne gegenseitigen Zusammenhang, ohne Bindeglied! Manches Mal hatte ich die Empfindung: wenn ich selber weg wäre, so würd' es sein, als wär' ich nie hier gewesen! Und auch mein Werk nicht.

Aber jetzt! Jetzt ist es volkreich ringsumher hier geworden. Junge, siegessichere Kräfte haben sich eingefunden. Sie brauchen nicht mehr für einen engen Kreis zu dichten. Sie haben ein Publikum, eine ganze Gemeinde, an die sie sich wenden können mit ihren Gedanken und Gefühlen. Ob sie Widerstand finden oder Zustimmung, das kann so ziemlich gleichgültig sein. Nur die Schwerhörigkeit, die Teilnahmlosigkeit, die sind vom Übel. Das habe ich empfunden.

Ich beklage aufrichtig, daß ich hier zu Lande mit vielen von denen, welche die Arbeit und das Werk fortsetzen werden, so wenig in persönliche Berührung gekommen bin. Nicht weil ich dann versuchen möchte, einen Druck auszuüben, sondern um selbst ein tieferes Verständnis zu gewinnen. Und namentlich würde ich die näheren Beziehungen dazu benutzt haben, eine falsche Anschauung aus der Welt zu schaffen, die mir in mancher Richtung hinderlich gewesen ist — die Anschauung nämlich, es müsse ein unbedingtes Glücksgefühl mit dem seltenen, märchenhaften Schicksal verbunden sein, das mir zu teil geworden ist: Ruhm zu erwerben und sich einen Namen zu machen in den

Digitized by Google

vielen fremden Ländern. Und ich habe mir auch warme, verſtändnisvolle Herzen gewonnen draußen in der Welt. Das zunächſt und vor allen Dingen.

Aber dieſes innere, wirkliche Glück — das iſt nicht ein Fund, nicht eine Gabe. Das muß erworben werden um einen Preis, der oft drückend genug ſich fühlbar macht. Die Sache iſt nämlich die: wer ein Heim gewonnen hat in den vielen fremden Ländern draußen, der fühlt ſich in der Tiefe ſeines Innern nirgends zu Hauſe, — vielleicht nicht einmal im eigenen Vaterland.

Doch das kann am Ende noch kommen. Und ich will auf dieſen Abend blicken wie auf einen Ausgangspunkt.

Denn hier ſehe ich etwas, das einer Einung ähnlich ſieht. Hier haben alle Anſchauungen, alle divergierenden Meinungen ſich um ein Gemeinſames ſammeln können. Hier habe ich nicht mehr die peinliche Empfindung, als Dichter einer Partei zu gelten. Sei es dieſer Partei oder jener. Sein ganzes Volk muß ein Dichter um ſich haben — ſei es in Zuſtimmung oder in Widerſtand. Und der Gedanke der Sammlung wird vorwärts ſchreiten zu größeren Zielen und höheren Aufgaben. — Das iſt meine Hoffnung und mein Glaube.

Und darum, meine Damen und Herren, bitte ich Sie, meinen herzlichſten Dank für alles Gute und Freundliche entgegenzunehmen.

Beim Bankett im „Hôtel d'Angleterre" zu Kopenhagen.

1. April 1898.

Meine Damen und Herren!

Die Rede des Herrn Profeſſor Hanſen hat mich verwirrt und den Text meiner Antwort umgeſtoßen. Ich muß deshalb

Digitized by Google

jetzt improviſieren und bitte höflich um Ihre Nachſicht. Heute iſt der erſte April. Am ſelben Tag im Jahre 1864 kam ich zum erſten Mal nach Kopenhagen. Das iſt nun vierunddreißig Jahre her. Achten Sie wohl auf das Datum und die Jahreszahl! Ich reiſte ſüdwärts, durch Deutſchland und Öſterreich, und kam am neunten Mai durch die Alpen. Über den hohen Bergen hingen die Wolken wie große, dunkle Hüllen, und darunter hinweg fuhren wir durch den Tunnel und ſahen uns plötzlich bei Mira Mara, wo die Schönheit des Südens, ein wunderſam lichter Schimmer, ſtrahlend wie weißer Marmor, ſich auf einmal mir offenbarte und meiner ganzen ſpäteren Produktion das Gepräge gab, auch wenn in ihr nicht alles Schönheit war.

Dies Gefühl, aus dem Dunkel hinaus ans Licht geſchlüpft zu ſein, aus den Nebeln durch einen Tunnel hinaus in den Sonnenglanz, dies Gefühl hab' ich unlängſt gehabt, da mein Blick ſchweifte über den Oreſund hin. Und dann ſah ich hier in das treue Dänenauge. Mir war, als ob die beiden Reiſen einen inneren Zuſammenhang erhielten, und dafür ſag' ich Ihnen meinen herzlichſten Dank!

Beim Feſt des ſchwediſchen Schriftſtellervereins zu Stockholm.

11. April 1898.

Meine Damen und Herren!

Ich möchte Ihnen herzlich danken für den heutigen Abend. Es hat für mich etwas Eigenartiges gehabt, hier zu ſein. Ich wüßte nicht, daß ich jemals einem Verein angehört hätte, und ich glaube faſt, es iſt das erſte Mal, daß ich in ſo einem Vereine bin. Es giebt freilich in Chriſtiania einen Verband ungefähr von derſelben Gattung wie dieſe Geſellſchaft hier. Aber ich bin nur der Form halber Mitglied und nehme aus

Digitized by Google

verschiedenen Gründen nie an den Zusammenkünften teil. Hier habe ich zum ersten Mal einen Verein besucht, und mithin ist mir das etwas ganz Neues. Ein Verein ist nun einmal nichts für mich. Und in gewissem Sinne könnte es scheinen, als ob ein Verein das letzte wäre, was den Schriftstellern frommt. Denn der Schriftsteller muß ja doch seine eigenen Wege, die Wege der Wildnis gehen, — und je größer die Wildnis, um so dienlicher für ihn, wenn er seine Lebensaufgabe erfüllen will. Aber ich glaube jetzt, daß ein Verein wie der Ihrige doch in gewisser Hinsicht Aufgaben zu lösen hat. Wirkliche Kulturaufgaben. Eine von diesen Aufgaben besteht darin, daß die Schriftsteller zur Abwehr äußerer Angriffe zusammenhalten, was manchmal sehr notwendig sein kann. Dann giebt es noch eine andere Aufgabe, die ich für nicht minder wichtig halte, und die ich nicht unterlassen kann hier hervorzuheben. Es ist nun leider einmal so, daß dramatische Dichtungen übersetzt werden müssen. Aber sollten die nordischen Völker (ich kann mich von meinem alten Gedanken eines einigen Nordens als einer Kultureinheit nun einmal nicht trennen) — sollten sie sich nicht dahin einigen können, daß sie es möglichst vermeiden, einander in der Übersetzung zu lesen? Was man in der Übersetzung liest, das ist ja stets der Gefahr ausgesetzt, mehr oder weniger mißverstanden zu werden; denn die Übersetzer sind leider nur zu oft verständnislos. Ich glaube, wenn wir einander in der Originalsprache läsen, so würden wir zu einem weit intimeren und tieferen Verständnis des Inhalts gelangen. Hierin Wandel zu schaffen, ist eine der schönsten Aufgaben dieses Vereins.

Schließlich nehme ich mir die Freiheit, zu sagen, daß ich mich in Schweden immer besonders wohl fühle. Ich habe hier eine alte, festgegründete, auf einer starken Tradition aufgebaute Kultur getroffen, einer Tradition, die hier stärker ist als in vielen anderen Ländern und tiefer reicht, als mancher glaubt.

Digitized by Google

Und dann habe ich hier so viele gute und herzliche Charaktere gefunden. Und die vergesse ich nicht so leicht, wenn ich sie erst einmal kennen gelernt habe.

Ich werde diesem Abend und allen, die mir hier die Ehre erwiesen haben, mit mir zusammen zu sein, eine unvergängliche Erinnerung bewahren. Meinen herzlichsten Dank!

Beim Festessen in Stockholm.

13. April 1898.

Meine Herren!

Wie ein Traum kommt mir dieser mein Besuch hier in Stockholm vor; und es ist auch ein Traum. Die erste Gestalt, die mir im Traum begegnete, war Seine Majestät der König. Er erwies mir die größte Ehre, die mir zu teil werden konnte. Ich war überrascht, — ich, der ich gekommen bin, um zu danken, habe noch mehr Ursache zum Danken bekommen. Ich bin zu dieser glänzenden Versammlung geladen, die alle Kreise repräsentiert. Als Seine Majestät der König mich solcher Ehre würdigte, da erschien mir das wie eine geniale königliche Extravaganz. Und etwas Ähnliches ist auch dieser heutige Abend. In der Huldigung, die mir hier dargebracht wird, sehe ich keine persönliche Huldigung. Ich sehe darin eine Sanktion der Litteratur als einer Kulturmacht — unterschrieben von der schwedischen Nation. Welchen Eindruck dies auf mich ausübt, können Sie sich gewiß denken. Mein Leben ist gewesen wie eine lange, lange Passionswoche. Und jetzt stehe ich hier — in der wirklichen, großen Passionswoche, und da wandelt sich mein Leben in ein Märchenspiel. Ich, der alte Dramatiker, sehe mein Leben selbst sich zum Gedicht, zur Märchendichtung wandeln.
Es hat sich mir in einen Mittsommernachtstraum gewandelt
Die Wandlung dank' ich Ihnen, — Ihnen meinen Dank!

Google

Beim Feſt des norwegiſchen „Vereins für die Sache der Frau“.
26. Mai 1898.

Ich bin nicht Mitglied des „Vereins für die Sache der Frau“. Alles, was ich gedichtet habe, iſt ohne bewußte Tendenz geweſen. Ich bin mehr Dichter und weniger Socialphiloſoph geweſen, als man im allgemeinen geneigt iſt anzunehmen. Ich danke für das Hoch, muß jedoch die Ehre ablehnen, mit Bewußtſein für die Sache der Frau gewirkt zu haben. Ich bin mir nicht einmal klar darüber, was das eigentlich iſt: die „Sache der Frau“. Mir hat ſie ſich als eine Sache des Menſchen dargeſtellt. Und wenn man meine Bücher aufmerkſam lieſt, wird man das verſtehen. Es iſt wohl wünſchenswert, die Frauenfrage zu löſen, ſo nebenher. Aber das war nicht der hauptſächliche Zweck. Meine Aufgabe iſt die Menſchenſchilderung geweſen. Doch die Sache mag wohl ſo liegen, daß der Leſer, wenn die Schilderung einigermaßen zutreffend iſt, ſeine eigenen Gefühle und Stimmungen hineinlegt. Man ſchreibt das dem Dichter zu. Aber nein, dem iſt nicht ſo: man dichtet hübſch und fein um, ein jeder nach ſeiner Perſönlichkeit. Nicht nur die, die ſchreiben, ſondern auch die Leute dichten, die leſen; ſie ſind Mitdichter, — ſie ſind manchmal poeſievoller als der Dichter ſelbſt.

Mit dieſer Einſchränkung erlaube ich mir, für das Hoch zu danken, das auf mich ausgebracht worden iſt. Denn ich ſehe ja, die Frauen haben eine große Aufgabe auf den Gebieten, für die dieſer Verein vorwiegend thätig iſt. Ich möchte ein Hoch des Dankes ausbringen auf den „Verein für die Sache der Frau“ und ihm Glück wünſchen und Gedeihen.

Immer habe ich es mir zur Aufgabe geſtellt, das Land zu fördern und das Volk auf eine höhere Stufe zu heben. Und dabei machen ſich zwei Faktoren geltend: es ſteht bei den

Digitized by Google

Müttern, durch angeſtrengte und langſame Arbeit eine bewußte Empfindung von Kultur und Disziplin zu wecken. Die müſſen da ſein in den Menſchen, ehe man in der Hebung des Volkes fortfahren kann. Die Frauen ſind es, die die Frage des Menſchen löſen werden. Als Mütter werden ſie ſie löſen. Und nur ſo können ſie es. Da liegt eine große Aufgabe für die Frauen. Meinen Dank und ein Hoch dem „Verein für die Sache der Frau“.

Digitized by Google

Catilina

Drama in drei Akten

Digitized by Google

Geſchützt auf Grund der Geſetze und Verträge.

Den Bühnen gegenüber Manuſkript.

Digitized by Google

Vorwort zur zweiten Ausgabe.

Das Drama „Catilina“, die Arbeit, mit der ich die Laufbahn des Schriftstellers betreten habe, ist im Winter 1848 auf 1849, also in meinem einundzwanzigsten Lebensjahr, geschrieben worden.

Ich weilte damals in Grimstad und war darauf angewiesen, mir das, was ich zum Lebensunterhalt wie zur Vorbereitung für das akademische Examen nötig hatte, selbständig zu erwerben. Die Zeit war voll Sturm und Drang. Die Februarrevolution, die Aufstände in Ungarn und anderswo, der Schleswiger Krieg, — all das griff mächtig und fördernd in meine Entwicklung ein, wie unfertig sie auch lange danach noch bleiben mochte. Ich schrieb volltönende Gedichte an die Magyaren, worin ich sie ermunterte, der Freiheit und Menschheit zum Frommen in dem gerechten Kampfe wider die „Tyrannen“ auszuharren; ich schrieb eine ganze Reihe Sonette an König Oskar, die, soweit ich mich entsinne, die Aufforderung enthielten, er solle alle kleinlichen Rücksichten beiseite setzen und unverzüglich, an der Spitze seines Heeres, den Brüdern an Schleswigs äußersten Grenzen zu Hilfe eilen. Da ich heut, im Gegensatz zu damals, bezweifle, daß meine schwungvollen Anreden der Sache der Magyaren oder Skandinaven irgend einen wesentlichen Nutzen gebracht hätten, so halte ich es für ein Glück, daß sie im halbprivaten Bereich des Manuskripts verblieben sind. Enthalten

Digitized by Google

konnte ich mich indeſſen doch nicht, mich bei erhebenderen Anläſſen in einem mit meinen Dichtungen übereinſtimmenden, leidenſchaftlichen Sinn auszuſprechen, was mir — bei Freunden wie bei Gegnern — aber nur den zweifelhaften Gewinn eintrug, von den Freunden als veranlagt zu unfreiwilligem Humor begrüßt zu werden, während die Gegner es im höchſten Grade auffallend fanden, daß ein junger Mann in meiner untergeordneten Stellung ſich mit der Erörterung von Dingen abgeben konnte, über die ſie ſelbſt nicht einmal eine Meinung zu haben wagten. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich hinzufügen, daß mein Auftreten in verſchiedenen Beziehungen die Geſellſchaft auch wirklich nicht gerade zu der Hoffnung berechtigte, die Bürgertugenden würden durch mich einen Zuwachs erlangen, — wie ich mich denn auch durch Epigramme und Karikaturen mit mehreren Leuten überwarf, die Beſſeres um mich verdient hatten, und auf deren Freundſchaft ich im Grunde Wert legte. Überhaupt, — während da draußen eine große Zeit brauſte, lebte ich auf Kriegsfuß mit der kleinen Geſellſchaft, in die der Zwang der Lebensbedingungen und der Umſtände mich ſperrte.

So lagen die Dinge, als ich während der Vorbereitungen zum Examen Salluſts „Catilina“ ſamt Ciceros Rede gegen dieſen Mann vornahm. Ich verſchlang dieſe Schriften, und wenige Monate ſpäter war mein Drama fertig. Wie aus meinem Buch zu erſehen iſt, teilte ich damals die Auffaſſung der beiden alten römiſchen Autoren von Catilinas Charakter und Art zu handeln nicht, und ich neige noch immer der Anſicht zu, daß doch wohl irgend etwas Großes oder Bedeutendes an einem Manne geweſen ſein muß, mit dem ſich der unverdroſſene Anwalt der Majoritäten, Cicero, nicht eher einzulaſſen für geraten fand, als bis die Dinge eine ſolche Wendung genommen hatten, daß mit dem Angriff keine Gefahr mehr verbunden war. Man darf auch daran erinnern, daß es wenige

Digitized by Google

hiſtoriſche Perſönlichkeiten giebt, deren Ruf ausſchließlicher in den Händen der Gegner gelegen hätte als der Catilinas.

Mein Drama wurde nächtlicher Weile niedergeſchrieben. Meinem guten und ehrenwerten, aber von ſeinem Geſchäft ganz und gar in Anſpruch genommenen Prinzipal mußte ich Freiſtunden zum Studium geradezu abſtehlen, und von dieſen geſtohlenen Stunden des Studiums ſtahl ich wiederum Augenblicke für das Dichten. So blieb mir im weſentlichen keine andere Zuflucht als die Nacht. Ich glaube, dies iſt unbewußt die Urſache davon geworden, daß die Handlung beinahe des ganzen Stückes ſich zur Nachtzeit abſpielt.

Eine für meine Umgebung ſo wenig verſtändliche Thatſache wie das Geſchäft, ein Schauſpiel zu ſchreiben, mußte natürlicherweiſe geheim gehalten werden; aber da ein zwanzigjähriger Dichter es doch nicht gut ganz ohne Mitwiſſer aushält, ſo vertraute ich zwei gleichaltrigen Freunden an, mit was ich mich im ſtillen befaßte.

Wir drei knüpften große Erwartungen an den „Catilina“, als er fertig war. Zunächſt und vor allen Dingen ſollte er nun ins Reine geſchrieben werden, um mit einem erdichteten Autornamen beim Theater in Chriſtiania eingereicht und zugleich durch den Druck veröffentlicht zu werden. Der eine meiner gläubigen Getreuen unterzog ſich der Mühe, eine ſchöne und deutliche Abſchrift meines formlos-rohen Entwurfs herzuſtellen, eine Aufgabe, die er mit ſo peinlicher Gewiſſenhaftigkeit löſte, daß er auch nicht einen einzigen der unzähligen Gedankenſtriche vergaß, die ich in der Hitze des Schaffens überall da angebracht hatte, wo mir der richtige Ausdruck im Augenblick nicht einfallen wollte. Der andere Freund, deſſen Namen ich hier nenne, da er nicht mehr unter den Lebenden weilt, der damalige Student und ſpätere Anwalt Ole C. Schulerud, fuhr mit der Abſchrift nach Chriſtiania. Ich entſinne mich noch

Digitized by Google

eines seiner Briefe, worin er mir meldet, daß „Catilina“ nun beim Theater eingereicht sei; daß das Stück bald zur Aufführung gelangen würde, darüber konnte natürlicherweise kein Zweifel obwalten, sintemalen die Direktion aus sehr urteilsfähigen Männern bestand; und ebensowenig war zu bezweifeln, daß sämtliche Buchhändler der Stadt für die erste Auflage mit Freuden ein erkleckliches Honorar zahlen würden; worauf es ankäme, meinte er, war nur, den herauszufinden, der das höchste Angebot machen würde.

Nach einer langen, spannungsvollen Wartezeit tauchten indessen allmählich einige Schwierigkeiten auf. Von der Direktion des Theaters bekam mein Freund das Stück mit einer ebenso höflichen wie bestimmten Ablehnung zurück. Er wanderte nun mit dem Manuskript von Buchhändler zu Buchhändler: aber sie sprachen sich, einer wie der andere, im selben Sinn aus wie die Theaterdirektion. Der Höchstbietende verlangte so und so viel, um das Stück honorarlos zu drucken.

Dies alles aber drückte die Siegeshoffnung meines Freundes noch lange nicht nieder. Im Gegenteil, er schrieb mir, es wäre gerade gut so —; ich sollte mein Drama in Selbstverlag nehmen; das nötige Geld wollte er mir vorstrecken; den Gewinn wollten wir teilen, wogegen er alles Geschäftliche der Sache übernehmen würde — mit Ausnahme des Korrekturlesens, was er für überflüssig hielt, da man ja ein so schönes, deutliches Druckmanuskript hätte. In einem späteren Briefe äußerte er, im Hinblick auf diese verheißungsvollen Aussichten für die Zukunft gedenke er seine Studien aufzugeben, um sich ganz und gar der Herausgabe meiner Werke widmen zu können; zwei oder drei Schauspiele das Jahr, meinte er, müßte ich mit Leichtigkeit schreiben können, und mittels einer Wahrscheinlichkeitsrechnung, die er angestellt, hatte er herausgefunden, daß wir mit dem Überschuß in nicht zu ferner Zeit schon die unter einander des

Digitized by Google

öfteren verabredete oder wenigſtens beſprochene Reiſe durch Europa und den Orient antreten könnten.

Meine Reiſe beſchränkte ſich jedoch vorläufig auf Chriſtiania. Ich traf dort zu Beginn des Frühlings 1850 ein, kurz nachdem „Catilina“ im Buchhandel erſchienen war. Das Stück erregte in Studentenkreiſen Aufſehen und Intereſſe; aber die Kritik verweilte hauptſächlich bei den fehlerhaften Verſen und fand das Buch im übrigen unreif. Ein mehr zuſtimmendes Urteil wurde nur von einer Seite gefällt; dieſes Urteil aber kam von einem Manne, deſſen Anerkennung mir immer lieb und wert geweſen iſt, und dem ich hiermit meinen erneuten Dank ausſpreche. Verkauft wurde nicht gerade viel von der kleinen Auflage; mein Freund hatte einen Teil der Exemplare in ſeiner Verwahrung, und ich erinnere mich, daß eines Abends, als unſere gemeinſame Haushaltung vor unüberwindlichen Schwierigkeiten ſtand, dieſer Stoß Druckſachen zu Makulatur gemacht und auch glücklich an einen Höker abgeſetzt wurde. In den nächſtfolgenden Tagen litten wir an keinem der notwendigſten Lebensbedürfniſſe Mangel.

Verwichenen Sommer, während meines Aufenthalts in der Heimat, und namentlich nach unſerer Rückkehr in dieſe Stadt ſind mir die wechſelnden Bilder meines Schriftſtellerlebens klarer und ſchärfer vors Auge getreten als je zuvor. Unter anderem nahm ich mir auch den „Catilina“ wieder vor. Im einzelnen hatte ich den Inhalt des Buches faſt vergeſſen; aber als ich es von neuem durchlas, fand ich, daß es doch nicht weniges enthielt, wozu ich mich auch heute noch bekennen durfte, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß es meine Erſtlingsarbeit war. So gar manches, wovon meine ſpätere Dichtung gehandelt hat, — der Widerſpruch zwiſchen Kraft und Streben, zwiſchen Wille und Möglichkeit, die Tragödie und zugleich Komödie der Menſchheit und des Individuums — tritt ſchon

Digitized by Google

hier in nebelhaften Andeutungen hervor, und ich faßte daher den Entſchluß, eine neue Ausgabe zu veranſtalten — als eine Art Jubiläumsſchrift, — ein Entſchluß, dem mein Verleger mit gewohnter Bereitwilligkeit ſeine Billigung gab.

Doch es ging natürlich nicht an, die alte Originalausgabe ohne weiteres neu zu drucken; denn ſie iſt, wie oben gezeigt worden, nur der Abdruck meines unfertigen und formloſen Konzepts oder des allererſten rohen Entwurfes. Bei abermaligem Durchleſen entſann ich mich deutlich deſſen, was mir urſprünglich vorgeſchwebt hatte, und ich ſah zugleich, daß die Form ſo gut wie an keiner Stelle einen befriedigenden Ausdruck für das gab, was ich gewollt hatte.

Ich entſchloß mich daher, dieſe meine Jugenddichtung ſo durchzuarbeiten, wie ich es meiner Anſicht nach ſchon damals hätte thun können, ſofern mir die nötige Zeit zur Verfügung geſtanden hätte und die Verhältniſſe mir günſtiger geweſen wären. Die Ideen, die Vorſtellungen und die Entwicklung des Ganzen dagegen habe ich nicht angetaſtet. Das Buch iſt geblieben, was es urſprünglich war, nur daß es jetzt in vollendeter Geſtalt erſcheint.

Ich bitte meine Freunde in Skandinavien und anderswo, ſich die obigen Bemerkungen gegenwärtig zu halten, wenn ſie das Buch in Empfang nehmen; ich bitte ſie, es anzunehmen als einen Gruß von mir beim Abſchluß eines Zeitraumes, der für mich wechſelvoll und reich an Gegenſätzen geweſen iſt. Viel von dem, was ich vor fünfundzwanzig Jahren mir erträumte, iſt in Erfüllung gegangen, wenn auch nicht gerade ſo oder ſo ſchnell, wie ich gehofft hatte. Doch glaube ich heut, es war wohl ſo beſſer für mich; ich wünſchte nicht, es wäre von dem, was dazwiſchen liegt, irgend etwas unverſucht geblieben. Und blicke ich auf das Erlebte wie auf ein Ganzes zurück, ſo thue ich es mit einem Dank für alles und mit einem Dank an alle.

Dresden, im Februar 1875.

Henrik Ibſen.

Digitized by Google

Perſonen.

Lucius Catilina, ein adliger Römer.
Aurelia, ſeine Gattin.
Furia, eine Veſtalin.
Curius, ein Catilina verwandter Jüngling.
Manlius, ein alter Krieger.
Lentulus, Coeparius, Gabinius, Statilius, Cethegus, } junge adlige Römer.
Ambiorix, Ollovico, } Geſandte der Allobroger.
Ein Alter.
Prieſterinnen und Diener im Tempel der Veſta.
Gladiatoren und Krieger.
Begleiter der Allobroger.
Sullas Geiſt.

Der erſte und zweite Akt ſpielt in Rom, der dritte Akt in Etrurien.

Digitized by Google

Erſter Akt.

An der Flaminiſchen Straße vor den Thoren Roms. Eine mit Bäumen beſtandene Anhöhe am Wege. Im Hintergrund ragen die Hügel und Mauern der Stadt empor. Es iſt Abend.

Catilina ſteht auf der Anhöhe zwiſchen Gebüſch, an einen Baumſtamm gelehnt.

Catilina. Du mußt! Du mußt! ſo drängt mich eine Stimme
Im Innerſten, und ich, ich zaudre noch!!
Ein Mann, dem Kraft und Mut zu wirken eigen,
Ein Mann, dem jedes hohe Ziel beſtimmt,
Verliert ſein Herz an zügelloſe Freuden
Und meint, ſie thäten ihm genug! Und doch!
Du willſt Dich nur betäuben, nur vergeſſen.
Zu ſpät! Vorbei! Dein Tag iſt ohne Ziel.

Nach einer Pauſe.

Wo bliebt ihr, meiner Jugend reiche Träume?
Wie ſommerlich Gewölk entſchwandet ihr
Und ließt ein tiefenttäuſcht Gemüt zurück,
Dem nicht einmal ein Hoffnungsſchein mehr lachte!

Schlägt ſich vor die Stirn.

Verachte Dich, du ſtolzer Catilina,
Verachte Dich, du nicht gemeiner Menſch,

Digitized by Google

Den doch trotz aller Gaben eins nur lockt:
Genuß, Genuß und abermals Genuß.

Rubiger.

Zwar bläst wohl eine Stunde noch wie diese
Die Aschenglut geheimer Sehnsucht auf.
Ah, schau' ich diese Stadt, das stolze, reiche,
Berühmte Rom, und seine Laster treten
Und sein Verfall, in den es längst versunken,
In übergroßer Klarheit vor mein Auge, —
Dann ruft's in meinem Innern laut und mahnend:
Auf, Catilina! Auf, und sei ein Mann!

Abbrechend.

Ach, ihr Gespinste schwärmerischer Schwermut,
Gebilde nur der Nacht und Einsamkeit, —
Die ihr beim ersten Laut des Lebens wieder
Hinabflieht in der Seele stummen Schacht!

Die Gesandten der Allobroger, Ambiorix und Ollovico, kommen mit ihren Begleitern die Straße daher, ohne Catilina zu bemerken.

Ambiorix. Wir sind am Ziele! Seht die Mauern Roms!
Und drüber hoch und klar das Kapitol!

Ollovico. Dies also dort ist Rom? Italiens Herrin,
Germaniens bald, — vielleicht auch Galliens einst.

Ambiorix.
Ja, nur zu wahr; so dürft' es einmal kommen;
Und ohne Schonung ist die Herrschaft Roms;
Den Unterworfnen beugt sie bis zu Boden. —
Nun, laßt uns sehn, was unser Volk erwartet:
Ob den Allobrogern ihr Recht wird, oder
Ob Übermut sie weiter kränken darf.

Ollovico. Man wird uns Schutz gewähren.

Ambiorix. Hoffen wir's;
Denn noch ist alles ungewiß und dunkel.

Digitized by Google

Ollovico. Du ſcheinſt in Sorgen?

Ambiorix. Und mit gutem Grund.
Voll Eiferſucht iſt Rom auf ſeine Macht.
Und wiſſe wohl, daß dieſem ſtolzen Weltreich
Nicht Häuptlinge gebieten, wie bei uns.
Daheim befiehlt der Weiſe oder Krieger;
Im Rat den oberſten, im Streit den größten,
Ihn kieſen wir zum Führer unſres Stamms,
Zum Richter und zum Herrſcher unſres Volks.
Doch hier —

Catilina ruft ihnen von oben zu:

— hier herrſcht Gewalt und Eigennutz;
Durch Liſt und Ränke wird man Herrſcher hier!

Ollovico. O, weh' uns, Brüder, er behorchte uns!

Ambiorix zu Catilina.

Iſt dies bei wohlgebornen Römern Brauch?
In unſern Thälern würd' ein Mann ſich ſchämen —

Catilina ſteigt auf die Straße hinab.

Seid ruhig; Spähen iſt nicht mein Beruf;
Nur Zufall ließ mich Euer Wort vernehmen.
Ihr kommt vom Lande der Allobroger?
Ihr meint, in Rom werd' Euer Recht Euch werden?
Kehrt um! Zieht heim! Hier ſind Tyrannen Herr
Und Schurken mehr denn irgendwo auf Erden.
Von „Freiheit" ſchallt es, „Republik" und „Recht";
Und doch, kein Bürger, der nicht rechtlos wäre,
Verſchuldet tief, ein willenloſer Knecht
Von Senatoren, feil um Geld und Ehre!
Längſt ſchwand der Geiſt des alten Römerſtaats,
Der Freiſinn, den der Vorzeit Dichter ſingen;
Sein Leben gilt's der Willkür des Senats
Mit ſchwerem Gold als Gnade abzudingen.

Digitized by Google

Hier ſpricht der Macht und nicht des Rechtes Mund;
Der Edle ſieht nur Haß auf ſich gerichtet —

Ambiorix. Doch ſprich, wer biſt dann Du, der uns den Grund,
Drauf unſer ganzes Hoffen ſtand, vernichtet?

Catilina. Ein Mann, in dem es warm für Freiheit pocht,
Ein Feind von unbefugtem Rechtsverkürzen;
Ein Freund von jedem, den man unterjocht;
Voll Luſt und Mut, die Mächtigen zu ſtürzen.

Ambiorix. Das ſtolze Römervolk —? Wie? Rede klar!
Du willſt gewiß nur eitlen Argwohn wecken, —
Iſt es nicht mehr, was es vor Zeiten war:
Der Schwachen Schutz und der Tyrannen Schrecken?

Catilina zeigt auf die Stadt und ſagt:

Seht auf dem Hügel dort, ihr Männer, drohen
Voll Herrſchertrotz das große Kapitol,
Seht es im roten Abendglanze lohen
Vom Blitz des letzten Sonnenſtrahls! Nun wohl!
So bricht auch Rom in Sterbeglut zuſammen;
So ſinkt Roms Freiheit in der Knechtſchaft Nacht.
Doch bald ſoll eine neue Sonne flammen,
Vor deren Glut das Düſter jäh erwacht.

Ab.

Ein Säulengang in Rom.

Lentulus, Statilius, Coeparius und Cethegus treten in eifrigem Geſpräch auf.

Coeparius. Ja, Du haſt recht; es wird nur immer ärger.
Wer weiß, wie das noch alles enden mag.

Cethegus. Wie's enden mag? Was kümmert das Cethegus!
Ich will den Augenblick genießen, will
Den Becher leeren jeder Luſt — und laſſe
Die Welt gehn, wie's ihr ſelbſt am beſten paßt.

Digitized by Google

Lentulus. Wohl dem, der's kann. Mir iſt es nicht gegeben,
Den Tag ſo ruhig nahn zu ſehn, an dem
Wir keiner Fordrung mehr genügen können,
Weil unſer Säckel leer ward wie ein Sieb.
Statilius. Und keine Hoffnung, daß es beſſer werde!
Zwar, eine Lebensweiſe wie die unſre —
Cethegus. Hör' auf, hör' auf!
Lentulus. Mein letztes Erbſtück ward
Mir heute Schulden halber abgepfändet.
Cethegus. Genug der eitlen Klagen! Folgt mir, Freunde!
Wir zechen ſie in Grund und Boden, kommt!
Coeparius.
Das wollen wir! Wohlauf, Ihr frohen Brüder!
Lentulus. Verzeiht; dort naht der alte Manlius;
Er wird uns ſuchen. Hören wir ihn an!
Manlius tritt heftig ein.
O über dieſe geilen Lumpenhunde!
Gerechtigkeit — ſie kennen ſie nicht mehr.
Lentulus. Was iſt geſchehn? Weswegen ſo erbittert?
Statilius. Sind Wucherer auch Dir aufs Fell gerückt?
Manlius. Mit nichten. Hört! Wie Ihr wohl alle wißt,
Hab' ruhmvoll ich gedient in Sullas Heer.
Ein Stücklein Acker ward mir zur Belohnung;
Und als der Krieg zu Ende, lebt' ich denn
Von dieſem Feld, das kümmerlich mich nährte.
Jetzt hat man mir's geraubt! Man ſagt, es ſoll
Des Staates Eigen eingezogen werden
Zur gleichen Teilung unter alles Volk.
Dies iſt gemeiner Raub und nichts darüber!
Den eignen Wanſt nur wollen ſie ſich mäſten.
Coeparius. So geht's mit unſeren Gerechtſamen!
Was ſchiert ſich ſolch ein Mächtiger um Recht!

Digitized by Google

Cethegus munter. Der arme Manlius! Doch Schlimmeres
Hat mich, wie ich Euch melden will, betroffen.
Erwägt den Schaden! Meine süße Buhle,
Die Livia, gab treulos mir Valet,
Und das just, als ich meinen letzten Heller
Um ihretwillen los geworden war.

Statilius.
Du hältst kein Maß. Da darf's Dich denn nicht wundern —

Cethegus. Maß oder nicht. Ich laß' nun einmal nicht
Von meinen Wünschen ab; sie will ich stillen
Trotz alledem, solang' ich es vermag.

Manlius. Und ich, der tapfer stritt für jene Ehre,
Für jene Macht, womit sie nun sich blähn!
Ich werd' —! Ah, wären wir die kühne Schar
Von Waffenbrüdern noch, so wollt' ich Euch
Doch, ach, der größte Teil von uns ist tot,
Und was noch lebt, zerstreut in allen Landen.
O, was seid Ihr, die Jungen, gegen jene?
Demütig liegt Ihr vor der Macht im Staub;
Ihr wagt nicht, Eure Ketten zu zerbrechen,
Ihr tragt geduldig dieses Sklavenjoch!

Lentulus. Bei allen Göttern! Klingt sein Wort auch kränkend, —
Er ist nicht ganz im Unrecht, wenn er schilt.

Cethegus. Nein, nein; gewiß; ich stimme völlig zu.
Doch wie zu Werke gehn? Das ist die Sache.

Lentulus. Ja, wahrlich! Allzulang' ertragen wir
Die Unterdrückung. An der Zeit ist's, Bande
Zu brechen, drein uns Ungerechtigkeit
Und Herrschsucht hat verwirrt wie in ein Netz.

Statilius. O, ich versteh' Dich, Lentulus! Doch siehe,
Dazu bedarf es eines starken Führers
Voll Mut und Einsicht. Und wo wäre der?

Digitized by Google

Lentulus. Ich kenne einen, der uns führen könnte.
Manlius. Du denkſt an Catilina?
Lentulus. Juſt an ihn.
Cethegus. Ja, Catilina wär' vielleicht der Mann.
Manlius. Ich kenn' ihn wohl, war ſeines Vaters Freund,
Mit dem ich manche Schlacht zuſammen kämpfte.
Sein Kleiner mußte in den Krieg ihm folgen.
Schon damals war der Knabe nicht zu halten;
Doch ſeltne Gaben regten ſich in ihm;
Sein Sinn war hoch, ſein Mut unwandelbar.
Lentulus. Wir dürfen hoffen, ihn bereit zu finden.
Ich traf ihn heute Abend tief verſtimmt.
Er brütet über einem dunklen Anſchlag;
Er hatte längſt ein tollkühn Ziel vor Augen.
Statilius. Er ſtrebt ſeit langem nach dem Konſulat.
Lentulus. Wiewohl umſonſt; denn ſeine Feinde haben
Gewaltig wider ihn im Rat gedonnert;
Er war zugegen, ſelbſt, und voller Wut
Verließ er den Senat, auf Rache ſinnend.
Statilius. Dann geht er wohl auf unſern Vorſchlag ein.
Lentulus. Ich hoffe. Doch zunächſt erwäg' ein jeder
Den Plan bei ſich. Der Zeitpunkt iſt uns günſtig.

Alle ab.

Im Tempel der Veſta zu Rom. Auf einem Altar im Hintergrunde brennt eine Lampe mit dem heiligen Feuer.

Catilina, begleitet von Curius, taucht vorſichtig zwiſchen den Säulen auf.

Curius. Wie, Catilina, — hierher führſt Du mich?
In Veſtas Tempel!
Catilina lachend. Wahrlich; wie Du ſiehſt!
Curius. Ihr Götter, welch ein Leichtſinn! Heut noch erſt
Hat Cicero im Rat auf Dich gewettert;
Und dennoch kommſt Du —

Digitized by Google

Catilina. Mahne mich nicht dran!

Curius. Du biſt gefährdet und verhöhnſt den Feind —
Indem Du blind in neues Unheil rennſt.

Catilina munter.
Mich reizt der Wechſel. Ich beſaß noch niemals
Einer Veſtalin Herz, das ſtreng bewachte.
Wohlan, vielleicht begünſtigt mich das Glück.

Curius. Was ſagſt Du da? Unmöglich! Dies iſt Scherz.

Catilina.
Ein Scherz? Gewiß, — wie's all mein Lieben iſt;
Doch Ernſt iſt trotzdem, was ich eben ſagte.
Beim letzten Schauſpiel ſah ich auf dem Marktplatz
Der Prieſterinnen feierlichen Aufzug.
Der Zufall wollte, daß ich ihrer eine
Mit raſchem Auge ſtreifte, — während ihres
In meines ſank. Es drang mir durch die Seele.
Ah, dieſen Ausdruck in dem Aug', dem ſchwarzen,
Ich ſah ihn nie bei einem Weib zuvor.

Curius. Ich glaub's. Doch ſag', was folgte weiter drauf?

Catilina. Zum Tempel hab' ich Eingang mir verſchafft
Und mehrmals ſie geſehen und geſprochen.
O wie verſchieden ſind nicht dieſes Weib
Und meine Gattin.

Curius. Und Du liebſt ſie beide
Zugleich? Fürwahr, das kann ich nicht verſtehn.

Catilina. Abſonderlich. Ich faſſ' es ſelber nicht.
Und doch, ich liebe, wie Du ſagſt, ſie beide.
Doch wie verſchieden iſt nicht dieſe Liebe!
Aurelia iſt ſanft und ſtimmt gar oft
Mit milden Worten ruhig mich und gütig; —
Bei Furia —. Geh! geh! dort kommen Schritte.

Sie verbergen ſich zwiſchen den Säulen.

Digitized by Google

Furia tritt von der anderen Seite her auf.

Verhaßte Hallen, Zeugen meiner Leiden,
Heim all der Qual, dazu mein Herz verdammt!
Welch eine Welt sah dieses Herz schon scheiden
Von Traum und Hoffen, — heißer bald entflammt
Als dort der Lampe Glut, und bald von Schauern
Geschüttelt! O, welch fürchterliches Los!
Was kerkert mich in dieses Tempels Mauern?
Welch ein Vergehen läßt in seinem Schoß
Mich jedes warme Jugendglück entbehren,
Im Lenz des Lebens jede reine Lust?
Doch keine Thräne soll mein Aug' entehren;
Nur Haß und Rache kenne diese Brust.

Catilina tritt hervor.

Und nährst Du auch für mich kein andres Feuer,
Kein lieblicheres, schöne Furia?

Furia. Ihr Götter! Du, Verwegner, wieder hier?
Du fürchtest nicht —?

Catilina. Ich kenne keine Furcht.
Ich liebte immer, der Gefahr zu trotzen.

Furia. O, meine eigne Sehnsucht sprichst Du aus;
Und diesen Tempel hass' ich um so bittrer,
Weil seine Mauern mich so gut beschirmen —
Zu sicher nur vor jeglicher Gefahr.
O dieses leere, thatenlose Treiben,
Dies Leben, matt wie letzte Lampenglut!
Welch enger Tummelplatz für all die Fülle
So weiter Ziele und so heißer Wünsche!
Erdrückt zu werden zwischen diesen Wänden!
Hier friert das Blut, hier lischt die Hoffnung aus,
Hier schleppt der Tag sich müd' und träg zu Ende,
Und kein Gedanke zielt auf eine That.

Digitized by Google

Catilina. O Furia, Du machſt mein Herz erbeben.
Mir iſt, Du malteſt meine eigne Welt
Mit Flammenſchrift und jedes hohe Streben,
Das ungeduldig mir die Seele ſchwellt.
So fühl' ich's auch an dieſem Herzen nagen;
Wie Deins — vom Haſſe — wird es hart wie Stein;
Wie Dir ward jede Hoffnung mir zerſchlagen,
Und meiner harrt umſonſt ein Ziel — wie Dein.
Und doch verberg' ich mein Entbehren ſtumm,
Und niemand ahnt, was heimlich in mir lodert.
Sie höhnen und verachten mich, — die Wichte;
Sie faſſen nicht, wie heiß das Herz mir pocht
Für Recht und Freiheit und für alles Edle,
Was irgend eines Römers Sinn bewegt.

Furia. Ich wußt' es! Deine Seele taugt zu meiner
Wie keine ſonſt! So ruft es laut in mir
Mit einer Stimme, die nicht irrt noch trügt.
So komm denn! Komm, gehorchen wir der Stimme!

Catilina. Was meinſt Du, meine ſchöne Schwärmerin?

Furia. Komm, laß uns fliehen weit von dieſem Ort,
Ein neues, beſſres Vaterland zu finden.
Hier wird der Geiſt geknechtet und ſein Flug,
Hier löſcht Gemeinheit jeden reinen Funken,
Bevor er Himmelsfittiche empfahn.
Komm, laß uns flüchten; ſiehe, Freigeſinnten
Winkt alle Welt als Heimat aufgethan!

Catilina. O, wie Du mich bezauberſt und verlockſt —

Furia. Auf, nützen wir die Stunde! Legen wir
Gebirg' und Meere zwiſchen uns und Rom!
Weit, weit von hier erſt hemmen wir die Flucht.
Ein Schwarm von Freunden wird ſich um Dich ſcharen;
In fernen Landen baun wir unſer Haus;

Digitized by Google

Dort herrſchen wir; dort ſoll ſich offenbaren:
Nie zog ein Paar zu größern Thaten aus!

Catilina.

Wie ſchön! Doch fliehn? Warum aus Rom entfliehn?
Es kann auch hier der Freiheit Flamme wachſen;
Es winkt auch hier ein Feld zu That und Handlung,
So groß, wie's Deine Seele nur begehrt.

Furia. Hier, ſagſt Du? Hier in Rom, in dieſer Stadt
Der Sklavenſeelen und der Volksverräter?
Ach, Lucius, gehörſt auch Du zu denen,
Die nicht erröten, denken ſie der Väter?
Wer nahm es einſt, wer nimmt es heute ein?
Ein Volk von Helden einſt — und heut von Knechten
Und aber Knechten —

Catilina. Spott' auch Du noch mein!
Doch wiſſe, — könnt' ich mit dem Schickſal rechten,
Noch einmal Rom in Glanz und Freiheit ſchaun,
Ich ſtürzte mich mit Freuden in den Abgrund
Wie Curtius —

Furia. Dir glaub' ich, Dir allein;
Dein Auge brennt; Du haſt nicht bloß geprahlt.
Doch, geh; bald nahen ſich die Prieſterinnen;
Zu dieſer Zeit verſammeln ſie ſich hier.

Catilina. Ich gehe; doch, um bald zurückzukehren.
Ein Zauber feſſelt mich an Deine Seite; —
Solch ſtolze Art wie Deine ſah ich nie.

Furia mit einem wilden Lächeln.

Verſprich mir Eins; und ſchwöre mir zu halten,
Was Du verſprichſt. Willſt Du, mein Lucius?

Catilina. Was wollt' ich nicht, was Furia verlangte!
Mein Herz iſt Dein; was ſoll ich Dir verſprechen?

Digitized by Google

Furia. Vernimm! Obwohl ich hier gefangen lebe,
So weiß ich doch, es weilt in Rom ein Mann,
Dem Feindſchaft ich bis in den Tod geſchworen
Und Haß noch übers ſchwarze Grab hinaus.

Catilina. Und nun —?

Furia. Nun ſchwöre mir, mein Todfeind ſoll
Dein Todfeind werden. Willſt Du, Lucius?

Catilina. Ich ſchwör' es Dir bei allen großen Göttern!
Geſchworen ſei's bei meines Vaters Namen
Und meiner Mutter Seele —! Furia,
Was faßt Dich an? Dein Auge lodert wild,
Und marmorn iſt Dein Antlitz wie der Tod.

Furia. Ich weiß es ſelber nicht. Ein Feuerſtrom
Durchbrauſt mich. Schwöre! Schwör' den Eid zu Ende!

Catilina. Gießt aus, Gewaltige, auf dieſen Scheitel
All Euren Groll, laßt Eures Zornes Blitz
Erſchlagen mich, wenn meinen Eid ich breche:
Sein böſer Dämon will ich ewig ſein!

Furia. Genug; ich glaube Dir; das war Erlöſung.
In Deiner Hand weilt meine Rache jetzt.

Catilina. Sie ſoll ihn treffen. Doch nun ſag' mir auch,
Wer iſt Dein Feind? Und was war ſein Verbrechen?

Furia. Am Rand des Tibers, weit vom Lärm der Stadt,
Stand meine Wiege, war mein ſtilles Heim.
Die beſte Schweſter lebte dort mit mir,
Als Kind ſchon auserſehn zum Dienſt der Veſta.
Da kam ein Lüſtling unſern Frieden ſtören,
Er ſah die junge, keuſche Prieſterin —

Catilina überraſcht. Der Veſta —? Nun —?

Furia. Und ſchändete das Mädchen.
Sie ſuchte ſich ein Grab im Tiberſtrom.

Catilina unruhig. Du kennſt den Mann?

Digitized by Google

Furia. Ich ſah ihn nie im Leben.
Vorbei war alles, da mir Botſchaft wurde.
Doch ſeinen Namen kenn' ich nun.

Catilina. Wohlan!

Furia. Man kennt ihn weit; er lautet — Catilina.

Catilina fährt zurück. Was ſagſt Du? O, entſetzlich! Furia —!

Furia. Bemeiſtre Dich! Was fehlt Dir? Du erbleichſt.
Mein Lucius, — iſt dieſer Mann Dein Freund?

Catilina. Mein Freund? Nein, Furia, — nicht fürder mehr.
Ich hab' verflucht — mit ew'gem Haß verdammt —
Mich ſelbſt.

Furia. Dich ſelbſt! Du — Du biſt Catilina?

Catilina. Ich bin es.

Furia. Du entehrteſt Silvia?
Ha, ſo hat Nemeſis mein Flehn erhört;
Selbſt riefſt die Rache Du auf Dich hernieder!
Weh, Miſſethäter, über Dich!

Catilina. Wie funkelnd
Dein Auge ſtarrt! Wie Silvias Geſpenſt
Erſcheinſt Du mir beim matten Lampenſchein!

Er eilt hinaus, die Lampe mit dem heiligen Feuer erliſcht.

Furia nach einer Pauſe. Ja, nun begreife ich. Vor meinen Blicken
Zerriß der Schleier, und ich ſchau' in Nacht.
Haß war es, was in meiner Bruſt entbrannte,
Da ihn zum erſten Mal mein Auge ſah.
Ein ſeltſam Grauen; eine blut'ge Flamme!
O, er ſoll fühlen, was ein Haß wie meiner,
Ein ewig gärender, ein nie zufriedner,
Ausbrüten kann an Rache und Verderben!

Eine Veſtalin tritt auf. Geh, Furia; Du wachteſt nun genug
Ich werde nun —. Doch, heil'ge Göttin Veſta, —
Was ſeh' ich! Weh Dir, weh! Die Flamm' erloſch!

Digitized by Google

Furia verwirrt. Erloſch? So blutig hat ſie nie gelodert;
Die liſcht nicht aus.

Die Veſtalin. Ihr Ewigen, was iſt das?

Furia. Des Haſſes Glutmeer liſcht ſo leicht nicht aus!
Die Liebe, ja, die ſproßt in einer Stunde —
Und ſtirbt die nächſte; doch der Haß —

Die Veſtalin. Ihr Götter,
Dies iſt ja Wahnwitz!

Ruft hinaus:

Kommt! Zu Hülfe! Hülfe!

Veſtalinnen und Tempeldiener eilen herbei.

Einige. Was iſt geſchehn?

Andere. Die Veſtaflamm' erloſchen!

Furia. Doch die des Haſſes, die der Rache brennt!

Die Veſtalinnen. Fort, fort mit ihr, zu Urteil und Gericht!

Sie führen ſie in ihrer Mitte ab.

Curius tritt hervor.

Zum Kerker führt man ſie. Von dort zum Tode.
Nein, bei den Göttern, nein, das darf nicht ſein!
Soll ſie, die ſtolzeſte von allen Weibern,
Lebend'gen Leibs begraben, ſchimpflich enden?
O, niemals hab' ſo ſeltſam ich empfunden!
Iſt dies wohl Liebe? Liebe, ja, das iſt's.
Ich werde ſie befrein! — Doch Catilina?
Verfolgen will ſie ihn mit Haß und Rache.
Hat er der Widerſacher nicht genug?
Darf auch noch ich der Feinde Zahl ihm mehren?
Er war zu mir ſo wie ein ältrer Bruder;
Zu ſchirmen ihn gebeut mir Dankbarkeit.
Allein die Liebe? Was gebeut mir ſie?
Und ſollte er, der kühne Catilina,
Vor eines Weibes Anſchlag zittern? Nein; —

Digitized by Google

Zum Rettungswerk in dieſer Stunde noch!
Mut, Furia; ich zieh' Dich aus der Gruft
Ans Leben wieder, — gält's auch meines ſelbſt!

Schnell ab.

Ein Saal im Hauſe Catilinas.

Catilina tritt auf, heftig und unruhig.

„Ha, ſo hat Nemeſis mein Flehn erhört;
Selbſt rieſſt die Rache Du auf Dich hernieder."
So ſcholl es drohend von der Schwärm'rin Lippen.
Verwunderlich! Es war vielleicht ein Wink,
Ein Zeichen deſſen, was die Zeiten bringen.
So weiht' ich denn mit hohem Eid mich ſelbſt
Zum blut'gen Rächer meiner eignen Unthat.
Ah, Furia, ich fühl' Dein Flammenauge
Mir Todesahnung in die Seele ſenken!
Hohl dröhnt im Ohr mir Deine düſtre Rede;
Und Tag um Tag will ich des Eids gedenken.

Während des Folgenden tritt Aurelia ein und nähert ſich ihm, ohne von ihm bemerkt zu werden.

Catilina. Doch, Thorheit, um dies ungereimte Zeug
Sich noch zu kümmern; — denn es iſt nichts andres.
Auf beſſern Wegen kann mein Grübeln gehn,
Und größre Ziele warten meiner Gaben.
Die Zeit bedarf der Männer mehr und mehr;
Ihr heißt es jede letzte Kraft bewahren.
Doch Zweifel wirft und Hoffnung mich umher —

Aurelia ergreift ſeine Hand.

Und darf Aurelia nicht den Grund erfahren?
Darf ſie, was dieſe teure Bruſt durchtoſt,
Aus wildem Aufruhr nicht in Frieden ſingen?

Digitized by Google

Darf ſie nicht nahn mit einer Gattin Troſt
Und dieſer Stirn Gewölk zum Weichen bringen?

Catilina ſanft. Mein Weib Aurelia, wie gut und treu!
Allein wozu das Leben Dir verbittern?
Warum mit Dir die dunkeln Sorgen teilen?
Du littſt durch meine Schuld der Pein genug.
Auf meinem eignen Nacken tragen will ich,
Was mir das feindliche Geſchick beſcherte, —
Den ganzen Fluch des unheilvollen Bundes,
Der ſtarke Seelenkraft, ſehnſücht'gen Drang
Nach ungemeiner, großer That verknüpft
Mit niederm Los, das jeden Aufſchwung hemmt.
Wie? Sollt' auch Dir zu langem, tiefem Zug
Die bittre Schale meines Schickſals ſchäumen?

Aurelia. Zu tröſten iſt des Weibes Recht und Fug.
Wohl kann ſie nicht wie Du von Größe träumen.
Doch wenn der Mann ſich ſtolzen Plänen weiht,
Und all ſein Lohn Enttäuſchung nur und Kummer,
So naht ſie ſanft ihm und voll Zärtlichkeit
Und wiegt ſein Herz in langentwöhnten Schlummer.
Und er begreift, daß auch ſein ſtilles Heim
Der Freuden hat, die dort im Lärm nicht blühen.

Catilina. Wie recht Du haſt; wie fühl' ich es ſo tief!
Und doch, ich mag den wilden Rauſch nicht miſſen.
Ewige Unraſt gärt im Buſen mir;
Und nur des Lebens Taumel kann ſie ſtillen.

Aurelia. Und iſt Aurelia Dir nicht genug,
Vermag ſie nicht, die Stirne Dir zu glätten,
So öffne treuen Worten doch Dein Herz,
Liebreichem Troſt von Deines Weibes Lippen.
Und kann ſie Deinen heißen Drang nicht ſtillen,
Und kann ſie Deiner Träume Flug nicht folgen,

Digitized by Google

Vermag ſie doch zu teilen, was Dich drückt,
Hat Kraft und Mut, die Laſt Dir zu erleichtern.

Catilina. So höre denn, Aurelia, was mich
In dieſer Tage Lauf ſo tief verſtimmte.
Du weißt, ich ſuchte längſt das Konſulat —
Doch ohne Glück. Du kennſt es ja, das Ganze:
Wie Stimmen mir zu werben ich mein Geld
Vergeudet hab' —

Aurelia. O, nicht, mein Catilina;
Es ſchmerzt mich —

Catilina. So verdammſt auch Du mein Thun?
Welch beſſres Mittel hatte ich zu wählen? —
Umſonſt verſchleuderte ich Hab und Gut;
Nur Spott und Schande heimſ' ich dafür ein.
Jüngſt im Senat hat mich mein Widerſacher,
Der ränkevolle Cicero, vernichtet.
Mein Leben malte ſeine kluge Rede,
So ſchreiend, daß mich ſelber Schauder packte.
In jedem Blicke las ich Schreck und Graun,
Mit Abſcheu nennt ein jeder meinen Namen;
Der Nachwelt wird mein Bild erſcheinen einſt
In einer wüſten, fürchterlichen Miſchung
Von Zügelloſigkeit und Niedrigkeit,
Von Hohn und Haß auf alles, was da edel.
Und keine That wird dann mich reinigen
Und niederſchlagen, was man frech gelogen!
Ein jeder wird mich ſehn wie jener dort —

Aurelia. Doch ich, mein Gatte, ſeh' Dich nicht wie er.
Ob alle Welt Dich auch verdammen mag,
Ob alle Schimpf auf Deinen Namen häufen,
Ich weiß, Du hehlſt im innerſten Gemüt
Der Keime, die da bergen Blüt' und Frucht.

Digitized by Google

Doch hier, wo jederzeit nur Unkraut ſtand,
Iſt keinem Keim emporzublühn verliehen.
Komm, fliehen wir dies laſtervolle Land!
Was bindet Dich? Warum noch hier verziehen?

Catilina. Ich ſollte weichen, ſollte fort von hier?
Verraten meine ſtolzeſten Gedanken?
Der Sinkende, ob ohne Hoffnung auch,
Hält feſt doch noch an den zerbrochnen Planken.
Und ſchlingt das Wrack die naſſe Gruft hinab,
Und rettet nichts ihn mehr in weiter Runde, —
Die letzte Planke mit der letzten Kraft
Umklammert er und geht mit ihr zu Grunde.

Aurelia. Doch lacht ihm gaſtlich eine Küſte zu,
Mit grünen Wäldern längs den weißen Wellen,
Da ſchwellt ihm Hoffnung neu die ſieche Bruſt;
Er ſtrebt den Hainen zu, den hohen, hellen.
Dort iſt es ſchön; verbannt ſind Lärm und Haſt;
Die Flut ſelbſt dämpft den Schall, wie ſüß erſchrocken;
Dort legt er ſeinen müden Leib zur Raſt,
Und kühler Abend fächelt ihm die Locken
Und jagt ihm jede Sorgenwolke fort,
Daß ihm die Pulſe feſt und freudig ſchlagen;
Und er verweilt und findet Ruhe dort
Und Schutz nach den vergangnen ſchweren Tagen.
Nur ferner Wiederhall vom Lärm der Welt
Vermag in ſein behaglich Heim zu dringen,
Ein Laut, der ihm den Frieden nicht vergällt,
Der ihm nur heller läßt die Seele klingen;
Er mahnt ihn leis an die entſchwundne Zeit
Voll wilder Freuden und zerſchellter Pläne;
Und doppelt preiſt er ſeine Einſamkeit
Und weiht den Ehren Roms nicht eine Thräne.

Digitized by Google

Catilina. Du redeſt Wahrheit; und ich folgte Dir
Vielleicht noch heut hinweg aus Lärm und Wirren; —
Wenn Du mir eine ſolche Stätte wüßteſt,
Da wir in Ruh' und Stille leben könnten?

Aurelia froh. Du wollteſt, Catilina! O des Glücks,
Der Wonne mehr, als dieſe Bruſt kann faſſen!
So ſei's denn! Komm! Wir ziehn noch dieſe Nacht
Von dannen —

Catilina. Doch wohin, wohin denn, Liebſte?
Nenn' mir den Fleck, da ſorglos ich mein Haupt
Zur Ruhe legen dürfte!

Aurelia. Wie Du redeſt!
Vergaßeſt unſern kleinen Landſitz Du,
Wo meine Kindheit ſchwand, und wo wir ſpäter
In unſrer Liebe erſtem, jungem Glück
So manchen muntern Sommertag verbrachten?
Wo ward ein Wieſengrund ſo grün erſchaut?
Wo lud ein Wald Dich mit ſo kühlem Gruße?
Sieh, wie die weiße Villa uns nun traut
Aus dunklen Bäumen winkt zu ſtiller Muße!
Dort wollen wir im holden Zeitvertreib
Ländlicher Freuden Seit' an Seite ſchalten,
Dort ſoll erheitern Dich ein zärtlich Weib
Und küſſen Dir hinweg die böſen Falten.

Lächelnd.

Und trittſt mit einem Arm voll Blumen Du
Herein zu mir, an Deiner Herrin Rocken,
So jubl' ich meinem Blumenfürſten zu
Und drück' ihm grünen Lorbeer in die Locken!
Doch Du erbleichſt? Wie Du die Hand ſo hart
Mir drückſt! Wie Deine Blicke mich durchdringen!

Digitized by Google

Catilina. Ertrag's, daß Deine Luſt zu ſchanden ward; —
Denn ich vermag Dich nicht dorthin zu bringen.
Ich kann es niemals mehr!

Aurelia. Du machſt mir angſt!
Allein, nicht wahr, Du ſcherzeſt, Catilina?

Catilina. Ich ſcherzen! Wär's, o wär's doch nur ein Scherz!
Doch jedes Wort von Dir, gleich einem Pfeile
Durchbohrt es dieſe tiefgequälte Bruſt,
Der keine Ruhe je das Schickſal gönnt.

Aurelia. Ihr Götter! Sprich! Was meinſt Du?

Catilina. So ſieh her!
Hier iſt Dein Landgut, hier Dein Glück der Zukunft!

Er zieht einen Beutel mit Gold hervor und wirft ihn auf den Tiſch.

Aurelia. Du haſt verkauft, o —?

Catilina. Alles, ja, verkauft.
Und das zu welchem Zweck? Um zu beſtechen —

Aurelia. Nicht mehr, nicht weiter! Laß uns nicht begrübeln,
Was nicht zu ändern mehr; es ſchafft nur Leid.

Catilina. Mich martert zehnmal mehr Dein ſtilles Dulden,
Als ſelbſt ein Schmerzensſchrei von Deinen Lippen!

Ein alter Soldat tritt auf und nähert ſich Catilina.

Der Soldat. Vergieb, o Herr, mir, daß ich noch ſo ſpät
In Deine Wohnung trat, unangemeldet.
Sei mir nicht gram —

Catilina. Was führt Dich in mein Haus?

Der Soldat. Ein demütig Geſuch. Nicht wahr, o Herr,
Du hörſt es an? Ich bin ein armer Mann,
Der ſeine Kraft der Ehre Roms geopfert.
Nun bin ich ſchwach und kann nicht länger dienen,
Und roſtig hängt zuhauſe mein Gewaffen.
Die Hoffnung meines Alters war mein Sohn;
Er nährte mich mit ſeiner Hände Arbeit.

Digitized by Google

Ach, Schulden halber ſitzt er nun gefangen.
Und keine Rettung —. Hilf mir, hilf mir, Herr!

Kniend.

Ein kleines Scherflein nur! Von Haus zu Haus
Bin ich geirrt; doch jede Thür war zu.
Ich weiß kein Mittel mehr —

Catilina. So ſind ſie, ja!
Da haſt ein Bild Du von des Volkes Not.
So lohnt man es den tapfern alten Kriegern.
Man weiß nichts mehr von Dankbarkeit in Rom!
Es war einmal, da hätt', gerechten Zorns,
Ich ſie geſtraft mit Schwert und roter Lohe;
Doch ſanfte Red' hat jüngſt mein Ohr vernommen;
Mein Sinn iſt kinderfromm; ich will nicht ſtrafen;
Wer Sorgen lindert, iſt ja auch ein Thäter.
Da, Alter; — zahle Deine Schuld mit Dem!

Er reicht ihm den Beutel mit den Goldmünzen.

Der Soldat erhebt ſich.

O, guter Herr; Ihr ſcherzt nicht bloß mit mir?

Catilina. Nein, Alter; löſe Deinen Sohn nur aus!

Der Soldat ſchnell ab.

Catilina. Ein beſſerer Gebrauch, nicht wahr, mein Weib,
Als zu Beſtechungen und Stimmenkauf!
Wohl iſt es ſchön, des Böſen Macht zu brechen;
Doch ſtill erwieſ'ner Troſt belohnt ſich auch.

Aurelia wirft ſich in ſeine Arme. O, reich iſt Deine Seele noch und edel!
Jetzt kenn' ich meinen Catilina wieder!

Ein unterirdiſches Grabgewölbe mit einer friſch zugemauerten Öffnung hoch oben an der Rückwand. Eine Lampe brennt mit mattem Schein.

Furia, in langem ſchwarzen Gewande, ſteht in lauſcher der Stellung in dem Grabgewölbe.

Furia. Es hallt und dröhnt. Es donnert wohl da droben.
Es ſchallt zu mir bis in mein Grab hinab.

Digitized by Google

Doch dieſes Grab ſelbſt iſt ſo ſtill — ſo ſtill!
So iſt mein Los denn ewig ſtumpfe Ruh'?
Darf ich auch hier nicht auf verſchlungnen Wegen
Mich weiter ſuchen, wie's mich ſtets gelockt?

Nach einer Pauſe.

Ein ſeltſam Leben war's; ein ſeltſam Schickſal.
Ein Meteor, kam alles und verſchwand.
Er ſah mich. Eine dunkle Zaubermacht,
Ein innrer Einklang zog uns zu einander.
Die Rachegöttin zog's zu ihrem Opfer;
Doch jähe Strafe traf die Rächerin.

Wiederum Pauſe.

Nun iſt es droben hell. Entfern' ich mich
Unmerklich von den Wohnungen des Lichts?
O, wohl mir, wär' dem ſo, wär' dies Verweilen
Im Schoß des Grabs im Grund nur eine Flucht
Auf Blitzesfittichen hinab zum Hades,
Wär' ich ſchon nahe bald dem breiten Styx!
Dort ſchlägt die Welle bleiſchwer ans Geſtade;
Dort rudert Charon lautlos ſeinen Kahn.
Bald bin ich dort. Dann will ich ſtill mich ſetzen
Ans Fergenhaus und fragen jeden Geiſt
Und flücht'gen Schatten, der vom Reich des Lebens
Leichtſchreitend ſich dem Totenfluſſe naht,
Und fragen jeden Geiſt, wie Catilina
Es treibt im Chor der Lebenden dort oben,
Und fragen jeden Geiſt: hielt er den Eid?
Und leuchten jedem Toten mit der Fackel,
Der ſchwefelblauen, ins gebrochne Aug',
Und forſchen, ob's nicht etwa Catilina.
Und kommt er endlich, geb' ich ihm 's Geleit,
Und beide fahren wir zuſammen über,

Betreten beide Plutos ſtillen Saal.
Selbſt noch als Schatten folg' ich ſeinem Schatten;
Wo Catilina iſt, muß Furia ſein!

Nach einer Pauſe, matter.

O, wie die Luft ſo ſchwül und dumpfig wird,
Und ſchwer und ſchwerer jeder Atemzug.
So näher' ich mich denn den ſchwarzen Sümpfen,
Wo träg der Strom der Unterwelt ſich wälzt —

Sie lauſcht; man hört einen dumpfen Lärm.

Ein leiſer Schall? Wie Ruderſchlag, ſo klingt es.
Das iſt der Toten Ferge, der herankommt,
Mich abzuholen. Nun — ich harre ſeiner.

Die Steine in der friſch vermauerten Öffnung brechen auseinander. Curius wird hinter ihnen ſichtbar; er winkt ihr.

Furia. Gegrüßt ſei, Charon! Biſt Du ſchon bereit,
Ins Haus des Todes mich als Gaſt zu führen?
Ich harre Deiner!

Curius flüſternd: Schweig'; — ich rette Dich!

Digitized by Google

Zweiter Akt.

Ein Saal in Catilinas Haus, mit offenem Säulengang im Hintergrund.
Eine Lampe erleuchtet den Saal.

Catilina geht auf und ab. Lentulus und Cethegus sind bei ihm.

Catilina. Nein, Freunde, nein! Ihr wißt nicht, was Ihr sagt
Ihr überfordert mich; Ihr wollt, ich soll
Den Staat verraten, Bürgerkrieg beginnen,
Mit Römerblut die Hände mir besudeln?
Das thu' ich nicht! Und ob die ganze Stadt
Mich drum verdammt —

Lentulus. Du willst nicht, Catilina?

Catilina. Ich will nicht.

Cethegus. Hast Du keine Unbill hier
Zu rächen, keinen, den Du treffen möchtest?

Catilina. Üb' Rache, wer da will; ich thu' es nicht.
Schweigend verachten heißt wohl auch sich rächen;
So will ich's halten und nur so.

Cethegus. Aha,
Wir kamen noch zu ungelegner Zeit.
Bis morgen kommst Du, Catilina, leichtlich
Auf andere Gedanken.

Catilina. Und warum?

Cethegus. Die Stadt ist voll von seltsamen Gerüchten.

Digitized by Google

Man hat soeben eine Braut der Vesta
Zum Tod geführt —

Catilina überrascht. Der Vesta? Was Du sagst?

Lentulus. Jawohl, der Vesta. Und so mancher munkelt —

Catilina. Was munkelt man?

Cethegus. Du seiest nicht so ganz
An dieser dunkeln Sache ohne Schuld.

Catilina. Das glaubt man von mir?

Lentulus. Hm, was man so redet.
Nun ja, für uns, für Deine guten Freunde,
Verhalte sich's, wie sich's verhalten mag; —
Allein des Volkes Urteil lautet strenger.

Catilina in Gedanken. Und ist sie tot?

Cethegus. Das ist sie ohne Zweifel.
Ein Stündlein Aufenthalt im Frevlergrab ist
Mehr als genug —

Lentulus. Das ficht uns hier nichts an;
Nicht darum brachten wir auf sie die Rede.
Doch hör' mich, Catilina! Wäg's genau.
Du wolltest Konsul werden; Dein Geschick
Hing an dem Faden dieser einen Hoffnung;
Der Faden ist gerissen — und was nun?

Catilina wie vorher.
„Selbst riefst die Rache Du auf Dich hernieder."

Cethegus. Laß dies Gegrübel sein; es führt zu nichts.
Erweise Dich als Mann, noch winkt das Glück.
Entschließe Dich; der Freunde sind genug;
Wir fallen Dir aufs erste Zeichen zu.
Du fühlst Dich nicht versucht? Antworte!

Catilina. Nein!
Und warum wollt Ihr Euch verschwören, Ihr?
Sprecht ehrlich! Sehnt sich Euer Herz nach Freiheit?

Digitized by Google

Macht Ungeduld, Roms Größe zu verjüngen,
Euch zu Rebellen?

Lentulus. Nein, dies alles nicht.
Doch Hoffnung, selber groß zu werden, dünkt
Mich immer Grunds genug noch, Catilina!

Cethegus. Und Mittel, froh sein Leben zu genießen,
Sind doch wohl auch nicht kurzweg zu verwerfen.
Mehr will ich nicht; von Ehrgeiz bin ich frei.

Catilina. Ich wußt' es. Nur gemeine, kleine Rücksicht
Auf eignen Vorteil ist, was Euch bewegt.
Nein, Freunde, nein; da lag mein Ziel doch höher!
Wohl hab' ich durch Bestechungen versucht,
Das Konsulat an mich zu reißen, doch
Mein Plan ging tiefer, als aus solchen Mitteln
Vielleicht zu schließen war. Der Bürger Freiheit,
Des Staates Wohl war meines Strebens Endziel.
Ich ward verkannt; der Schein stand gegen mich.
Mein Schicksal will es so. Es muß so sein!

Cethegus. Nun wohl; doch denkst Du nicht der Freundesschar,
Die Du vor Sturz und Schande retten könntest?
Du weißt, wenn wir so locker weiter ludern,
So bleibt uns bald nur mehr der Bettelstab.

Catilina. So thut wie ich und macht beizeiten halt.

Lentulus. Wie, Catilina, — Du gedenkst Dein Leben
Zu ändern? Hahaha, Du machst wohl Spaß?

Catilina. Es ist mein bittrer Ernst, beim Jupiter!

Cethegus. Nun denn, so müssen wir auf ihn verzichten.
Komm, Lentulus; den übrigen zu melden,
Was für Bescheid uns ward. Wir finden sie
Vergnügt beim Wein im Haus des Bibulus.

Catilina. Des Bibulus? Wie manche lust'ge Nacht
Durchschwärmt' ich nicht bei Bibulus mit Euch!

Digitized by Google

Jetzt iſt es aus mit meinem tollen Leben;
Bevor es graut, hab' ich die Stadt im Rücken.

Lentulus. Was ſagſt Du da?

Cethegus. Du wollteſt fort von hier?

Catilina. In dieſer Nacht, von meinem Weib begleitet,
Nehm' ich von Rom fürs ganze Leben Abſchied.
In Galliens Thälern gründ' ich mir ein Heim;
Das Feld, das ich mir rode, ſoll mich nähren.

Cethegus. Du willſt die Stadt verlaſſen, Catilina?

Catilina. Ich will; ich muß! Hier drückt mich Schimpf zu Boden.
O, meine Armut könnt' ich ſchon ertragen;
Doch hier in jedes Römers Blick Verachtung
Und Hohn zu leſen — nein, dies iſt zu viel!
In Gallien kann ich ſtill und abſeits leben;
Vergeſſen werd' ich dort, was einſt ich war,
Betäuben meinen Durſt nach hohen Zielen
Und denken dieſer Zeit wie eines Traums.

Lentulus. Nun, ſo leb' wohl; und Glück ſei Dein Geleit!

Cethegus. Vergiß uns nicht, wie wir auch, Catilina,
Dich nicht vergeſſen werden! — Laßt uns nun
Der Brüderſchar die krauſe Kunde melden!

Catilina. Und bringt ihr meinen brüderlichen Gruß!

Lentulus und Cethegus ab.

Aurelia iſt von der Seite her eingetreten, bleibt jedoch beim Anblick der Abgehenden furchtſam ſtehen; als ſie draußen ſind, nähert ſie ſich Catilina.

Aurelia mit ſanftem Vorwurf.

Schon wiederum die wilden Freunde hier?
O, Catilina —!

Catilina. 's war zum letzten Mal.
Ich nahm von ihnen Abſchied. Jedes Band,
Das mich an Rom noch hielt, iſt nun zerſchnitten
Für alle Zeit.

Digitized by Google

Aurelia. Ich packte, was wir haben,
Zusammen. Wenig ist es; doch genug
Für ein bescheiden Leben, Catilina!

Catilina in Gedanken. Mir noch zu viel, der alles ich verlor.

Aurelia. O, sinne dem nicht nach, was nicht zu ändern!
Vergiß, was Du —

Catilina. Ja, wer vergessen könnte
Und die Erinnrung aus der Seele reißen
Und jede Hoffnung, jeden Wunsch dazu!
Ich brauche Zeit, bis ich so weit gelange;
Doch will ich mich bemühn —

Aurelia. Ich helfe Dir;
So fühlst Du minder der Entbehrung Leid.
Doch müssen wir sobald als möglich fort!
Hier lockt das Leben Dich wie ein Versucher, —
Nicht wahr, — wir reisen noch in dieser Nacht?

Catilina. Ja, ja; noch diese Nacht, Aurelia!

Aurelia. Ein Sümmchen, das uns noch geblieben, that ich
In einen Beutel; es genügt fürs erste.

Catilina. Gut, gut! Mein Schwert verkauf' ich für ein Grabscheit.
Pah, was bedeutet noch ein Schwert für mich?

Aurelia. Du pflügst den Acker; ich bestelle ihn.
Bald werden Rosenhecken unser Haus
Umblühn und freundliche Vergißmeinnicht,
Zum Zeichen, daß die Zeit kam, da Du jede
Erinnerung wie eine Jugendfreundschaft
Begrüßen kannst, wenn sie Dein Herz besucht.

Catilina. Die Zeit, Aurelia? Ich fürchte, Liebste,
Die liegt noch in der Zukunft fernem Grau.

Mit leichterem Ausdruck.

Doch geh, mein Weib; und raste noch ein wenig.
Wir machen kurz nach Mitternacht uns auf; —

Digitized by Google

Da liegt die Stadt in ihrem tiefſten Schlummer,
Und niemand ahnt, wohin die Reiſe geht.
Den erſten Morgenſtrahl begrüßen wir
Weit, weit von hier; im Schutz des Lorbeerhains
Gelagert auf des Graſes weichen Teppich.

Aurelia. Ein neues Daſein bricht für uns heran,
An Freude reicher, als das alte hier.
So geh' ich denn. Ein Stündchen Ruhe wird
Mich ſtärken. Gute Nacht, mein Catilina!

Sie umarmt ihn und geht ab.

Catilina *ſieht ihr nach.* Nun iſt ſie fort. Ah, das erleichtert mich!
Ablegen kann ich dieſe martervolle
Verſtellung, dieſen Schein von Fröhlichkeit,
Davon ſich nichts in dieſem Herzen findet.
Sie iſt mein guter Geiſt. Sie würde trauern
Ob meiner Furcht. Ich muß ſie ihr verhehlen.
Doch dieſe ſtille Stunde will ich einer
Betrachtung des verfehlten Lebens weihen.
Ah, dort die Lampe ſtört mich; Dunkel muß
Hier herrſchen, Dunkel, wie in meiner Bruſt.

Er löſcht die Lampe aus; der Mond ſcheint durch die Säulen im Hintergrunde herein.

Zu hell, zu hell noch immer. Doch gleichviel;
Der matte Mondſchein paßt am Ende gut
Zu dieſem halben Licht, das meine Bahnen
Einhüllt und eingehüllt, ſolang' ich denke.
So iſt denn, Catilina, dieſer Tag
Dein letzter; morgen biſt Du ſchon nicht mehr
Der Catilina, der Du einſt geweſen.
Im fernen, öden Gallien ſoll mein Tag
Verrinnen, weltfern wie ein Fluß im Walde.
Nun bin ich aufgewacht aus allen Träumen

Digitized by Google

Von Größe, Macht und thatenreichem Leben;
Sie ſchwanden fort wie Tau; mein nächtlich Herz
War ihre Heimat; niemand wußt' um ſie.
Es iſt nicht dieſe Ruhe dumpf und ſchwer,
Dies Abſeits von der Welt, wovor mir graut.
O, könnt' ich eines Blitzes Friſt nur leuchten
Und flammen wie ein Stern in ſeinem Fall,
Ein einzig Mal durch eine hehre That
Mich und den Namen Catilina ſchmücken
Mit Ruhm und unvergänglichem Gedächtnis, —
Ich gäbe gern im Augenblick des Siegs
Der Welt Valet, erwählt' ein fremd Geſtad',
Ja, ſtieß' den Dolch mir ſelber in die Bruſt
Und ſtürbe freudig; denn ich hätt' gelebt!
Doch dieſes Los iſt Tod, gemeiner Tod.
Wär's möglich? Sollt' ich ſo vergehen müſſen?

Mit emporgeſtreckten Armen.

Ein Wink, erzürnte Götter! Iſt mein Los:
Vergeſſen, ohne Spur aus dieſem Leben
Zu gehn?

Furia draußen hinter den Säulen.

Es iſt Dein Los nicht, Catilina!

Catilina fährt zurück.

Wer ſprach da? Welche Stimme mahnt mich hier
Wie Geiſterrede aus dem Reich der Schatten?

Furia tritt in den Mondſchein heraus.

Ich bin Dein Schatten.

Catilina entſetzt. Der Veſtalin Geiſt!

Furia. Du ſchrickſt vor mir zurück? Wie mußt Du tief
Geſunken ſein!

Catilina. Biſt Du dem Grab entſtiegen,
Um mich mit Haß und Rache zu verfolgen?

Digitized by Google

Furia. Verfolgen, ſagteſt Du? Ich bin Dein Schatten
Und muß begleiten Dich, wohin Du gehſt.

Sie tritt näher.

Catilina. Sie lebt, ihr Götter! lebt! Sie iſt es ſelbſt,
Kein Geiſt!

Furia. Geiſt oder nicht, das gilt hier gleich;
Genug, ich folge Dir, wohin Du gehſt.

Catilina. Mit blut'gem Haß!

Furia. Im Grab erliſcht der Haß,
So wie die Lieb' und jegliches Verlangen,
Das Menſchenbruſt bewohnt. Nur Eins ſteht feſt
In Tod und Leben und iſt nicht zu ändern.

Catilina. Und was? Sprich's aus!

Furia. Dein Schickſal, Catilina!

Catilina. Das kennen nur die alles Wiſſenden,
Kein Irdiſcher wie wir.

Furia. Ich kenne es.
Ich bin Dein Schatten; rätſelvolle Bande
Verknüpfen uns.

Catilina. Des Haſſes Bande.

Furia. Nein!
Stieg je ein Geiſt aus Grabesnacht empor
Mit Haß und Rachbegier? Hör', Catilina!
Ich habe jede Erdenglut dort unten
Im tiefen Strom der Unterwelt ertränkt.
Wie Du mich vor Dir ſiehſt, bin ich nicht länger
Die Furia, die wilde, zornentbrannte, —
Die Du einſt liebteſt —

Catilina. Haſſeſt Du mich nicht?

Furia. Nun nicht mehr. Als ich dort im Grabe ſtand,
Am Scheidewege ſchwankend zwiſchen Leben
Und Tod, den nächſten Augenblick bereit,

Digitized by Google

Zum Hades einzugehn, — sieh, da ergriff
Ein Schauder mich; ich weiß kein Wort dafür;
Doch wunderlich verwandelt dünkt' ich mich;
Fort flohen Rache, Haß, die Seele selbst;
Erinnrung schwand und jedes Erdentrachten;
Nur noch der Name Catilina brannte
Mit Flammenschrift, wie einst, in meiner Brust.

Catilina. Verwunderliches Weib! Sei, wer Du willst,
Ein Mensch, ein Schattenbild der Unterwelt, —
Es wohnt ein grauenvoller Zauber doch
In Deinem Wort, in Deinen schwarzen Augen.

Furia. Dein Herz ist stark wie meins; und dennoch lässest
Du zag und zweifelnd jede Hoffnung fahren
Auf Sieg und Macht! Und wendest feig den Rücken
Dem Schauplatz, wo die dunkeln Pläne Dir
In Licht und Reife sich entfalten könnten!

Catilina. Ich muß! Ein unerbittlich Schicksal will es.

Furia. Ein Schicksal? Wozu ward Dir Heldenkraft,
Wenn nicht, solch einem Schicksal kühn zu trotzen?

Catilina. Ich hab' genug gestritten! War mein Leben
Nicht steter Kampf? Und dieses Kampfes Früchte?
Verachtung — Schande —!

Furia. Du bist tief gesunken.
Du hängst Dich an ein hoch, verwegen Ziel
Und jähst es gern erreicht — und zitterst doch
Vor jedem Hindernis.

Catilina. Mir bangte? Nein.
Allein mein Ziel ist unerreichbar hoch; —
Das Ganze war ein kurzer Jugendtraum.

Furia. Du täuschst Dich über Dich, mein Catilina!
Dein Geist umschwebt dies eine Ziel noch immer;

Digitized by Google

Dein Herz iſt groß, Rom zu beherrſchen würdig,
Und Du haſt Freunde —. Ah, was zauderſt Du?

Catilina nachdenklich.

Ich ſoll —? Du rieteſt mir —? Mit Bürgerblut —?

Furia. Haſt Du, der Mann, nicht eines Weibes Mut?
Vergaßeſt Du die Römerin, die über
Des Vaters Leichnam ſtrebte nach dem Thron?
Ich fühle eine Tullia mich; — doch Du?
Verachte Dich; verachte Dich, Du Held!

Catilina. Verachten ſoll ich mich, — weil mein Gemüt
Nicht länger Herberg' wilder Ehrſucht iſt?

Furia. Du ſtehſt an einem Kreuzweg Deines Lebens.
Hier wartet Dein ein leer und ruhmlos Daſein,
Ein Zwiſchending von Tod und dumpfem Schlummer;
Und auf der andern Seite ſchimmert Dir
Ein Herrſcherſitz. So wähle, Catilina!

Catilina. Du willſt mich ins Verderben locken, Weib.

Furia. Der Würfel fällt, — und Deine Hand entſchied
Des ſtolzen Roms Geſchick für alle Zeiten.
Ein Leben wartet Dein voll Glanz und Macht;
Und dennoch ſchwankſt Du, wagſt nicht loszuſchlagen!
Du ziehſt in Deine Wälder, daß Dir dort
Die letzte Hoffnung ſterbe, die Dir blühte.
O Catilina, weckt denn kein, kein Wort
Den Ehrgeiz mehr, davon Dein Herz einſt glühte?
Soll dieſe Seele, zum Triumph geboren,
In öder Wildnis ungekannt verrinnen?
Zieh hin! Doch iſt für immer dann verloren,
Was hier durch eine That war zu gewinnen.

Catilina. Sprich weiter, weiter!

Furia. Endlich, welch ein Ziel:
Vor aller Nachwelt wie gebrandmarkt ſtehen?

Digitized by Google

Dein ganzes Leben war ein tollkühn Spiel,
Doch würd' es der Versöhnung Hauch umwehen,
Der Sage Dämmerglanz, wenn heldenhaft
Dein Geist in diesem wilden Volk erwachte,
Wenn Nachtgewölk der Knechtschaft Deine Kraft
Vor Freiheitsmorgenrot erblassen machte,
Wenn einmal Du —

Catilina. Genug! Du schlugest an
Die Saite, die zutiefst in mir erzittert.
Dein Wort erklang wie Wiederhall von dem,
Davon mein Herze flüstert Tag und Nacht.

Furia. So kenne ich Dich wieder, Catilina!

Catilina. Ich reise nicht! Du weckteſt mir aufs neue
Der Jugend Mut, der Mannheit starkes Sehnen.
Ja, leuchten will ich dem gesunknen Rom,
Mit Schreck Euch schlagen wie des Irrsterns Schweif,
Ihr stolzen Elenden! Ihr sollt erfahren:
Ihr habt mich nicht gebrochen, war ich auch
Ein Veilchen matt vom heißen Fechten!

Furia. Hör' mich!
Was Schicksal, was die nächtlichen Gewalten
Uns heißen, müssen wir gehorsam thun.
Nun wohl! Mein Haß erlosch; das Schicksal wollt' es;
Es mußte sein. Auf, reiche mir die Hand
Zum ew'gen Bunde! Nun, was zauderst Du?
Du willst nicht?

Catilina. Wollen —? Deine Augen schau' ich.
Sie leuchten — wie der Blitz im Schoß der Nacht.
Nun lächelteſt Du eben! Ha, so hab' ich
Mir Nemesis gedacht —

Furia. Wie? Sie zu schauen,
Blick' in Dich selbst. Vergaßest Du den Eid?

Digitized by Google

Catilina. Ich denke ſein; und doch erſcheinſt Du mir
Wie eine Rächerin —

Furia. Ich bin ein Bild ja
Aus Deiner eignen Seele.

Catilina grübelnd. Wärſt Du das?
Ich ahne, was ich doch nicht faſſen kann;
Gleich wie aus Nebeln wallt's geheimnisvoll, —
Doch deut' ich's nicht. Hier iſt zu tiefe Nacht.

Furia. Nacht muß hier ſein; die Nacht iſt unſer Reich;
Im Dunkeln herrſchen wir. Komm, reich' die Hand mir
Zum ew'gen Bunde!

Catilina wild. Schöne Nemeſis,
Mein Schatten, meiner eignen Seele Bild, —
Hier meine Hand zum ew'gen finſtern Bunde!

Er ergreift heftig ihre Hand; ſie blickt ihn mit einem ſtarren Lächeln an.

Furia. Nun ſcheidet uns nichts mehr!

Catilina. Wie Feuer geht's
Von Deinem Händedruck durch meine Adern!
Hier rollt nicht Blut mehr, ſondern heiße Lava;
Zu enge wird mir ums Gewölb' der Bruſt;
Vor meinem Blick wird Nacht! So ſoll ſich denn
Ein Meer von Flammen über Rom ergießen!

Er zieht ſein Schwert und ſchwingt es.

Mein Schwert, mein Schwert! Ha, ſiehſt Du, wie es funkelt?
Bald ſoll ſich's färben mit lebend'gem Blut!
Was überfällt mich? Meine Schläfen brennen;
Ein Heer Geſichte jagt an mir vorbei.
Sieg, Rache, Leben kommt nun allen Träumen
Von Größe, Herrſchermacht, Unſterblichkeit.
Mein Feldruf laute: Tod und rote Lohe!
Weh' dir, o Rom! Jetzt bin ich erſt ich ſelbſt!

Er ſtürzt hinweg; Furia folgt ihm.

Digitized by Google

Das Innere einer ſchwach erleuchteten Taberne.

Statilius, Gabinius, Coeparius, treten zugleich mit einer Anzahl junger Römer ein.

Statilius. Hier, Freunde, können wir die Nacht verbringen;
Hier ſind wir ſicher, daß uns niemand hört.

Gabinius. Wohlan, ſo laßt uns bechern, ſingen, ſchwärmen!
Wer weiß, wie lang's uns noch gegeben iſt!

Coeparius. Nein, warten wir vorerſt die Botſchaft ab,
Die Lentulus uns und Cethegus bringen.

Gabinius. Ei, laß die Boten bringen, was ſie wollen!
Dort bringt man Wein; den proben wir indes.
Auf, Brüder, ſtimmt ein luſtig Lied mir an!

Diener kommen mit Weinkannen und Bechern.

Die ganze Freundesſchar ſingt:

Bacchus zu Ehren
Laſſet uns leeren
Randvoller Becher
Perlenden Kranz!
Laſſet den dunkeln
Rebenſaft funkeln!
Preiſend erhebt des
Gottes Geſchenk!

Väterlich lächelnd
Segnet uns Liber;
Klar iſt die Traube;
Rauſch iſt der Lohn.
Laßt uns genießen!
Reben erſchließen
Herzen und Geiſter
Fröhlicher Luſt.

Digitized by Google

Doch du vor allen
Funkelnden Perlen,
Klarer Falerner,
Herrlicher Trank!
Kraft in uns legst du,
Mut uns erregst du,
Heiterkeit senkst du
Uns in die Brust!

Bacchus zu Ehren
Lasset uns leeren
Randvoller Becher
Perlenden Kranz!
Lasset den dunkeln
Rebensaft funkeln!
Preisend erhebt des
Gottes Geschenk!

Lentulus und Cethegus treten auf.

Lentulus. Genug des Singens und der Lust!
Statilius. Was giebt's?
Ist Catilina nicht mit Euch gekommen?
Gabinius. Er wollte doch?
Coeparius. Was hat er Euch erwidert?
Sprecht, sprecht! Erzählt uns alles!
Cethegus. Völlig anders,
Als wir uns dachten, war sein Wort.
Gabinius. Ei, ei?
Lentulus. Er wies, was wir ihm bieten mochten, ab.
Von unsern Plänen will er nichts vernehmen.
Statilius. Das wäre Wahrheit?
Coeparius. Warum will er nicht?
Lentulus. Er will nicht, kurz und gut. Er läßt uns sitzen;
Verläßt die Freunde — und verläßt die Stadt.

Digitized by Google

Statilius. Er uns verlassen, sagst Du?
Cethegus. Er verreist
Noch diese Nacht. Je nun, ich tadl' ihn nicht;
Sein Grund war triftig —
Lentulus. Feigheit war sein Grund!
Nun, da Gefahr droht, bricht er uns die Treue.
Gabinius. Das nennt sich Catilinas Freundschaft!
Coeparius. Nein;
Treulos und feig war Catilina nimmer!
Lentulus. Und dennoch flieht er.
Statilius. Mit ihm unsre Hoffnung.
Wo fänden wir nun einen neuen Führer?
Coeparius. Wo? Nirgends. Stehn wir ab von unserm Anschlag!
Lentulus. Noch nicht, Ihr Freunde! Hört nun erst, wie ich
Zur Sache stehe! Was war unser Wille?
Uns zuzueignen mit Gewalt, was uns
Ein ungerechtes Schicksal weigerte.
Man unterdrückt uns; doch wir wollen herrschen.
Wir leiden Not: — Reichtum ist unser Ziel.
Viele Stimmen.
Ja, Macht und Reichtum! Macht und Reichtum gieb uns!
Lentulus.
Nun wohl; wir wählten einen Freund zum Führer,
Auf den wir blindlings baun zu dürfen wähnten.
Er täuscht uns, wendet der Gefahr den Rücken.
Doch, Freunde, nicht verzagt! Er soll erfahren,
Es geht auch ohne ihn. Was mangelt uns?
Ein Mann, der kühn an unsre Spitze träte, —
Nichts andres.
Einige. Nenn uns einen solchen Mann!
Lentulus. Und nenn' ich ihn und steht der Mann vor Euch, —
Wollt Ihr ihn dann zu Eurem Führer küren?

Digitized by Google

Einige. Das wollen wir!
Andere. Ja, ja; das wollen wir!
Statilius. So nenn' ihn, Freund!
Lentulus. Und wär' ich es nun selbst?
Gabinius. Du selbst?
Coeparius. Du, Lentulus —!
Mehrere. Du willst uns führen?
Lentulus. Ich will's.
Cethegus. Und kannst Du's auch? Man muß dazu schon
Ein Catilina sein an Kraft und Mut.
Lentulus. Mir fehlt's an Mut nicht und auch nicht an Kraft.
Nur Hand ans Werk! Wie? Oder wolltet Ihr,
Nun, da es sich entscheiden kann, zurückstehn?
Jetzt oder niemals. Alles deutet auf
Ein gut Gelingen —
Statilius. Sei's; — wir folgen Dir!
Mehrere. Wir folgen Dir!
Gabinius. Nun ja, — wenn Catilina
Nicht mitthut, wirst wohl Du der nächste sein,
Das Steuer zu ergreifen.
Lentulus. Nun, so hört,
Wie ich mir vorzugehn gedacht. Zuerst —

Catilina tritt eilig ein.

Catilina. Hier bin ich, Freunde!
Alle. Catilina!
Lentulus beiseite. Er!
Verdammt —
Catilina. Wohlan, was fordert Ihr von mir?
Doch nein; ich weiß ja längst, worum sich's handelt.
Ich will Euch führen. Wollt Ihr Folgschaft leisten?
Alle außer Lentulus. Ja, Catilina, ja, Du führ' uns an!
Statilius. Man hat uns hintergangen —

Digitized by Google

Gabinius. Dich verdächtigt!

Coeparius. Man hat erzählt, Du wolltest fort von hier
Und unsre Sache aus den Händen geben.

Catilina. Ich wollt' es. Aber jetzt nicht mehr; jetzt leb' ich
Nur noch für dieses eine große Ziel.

Lentulus. Und was ist denn nun eigentlich Dein Ziel?

Catilina.
Mein Ziel liegt höher, als Du ahnen magst;
Ja, wohl, als irgend jemand ahnt. So hört denn!
Erst will ich unsrer Sache jeden Bürger
Mit Freiheitssinn gewinnen, dem des Volkes
Und Landes Ehr' und Wohlfahrt alles gilt.
Der alte Römergeist ist noch am Leben,
Sein letzter Funke noch nicht ganz erloschen.
Nun werd' er wieder angefacht zur Flamme,
So rein und leuchtend, wie er nie geloht.
Ach, allzu lange lag der Knechtschaft Düster
Auf Rom gesenkt wie eine schwarze Nacht.
Seht, dieses Reich, wie stolz es auch und mächtig
Erscheint, es schwankt und harrt nur seines Falls.
Drum muß ein Starker seine Zügel fassen;
Von Grund aus heißt es säubern hier und reuten,
Aus ihrem Schlaf die Stumpfgewordnen wecken,
Vernichten ganz der Elenden Gewalt,
Die Gift in die Gemüter streun, erstickend
Verjüngten Lebens letzte Möglichkeit!
Seht, Bürgerfreiheit will ich fördern, Freunde,
Und Bürgergeist, wie er in alter Zeit
Gewaltet hier; herauf von neuem bannen
Das goldne Alter, da der Römer froh
Sich hingab für des Vaterlandes Ehre
Und Gut und Erbe opferte fürs Volk!

Digitized by Google

Lentulus. Du ſchwärmſt, Freund Catilina! Das war's nicht,
Was wir gemeint —
Gabinius. Was, frag' ich, frommt es uns,
Solch alte Zeiten wieder aufzurichten
Mit ihrer lächerlichen Einfalt?
Einige. Nein!
Macht fordern wir —
Andere. Und Mittel, ungebunden
Und ſorgenfrei zu leben.
Viele Stimmen. Ja, das iſt's!
Coeparius. Wie! Sollten wir um andrer Glück und Freiheit
Uns ſelbſt gefährden?
Die ganze Schar. Nein, wir wollen ſelbſt
Des Sieges Früchte!
Catilina Elendes Geſchlecht!
Ihr wollt vom Blut der großen Väter ſein?
Und wißt ſie beſſer nicht zu ehren, als
Indem Ihr Schimpf auf ihren Namen häuft!
Lentulus. Du wagſt uns zu verhöhnen, Du, der ſtets
Ein Schreckbild war —
Catilina. Jawohl, ich leugn' es nicht;
Ich war ein Schrecken aller Guten; doch
So niedrig war ich nimmer noch wie Ihr!
Lentulus. Halt' Deine Zung' im Zaum! Das Maß iſt voll.
Mehrere. Nein, nein; wir wollen nicht —
Catilina ruhig. Ihr feige Brut, —
Ihr könnt noch irgend etwas wollen, Ihr?
Lentulus. Nieder mit ihm!
Viele Stimmen. Nieder mit Catilina!

Sie ziehen ihre Dolche und dringen auf ihn ein; Catilina zieht den Mantel ruhig von ſeiner Bruſt und betrachtet die Erregten mit einem kalten, höhniſchen Lächeln; ſie laſſen die Dolche ſinken.

Digitized by Google

Catilina.

Stoßt zu! Ihr wagt es nicht? O, Freunde, Freunde!
Ich würd' Euch achten, bohrtet Ihr den Stahl
In diese offne Brust, die Ihr bedroht.
Ist denn kein Funke Mutes mehr in Euch?

Einige. Er will nur unser Wohl!

Andere. Er höhnt mit Fug.

Catilina.

Fürwahr. Doch seht, die Zeit ist nun gekommen,
Da Ihr der Schande Brandmal tilgen könnt.
Was hinter uns liegt, wollen wir vergessen; —
Denn eine bessre Zukunft thut sich auf.

Voll Bitterkeit.

Ich Thor! Der ich mit Euch zu siegen hoffte!
Weilt Siegergeist in einer Schar Gesunkner?

Hingerissen.

Schön hat mir einst geträumt, und große Bilder
Besuchten mich und flohn dem Blick vorüber.
Mir träumte, daß ich mich wie Ikarus
Bis unters Himmelszelt beschwingt erhob;
Mir träumte, Götter stählten mir die Hand
Mit Riesenkraft und boten mir den Blitzstrahl.
Und diese Hand ergriff den fliehenden
Und zückt' ihn nieder auf die Stadt tief unten.
Und da die rote Lohe stieg und leckte
Und Rom in brauner Trümmer Staub versank,
Da rief ich lauten und gewalt'gen Rufs
Die Brüder Catos an in ihren Gräbern;
Und tausend Geister folgten meinem Weckruf, —
Und neu aus seiner Asche hob sich Rom.

Abbrechend.

Digitized by Google

Es waren Träume nur. Kein Gott beſchwört
Vergangenheit ins Licht des Tags herauf,
Und keiner Vorzeit Geiſt entſteigt dem Grabe.

Wild.

Nun wohl, vermag ich nicht das alte Rom
Zu wecken, — unſer Rom, es ſoll vergehn!
Bald ſoll'n, wo Marmorſäulen jetzt ſich reihen,
Rauchſäulen wirbeln durch der Glut Gekrach;
Palaſt und Tempel ſollen ſtürzen und
Das ſtolze Kapitol wie Staub verwehn!
Auf, ſchwöret, Freunde, daß Ihr dieſem Werk
Euch weihen wollt! Ich tret' an Eure Spitze.
Wollt Ihr mir folgen, ſprecht?

Statilius. Wir folgen Dir!

Mehrere von den übrigen ſcheinen unſchlüſſig und beſprechen ſich flüſternd. Catilina betrachtet ſie mit einem höhniſchen Lächeln.

Lentulus mit gedämpfter Stimme.

Am beſten iſt, wir folgen. Unter Trümmern
Erreichen wir am ſchnellſten unſer Ziel.

Alle rufen: Ja, Catilina, ja; wir folgen Dir!

Catilina. So ſchwört mir zu bei Eurer Väter Göttern,
Daß Ihr mir treu gehorchen wollt!

Die ganze Schar mit erhobenen Händen. Ja, ja;
Wir ſchwör'n Dir ewigen Gehorſam zu!

Catilina. So ſchleicht Euch einzeln, auf getrennten Wegen,
Ins Haus zu mir. Dort harren Waffen Euer.
Ich komme nach. Ihr ſollt ſodann erfahren,
Wie ich mich vorzugehn entſchloß. Geht nun!

Alle ab.

Lentulus hält Catilina zurück.

Ein Wort noch! Weißt Du ſchon, daß dem Senat

Digitized by Google

Geſandte der Allobroger gemeldet,
Mit Klagen und Beſchwerden?

Catilina. Ja, ich weiß es.
Sie trafen heute ein.

Lentulus. Ganz richtig, heute.
Wie, — wenn wir ſie für unſre Pläne ſtimmten?
Mit ihnen wird ganz Gallien ſich erheben
Und einen Sturm aufwirbeln wider Rom.

Catilina unwillig. Wir ſollten Bündnis ſuchen mit Barbaren?

Lentulus. Ein ſolches Bündnis iſt für uns Bedingung.
Aus eigner Kraft erwächſt der Sieg uns nicht;
Wenn nicht von außen —

Catilina lächelt bitter. Tief gefallnes Rom!
In deſſen Mauern nicht einmal mehr Männer,
Ein wankend Trümmerwerk zu ſtürzen, ſind.

Beide ab.

Ein Garten hinter Catilinas Haus, das zwiſchen den Bäumen hindurchblickt. Zur Linken ein Seitengebäude.

Curius, Cethegus und mehrere von den Verſchworenen treten, ſich flüſternd miteinander beſprechend, vorſichtig von rechts auf.

Curius. Doch iſt auch wirklich wahr, was Du berichteſt?

Cethegus. Wahr, Wort für Wort. In dieſem Augenblick
Ward's abgekartet.

Curius. Und er leitet alles?

Cethegus. Er ſteht für alles. Sprich nur mit ihm ſelbſt.

Alle mit Ausnahme von Curius ins Haus ab.

Curius. Seltſame Nacht! Meine Gedanken wirbeln
Im Kreis herum! War's nur ein Traum, das Ganze?
Erlebnis oder Traum, — ich ſchau' erwacht,
Wohin ich ſchauen mag, nur ihre Züge.

Catilina tritt von rechts auf.

Digitized by Google

Catilina auf ihn zu.

Mein Curius? Wie haſt Du mir gefehlt!
Ganz unerwünſcht verlief mein Abenteuer
Mit der Veſtalin —

Curius verwirrt. So? Ei ja, gewiß!

Catilina. Ich will mich der Erinnrung dran entſchlagen.
Es war ein Abenteuer ſchickſalsſchwanger.

Grüblerisch.

Man ſagt ja wohl, die Furien entſtiegen
Der Unterwelt, ſich an der Opfer Ferſen
Zu heften. O, wenn es ſo wäre, Freund!

Curius unruhig.

Wie? Biſt Du ihr —?

Catilina. Sie war hier heute Nacht.
Jedoch genug davon. Mein Curius,
Ein wichtig Unternehmen iſt im Gange —

Curius. Ich weiß. Cethegus hat davon erzählt —

Catilina. Wer ſagt, was von den Göttern für ein Ausgang
Beſchloſſen iſt? Mein Schickſal iſt vielleicht:
Zermalmt zuvor von feindlichen Gewalten,
Mein Ziel nie zu erreichen. Nun, wohlan!
Doch Du, der mir von Kind auf teuer war,
Mein Curius, Du ſollſt mir nicht hinein
In dieſen Strudel. Deine Hand! Du bleibſt
In Rom, falls ich den Angriff, was wohl möglich,
Nach andrer Stelle zu verlegen wünſchte,
Und kommſt erſt, krönt Gelingen unſer Werk.

Curius bewegt. Mein väterlicher Freund! O, ſo beſorgt!

Catilina. Du willigſt ein? So laß uns Abſchied nehmen;
Nur einen Augenblick; ich komme gleich.

Ins Haus ab.

Digitized by Google

Curius blickt ihm nach. Er liebt mich wie zuvor. Er argwöhnt nichts.

Lentulus und andere Verschworene treten von rechts auf.

Lentulus. He, Curius, wir suchen Catilina.
Ist er im Garten?

Curius. Nein, er ist dort drinnen.

Sie treten ins Haus.

Curius geht unruhig umher.

Wie soll ich diese wilde Sehnsucht dämpfen?
Mein Blut ist aufgewühlt und giebt nicht Frieden.
O Furia, — verwunderliches Weib!
Wo bist Du jetzt? Wann sehen wir uns wieder?
Wo blieb sie nur? Fort glitt sie, wie ein Schatten,
Als ich sie aus dem grausen Grab befreit.
Und jene dunkeln, rätselvollen Worte,
Und dieses Auge, blind zugleich und schimmernd —?
Wie? War das Wahnwitz? Hätte Grabesgrauen
Den Sinn umnachtet ihr?

Furia hinter ihm, unter den Bäumen. Nein, blasser Jüngling!

Curius mit einem Aufschrei. Du, Furia! Du, hier?

Furia nähert sich. Bei Catilina.
Wo Er ist, hat auch Furia zu sein.

Curius. O, folg' mir, Teure! Komm! Ich bringe Dich
In Sicherheit. Wenn hier Dich jemand sähe!

Furia. Die Toten fürchten nichts. Hast Du vergessen:
Du trugest einen Leichnam aus dem Grabe!

Curius. Schon wieder diese Sprache! Hör' mich an!
Komm zu Dir selbst, — und folg' mir, Furia!

Will ihre Hand ergreifen.

Furia stößt ihn wild zurück.

Verwegner Thor, — so flößt kein Graun Dir ein
Des Todes Tochter, die vom Reich der Nacht
Emporgetaucht auf eine flücht'ge Frist?

Digitized by Google

Curius. Ich fühle Graun vor Dir. Doch dieſes Graun,
Dies Schaudern wunderſam beſeligt mich.

Furia. Was drängſt Du mich? Umſonſt iſt, was Du redeſt.
Ich bin des Grabes; dort iſt meine Heimat;
Ich bin ein Flüchtling aus des Todes Thalen;
Mit Tagesanbruch muß ich wieder heim.
Du glaubſt mir nicht? Glaubſt nicht, daß ich geſeſſen
In Plutos Halle zwiſchen bleichen Schatten?
Ich ſage Dir, ich war dort eben noch, —
Jenſeits des Fluſſes und der ſchwarzen Sümpfe.

Curius. So nimm mich mit!

Furia. Dich?

Curius. Ja; ich folge willig,
Geh' ſelbſt den Weg mit Dir durch Nacht und Tod!

Furia. Das kann nicht ſein. Wir müſſen hier uns trennen;
Dort darf ſich Tod und Leben nicht geſellen.
Du raubſt mir meine Zeit, die, ach, ſo knapp!
Ich habe nur die Friſt der Nacht zum Handeln;
Mein Werk iſt Nacht, ich bin ein Gruß der Nacht.
Doch wo iſt Catilina?

Curius. Suchſt Du Ihn?

Furia. Ihn ſuch' ich, ja.

Curius. Verfolgſt Du ihn noch immer?

Furia. Was ſtand ich dieſe Nacht auf von den Toten,
Wenn's nicht um Catilinas willen war?

Curius. Ha, dieſer Wahnwitz, der Dich angefaßt!
Und doch, wie ſchön Du biſt in Deinem Schwärmen.
O, denk' nicht mehr an Catilina jetzt!
Folg' mir! Gebiete mir; ich will Dir dienen.

Wirft ſich vor ihr nieder.

Hier bettl' ich wie ein Sklav zu Deinen Füßen
Um einen Blick! O, hör' mich, Furia!

Digitized by Google

Ich liebe Dich! Ein ſüß und giftig Feuer
Verzehrt mein Herz, und niemand außer Dir
Kann ſeine Qualen lindern —

Furia blickt nach dem Hauſe hin. Dort iſt Licht —
Und Männer ſeh' ich. Was geſchieht dort drinnen
Bei Catilina?

Curius ſpringt auf. Wieder dieſer Name!
Um ihn nur dreht Dein ganzes Denken ſich.
Ich könnt' ihn haſſen!

Furia. Hätte er beſchloſſen,
Den kühnen Plan ſo bald ins Werk zu ſetzen,
Der ihm die Nächte ſtahl?

Curius. Du weißt —?

Furia. Das Ganze.

Curius. So weißt Du ja wohl auch, daß er ſich an
Die Spitze des verwegnen Bunds geſtellt!
Doch, ich beſchwör' Dich, frage mich nicht weiter
Nach Catilina!

Furia. Sag' mir nur noch eins;
Dies ſei die letzte Frage. Gehſt Du mit ihm?

Curius. Er iſt mir wie ein treuer Vater —

Furia lächelnd. Er?
Mein Catilina?

Curius. Ha!

Furia. Der Mann, um den
Mein Denken kreiſt?

Curius. Ein Taumel faßt mich an!
Ich haſſ' ihn —! O, ich könnt' ſein Mörder werden!

Furia. Schworſt Du mir jüngſt nicht zu, Du ſeiſt bereit
Mir zu gehorchen?

Curius. Fordre, was Du willſt!

Ich dien' Dir blind, gehorch' in allem Dir, —
Nur eines: denk' nicht mehr an Catilina!

Furia. Das will ich thun, — ſobald er in ſein Grab
Hinabgeſtiegen iſt.

Curius weicht zurück. Du forderſt, daß ich —?

Furia. Du ſollſt kein Eiſen brauchen; nur verraten,
Was er zu thun gedenkt —

Curius. Verräterei
Und Mord zugleich! Bedenk', er iſt ja doch
Mein Vater faſt und —

Furia. Meines Denkens Ziel!
Schwächlicher Thor! Und Du, Du wagſt von Liebe
Zu reden, — und erſchrickſt, den Mann zu ſtürzen,
Der Dir im Wege ſteht? Geh von mir!

Sie wendet ihm den Rücken.

Curius. Nein;
Verlaß mich nicht! Ich bin zu allem willig!
Ein Grauen ſchüttelt mich vor Deinem Anblick;
Und doch, ich kann die Fäden nicht zerreißen,
Womit Du mich umgarnt.

Furia. So biſt Du willig?

Curius. Was höhnſt Du mich, indem Du alſo fragſt?
Ob willig ich? Wie? Hab' ich denn noch Willen?
Dein Blick iſt wie der Schlange Blick, wenn er
Mit Zauberbann ſich auf den Vogel heftet,
Der angſtvoll ſie umflattert, immer näher
Und näher ſtets dem fürchterlichen Schlund.

Furia. So geh ans Werk!

Curius. Und wenn ich meine Freundſchaft
Für meine Liebe opferte, — was dann?

Furia. Weiß ich nicht mehr, wer Catilina war.
Iſt mein Geſchäft zu Ende. Heiſch' nicht mehr!

Curius. Um den Preis ſollte ich —?

Furia. Du zauderſt noch?
Zeigt Dir Dein ſchwächlich Hoffen nichts davon,
Womit ein dankbar Weib beglücken kann,
Wenn erſt die Zeit —?

Curius. Bei allen Nachtdämonen!
Ich zaudre nicht. Der Eine ſcheidet uns.
So mag er fallen! Jeden Funken tilg' ich
Der Freundſchaft für ihn, jedes Band zerreiß' ich!
Wer biſt Du, ſchöner Nachtſpuk? Deine Nähe
Verſteinert und verzehrt mich auf ein Mal.
Mein Sehnen macht mir Froſt, mein Schrecken Hitze,
Mein Lieben iſt wie Haß gemengt mit Zauber.
Wer bin ich ſelbſt? Ich kenne mich nicht mehr.
Eins weiß ich nur: daß ich ein andrer war,
Eh' ich Dich ſah. Froh ſpring' ich in den Abgrund,
Um Dir zu folgen! Catilina ſterbe!
Ich geh' zum Kapitol. In dieſer Nacht
Iſt der Senat verſammelt. Eine Zeile
Verrät ihm Catilinas Werk. Leb' wohl!

Eilig ab.

Furia für ſich. Schon türmt die Wolke ſich; bald zuckt der Blitz.
Dein Tag geht jäh zur Rüſte, Catilina;
Mit großen Schritten nahſt Du Deinem Grab!

Die Geſandten der Allobroger, Ambiorix und Ollovico, treten aus dem Hauſe, ohne Furia zu bemerken, die halb verborgen im Schatten der Bäume ſteht.

Ambiorix. So wär's beſchloſſen denn. Es war gewagt,
Mit dieſem Mann ſich zu verbinden.

Ollovico. Ja;
Doch da der Rat uns jede Forderung abſchlug,
Blieb uns kein andrer Weg der Rettung offen;
Und was uns wird, wenn unſre Freunde ſiegen,

Digitized by Google

Es wiegt den fährdevollen Kampf wohl auf,
Der unser bald nun harrt.

Ambiorix. So ist es, Bruder!

Ollovico. Gewinn der alten Unabhängigkeit,
Freiheit von Rom — ist einen Strauß wohl wert.

Ambiorix. So schnell wie möglich heißt es nun nach Hause
Und rings im Gallierland den Aufruhr schüren.
Leicht werden wir die Stämme wider ihre
Zwingherrn empören, daß sie uns vertraun
Und mit zu Catilinas Scharen stoßen.

Ollovico. Der Kampf wird hart sein. Noch ist Rom gar mächtig.

Ambiorix. Wir müssen's wagen. Ollovico, komm!

Furia ruft ihnen warnend zu:
Weh über Euch!

Ambiorix fährt zusammen. Bei allen Göttern —!

Ollovico. Horch!
Uns warnt im nächt'gen Dunkel eine Stimme!

Furia. Weh über Euer Volk!

Ollovico. Dort steht sie, Bruder,
Der bleiche, ahnungsvolle Schatten; sieh!

Furia. Weh über die, so Catilina folgen!

Ambiorix. Heim! heim! Wir fliehn! Wir brechen jedes Bündnis.

Ollovico. Uns warnte eine Stimme; wir gehorchen.

Schnell nach rechts ab.

Catilina tritt aus dem Haus im Hintergrund.

Catilina. Vergebne Hoffnung, Rom bedrohen wollen
Mit dieser Schar von Elenden und Feigen!
Was treibt sie? Sie gestehn's mit kalter Frechheit:
Nur Not und Raublust treibt sie, sich zu rühren.
Verlohnt sich's wohl, für solche Ziele Leben
Zu opfern? Was gewinne ich dabei!
Was fällt für mich ab?

Digitized by Google

Furia unſichtbar hinter den Bäumen. Rache, Catilina!

Catilina fährt zuſammen.

Wer redet da! Wer weckt der Rache Geiſter
Aus ihrem Schlaf? Rang dieſe Stimme ſich
Aus meinem Innern? Rache? Ja, dies Wort
Sei Loſung mir und Feldruf! Blut'ge Rache!
Rache für alle Hoffnungen und Träume,
Die mir ein grollendes Geſchick zertreten!
Rache dafür, daß Ihr mein Leben bracht!

Die Verſchworenen treten bewaffnet aus dem Hauſe.

Lentulus. Noch brütet nächtlich Dunkel über Rom;
's iſt Zeit nun, aufzubrechen.

Mehrere flüſternd: Gehn wir! Kommt!

Aurelia tritt aus dem Seitengebäude, ohne die Verſchworenen zu bemerken.

Aurelia. Geliebter, — biſt Du hier?

Catilina mit einem Aufſchrei. Aurelia!

Aurelia. Ließ ich Dich warten, ſag' mir?

Gewahrt die Verſchworenen und eilt zu ihm hin.

Milde Götter!

Catilina ſtößt ſie zur Seite.

Fort von mir, Weib!

Aurelia. Mein Catilina, — ſprich!
Die Männer hier in Waffen —? Und auch Du —?
O, Du willſt hinziehn —

Catilina wild. Ja, beim Gott der Schatten, —
Ein luſt'ger Zug! Siehſt Du den Stahl hier blitzen?
Heiß dürſtet ihn; ich geh' — den Durſt ihm ſtillen.

Aurelia.

Mein Traum, mein Hoffen! O, mein ſel'ger Traum!
Und ſo von ihm erwachen müſſen —

Catilina. Schweig'!
Bleib', — oder folge uns! Mein Herz iſt tot

Digitized by Google

Für Klag' und Thränen. — Freunde, ſeht, wie rot
Der volle Mond dort in die Nacht verſinkt.
Wann uns ſein Rund zum nächſten Male blinkt,
Soll ſich ein Flammenſtrom mit wilder Macht
Hinwälzen über Rom und ſeine Pracht.
Und ſcheint er abermals um tauſend Jahre
Auf Latiums Trümmerfeld, ſo offenbare
Nur Eine Säule noch aus Schutt und Graun
Dem Wanderer: Hier war einſt Rom zu ſchaun.
Er eilt nach rechts ab; alle folgen ihm.

Digitized by Google

Dritter Akt.

Catilinas Lager in einer waldreichen Gegend Etruriens. Zur Rechten sieht man Catilinas Zelt und diesem zur Seite einen alten Eichbaum. Vor dem Zelt brennt ein Wachtfeuer. Mehrere andere schimmern durch die Bäume im Hintergrund. Es ist Nacht. Der Mond bricht bisweilen aus den Wolken hervor.

Statilius liegt schlafend am Wachtfeuer. Manlius geht vor dem Zelt auf und ab.

Manlius. Das ähnelt diesen jungen leichten Vögeln.
Da schlafen sie so ruhig und so fest,
Als lägen sie im treuen Schoß der Mutter,
Und nicht in einem unwegsamen Wald.
Das pflegt der Rast, als warteten sie nur,
Zu einem muntern Spiel geweckt zu werden
Und nicht zu einem Kampf, — vielleicht dem letzten,
Den sie zu kämpfen haben.

Statilius erwacht und steht auf. Noch auf Wacht?
Du bist wohl müd'? Nun ist die Reih' an mir.

Manlius. Schlaf' lieber noch. Erquickend schlafen ist
Der Jugend Recht; ihr leidenschaftlich Blut
Bedarf der Kräfte. Anders steht es, wenn
Das Haar ergraut, das Herzblut matter rinnt,
Und Alter unsre Schultern hängen macht.

Statilius. Ja, Du hast recht; so will auch ich einmal
Als alter, grauer Krieger —

Manlius. Weißt Du denn
So ſicher, daß das Schickſal Dir zu altern
Gewähren wird?

Statilius. Wie ſollt' es nicht? Was bringt
Dein Herz auf ſolche Ahnungen? Hat irgend
Ein Unglück uns betroffen?

Manlius. Und Du meinſt,
Wir hätten nichts zu fürchten, junger Thor?

Statilius. Wir haben unſer Heer verſtärkt —

Manlius. Verſtärkt,
Durch Fechter und entlaufne Sklaven, ja.

Statilius. Was ſchadet das; geſammelt werden ſie
Zu ſchaffen machen, und ganz Gallien will
Uns Hülfe ſenden —

Manlius. Hülfe, die noch ausſteht.

Statilius. Du meinſt, daß die Allobroger ihr Wort
Gereuen wird.

Manlius. Ich kenne dieſe Leute
Von früher her. Allein genug davon.
Wir werden wohl ſchon morgen wiſſen, was
Die Götter über uns beſchloſſen haben.
Doch geh, Statilius, und ſieh mir nach,
Ob alle Wachen ihrer Pflicht gedenken.
Wir müſſen einen Überfall erwarten —
Und kennen nicht einmal des Feindes Stand.

Statilius in den Wald hinein ab.

Manlius allein am Wachtfeuer.

Nun ſammeln ſich der Wolken mehr und mehr;
's iſt eine dunkle, wetterſchwangre Nacht;
Ein feuchter Nebel engt die Bruſt mir ein,
Als bärg' im Schoß er Unheil für uns alle.
Wo blieb der leichte, unbeſorgte Sinn,

Digitized by Google

Womit ich einſt des Krieges Handwerk trieb?
Ob es des Alters Laſt nur iſt, die ſich
Mir fühlbar macht? Hm, ſeltſam, dieſen Abend
Bedünkte ſelbſt die Jugend mich verſtimmt.

Nach einer Pauſe.

Nun denn, die Götter wiſſen's, Rache war
Es nicht, weshalb ich Catilina folgte.
Mein Groll entbrannt' auf eine kleine Friſt,
Als ich gekränkt, hintangeſetzt mich fühlte; —
Das alte Blut ward noch nicht ganz zu Eis,
Oft rollt's noch heiß genug durch dieſe Adern.
Doch das vergaß ſich bald. Ich folgte ihm
Um ſeinetwillen, meinem Catilina;
Und wachen werd' ich treulich über ihn.
Vereinſamt ſteht er unter dieſen Scharen
Von wilden Freunden und gemeinen Schurken.
Sie faſſen ſeine Pläne nicht, und Er
Iſt allzu ſtolz, den ihren nachzudenken.

Er legt einige Scheite ins Feuer und bleibt in Schweigen verſunken ſtehen.
Catilina tritt aus dem Zelt.

Catilina für ſich. Es geht auf Mitternacht. Wie ſtill iſt alles!
Nur meinem Auge will kein Schlummer kommen.
Kalt bläſt der Nachtwind; möcht' er mir Erquickung
Und Kräfte bringen. Ach, es thut ſo not!

Bemerkt Manlius.

Du biſt es, alter Manlius? Du wachſt hier
Allein die dunkle Nacht?

Manlius. Ich habe Dich,
Da Du noch Kind, ſo manches Mal bewacht.
Beſinnſt Du Dich nicht mehr?

Catilina. Die Zeit iſt hin,
Und mit ihr meine Ruh'; wohin ich gehe,

Verfolgen mich Geſichte, hundertfältig.
O, alles, Manlius, birgt dieſe Bruſt,
Nur Frieden nicht. Der bleibt ihr ewig fremd.

Manlius. Verjag' die traurigen Gedanken. Schlummre!
Sieh, morgen fällt der Würfel; alle baun
Und dürfen baun auf Deine volle Kraft.

Catilina. Ich kann nicht ſchlummern. Schließ' ich meine Augen,
In flücht'gem Schlaf Vergeſſenheit zu ſuchen,
So werd' ich Spielball wunderlicher Träume.
So lag ich auf dem Lager juſt, im Halbſchlaf,
Da kamen jene Traumgeſichte wieder, —
Krauſer denn je, lebhafter, bildlicher,
Geheimnisvoller. Ah, begriff' ich doch
Des Zeichens Sinn! Doch nichts —

Manlius. Vertrau' mir an,
Was Du geträumt; vielleicht kann ich Dir's deuten.

Catilina nach einer Pauſe.
Ob ich ſchlummernd oder wach lag, weiß ich ſelber kaum;
Ohne Raſt und Ruh' ſich jagte Traum in mir um Traum.
Sieh, da legt ſich Dunkel um mich, Dämmer ſchauerlich;
Und mit breitem Fittich ſenkt ſich eine Nacht auf mich,
Nur durchzuckt von Blitzgefunkel, düſter, ſchreckensreich;
Und ein feucht Gewölb umfängt mich einem Grabe gleich.
Wie ein wetterſchwerer Himmel hoch die Wölbung ragt,
Scheuer Schatten wirr Gewimmel, toller Geiſter Jagd
Sauſt und brauſt vorbei: ſo atmet Sturm des Meeres Bruſt,
Bis am Steingeſtad' es endlich büßt die wilde Luſt.
Aber mitten im Gewimmel ſingen, kranzgeſchmückt,
Kinder wie von Heimatfluren, längſt dem Sinn entrückt.
Wo ſie ſingen, weicht das Dunkel einem Leuchten klar, —
Und in des Gewölbes Mitte ſteht ein einſam Paar;
Zwei der Weiber: ſtreng die eine, ſchwarz wie Finſternis,

Und die andre mild, wie Morgen, wann das Graun zerriß.
O, wie seltsam wohlbekannt doch dünkten mich die zwei!
Bald der einen Lächeln sonnte mir die Seele frei;
Bald der andern Auge brannte wie ein Blitzstrahl wild;
Schreck ergriff mich, und doch bannte mich das grause Bild.
Stolz und aufrecht steht die eine, und die andre lehnt sich still
An den Tisch, auf dem sie, dünkt mich, spielen ein verborgen Spiel.
Steine tauschen sie und rücken sie von Feld zu Feld —
Da — gewonnen! Da — verloren! Und zur Unterwelt
Sinkt sie, die verlor, und mit ihr ihres Lächelns Licht;
Auch die frohen Kindergruppen weilen länger nicht.
Lärm und Dunkel wächst und wächst. Doch aus des Dämmers
Schoß
Heften sich auf mich zwei Augen, starr, erbarmungslos.
Schwindel faßt mich an; ich schaue nur der Augen Glut.
Doch was weiter noch gefiebert mein erregtes Blut,
Deckt in meinem Innern nächtlich des Vergessens Bann.
Könnt' ich mich nur noch erinnern! Ach, daß es zerrann!

Manlius. Ein Traum, gar eigentümlich, Catilina;
Gewiß.

Catilina grübelnd. Vermöcht' ich mich nur zu erinnern —!
Doch alles ist vergebens —

Manlius. Plag' Dich nicht
Mit solchen Dingen ab. Was sind wohl Träume?
Phantastische und leere Hirngespinste,
Bedeutungslos und ohne Grund und Sinn.

Catilina. Ja, ja; hast recht; wozu sein Hirn zergrübeln;
Es war nur eine Laune. Geh nur, Alter,
Und ruh' Dich aus. Ich wandre hier indes
Mit mir allein umher und meinen Plänen.

Manlius in den Wald ab.

Digitized by Google

Catilina geht eine Weile am Wachtfeuer, das dem Erlöschen nahe ist, auf und nieder; dann bleibt er stehen und sagt gedankenvoll:

Vermöcht' ich bloß —! Ah, weibisches Gebahren,
Solchem Gegrübel Zeit und Ohr zu leihn.
Und doch, in dieser stummen Geisterstunde,
In dieser Einsamkeit, — wie tritt lebendig
Mir wiederum vor Augen, was ich träumte —!

Ein Schatten, einem alten Manne in Rüstung und Toga gleichend, wächst ein Stück vor ihm unter den Bäumen gewissermaßen aus dem Boden.

Catilina weicht vor dem Schatten zurück.

Ihr Götter!

Der Schatten. Sei gegrüßt mir, Catilina!

Catilina. Was willst Du mir? Wer bist Du, bleicher Schatten?

Der Schatten. Ich habe hier das Recht, zu fragen; Du
Die Pflicht, zu antworten. Gemahnt Dich nicht
An längst vergangne Zeiten diese Stimme?

Catilina. Mir ist als wäre mir —; doch kann ich nicht —.
Doch sprich, — wen suchst Du mitternächt'ger Weile?

Der Schatten. Dich such' ich. Wisse, diese Stunde nur
Ist mir vergönnt, hier oben umzugehen.

Catilina. Bei allen Göttern, sprich! Wer bist Du?

Der Schatten. Still!
Ich komme, Dich zur Rechenschaft zu ziehen.
Was gönnst Du mir des Grabes Frieden nicht?
Was treibst Du mich empor vom Haus des Todes?
Was störst Du mein Vergessen, meine Ruhe,
Daß ich Dir nahn muß drohenden Geflüsters
Und meine teu'r erkaufte Ehre schirmen?

Catilina. Ha, diese Stimme —! Ahnung dämmert mir —

Der Schatten. Was ist von meiner Herrschermacht geblieben?
Ein Schatten wie ich selbst; ja, kaum ein Schatten.
Sie sank gleich mir ins Grab und ward zu nichts.

Digitized by Google

Sie zahlte teuer ſich, war teu'r erworben.
Sie hat mich meines Lebens Ruh' gekoſtet,
Und die des Grabes gab ich hin für ſie.
Und nun willſt Du mir mit verwegner Hand
Den Reſt entreißen, der mir noch verblieb!
Sind nicht der Wege mehr zu großen Werken?
Was wählſt Du den juſt, welchen ich gewählt?
Die Macht, ſie gab ich mit dem Leben auf.
Allein mein Name ſollte ewig ſtehn,
Nicht freundlich funkelnd wie des Sternes Auge,
Nein, wie ein Blitz, ans Nachtgewölb geheftet!
Nicht wollte ich gleich Hunderten vor mir
Durch Edelſinn und ſanfte Tugend glänzen;
Ich wollte nicht bewundert ſein, — ein Los,
Das ſchon ſo vielen ward und werden wird
Zu allen Zeiten. Nein, aus Blut und Schrecken
Beſchloß ich mir mein Denkmal aufzurichten!
In ſtummem Graun wie auf ein Meteor,
Das aufflammt und verglüht gleich einem Rätſel,
So ſollte ſtarren man auf meinen Pfad,
Aufſchauend ſcheu zu mir, dem nie ein Menſch,
Nicht vor- noch nachher, wagte gleich zu ſein!
So träumte mir, — allein ich ward betrogen.
Du ſtandſt mir nahe. Daß mir auch nicht ahnte,
Welch ſchlimme Saat in Deiner Seele ſchlief!
Doch wiſſe, Catilina, ich durchſchaue
Der Zukunft Dämmerflor und was er birgt;
In den Geſtirnen leſe ich — Dein Schickſal!

Catilina. Mein Schickſal lieſeſt Du? So deute mir's!

Der Schatten. Erſt hinterm Thor der Todesnacht
Entweicht die Dämmrung, die umbreitet,
Was, eine große, grauſe Fracht,

Digitized by Google

Hinab den Strom der Zukunft gleitet.
Nur dies darf ich, als Geist, Dir noch
Aus Deines Schicksals Buch bestellen:
Du fällst von eigner Hand, und doch
Wird eine fremde Hand Dich fällen!

Die Geistererscheinung gleitet fort, wie in einem Nebel.

Catilina nach einer Pause.

Er ist verschwunden. War's ein Traumbild nur?
Nein, nein; hier stand er, und der Mondstrahl streifte
Sein fahles Antlitz. O, ich kannt' ihn wohl!
Der alte, blutige Diktator war's,
Der aus dem Grabe, mich zu schrecken, stieg.
Ihm bangt, des Sieges Krone zu verlieren,
Kein Lorbeerreis, — den fürchterlichen Ruf,
Darin sein Name weiterlebt. So plagt
Blutlose Schatten noch der Ehrsucht Fieber?

Geht unruhig auf und ab.

Was stürmt nicht auf mich ein! Bald warnt mich sanft
Aurelia, bald wiederhallt mein Herz
Von Furias aufstachelndem Geheiß.
Und nicht genug; aus ihren Gräbern tauchen
Die bleichen Schatten der Vergangenheit.
Sie drohen mir. Ich sollte ihnen weichen?
Noch jetzt auf Umkehr sinnen? Nein, ich schreite
Los auf mein Ziel — und werde es erreichen!

Curius kommt in heftiger Bewegung durch den Wald.

Curius. O, Catilina —!

Catilina überrascht. Du, Du hier, mein Freund?

Curius. Ich mußte —

Catilina. Warum bliebst Du nicht in Rom?

Curius. Mich ließ die Angst um Dich nicht länger weilen.

Digitized by Google

Catilina. Um meinetwillen wagſt Du blind Dein Leben?
Leichtſinniger! Und doch, — komm an mein Herz!

Will ihn umarmen.

Curius weicht zurück.
Rühr' mich nicht an! Komm mir nicht nah! Ich bin —

Catilina.
Was iſt mit Dir, mein Curius?

Curius. Brich auf!
Flieh', wenn Du kannſt; noch dieſe Stunde flieh'!
Von allen Seiten zieht der Feind heran;
Du wirſt umzingelt, Catilina!

Catilina. Faß Dich;
Du redeſt wirr. Hat Dich der Weg erſchöpft?

Curius. O, nein; doch rette Dich, ſolang's noch Zeit!
Dich fällt Verrat —

Wirft ſich vor ihm nieder.

Catilina. Verrat! Was ſagſt Du da?

Curius. Verrat im Kleid der Freundſchaft!

Catilina. Nimmermehr!
Die rauhen Freunde ſind mir treu wie Du.

Curius. O, weh dann über Deiner Freunde Treue!

Catilina. Komm zu Dir ſelbſt! Nur Deine Liebe iſt es,
Dein Zittern für mein Wohl, was Deine Seele
Gefahren wittern läßt, wo keine ſind.

Curius. O, weißt Du wohl, daß dieſes Wort mein Tod?
Doch flieh'! So flehentlich beſchwör' ich Dich —!

Catilina. Faß Dich und ſprich vernünftig. Warum fliehen?
Der Gegner weiß um meinen Standort nicht —

Curius. Er kennt ihn, — weiß um alle Deine Pläne!

Catilina. Ha, raſeſt Du? Er weiß —? Das iſt unmöglich.

Curius. O, wär' es das! Doch nütz' die knappe Friſt;
Noch möchte Flucht vielleicht Dein Leben retten!

Digitized by Google

Catilina. Verrat? Nein; zehnmal nein; das iſt unmöglich!

Curius ergreift ſeinen Dolch und reicht ihn Catilina.

Da, Catilina! Nimm und ſtoße zu!
Mitten durchs Herz! Ich habe Dich verraten!

Catilina. Du? Welch ein Wahnſinn —!

Curius. Ja, es war im Wahnſinn!
Frag' nicht, warum; weiß ich es ſelbſt doch kaum;
Doch that ich's — und entdeckte Dein Geheimnis.

Catilina. So fahr' auf ewig hin, Vertraun auf Freundſchaft!

Curius. Stoß' mir den Dolch ins Herz, und quäl' mich nicht
Mit Schonung länger!

Catilina mild. Lebe, Curius!
Steh auf! Du fehlteſt; — ich verzeihe Dir.

Curius überwältigt. O, Catilina, ſieh mich hier im Staub —
Doch ſäum' nicht; flieh'! Du hörſt ja doch: es drängt.
Wie bald, ſo ſtehn die Römiſchen im Lager;
Von allenthalben ziehn ſie ſchon heran.

Catilina. Und in der Stadt die Freunde —?

Curius. Sind ergriffen!
Ein Teil im Kerker, doch die meiſten tot.

Catilina für ſich. O, Schickſal, Schickſal!

Curius reicht ihm abermals den Dolch hin. Stoß' ihn mir ins Herz!

Catilina blickt ſchweigend auf ihn.

Du warſt ein Werkzeug nur. Du thateſt recht —

Curius. O, mit dem Leben laß die Schuld mich ſühnen!

Catilina. Ich habe Dir verziehn.

Indem er ſich zum Gehen wendet.

Nun bleibt nur Eins
Zu wählen, Freund!

Curius ſpringt auf. Ja, Flucht?

Catilina. Nein, Heldentod!

Durch den Wald ab.

Curius. Vergebens! Untergang erwartet ihn.
O, dieſe Güte ſtraft mich zehenfach!
Ich folg' ihm nach; Eins ſei mir nicht verſagt:
Kämpfend zu fallen an des Helden Seite!

Eilt ab.

Lentulus erſcheint mit zwei Gladiatoren vorſichtig zwiſchen den Bäumen.

Lentulus leiſe. Ich hörte ſprechen —
Der eine Gladiator. Jetzt iſt alles ſtill.
Der andere Gladiator.
Die Wache ging vielleicht, um abgelöſt
Zu werden —
Lentulus. Möglich. Dies hier iſt die Stelle.
Hier ſollt Ihr warten. Habt Ihr Eure Schwerter
Geſchliffen?
Erſter Gladiator. Blank wie einen Blitz, o Herr!
Der andere Gladiator.
Meins ſchneidet gut. Beim letzten Feſt in Rom
Hat's zween der Fechter in den Sand geſtreckt.
Lentulus. So haltet Euch denn ſtill hier im Gehölz;
Und wenn der Mann, den ich Euch zeigen werde,
Zum Zelt dort geht, ſo ſtürzt Ihr auf ihn los
Und haut ihn meuchlings nieder.
Erſter Gladiator. Soll geſchehn.

Beide Gladiatoren verſtecken ſich; Lentulus geht ſpähend umher.

Lentulus für ſich. Ich weiß, ich ſpiele hier ein tollkühn Spiel;
Doch muß es noch vollbracht ſein dieſe Nacht,
Soll's glücken überhaupt. Fällt Catilina,
Kann niemand hier befehligen als ich.
Mit goldnen Lügen kauf' ich ſie mir alle
Und rücke kühnlich auf die Hauptſtadt los,
Wo der Senat, ratlos in ſeinem Schreck,
Dem Sieger nicht viel Arbeit machen wird.

In den Wald ab.

Digitized by Google

Erſter Gladiator leis zu dem anderen.

Wer iſt er, dieſer unbekannte Mann,
Den wir ermorden ſollen?

Der andere Gladiator. Kümmert's uns?
Wer's iſt, der iſt's. Wenn Lentulus uns wirbt,
So fällt auf ſeine Kappe, was wir thun.

Lentulus kommt eilig zurück.

Macht Euch bereit; er kommt, auf den wir warten!

Lentulus und die Gladiatoren ſtellen ſich zwiſchen den Gebüſchen auf die Lauer. Gleich darauf kommt Catilina durch den Wald und geht auf das Zelt zu.

Lentulus flüſternd:

Los! Stoßt ihn nieder; haut 's Genick ihm durch!

Alle drei dringen auf Catilina ein.

Catilina zieht ſein Schwert und verteidigt ſich.

Ha, Elende, — was wagt Ihr —?

Lentulus zu den Gladiatoren. Drauf! Stoßt zu!

Catilina erkennt ihn. Du, Lentulus, willſt Catilina morden?

Erſter Gladiator erſchrocken. Er iſt es!

Der andere Gladiator. Catilina! Wider ihn
Brauch' ich mein Schwert nicht.

Beide Gladiatoren fliehen.

Lentulus. Gut, ſo fall' durch meins!

Sie kämpfen; Catilina ſchlägt Lentulus das Schwert aus der Hand; Lentulus will entfliehen, aber Catilina hält ihn feſt.

Catilina. Verräter! Mörder!

Lentulus flehend. Gnade, Catilina!

Catilina. Auf Deiner Stirne leſ' ich, was Du planteſt.
Du dachteſt mich zu morden, um dann ſelbſt
Zum Herrn Dich aufzuwerfen. War es ſo?

Lentulus. So war es, Catilina!

Catilina blickt ihn mit verſtecktem Hohn an. Nun, wohlan!
Wenn Dich nach Macht gelüſtet, — laß Dich's lüſten!

Digitized by Google

Lentulus. Ich weiß nicht, was Du meinſt?
Catilina. Ich trete ab;
Du führſt das Heer an meiner Statt —
Lentulus erſtaunt. Du wollteſt —?
Catilina. Jawohl. Doch ſei auf alles vorbereitet.
Denn wiſſe, unſer Anſchlag iſt verraten;
Die Senatoren kennen unſre Pläne;
Ihr Heer umzingelt uns —
Lentulus. Was ſagſt Du da?
Catilina. Ich will die Freunde nun zuſammenrufen.
Komm mit und tritt Dein Amt als Führer an;
Ich danke ab.
Lentulus hält ihn zurück. Nein, wart' doch, Catilina!
Catilina. Die Zeit iſt koſtbar; eh' der Morgen graut,
Ein Angriff zu gewärt'gen —
Lentulus ängſtlich. Hör' mich, Freund!
Du ſpaßeſt wohl? Es kann nicht möglich ſein —
Catilina. Wir ſind verraten, wie ich Dir geſagt.
Nun zeig' uns Deinen Witz und Deine Kunſt.
Lentulus. Verraten? O, dann weh' uns allen!
Catilina. Feigling!
Jetzt zitterſt Du! Und Du willſt ſtürzen mich;
Du wähnſt, ein Mann wie Du vermöcht' zu herrſchen?
Lentulus. Vergieb mir, Catilina!
Catilina. Such' Dein Heil
In ſchneller Flucht, wenn es noch nicht zu ſpät.
Lentulus. O, Du erlaubſt mir —?
Catilina. Nahmſt Du es für Ernſt,
Ich wiche in der Stunde der Gefahr
Von meinem Poſten? Kennſt Du mich ſo ſchlecht?
Lentulus. O, Catilina, Du —!

Digitized by Google

Catilina kalt. Verlier' die Zeit nicht
Und rette Dich; — ich werd' zu ſterben wiſſen.

Wendet ſich von ihm.

Lentulus zu ſich ſelbſt. Ich danke Dir für Deine Neuigkeit;
Sie ſoll mir ſelbſt die beſten Dienſte leiſten.
Es trifft ſich gut, daß ich in dieſer Gegend
Nicht unbekannt; ſo ſchlag' ich mich zum Feind
Und führ' ihn auf geheimen Pfaden her,
Zu Deinem Untergang und meiner Rettung.
Der Wurm, den Du voll Hochmut in den Staub trittſt,
Er wird Dir ſeinen ſcharfen Zahn noch weiſen!

Ab.

Catilina nach einer Pauſe.
Dies iſt die Treue, drauf ich Häuſer baute!
So dienen ſie mir, Mann für Mann. Ihr Götter!
Verräterei und Feigheit ſind die Früchte,
Die dieſe matten Sklavenſeelen reifen.
O, welch ein Thor ich bin mit meinen Plänen!
Zerſtören will ich Rom, dies Otternneſt, —
Und dieſes Rom iſt längſt ſchon Schutt und Aſche.

Man hört Waffenlärm ſich nähern; er lauſcht.

Da kommen ſie! Es ſind noch kühne Männer
Darunter. Wie der Stahl ſo lieblich ſingt!
Wie luſtig ſich die Schilde widerſprechen!
Die alte Glut, ich fühl's, wird wieder wach;
Die Stunde der Entſcheidung naht, die große,
Die alle Zweifel löſt. Sie ſei willkommen!

Manlius, Statilius, Gabinius und eine Menge anderer Verſchworener kommen durch den Wald.

Manlius. Hier, Catilina, haſt Du Deine Freunde;
Im Lager ſchlug ich Lärm, wie Du befahlſt —
Catilina. Und machteſt kund —?

Manlius. Sie wiſſen, was uns droht.

Statilius. Wir wiſſen es und folgen Deinem Ruf,
Zum Kampf bereit auf Leben und auf Tod!

Catilina. Ich dank' Euch, meine tapfern Waffenbrüder!
Doch hofft auf keine Wahl mehr zwiſchen Leben
Und Tod! Alleinzig zwiſchen einem Tod
Im Heldenkampf mit übermächt'gen Scharen
Und einem unter Martern, wenn man uns
Wie Tiere hetzt, iſt uns die Wahl gelaſſen.
Was zieht Ihr vor? Durch Flucht ein elend Leben
Noch ein armſelig Weilchen hinzufriſten —
Oder beherzt wie Eure ſtolzen Väter
Kämpfend zu fallen, in der Hand den Stahl?

Gabinius. Das letztre wählen wir!

Viele Stimmen. Führ' uns zum Tode!

Catilina. Nun denn! So weihn wir uns durch dieſen Tod
Dem ſchönen Leben der Unſterblichen.
Und unſer Fall und unſer Name wird
Noch fernſter Zeiten Stolz ſein —

Furia ruft hinter ihnen unter den Bäumen:

Oder Schrecken!

Einige Stimmen. Da ſeht! Ein Weib!

Catilina. Wie! Furia! Du hier?
Was trieb Dich her?

Furia. Ich muß begleiten Dich —
Zum Ziel.

Catilina. Nun denn, wo iſt mein Ziel? Sprich's aus!

Furia. Ein jeder ſucht ſein Ziel auf ſeine Art.
Du ſuchſt Dir Deins durch hoffnungsloſen Kampf;
Und dieſer Kampf zeugt Untergang und Tod.

Catilina. Doch Ehre auch und einen ew'gen Namen!

Digitized by Google

Geh, Weib! Zu ſtolz und ſchön iſt dieſe Stunde;
Mein Herz iſt taub für Deinen heiſern Schrei.

Aurelia erſcheint in der Zeltöffnung.

Aurelia. Mein Catilina —!

Sie hält beim Anblick der vielen Verſammelten furchtſam inne.

Catilina ſchmerzlich. O, Aurelia!

Aurelia. Was iſt im Werke? Dieſer Lärm im Lager —.
Was geht hier vor?

Catilina. Dich konnte ich vergeſſen!
Was wird Dein Schickſal werden?

Furia höhniſch flüſternd, ohne von Aurelia bemerkt zu werden.

Wankſt Du ſchon
In Deinem hohen Vorſatz, Catilina?
Iſt das Dein Mut?

Catilina auffahrend. Beim Reich des Todes, nein!

Aurelia. O, ſprich, Geliebter; martre mich nicht länger —

Furia gedämpft, hinter ihm.

Entflieh' mit ihr, — und laß die Freunde ſterben!

Manlius. Verzieh' nicht länger; führ' uns widern Feind —

Catilina.
O, welche Wahl! Und doch, — mich ruft mein Ziel;
Ich darf auf halbem Weg nicht ſtehen bleiben.

Ruft:

So folgt mir denn zum Kampf!

Aurelia wirft ſich in ſeine Arme. Mein Catilina!
Verlaß Dein Weib nicht, — oder nimm's mit Dir!

Catilina. Nein, bleib', Aurelia!

Furia wie vorher. Nimm ſie doch mit!
So ſtirbſt Du Deines Namens würdig, wenn ſie
Dich niederhaun — in eines Weibes Armen.

Catilina ſtößt Aurelia zur Seite.

Fort, die Du meinen Ruhm mir ſtehlen willſt!

Digitized by Google

Ich will ein Mann und unter Männern ſterben.
Ein Ruf iſt mir zu ſühnen und ein Leben —

Furia. Recht ſo; recht ſo, mein ſtolzer Catilina!

Catilina. Aus meiner Seele reiß' ich, was mich feſſelt
An alles, was ich war und einſt erträumte!
Was hinter dieſem Heute liegt, — mir iſt,
Ich hätt' es nie gelebt —

Aurelia. Verſtoß' mich nicht!
Bei meiner Liebe, — ich beſchwöre Dich,
Laß uns zuſammenbleiben, Teurer!

Catilina. Schweig'!
Mein Herz iſt tot, mein Blick iſt blind für Liebe.
Vom Lebensblendwerk wend' ich ab den Blick
Und ſchau' nur auf den großen bleichen Stern
Am Ruhmeshimmel —

Aurelia. Helft mir, milde Götter!

Sie lehnt ſich matt an den Baum vor dem Zelte.

Catilina zu den Männern. Und nun zur That!

Manlius. Ich höre Schwerterſchlag.

Mehrere Stimmen.
Sie nahn!

Catilina. Wohlan denn! Kühn ins Feld gezogen!
Lang war der Schande Nacht. Bald graut ein Tag —!
Zum Bad denn in des Kampfes Morgenwogen!
Folgt mir! Vor Römerſchwert und Römermut
Verſtröme Romas letzter Reſt ſein Blut!

Sie eilen durch den Wald ab; vom Lager her hört man Lärm und Streitrufe.

Furia. Er iſt fort. Ich bin am Ziel. Er ſtürzt in ſeinen Tod.
Kalt und ſtarr im Felde findet ihn das erſte Rot.

Aurelia für ſich.
Seine grollerfüllte Seele hütete mein Bild nicht mehr?
War es Traum nur? Nein, ſo ſcholl's ihm ja vom Munde liebeleer.

Furia.

Schwerter klirren; Catilina ſchwebt ſchon an des Grabes Rand;
Bald — und wie ein ſtummer Schatten eilt er nach der Toten Land.

Aurelia fährt zuſammen.

Ha, wer biſt Du, unheilſchwangre Stimme, die mir tönt,
Wie wenn Eulennachtruf grauſig aus den Wipfeln ſtöhnt!
Stiegſt Du aus dem Land der Schatten einer Warnung gleich,
Catilina heimzuführen in Dein düſtres Reich?

Furia. Jeder ſtrebt nach ſeiner Heimat, und ſein Nachen fuhr
Durch des Lebens Kot und Sümpfe —

Aurelia. Auf ein Kleines nur!
Frei und edel war ſein Herze, ſeine Seele gut und ſtark,
Bis ein Giftkraut ſie umrankte und ihr ſtahl ihr Mark.

Furia.

Friſch und grün auch der Platane breites Laubdach blickt,
Bis in eines Schlinggewächſes Arm ihr Stamm erſtickt.

Aurelia.

Da verrietſt Du Deinen Urſprung! Dieſer Stimme Ton,
Catilinas Lippen iſt er nur zu oft entflohn.
O, Du Schlange, die Du mir des Lebens Frucht zerſtört,
Die Du wider meine Bitten ſein Gemüt empört!
Aus durchwachter Nächte Träumen kenn' ich, Böſe, Dich,
Sah geſtellt Dich wie ein Schreckbild zwiſchen ihn und mich.
An des teuern Mannes Seite träumt' ich mir zurück
Stillbegrenzte Freudentage, häuslich ſchlichtes Glück.
In ſein müdes Herze pflanzt' ich Blumen bunt und fein,
Und als ihre ſchönſte ſetzt' ich meine Liebe ein.
Nun entwurzelt liegt, Verhaßte, ſie von Deiner Hand,
Trauert nun im Staub, wo jüngſt ſie noch ſo freudig ſtand.

Furia. Schwache Thörin, Du willſt leiten Catilinas Schritt?
Siehſt Du nicht, daß ſeine Seele ewig Dir entglitt?
Glaubſt Du, Deine Blumen trieben wohl auf ſolcher Flur?

Digitized by Google

Veilchen blühn im ſonnenſchwangern Hauch des Frühlings nur,
Während ſich das Bilſenkraut ein Dach von Wolken lobt;
Und ſchon längſt war ſeine Seele herbſtgewölkdurchtobt.
Du verlorſt Dein Spiel! Gar bald, ſo ſtockt ſein Herzblut warm,
Und, der Rache Opfer, liegt er in des Todes Arm.

Aurelia mit wachſendem Feuer.

Nein, Dein Tod, beim Licht des Himmels, ſoll ihn nicht umfahn!
Noch zu ſeinem Herzen bricht ſich meine Thräne Bahn.
Find' ich bleich und blutbedeckt ihn nach des Kampfes Qual,
Will ich ſchlingen meine Arme um mein kalt Gemahl,
Hauchen ihm auf ſtumme Lippen all die Liebe mein,
Tröſten ihn, ihm Frieden bringen, lindern ſeine Pein.
Nemeſis, Dein Opfer wind' ich kühn Dir aus der Hand,
Bind' ihn an des Lichtes Heimat mit der Liebe Band.
Und verſtummt ſein Herz, verſinkt ſein Aug' in Todesduft,
Gehn wir aus dem Leben beide, zärtlich Bruſt an Bruſt.
Schenkt mir denn, ihr milden Mächte, für mein ſchweres Los,
An des teuern Gatten Seite Grabesfrieden ſtill und groß!

Ab.

Furia ſieht ihr nach.

Such' ihn, Verblendete; ich fürchte nichts.
Ich halt' den Sieg zu feſt in meinen Händen. —
Des Kampfes Toben wächſt, von Todesſchreien
Begleitet und zerbrochner Schilde Fall.
Ob er ſchon bluten mag? Ob er noch lebt?
O, ſchöner Augenblick! Der Mond verbirgt ſich
In ſchwärzlichem Gewölk bei ſeinem Scheiden.
Von neuem wird es auf ein Weilchen Nacht,
Bevor es graut; — und wenn es grauen wird,
Iſt alles aus. Er geht im Dunkel unter,
Wie er im Dunkel lebte. Schöner Augenblick!

Sie lauſcht.

Da brauſt's vorüber wie Novemberſturm
Und ſtirbt in Flüſtern hin in weiter Ferne;
Der Feinde Heerbann fegt die Walſtatt rein.
Unhemmbar wälzt er, alles niederſtampfend,
Sich vorwärts wie ein Meer in ſeinem Wüten.
Ich höre Jammer, Stöhnen, ſchwere Seufzer:
Das letzte Wiegenlied, womit ſie ſelbſt ſich
In Schlummer ſingen und die Brüder alle.
Nun ſtimmt die Eule ein und beut dem Volk
Willkommen in der Schatten düſtren Gauen.

Nach einer Pauſe.

Wie lautlos ſtill. Jetzt iſt er alſo mein,
Mein ganz allein und mein für alle Zeiten.
Jetzt mag uns des Vergeſſens Strom empfangen,
Und über ihm das Land, dem's niemals tagt.
Doch erſt noch will ich ſeinen Leichnam ſuchen,
Mich ſättigend des Anblicks ſeiner ſchönen
Verhaßten Züge, ehe ſie der Sonne
Zum Opfer fallen und des Raben Gier.

Will gehen, ſtutzt aber und fährt zurück.

Weh mir! Was gleitet übern Anger dort?
Sind es des Sumpfes Dünſte nur, die ſich
Im Morgenfroſt zu feſtem Bild verdichten?
Da kommt es näher. Catilinas Schatten!
Sein Geiſt —! Ich ſeh' ſein Aug' gebrochen, ſeinen
Zerſpaltnen Schild, ſein klingenloſes Schwert;
Ich ſeh' den ganzen toten Mann; nur Eines,
Seltſam, — die Todeswunde ſeh' ich nicht.

Catilina kommt durch den Wald, bleich und matt, geſenkten Hauptes und verſtörten Blickes.

Catilina für ſich. „Du fällſt von eigner Hand, und doch
Wird eine fremde Hand Dich fällen —"

Digitized by Google

Ward mir geweissagt. Und ich bin gefallen —
Und keiner traf mich doch. Wer löst das Rätsel?

Furia. Sei mir gegrüßt, mein wackrer Catilina!

Catilina. Weh mir, wer bist Du?

Furia. Eines Schatten Schatten.

Catilina. Du bist es, Furia! Du grüßest mich?

Furia. Willkommen in der Heimat denn! Nun können
Wir Charons Boot besteigen, zwei Gespenster.
Doch erst — nimm diesen Siegerkranz von mir.

Sie pflückt einige Blumen, die sie während des Folgenden zu einem Kranze zusammenflicht.

Catilina. Was thust Du da?

Furia. Ich will die Stirn Dir schmücken.
Doch sprich, was kommst Du so allein hierher?
Ein toter Herzog käme nicht mit tausend
Gefallenen? Wo sind sie, Deine Freunde?

Catilina. Sie schlafen, Furia!

Furia. Sie schlafen noch?

Catilina.
Sie schlafen noch — und werden lange schlafen.
Sie schlafen alle. Schleiche durch den Wald
Und lug' aufs Feld hinaus, — still; stör' sie nicht!
Da wirst Du sie in langen Reihen finden.
Sie nickten ein beim Wiegenlied des Schwerts;
Sie nickten — und erwachten nicht wie ich,
Da sich das Lied verlor in fernen Bergen.
Du schaltst mich ein Gespenst. Jawohl, ich bin
Nur ein Gespenst noch. Aber glaub' nur nicht,
Daß jener Schlummern so ganz ruhig wäre
Und ohne Träume. Glaub' das nicht!

Furia. So sprich!
Was träumt den Freunden Dein?

Digitized by Google

Catilina. Du ſollſt es hören.
Ich focht an ihrer Spitze, hoffnungslos,
Und ſuchte in des Feindes Schwert den Tod.
Zur Rechten und zur Linken ſtürzten ſie,
Statilius, Gabinius, Manlius;
Mein Curius fiel, da er die Bruſt mir deckte;
Sie alle traf das blanke Römerſchwert,
Dasſelbe Schwert, das mich allein verſchmähte.
Roms Waffen, ja, verſchmähten Catilina!
Die Wehr' zerbrochen, ſtand ich halb betäubt,
Empfindungslos, indes des Kampfes Wogen
Mich überſtrömten. Sammlung fand ich erſt,
Als alles ſtill um mich; und ich ſah auf:
Die Schlacht lag wie ein Meer weit hinter mir!
Wie lange ſtand ich ſo? Ich weiß nur das:
Ich ſtand allein im Kreiſe meiner Toten.
Doch Leben war in dieſen ſtarren Augen;
Des Mundes Winkel ſchürzt' ein Lächeln auf,
Und Aug' und Lächeln wandte ſich auf mich,
Der ich allein noch aufrecht ſtand, auf mich,
Der ich gekämpft für ſie und Rom, auf mich,
Der wiederum verachtet ſtand, verſchmäht
Vom Schwerte Roms. Da ſtarb auch Catilina.

Furia. Falſch haſt Du Deiner Toten Traum gedeutet;
Falſch ausgelegt, was Dich getötet hat.
Mit Blick und Lächeln luden ſie Dich ein,
Zu ſchlafen wie ſie ſelbſt —

Catilina. Ja, wenn ich's könnte!

Furia. Getroſt, Geſpenſt von einem Helden Du;
Dein Ruheſtündlein naht. Komm; beug' Dein Haupt;
Daß ich Dich ſchmücke mit dem Kranz des Siegers.

Sie reicht ihn ihm.

Catilina.
Pfui! Was iſt das? Ein Mohnkranz —!
Furia mit wilder Luſtigkeit. Nun, gewiß
Iſt roter Mohn nicht prächtig? Leuchten wird er
Um Deine Stirne wie ein Reif von Blut.
Catilina. Hinweg damit! Ich haſſe dieſes Rot.
Furia lacht auf.
Du liebſt wohl mehr die matten, bleichen Farben?
Gut denn! So hol' ich Dir den grünen Schilfkranz,
Den Silvia in naſſen Locken trug,
Da ſie heraufkam — an der Tibermündung.
Catilina. O, welche Bilder —!
Furia. Oder bring' ich lieber
Die Silberdiſteln Dir vom Marktplatz Roms,
Mit braunen Flecken von dem Bürgerblut,
Das Deine Hand vergoß, mein Catilina?
Catilina. Halt' inne!
Furia. Oder willſt Du einen Laubkranz
Von jenem Eichbaum an der Mutter Haus,
Der welkte, da ein jung, geſchändet Weib
Mit gellen Schreien in die Fluten ſprang?
Catilina. Leer' Deiner Rache Schalen über mich
Auf einmal aus —!
Furia. Ich bin Dein eignes Auge,
Dein eigenes Gedächtnis und Gericht.
Catilina. Doch warum jetzt —?
Furia. Es ſchaut ja wohl am Ziel
Auf ſeinen Weg zurück der müde Wandrer.
Catilina. So ſtände ich am Ziel? Iſt dies das Ziel?
Ich bin lebendig nicht und nicht begraben.
Wo liegt das Ziel?
Furia. Ganz nah, — ſobald Du willſt.

Catilina. Ich habe keinen Willen mehr, ſeitdem
Mir alles, was ich einſt gewollt, zerbrach.
Wehrt mit den Händen ab.
Weicht von mir, weicht von mir, ihr fahlen Schatten!
Was heiſcht Ihr von mir, Männer Ihr und Weiber?
Ihr kommt umſonſt —! O, mehr und immer mehr!

Furia. Noch allzu erdgebunden iſt Dein Schatten.
Zerreiße dieſer tauſend Fäden Netz!
Und laß den Kranz ins Haar Dir drücken, komm;
Er wirkt mit heilſamer Vergeſſenskraft;
Er macht Dich ſtill; er tötet das Gedächtnis.

Catilina tonlos.
Er tötet das Gedächtnis? Sprächſt Du wahr?
So drück' den Giftkranz dicht um meine Stirne.

Furia ſetzt ihm den Kranz aufs Haupt.
Nun biſt Du ſchön geſchmückt. So, Catilina,
Tritt vor den Fürſten nun der Finſternis!

Catilina. Komm, laß uns gehn! Ich ſehne mich hinab;
Ich lechze heim nach aller Schatten Heimat.
Laß uns zuſammen gehn! Was bannt mich noch?
Was ſtockt mein Fuß? — Ich fühle hinter mir
Am Morgenhimmelszelt ein blaß Geſtirn;
Das hält mich noch zurück im Land des Lebens;
Das zieht mich an ſo wie der Mond das Meer.

Furia. Komm mit, komm mit!

Catilina. Es winkt und blinkt mir zu.
Ich kann Dich nicht begleiten, eh' dies Licht
Nicht ausliſcht oder vom Gewölk verhüllt wird.
Nun ſeh' ich es! Es iſt kein Stern, es iſt
Ein Menſchenherz, das liebend glüht und pocht;
Es bindet mich, es feſſelt und es lockt,
Als wie der Abendſtern des Kindes Auge.

Digitized by Google

Furia. Mach's ſtumm, dies Herz!
Catilina. Wie meinſt Du das?
Furia. Du haſt
Den Dolch im Gürtel noch. Ein raſcher Stoß, —
Und es erliſcht der Stern und bricht dies Herz,
Das zwiſchen Deins und meins ſich feindlich ſtellt.
Catilina. Ich ſollte —? Blank und ſpitzig iſt der Dolch —

Mit einem Aufſchrei.

Aurelia! Aurelia, wo biſt Du?
O, wärſt Du nah! Nein, nein; nicht ſehen Dich!
Und doch bedünkt mich, alles würde gut
Und Friede käme, könnte ich mein Haupt
An Deinen Buſen legen und — bereuen!
Furia. Bereuen?
Catilina. Alles, was ich frevelte!
Bereuen, daß ich war und daß ich lebte.
Furia. Zu ſpät! Es führt von da, wo jetzt Du ſtehſt,
Kein Weg zurück. Prob's immer aus, Du Thor!
Ich kehre heim. Leg' Du Dein Haupt nur immer
An ihre Bruſt und finde dort den Frieden,
Den Du für Deine müde Seele ſuchſt!

Mit wachſender Wildheit.

Bald ſteht ſie auf, die Schar der tauſend Toten:
Verführte Weiber ſchließen ſich ihr an;
Und alle, alle werden fordern, was
Du ihnen raubteſt, Leben, Blut und Ehre.
Erſchrocken wirſt Du in die Nacht entfliehn,
Rund um den Erdkreis fliehn durch alle Lande,
Actäon gleich, gejagt von wilden Meuten,
Ein Schattenbild, gejagt von tauſend Schatten!
Catilina. Ich ſeh' es, Furia! Hier bin ich friedlos,
Im Reich des Lichtes heimatlos fortan!

Digitized by Google

Ich folge Dir ins Schattenland hinab —
Und will das Band, das mich noch hält, zerſchneiden.

Furia. Was taſteſt Du den Dolch an?

Catilina. Sie ſoll ſterben.

Ein Blitz fährt hernieder und der Donner rollt.

Furia. Die Götter jubeln Deinem Vorſatz zu!
Sieh, Catilina, ſieh, — dort kommt Dein Weib.

Aurelia kommt angſtvoll ſuchend durch den Wald.

Aurelia. Wo mag er ſein! Wo ſoll ich ihn nur finden!
Er iſt nicht bei den Toten —

Wird ſeiner gewahr.

Hoher Himmel; —
Mein Catilina!

Sie eilt auf ihn zu.

Catilina mit irrem Ausdruck. Nenn' nicht dieſen Namen!

Aurelia. Du lebſt! Ja —!

Will ſich in ſeine Arme werfen.

Catilina abwehrend. Laß mich, Weib! Ich lebe nicht.

Aurelia. Hör' mich, Geliebter —!

Catilina. Schweig'; ich will nicht hören!
Ich haſſe Dich; ich wittre Deine Liſt;
Du willſt mich an ein halbes Leben ſchmieden.
Starr' mich nicht an! Mich martern Deine Augen,
Sie bohren ſich ins Herz mir wie ein Dolch!
Der Dolch, der Dolch, o! Stirb! Schließ' Deine Augen —

Er zieht ſeinen Dolch und ergreift ſie beim Arm.

Aurelia. Wacht, milde Götter, über ihn und mich!

Catilina. Schließ' Deine Augen; ſchließ' ſie, ſag' ich Dir;
Sie bergen Sternenglanz und Morgenhimmel —.
Nun ſoll des Morgenhimmels Stern erlöſchen!

Der Donner rollt abermals.

Dein Herzblut! Horch, des Lebens Götter richten
Ihr Abſchiedswort an Dich und Catilina!

Er erhebt den Dolch gegen ihre Bruſt; ſie flüchtet ins Zelt hinein; er verfolgt ſie.

Digitized by Google

Furia horchend. Sie ſtreckt die Hände flehend wider ihn.
Sie bittet um ihr Leben. Er bleibt hart.
Da ſtößt er zu. Da fiel ſie in ihr Blut.

Catilina kommt, den Dolch in der Hand, langſam aus dem Zelte.

Catilina. Jetzt bin ich frei. Und bald bin ich nichts mehr.
Schon hüllt Vergeſſen mir die Seele ein;
Ich ſeh' und hör' nur noch undeutlich wirr,
Wie ein Ertrinkender. Sag', weißt Du wohl,
Was ich mit dieſem kleinen Dolch getötet?
Nicht ſie nur, — alle Herzen, die da ſchlagen,
Alles was lebt, alles was grünt und blüht;
Die Sterne löſcht' ich aus, des Mondes Scheibe,
Der Sonne Glut. Sieh hin, — ſie will nicht kommen.
Sie wird es nimmermehr; tot iſt die Sonne.
Nun iſt der ganzen weiten Erde Kreis
Verwandelt in ein kalt, unendlich Grab
Mit grauer Wölbung, und zu dieſer Wölbung
Aufſtarren wir, gehaßt von Licht und Dunkel,
Von Tod und Leben, — ruheloſe Schatten.

Furia. Wir ſtehn am Ziele, Catilina!

Catilina. Nein;
Ein Schritt noch, und erſt dann bin ich am Ziel.
Nimm meine Laſt erſt von mir! Siehſt Du nicht:
Mein Rücken ächzt von Catilinas Leiche!
Treib' einen Pfahl durch dieſen Leichnam erſt!

Weiſt ihr den Dolch.

Erlöſ' mich, Furia! Nimm dieſen Pfahl; —
Ihn trieb ich in des Morgenſternes Auge.
Nimm, nimm und ramm' ihn mitten durch den Leichnam,
So wird er ohne Macht, — und ich bin frei.

Furia ergreift den Dolch. Stirb, Seele, denn, die ich im Haß geliebt!
Wirf ab Dein Irdiſches und komm mit mir!

Sie bohrt ihm den Dolch tief in die Bruſt; er ſinkt am Fuß des Baumes nieder.

Digitized by Google

Catilina kommt nach einer Pauſe zur Beſinnung, fährt mit der Hand über die Stirn und ſagt mit matter Stimme:

O, nun war es, daß ich endlich, Geiſt, Dein Wort verſtand!
Fiel ich halb doch von der eignen, halb von fremder Hand.
Nemeſis that ihre Pflicht. Nun birg mich, Todesnacht!
Styx, auf Deinen Nacken nimm ſie nun, die ſtille Fracht.
Setz' ſie über; trag' den Nachen an ſein Ziel ſogleich,
Nach der Heimat aller Schatten, nach des ſtummen Fürſten Reich.
In zwei Pfade teilt der Weg ſich dort; ich wende ſtumm
Mich zur Linken —

Aurelia vom Zelt her, bleich und wankend, mit blutender Bruſt.

Nein, zur Rechten! Gen Elyſium!

Catilina fährt zuſammen.

O, wie mir vor dieſem lichten Bilde bangt und graut!
Sag' mir, biſt Du's ſelbſt, Aurelia, die mein Auge ſchaut?

Aurelia kniet bei ihm nieder.

Ja, ich bin's und komme lindern Deiner Wunden Wehn,
Lebe noch, um Bruſt an Bruſt mit Dir dahinzugehn.

Catilina. O, Du lebſt!

Aurelia. Nur einer Ohnmacht Schleier fiel um mich;
Doch mein Auge folgte matt Dir; alles hörte ich;
Und mein Lieben gab mir wieder einer Gattin Kraft; —
Bruſt an Bruſt, mein Teurer, ſei es, daß der Tod uns rafft!

Catilina.

Könnt' es ſein! Doch, ach, vergebens iſt all Hoffen Dein.
Lebe wohl! Mein Leben fordern die Erinnyen ein.
Du magſt frei und flüchtig eilen hin in Licht und Glück;
Ich muß über des Vergeſſens Strom in Nacht zurück.

Im Hintergrunde bricht der Tag an.

Aurelia zeigt auf das ſteigende Licht.

Vor der Liebe weicht des Todes Schrecken und des Todes Nacht.
Sieh, ſchon flieht die Donnerwolke, und der Morgenſtern erwacht.

Digitized by Google

Mit emporgeſtreckten Händen.

Sieh, das Licht ſiegt! Und der Tag bricht groß und ſtrahlend an!
Catilina, komm! Schon, fühl' ich, naht des Todes Bann.

Sie ſinkt über ihn hin.

Catilina drückt ſie eng an ſich und ſagt mit letzter Kraft:

O, wie lieblich! Wiederkehrt mir mein vergeſſner Traum:
Wie von Strahlenflut zerteilet ward mein Grabesraum,
Wie's von Kindermund entgegen ſcholl dem jungen Licht.
Ach, mein Arm wird ſchwach und ſchwächer, und mein Auge bricht;
Aber hell ward mir's im Herzen, hell wie nimmerdar,
Und auf meine wirren Wege blick' ich mild und klar.
Ja, mein Leben war ein Nachtſturm wetterſcheindurchloht;
Doch ein roſ'ger Morgendämmer ward zuletzt mein Tod.

Beugt ſich über ſie.

Du vertriebſt die Finſterniſſe; ruhig ward mein Sinn.
Ziehn wir denn zum Reich des Lichtes und des Friedens hin.

Er reißt den Dolch raſch aus ſeiner Bruſt und ſagt mit ſterbender Stimme:

Sieh, des Morgens milde Mächte ſchau'n verſöhnt herab;
Und beſiegt durch Deine Liebe flieht die Nacht ins Grab!

Während des letzten Auftritts hat Furia ſich mehr und mehr nach dem Hintergrund zu entfernt, wo ſie zwiſchen den Bäumen verſchwindet. Catilinas Haupt ſinkt nieder auf Aurelias Bruſt; ſie ſterben.

Digitized by Google

Nachweise zu den Gedichten, Prosaschriften und Reden.

Abkürzungen: IllNyh. = Illustreret Nyhedesblad; Halv. = Norsk Forfatterlexikon 1814—1880, udg. af J. B. Halvorsen, Bd. 3, S. 1—89.

S. 1—169: H. Ibsen, Samlede Vaerker. Folkeudgave (Kjöbenhavn, Gyldendalske Boghandels Forlag. 1900), Bd. 4, S. 227—436.

S. 173—221: Ibsens Manuskript, Universitätsbibliothek zu Christiania (Mf. 4°, Nr. 895), betitelt „Blandede Digtninger. Fra Aarene 1848, 1849 og 1850". Vgl. zu S. 193—194: Christiania-Posten 1849, Nr. 431.

S. 222—223: Andhrimner (1851), 1. Quartal, Sp. 29—30. Unterzeichnet: Brynjolf Bjarme.

S. 224—226: Ebda. Sp. 59—60. Unterzeichnet: Brynjolf Bjarme.

S. 227—233: Ebda. 2. Quartal, Sp. 13—16, 46—48. Unterzeichnet: Brynjolf Bjarme.

S. 234: Folkevennen 1857, S. 465.

S. 235—237: Manuskript, Universitätsbibliothek zu Christiania (Mf. 4°, Nr. 928).

S. 238: IllNyh. 1858, Nr. 3.

S. 239: Ebda. Nr. 21.

S. 240—249: Ebda. Nr. 37.

Digitized by Google

S. 250–251: Norske Folkelivsbilleder, udg. af Chr. Toensberg. Ny Raekke. Christiania, 1858.

S. 252–254: JlNyh. 1859, Nr. 1.

S. 255–256: Ebda. Nr. 27.

S. 257–271: Ebda. Nr. 38–39.

S. 272: Manuskript, Universitätsbibliothek zu Christiania (Mf. 4°, Nr. 929).

S. 273–274: Aftenbladet 1863, Nr. 107.

S. 275: Manuskript, Universitätsbibliothek zu Christiania (Mf. 4°, Nr. 930).

S. 276–278: Faedrelandet 1872, Nr. 260.

S. 279–280: Manuskript im Besitz des Frl. Emma Klingenfeld zu München. Dem Gedicht war ein Exemplar von „Fru Inger til Oesteråd“ („Die Herrin von Oestrot“, s. Bd. 2 dieser Ausgabe) beigegeben.

S. 283–284: Halv. S. 4–5.

S. 284–290: Siegwart Petersen, Henrik Ibsens norske stilebog fra 1848. Saertryk af „Ringeren“, 1898, Nr. 12 (Christiania, S. og J. Sörensens bogtrykkeri). Vgl. R. Lothar, H. Ibsen (Leipzig, E. A. Seemann), 1902, S. 17–18 und 170.

S. 290–296: Andhrimner (1851), 2. Quartal, Sp. 28–32.

S. 296–299: Ebda. Sp. 87–88.

S. 299–302: Ebda. Sp. 137–139.

S. 302–309: Ebda. Sp. 282–286.

S. 309–317: Ebda. 3. Quartal, Sp. 75–80.

S. 317–323: Bergens Stiftstidende, 1851, Nr. 96–97.

S. 323–333: Ebda. Nr. 101–102.

S. 333–336: Aftenbladet 1857, N. 37. Unterzeichnet: Bergen, 8. Februar 1857.

S. 337–360: JlNyh. 1857, Nr. 19–20.

S. 360—361: Ebda. Nr. 37.
S. 361—363: Ebda. Nr. 41.
S. 363—369: Ebda. Nr. 50.
S. 369—393: Ebda. Nr. 51—52.
S. 393—396: Ebda. 1858, Nr. 1.
S. 396—401: Aftenbladet 1858, Nr. 58. Vgl. Halv. S. 36—39. Unterzeichnet: Chriſtiania, 9. März 1858.
S. 401—418: Ebda. Nr. 71 und 76.
S. 418—420: Ebda. Nr. 85. Unterzeichnet: Chriſtiania, 10. April 1858.
S. 420—424: IllNyh. 1858, Nr. 32.
S. 424—428: Norske Folkelivsbilleder, udg. af Chr. Toensberg. Ny Raekke. Chriſtiania, 1858.
S. 428—429: IllNyh. 1859, Nr. 29.
S. 429—431: Ebda. Nr. 42.
S. 431—432: Ebda. 1860, Nr. 9.
S. 432—433: Ebda. Nr. 22.
S. 433—459: Morgenbladet 1861, Nr. 80, 85, 89, 100.
S. 459—468: Aftenbladet 1861, Nr. 124.
S. 468—472: Ebda. Nr. 133. Unterzeichnet: Chriſtiania, 10. Juni 1861.
S. 472—473: IllNyh. 1861, Nr. 51.
S. 473—479: Ebda. 1862, Nr. 35.
S. 479—485: Ebda. Nr. 42 und 45.
S. 485—488: Ebda. Nr. 43.
S. 488—489: Ebda. Nr. 45.
S. 489—490: Ebda. Nr. 48.
S. 491—493: Ebda. Nr. 50.
S. 494—496: Ebda. Nr. 51.
S. 496—498: Ebda. 1863, Nr. 1.
S. 498—499: Ebda. Nr. 1.
S. 499—503: Ebda. Nr. 31.

Digitized by Google

S. 503—504: Ebda. Nr. 33.

S. 505—506: Datiert „Rom, im Januar 1867". „Kjaerlighedens Komedie". Anden gjennemsete Udgave. Kjöbenhavn, Gyldendal, 1867. (Erschienen am 2. Mai.) Vgl. Halv. S. 42—43.

S. 506—509: Im neuen Reich, 1871, 2. Bd., S. 837—839. (Vgl. ebda. S. 538—540.) Von Ibsen in deutscher Sprache geschrieben.

S. 509—510: Aus „Nordische Heerfahrt. Trauerspiel in vier Akten. Unter Mitwirkung von Emma Klingenfeld veranstaltete deutsche Original-Ausgabe der Haermaendene paa Helgeland von Henrik Ibsen. München, Th. Ackermann. 1876". (S. 3—4.) Unterzeichnet: München, im März 1876. Von Ibsen in deutscher Sprache geschrieben.

S. 510—511: Münchner Post, 1890, Nr. 200. (Vgl. R. Lothar, H. Ibsen [Leipzig, E. A. Seemann], 1902, S. 12.) Von Ibsen in deutscher Sprache geschrieben.

S. 511—512: Facsimilierter Brief, überschrieben „Til laeserne", als Einleitung zum ersten Band der Kopenhagener Volksausgabe (H. Ibsen, Samlede Vaerker. Folkeudgave. Gyldendalske Boghandels Forlag. 1898.)

S. 515—520: IllNyh. 1865, Nr. 29.

S. 520—524: Morgenbladet 1874, Nr. 252. Vgl. Halv. S. 21—23.

S. 524—525: Dagbladet 1885, Nr. 210. Vgl. Halv. (Sonderabdr. 1889), S. 95—96.

S. 526: Politiken (Kopenhagen) 1885, Nr. 277, und Dagbladet Nr. 353 und 358. Vgl. Halv. S. 29.

S. 526—527: Berliner Börsen-Courier 1887, Nr. 19. Die Rede ist in deutscher Sprache gehalten.

Digitized by Google

S. 527—528: Aftonbladet (Stockholm) 1887, Nr. 222. Vgl. Halv. S. 24—25.
S. 528—529: Wiener Allgemeine Zeitung Nr. 3888, 14. April 1891. Die Rede ist in deutscher Sprache gehalten.
S. 529—531: Morgenbladet 1898, 24. März.
S. 531—532: Politiken (Kopenhagen) 1898, Nr. 92.
S. 532—534: Aftenposten 1898, 12. April.
S. 534: Post- och Inrikes Tidningar 1898, 14. April.
S. 535—536: Morgenbladet 1898, 27. Mai.

Digitized by Google

Anmerkungen zu den Prosaschriften und Reden.

S. 283—284. Der Propst B. Ording (geb. 10. Dez. 1829 zu Skien, später Geistlicher in Telemarken, lebt in Tvedestrand), Ibsens Schulkamerad, hat diese Jugendleistung nach dem Gedächtnis niedergeschrieben in einer Charakteristik Ibsens, die er 1878 in „Faedrelandet" (Nr. 45 und 46) veröffentlicht hat (vgl. auch Halv. 4, S. 379). Der „Traum" stellt in den Hauptzügen eine schriftliche Schülerarbeit vor, die der Knabe in der Klasse vorlas, unter der gespannten Aufmerksamkeit seiner Kameraden. Ibsen teilte seinem Bibliographen Halvorsen dazu mit: „Durch diesen norwegischen Aufsatz kam ich eine Weile auf gespannten Fuß mit meinem trefflichen Lehrer Stockfleth; St. hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, daß ich den Aufsatz aus irgend einem Buch abgeschrieben haben müßte, und sprach das in der Klasse aus. Seine irrige Vermutung wies ich energischer zurück, als ihm gefiel."

S. 284—290. Neben dem „Traum" sind diese drei Schulaufsätze das älteste, was von Ibsens Hand existiert. Der erste Aufsatz ist unterzeichnet: „Grimstad, d. 3. Febr. 1848"; Siegw. Petersen (s. o. S. 630) stellt fest, daß die beiden anderen Stücke nicht viel später geschrieben sein können. Das Aufsatzheft hat der Herausgeber bei einer Durchsuchung des Christianiaer Universitätssekretariats in einem Paket vorgefunden, das die Aufschrift „H. Ibsen" trug. Für das Examen artium mußte Ibsen, einer Vorschrift gemäß, der akademischen Behörde frühere Stilübungen einreichen, die er,

gleichfalls der Vorschrift gemäß, nach der Immatrikulation hätte zurückerhalten sollen. Da aber Ibsen nun zwar das Examen machte, jedoch zur Immatrikulation nicht zugelassen wurde, so ist das Heft mit anderen Dokumenten im Universitätssekretariat zurückgeblieben.

S. 290—296. Eine Kritik über die erste Aufführung von Gutzkows „Zopf und Schwert", die auf der Christianiaer Bühne (in der Übersetzung A. Munchs; s. u. S. 646) am 10. März 1851 stattfand. Der Spielplan dieses Theaters, das den sich regenden nationalen Interessen gegenüber teilnahmlos blieb, war fast ganz von der ausländischen Produktion beherrscht, zumal von der dänischen Kunstübung. Die Leitung hatte von 1851—1863 Carl Peter Borgaard (s. u. S. 651). Er ist am 20. Dez. 1801 in Kopenhagen geboren und dort auch am 22. April 1868 gestorben. Er war ein Schriftsteller leichteren Genres, der auf Reisen im Auslande das internationale Theater kennen gelernt und sich auf diese Weise für eine Übersetzerthätigkeit vorgebildet hatte, die ihm am „Christianiaer Theater" zu statten kam. Die Mehrzahl seiner Übersetzungen ist nicht gedruckt worden. Seine Direktionsthätigkeit war fortwährend Angriffen ausgesetzt von seiten der norwegisch empfindenden Generation. Schon die Berufung dieses Dänen wurde von dem Juristen und Theaterdichter Rolf Olsen (s. u. S. 659) angefochten.

Der dänische Schauspieler Christian Jörgensen (1812 bis 1874), der von 1831—1863 in Christiania wirkte, war ein vielseitiges Talent; er gab sowohl die Helden in der hohen Tragödie wie Charakterrollen im französischen Intriguenstück, er wurde bald im Vaudeville, bald in der Oper verwendet; schließlich war er lange Zeit Oberregisseur.

Während Frau Rasmussen, die Darstellerin feinkomischer Frauencharaktere, theatergeschichtlich keine sonderliche Bedeutung hat, ist Gyda Klingenberg (geb. 1826 zu Trontheim) dadurch bemerkenswert, daß sie im Ensemble die erste Norwegerin war. An ihr Engagement (1849) knüpfte man für die „norwegische Sprache und norwegische Kunst" weitgehende Hoffnungen, die sich übrigens nicht erfüllten. Sie spielte vorwiegend sentimentale Liebhaberinnen. (S. u. S. 655.)

Digitized by Google

S. 296—299. Der Muſiker Paolo Sperati kam 1849 mit einer italieniſchen Operngeſellſchaft nach Chriſtiania und erhielt 1850 dort eine feſte Anſtellung zunächſt als Opernregiſſeur, dann als Kapellmeiſter (bis 1866).

Clara Urſin, geb. Hanſen (1828—1880), ebenſo hervorragend als Sängerin wie als Schauſpielerin, debütierte 1847 in Kopenhagen, kam 1850 an das „Chriſtianiaer Theater" und war dort länger denn fünfundzwanzig Jahre thätig.

Emma Dahl, eine norwegiſche Opern- und Konzertſängerin, ſeit 1847 am „Chriſtianiaer Theater", wirkte mit Eifer für die nationale künſtleriſche Sache.

S. 299—302. Als Ibſen im März 1850 nach Chriſtiania kam, revolutionärer Ideen voll, fand er eine kindliche Arbeiterbewegung (ſ. u. S. 638) und eine recht zahme Reichstagsoppoſition. Das Storthing hatte 1848 unter dem Eindruck der großen europäiſchen Umwälzungen einige Erregung gezeigt, die dahin zielte, von der königlichen Regierung eine Reorganiſation des Miniſteriums im freiheitlichen Sinne zu fordern. Im neuen Storthing von 1851 aber hatte die Oppoſition ihre radikalen Wallungen von 1848 vergeſſen. Dieſe Lauheit und Kleinmütigkeit verdroſſen den jugendlichen Stürmer und Dränger, und er ſchrieb ſeine politiſche Satire, Bellinis „Norma" parodierend (ſ. u. S. 638). Henrik Jäger in „Norske Forfattere" (S. 192—194) ſchildert den Inhalt der merkwürdigen Jugendarbeit und bemerkt dazu: „Nachdem Ibſens ſatiriſcher Geiſt ſich hier mit der offenen Derbheit der Jugend geäußert hatte, bleibt er latent zehn Jahre und bricht erſt wieder durch in der „Komödie der Liebe" und in „Brand". Als pſychologiſches Aktenſtück bietet deshalb „Norma" ein nicht geringes Intereſſe. Wieviel von Ibſens Mannesreife kündigt ſich nicht in dieſem jugendlichen Ausfall auf zeitgenöſſiſche Perſönlichkeiten an! Des Geiſtesariſtokraten Verachtung vor der großen Maſſe, des unerbittlichen Idealiſten Haß gegen Halbheit und Schwäche, des Individualiſten Geringſchätzung für die kleinliche Rückſichtnehmerei der Herdenmenſchen, des Moraliſten eifervolles Trachten, den Egoismus aufzuſpüren und zu geißeln, der radikale Spott über eine Oppoſition, die nur „Schachzüge macht" — all dies liegt hier vorgebildet, wie die Stengel, die Blätter, die Blumen liegen im Samenkorn. In dieſem Samen-

Digitized by Google

korn schlummern die Anschauungen, die im „Volksfeind" Blüte getrieben haben, und in Severus steckt schon der Keim zu Stensgård."

Die in der Vorrede aufgezählten Persönlichkeiten: der Jurist Jens Schydtz (1792—1859), der Kapitän Thomas Natvig (1803—1890), H. Skjerkholdt (1809—1874), Generalpostmeister K. J. M. Motzfeldt (1814—1889), der Pädagoge O. V. Lange (1797—1870), der Justizbeamte A. Th. Haaris (1804—1866), der Oberlehrer Hans Holmboe (1798—1868) sind wie der zunächst radikale, dann aber gefügige Chef des „Morgenblattes" Adolf Bredo Stabell (1807—1865) sämtlich Mitglieder der Reichstagslinken.

S. 302–309. „Der Waldfrau Heim" wurde zuerst am „Christianiaer Theater" den 4. Juni 1851 aufgeführt. Das Stück gehört in eine Gruppe national-romantischer Schauspiele, die, mit einer ganz äußerlichen Volksmäßigkeit ausgestattet, der Vorliebe des Publikums für Darstellungen aus dem Bauern- und Volksleben entgegenkamen. Die Huldren- (Waldnymphen-) Lyrik war Welhavens Werk (s. u. S. 656). Den größten Erfolg jener typischen Dramengattung hatte — seit dem 28. Jan. 1850 — das „dramatische Idyll" „Til Saeters" (Auf der Alm) von Claus Pavels Riis. Riis (19. Febr. 1826 — 8. Okt. 1886) war ein heiterer und flotter Studentenlitterat, der unter dem Einfluß des Dänen Hostrup und dessen „Studentenkomödien" stand. Als bemostes Haupt wurde er dann Landwirt. Freie Jugendstimmungen und die Freude an der nordischen Landschaftsnatur geben seinem „Idyll" den Lebensgehalt. Riis' spätere Stücke sind in der Wirkung hinter diesem glücklichen Wurf zurückgeblieben.

Der Verfasser von „Der Waldfrau Heim", Peter Andreas Jensen (geb. 22. Dez. 1812 zu Bergen, gest. 15. Juni 1867 in Christiania), zuerst Lehrer, dann Geistlicher, brachte es zum Oberhofprediger. Ein leichter, seichter Poet, der stark von dänischen Dichtern abhängig war — von Oehlenschläger, H. C. Andersen, Henrik Hertz, Paludan-Müller; unter den deutschen Dichtern bevorzugte er Heine. Er stand im Schatten Welhavens; seine Produktion war bald vergessen, besonders die Dramen „Kong Gorm" und „Olaf i Venden".

Digitized by Google

Der dänische Schauspieler und Opernsänger Carl Harald Hagen (1816—1871) kam 1838 nach Christiania, um 1856 nach Kopenhagen zurückzukehren. Er war als Darsteller von einer breiten vis comica.

S. 309—317. „Die Hutmacherfehde" schließt sich als politische Satire an „Norma" an (s. S. 636). Die geschichtliche Grundlage bildet eine Episode aus der norwegischen, von Markus Thrane 1848 hervorgerufenen Arbeiterbewegung, die oben (S. 636) schon gestreift worden ist. Die von Thrane organisierten Arbeitervereine, fast dreihundert an der Zahl, hielten im Juni 1851 zu Christiania eine Generalversammlung ab, um darüber zu beraten, ob und wie man „Revolution" machen sollte, für den Fall, daß ihre übrigens gar nicht „revolutionären" Forderungen vom Storthing nicht berücksichtigt werden sollten. Die guten Leute hatten wenig Vorstellung vom Wesen einer „Revolution": das war für sie gleichbedeutend mit einer größeren Demonstration. Aber das Gerücht von den aufrührerischen Versammlungsreden verbreitete sich im Land, und als die Teilnehmer des Arbeitertages in die Heimat zurückkehrten, verwickelte man sie an verschiedenen Orten in eine Untersuchung. Thrane wurde mit seinen Anhängern am 7. Juli 1851 arretiert und gefangen gesetzt. — Auf Ringerike (eine Landschaft um den Tyrifjord im Amt Buskerud) begannen die Verhöre am 21. Juli zu Hole, und am nächsten Tage wurde der Hutmacher Halsten Knudsen vernommen, einer von den Ringeriker Arbeiterführern aus der Stadt Hönefos. Nach der Vernehmung wurde Haft über ihn verhängt. Doch auf dem Wege zum Gefängnis befreite ihn die Volksmenge. Er wurde nun abermals verhaftet und abermals befreit, nach einem Handgemenge zwischen der Polizei und dem Volk. Infolgedessen wurde militärische Hilfe aus Christiania requiriert. Inzwischen sammelte der Hutmacher ein kleines Heer von etwa 100 Mann. Das Militär traf auf Ringerike am 27. Juli ein, und ein Arbeitertrupp von Aadalen (nördlichster Teil von Ringerike), der am selben Tag nach Hönefos vorrückte, wo die Verhöre keine Unterbrechung erlitten hatten, wurde durch die bloße Nachricht von der Ankunft der Soldaten auseinander gesprengt. Knudsen stellte sich nunmehr freiwillig der Polizei.

Die Verhöre von Hönefos wurden in „Gladtvedts Hôtel",

Digitized by Google

dem beſten der Stadt, abgehalten, unter dem Vorſitz des Hardesvogts Meinick.

Hönefos: Die Stadt dieſes Namens liegt zu beiden Seiten des Hönefos, ſo genannt nach dem Hof Hönen.

Thorvald Olſen, Storthingsabgeordneter, einer von Johann Sverdrups Geſinnungsgenoſſen, ſollte wie Sverdrup u. a. aus Anlaß der Arbeiterverhaftungen polizeilich verhört werden, hatte ſich aber geweigert zu erſcheinen, indem er erklärte, durch die Vorladung ſei die Würde des Storthings beleidigt worden.

„24. Februar": Für dieſen Tag hatte Markus Thrane eine große Arbeiterdemonſtration in Chriſtiania beabſichtigt, die von der Polizei verboten wurde. Die Gemüter beruhigten ſich bald.

Mit dem „Feldzug in Schonen" ſind Truppenanſammlungen im däniſch-deutſchen Krieg 1849 gemeint.

„Verdienſte ... beim Depot": Wortſpiel, angeſichts gewiſſer Betrügereien im Chriſtianiaer Kriegsamt.

„Keiner, keiner ...": Eine Strophe aus dem berühmten Sinclarslied (gedichtet von Eduard Storm [geſt. 1794]), das den Untergang ſchottiſcher Lehnstruppen auf dem Zug durch Norwegen (1612) behandelt.

J. Semmen: Schullehrer, war einer von den Arbeiterführen auf Ringerike.

Tytaaſen war ein Gutspächter.

Mit dieſer Leiſtung endet Ibſens kritiſche Thätigkeit an dem Wochenblatt „für litterariſche Satire und politiſche Oppoſition", das er mit ſeinem Schulkameraden A. O. Vinje und dem Freunde Paul Botten-Hanſen begründet hatte, und deſſen erſte Nummer am 5. Jan. 1851 erſchienen war. Es hatte zunächſt keinen Namen, aber nach der Titelvignette hieß es „Der Mann". Vom dritten Quartal ab wurde die Zeitſchrift nach dem Koch in Walhall „Andhrimner" getauft; aber ſchon am 28. Sept. 1851 ging ſie ein. Botten-Hanſen übernahm im Okt. 1851 die Redaktion des neugegründeten „Illuſtreret Nyhedsblad", und für Ibſen begann die Bergener Zeit. „Andhrimner", nach dem Vorbild des däniſchen „Korſaren" entſtanden, folgte den Ideen von 1848 und der Richtung des „jungen Deutſchland".

Digitized by Google

Gedanken von der Veränderlichkeit des Wahrheitsbegriffes, von dem Parteiwesen, der kompakten Majorität und dem Verhältnis des Einzelnen und Einsamen zu dieser Majorität stellen „Volksfeind"-Keime dar.

S. 317—333. Am 2. Jan. 1850 war das von Ole Bull gestiftete Theater in Bergen, „Norwegens erste nationale Bühne", eröffnet worden, und am 6. Nov. 1851 wurde Ibsen als Theater- und Hausdichter sowie später als „Sceneinstructör" (neben dem Instrukteur Laading) dahin berufen.

Der cand. magist. Paul Jensenius Stub nahm in den „Bergener Blättern" als Theaterrecensent eine schroff ablehnende Stellung ein gegen das werdende Unternehmen, und stand damit im Gegensatz zum Kritiker der „Stiftszeitung". Die beiden Kollegen lagen sich heftig in den Haaren, bis Ibsen sich in den Streit mischte. Stubs Angriffe bezogen sich erstens auf die schauspielerischen Leistungen: die falsche Sprachbehandlung, die ungelenken Bewegungen und die Mängel des äußeren Auftretens; sodann auf die Regie und das Repertoire, das zunächst stark von der französischen und englischen Produktion beherrscht wurde. T. Blanc, der treffliche Historiker der Bergener wie der Christianiaer Bühne, stellt fest, daß Stubs Tadel an sich in mancher Beziehung berechtigt war, daß der Beurteiler andererseits aber die Schwierigkeiten nicht in Betracht gezogen hat, mit denen alle künstlerische Anfängerschaft kämpfen muß, daß er sich überhaupt durch die systematische Härte seiner Angriffe, durch das Schulmeisterliche des ganzen Auftretens ins Unrecht gesetzt hat. Die Redaktion erklärte übrigens während der Polemik ausdrücklich, daß Herr Stub nicht in ihrem, sondern nur in seinem eigenen Namen schreibe. Ibsen wurde ganz besonders dadurch gereizt, daß Stub mit lächerlichem Hochmut seinen ersten Aufsatz eine „Stilübung im Norwegischen" genannt hatte. Stub (geb. am 14. Dez. 1819 zu Bergen, gest. in Christiania am 31. Jan. 1888), ein Philologe, war an mancherlei Schulen im Norden angestellt, reiste im Ausland und hat sich u. a. von 1869 ab fast zwei Jahrzehnte in München aufgehalten, wo er also seinem alten Antipoden wieder begegnet sein muß. Schöngeistig und kritisch war er übrigens nur gelegentlich thätig.

Das „Abenteuer in den Bergen" („Fjeldeventyret") von

H. A. Bjerregaard (Jurist, 1792—1842), ein Singspiel in zwei Akten, das zu der (auf S. 637) erwähnten dramatischen Gattung gehört, wurde am 2. Okt. 1851 zum ersten Mal in Bergen gespielt. In der Hauptstadt war das Stück erst am 9. April 1850 gegeben worden, obwohl es schon seit 1824 im Druck vorgelegen hatte.

Unter den kritisierten Schauspielern nahm der überaus populäre Johannes Bruun (1832—1890) einen wichtigen Posten ein in der Entwicklung der national-norwegischen Schauspielkunst. B. hatte das Bergener Theater als Darsteller miteröffnet: es war sein erstes Engagement, und er ist in seinen Anfängen schon ein nahezu fertiger, ein zielbewußter und populärer Künstler gewesen. Seine beliebtesten Rollen waren Holbergs „Jeppe", Herman von Bremen im „Kannegießer", Henrik in der „Wankelmütigen" und Vielgeschrey im „Geschäftigen Müßiggänger". Er hat fast in allen Jugendwerken Ibsens mitgewirkt: in „Das Hünengrab" (Hrollaug), „St. Johannisnacht" (Student Paulsen), „Die Herrin von Oestrot" (Nils Stensjön), „Das Fest auf Solhaug" (Bengt), „Olaf Liljekrans" (Arne). Aus seinem französischen Repertoire ist bemerkenswert Michel Perrin und der Gärtner Nonancourt in Labiches „italienischem Strohhut". Die Leitung des Bergener Theaters gewährte dem Ehepaar B. im Jahre 1852 ein Stipendium zu einer Studienreise nach Kopenhagen, wohin es von Ibsen begleitet wurde. Vom April 1857 bis zu seinem Tode wirkte B. in Christiania, an dessen Hauptbühne er 400 Rollen gespielt hat, u. a. Gunnar in den „Helden auf Helgeland", Daniel Hejre im „Bund der Jugend", den Dovre-Alten in „Peer Gynt", Strohmann in der „Komödie der Liebe", den alten Ekdal in der „Wildente". Seine Hauptthätigkeit verlegt er ins komische Fach: er ist nicht weniger verwendbar in der klassischen Komödie (berühmt war sein Argan im „eingebildeten Kranken" und sein Falstaff) als in den dänischen Vaudevilles und Lustspielen. Er war ein wahrer und starker Menschendarsteller; seine Art zeigte, wie Blanc sagt, eine Vereinigung von „jovialer, launiger Liebenswürdigkeit mit tiefem, warmem Humor". Mit Brun hat das norwegische Element am „Christianiaer Theater" zuerst festen Fuß gefaßt; seine wachsende Be-

Digitized by Google

liebtheit aber trug viel zur Versöhnung der Norwegerpartei mit den Danomanen bei. Wäre übrigens der Ausgleich im Theaterkrieg (s. u. S. 662—663) nicht zu stande gekommen, so hätte B. vom 1. Dez. 1862 ab ein Engagement am „Norwegischen Theater" angenommen. Björnson hatte einst in diesem Sinne B.'s Engagement für Christiania gefordert.

Louise Bruun geb. Gulbrandsen (1831—1860), eine Bergenserin, war künstlerisch keine so kraftvolle Natur, wie ihr Gatte; mehr fein, lyrisch. Ihre gute „Intelligenz" wird gerühmt und ihre natürliche Fähigkeit, Dialogpointen sicher zu liefern. Darum wurde sie auch ziemlich stark im französischen Salonstück beschäftigt. Ihre wichtigeren Leistungen waren Valborg in Oehlenschlägers „Axel und Valborg", Adrienne Lecouvreur, die Herzogin im „Glas Wasser"; von ihren Ibsenrollen seien Blanka im „Hünengrab", Frau Inger, Alfhild in „Olaf Liljekrans" und Margit im „Fest auf Solhaug" genannt.

Die „Mademoiselle Johannesen" (1833—1902), die als Frau Lucie Wolf (s. u. S. 648) später eine hohe künstlerische Bedeutung erlangen sollte, war die dritte norwegische Schauspielerin im danisierten Christianiaer Ensemble. Sie hatte seit 1850 in Bergen — ein Liebling des Publikums — gewirkt (Blanc rühmt ihren „jugendlichen Liebreiz, ihren glücklichen, erquicklichen Humor") und war im April 1853 an das Christianiaer Theater gekommen. Sie gab im französischen Salonstück, zumal in Dramen Scribes, die naiven und munteren Liebhaberinnen (u. a. den Pariser Taugenichts) mit großem Erfolge, auch Fanchon und Jane Eyre. In Ibsens „St. Johannisnacht" stellte sie den Kobold dar. In Christiania dann entfaltete ihr Talent eine seltene Vielseitigkeit: sie spielte Holberg (die „Wankelmütige" und die Lisette in „Henrik und Pernille"), Molière (Dorine und Toinette), Ibsen (Signe, Dagny und später Madam Rundholm), Sardou (die Amerikanerin in „Rabagas"); sie trat in Offenbachschen Operetten (als „Helena" und „Großherzogin von Gerolstein") auf und sang sogar die Marie in der „Regimentstochter". Frau W. war jene Künstlerin, an die Ibsen seinen berühmten theoretischen Brief über die Verwendung des Verses und der Prosa im Drama richtete (vgl. Halv. S. 94 und H. Ibsens „Briefe"). Sie

Digitized by Google

hat 1897 anziehende und inhaltreiche „Lebenserinnerungen“ veröffentlicht.

S. 333—336. Ibsens romantisches Schauspiel „Olaf Liljekrans“ (vgl. 2, S. 217—323), um das es sich hier handelt, ist 1850 unter dem Titel „Nypen i Justedalen. National Skuespil i 4 Akter af Brynjolf Bjarme“ entworfen. Es wurde umgeschrieben und vollendet 1854 und gelangte zur ersten Aufführung in Bergen am 2. Jan. 1857 mit der Musik von G. Schediwy. Das Werk, das nach dem starken Eindruck des „Festes auf Solhaug“ das Publikum wie die Kritik einigermaßen enttäuschte, wurde nur zweimal gegeben.

S. 337—360. Vgl. Ibsens Vorwort zum „Fest auf Solhaug“: 3, S. 147—55. — S. ferner „Vossische Zeitung“ 1890, Sonntagsbeilage Nr. 27 und „Allgemeine Zeitung“ 1893, Beilage Nr. 111 und 112, wo O. L. Firiczek in einem treffl. Vorwort zu einer gekürzten Übersetzung alle historischen, litteraturgeschichtlichen und volkskundlichen Mitteilungen macht, die zum Verständnis dieses Prosastückes nötig sind. Ibsen hat das Manuskript seines Aufsatzes dem Herausgeber des „Nyhedsblad“, Botten-Hansen, aus Bergen d. d. 17. April 1857 übersandt.

Die Ausdrücke Kaempevise, Vise (sprich: —wise), Saga, Troll u. a. sind so sehr wissenschaftliche und litterarische Begriffe geworden, daß eine Übersetzung den Wortgehalt abschwächen würde.

Von Rasmus Nyerup sind besonders zu erwähnen die Werke: „Udsigt over vort Fædrenelands Literatur i Middelalderen“ (Kopenh. 1804) und „Den danske Digtekunst Middelalder“ (1805—6).

Des Propsts Magnus Brostrup Landstad (7. Okt. 1802 bis 8. Okt. 1880 [s. u. S. 650]; wirkte 1834—48 in Telemarken) Sammlung „Norske folkeviser“ erschien 1852—1853; seit 1834 hatte er daran gearbeitet. P. A. Munch (s. u. S. 667) besprach sie ausführlich in „Morgenbladet“ 1853, Nr. 63, 66, 67, 241. Eine ergänzende und wissenschaftlich geordnetere Sammlung ließ Sophus Bugge 1858 erscheinen unter dem Titel „Gamle norske Folkeviser“.

Drei Bände „Saga-Bibliothek“ veröffentlichte Peter Eras-

Digitized by Google

mus Müller in Kopenhagen 1817—28, dem Grundtvig und Nyerup wesentlich vorgearbeitet hatten.

Der Titel der (S. 349) erwähnten Litteraturgeschichte von N. M. Petersen lautet: „Bidrag til den danske Literaturs Historie“ (Kopenh. 1853—61); wichtig geworden als Quellenwerk für Ibsens Jugendproduktion sind desselben Forschers „Historiske Fortaellinger om Islændernes Faerd“ (Kopenhagen 1839—41, 3 Bde.). Vgl. 2, S. 153.

Die wichtigsten dramatischen Leistungen Oehlenschlägers umspannen die Jahre 1805—19. (Hakon Jarl 1807, Axel und Valborg 1810, Hagbarth und Signe 1813, Baldur hin Gode 1807).

Eufemia, die Gattin Håkon Magnussons (1299) und eine deutsche Grafentochter, ließ die Lieder von Iwein, Herzog Friedrich und Flor und Blancheflor ins Norwegische übertragen, wahrscheinlich aus dem Französischen.

Zum Begriff „Skaldenpoesie“ vgl.: H. Paul, Grundriß der germanischen Philologie 2, S. 93 ff.

S. 360—361. Im Sommer 1857 war Ibsen von Bergen nach Christiania zurückgekehrt, um im Herbst am „Norwegischen Theater“ eine Stellung als artistischer Direktor anzutreten. Diese Anstalt, die einer Nationalisierung der Schaubühne dienen, mithin zu dem danisierten „Christianiaer Theater“ in einen bewußten Gegensatz treten sollte, war unter der Bezeichnung „Christiania norske dramatiske Skole“ von dem Schauspieler J. Cronborg, dem Schloßgärtner Mortensen, die bemerkenswerter Weise beide geborene Dänen waren, und dem Genieleutnant Klingenberg begründet worden. Zweck dieser Schule war: eine Schauspielergeneration für eine kommende Nationalbühne heranzubilden. Zur besonderen Aufgabe wurde erhoben, den dänischen papierenen Sprachstil durch die lebendige norwegische „Sprechsprache“ zu ersetzen, zum Instruktor hierfür wurde berufen der nationale Sprachkämpe Oberlehrer Knudsen. Bald aber wurde aus den Schülervorstellungen eine ständige Einrichtung, und das „Norwegische Theater“ erstand als ein Stützpunkt der nationalen Theateropposition: ihr temperamentvolles Haupt war der junge Björnson, der noch vor Ibsens Rückkehr durch That und Wort

Digitized by Google

(als Recenſent des „Aftenblad“ und ſpäter des „Morgenblad“) das „Dänentheater“ befehdet und der Kritik wie der theaterpraktiſchen Wirkſamkeit Ibſens ſo gewiſſermaßen den Boden vorbereitet hatte. Denn die leitende Stellung am „Norwegiſchen Theater“ konnte und durfte Ibſen nicht abhalten, die Leiſtungen wie die Verfehlungen der Konkurrenzbühne kritiſch zu beleuchten.

Der Verfaſſer von „Thyre Bolöxe“, Juſt Matthias Thiele (1795—1874), war als ſchöngeiſtiger Schriftſteller herzlich unbedeutend. Einen gewiſſen litterariſchen Wert haben ſeine Sammlung „Danmarks Folkeſagn“ und ſeine Thorwaldſenbiographie.

In Ottaverimen hat Thiele das Preisrätſel zu löſen verſucht, das Baggeſen in ſeiner Zeitſchrift „Danſana“ unter dem Titel „Das ewige Sinnbild oder der Philoſophie Urſprung und Ende“ aufgegeben hatte. Der Preis betrug 100 Speziesthaler. Baggeſen ſchrieb dem jungen Poeten einen ſehr warmen Glückwunſchbrief (vgl. Thiele, Af mit Livs Aarböger, 1873, S. 101).

S. 361—363. „Eine Dorfgeſchichte“ iſt S. H. Moſenthals vieraktiges Drama „Der Sonnwendhof“ (1849), das, von dem däniſchen Dichter H. C. Anderſen als „fünfaktiges Volksſchauſpiel mit Liedern und Chor“ bearbeitet, am 8. Okt. 1857 zum erſten Male geſpielt wurde. Die Bergener Première hatte am 21. Nov. 1856 ſtattgefunden.

S. 363—369. Wilh. Wiehe war einer der wenigen däniſchen Schauſpieler, welche die oppoſitionelle Theaterpartei gelten ließ. In der Geſchichte der ſkandinaviſchen Schauſpielkunſt nehmen Wilhelm und ſein Bruder Michael einen hohen Rang ein. Ibſens Meinung von Wilhelm deckt ſich im weſentlichen mit dem Urteil des Edvard Brandes, der in ſeinem Buche „Dansk Skuespilkunſt“ (1880, S. 201—20) von dieſem Darſteller eine höchſt anziehende Porträtſtudie gegeben hat. Ibſens Notizen wären dahin zu ergänzen: W. nahm in Chriſtiania die Herzen ein durch die jugendfriſche Freudigkeit und Offenheit ſeines künſtleriſchen Weſens, durch die Wärme ſeines Gefühls, zumal durch die Zartheit, mit der er Liebeswallungen ausdrückte. Er war ein ſchöner Mann und ein

Digitized by Google

bedeutender Redekünſtler, zumal im öhlenſchlägerſchen Vers, deſſen Stil er ſo natürlich beherrſchte wie kaum ein Schauſpieler der damaligen Zeit. W. hat in Chriſtiania während neun Jahren 138 Rollen geſpielt, die jedes Genre von der hohen Tragödie bis zur Farce hinab umfaßten. Von ſeinen Ibſen-geſtalten ſei Gudmund im „Feſt auf Solhaug“ genannt. Später, als er in das geſetztere Fach übergegangen war, zählten Stensgård im „Bund der Jugend“ wie auch Tjälde in Björn-ſons „Falliſſement“ zu ſeinen charaktervollſten Leiſtungen. W.s Abgang von Chriſtiania (25. Mai 1860) gab Anlaß zu lauten Demonſtrationen. W. hatte vom Königl. Theater in Kopenhagen einen Engagementsantrag erhalten und ihn angenommen, da er beſſere Exiſtenzbedingungen erlangen konnte und überdies Luſt hatte, in die Heimat zurückzukehren. In der öffentlichen Meinung herrſchte teilweiſe die Auffaſſung, als hätten die „norwegiſchen Nationalberſerker“ W. die Thätigkeit in Chriſtiania verleidet. Die Theaterkritiker hüben und drüben legten los; der Dichter H. Dc. Blom (vgl. S. 659) warf ein Gedicht in den Zwiſt, worin W.s Abgang mit einem Weltuntergang verglichen wurde, eine Reimerei, die Ibſens Spottluſt erregte (ſ. o. S. 50—54), und auch Andreas Munch, der Poet, ſtürmte für den ſcheidenden Künſtler in die Schranken. W.s Verhand-lungen mit der däniſchen Hofbühne ſcheiterten nun zwar, trotz-dem aber verließ er Chriſtiania, um ſich dem Kopenhagener „Kaſinotheater“ zu verpflichten, von wo er nach drei Jahren dennoch im Königl. Theater ſeinen Einzug hielt. W. trat Juni 1879 in den Ruheſtand und ſtarb am 4. Jan. 1884.

S. 369—393. „Lord William Ruſſel, hiſtoriſche Tragödie in fünf Akten“ war am 16. Sept. 1857 zum erſten Mal mit großem Erfolg geſpielt worden; bis 1875 erlebte ſie fünfzig Aufführungen, ein bedeutendes Reſultat in Anbetracht der kleinen Verhältniſſe Chriſtianias. Andreas Munch (19. Okt. 1811 — 27. Juni 1884), der Sohn des Biſchofs und Schillerüberſetzers Johann Storm M., gehörte zum Welhaven-kreiſe. Als Dramatiker ging er in der romantiſch-hiſtoriſchen Richtung Oehlenſchlägers, war aber auch von den Deutſchen und ſpäter, beſonders im Kolorit des Ausdrucks, von den Franzoſen (Victor Hugo) beeinflußt. Er hat dem Chriſtianiaer Theater (ſ. auch

Digitized by Google

S. 635) manche, zum Teil erfolgreiche Werke geliefert: „König Sverres Jugend“ (1837; s. S. 651), ein Stück, das aus einem Wettbewerb mit dem ersten Preis hervorging, die Nachtscene „Donna Clara“ (1840), „Salomon de Caus“ (1854), die Tragödie jenes Forschers, der als Erfinder der Dampfmaschine gilt, „Das Frühstück auf Schwarzenburg“ (1868). Dieser Mann der alten Kunst rang gar mit Ibsen um die Krone: er sandte einen konventionellen „Herzog Skule“ auf die Bretter (5. März 1865), der fiel, nachdem Ibsens „Kronprätendenten“ am 17. Jan. 1864 an derselben Stätte die Geister mit einer Ahnung von etwas Neuem erfüllt hatten. — Ibsens Artikel hat die oppositionelle Tendenz, vor der Überschätzung des Christianiaer Theaters und seiner künstlerischen Leitung zu warnen, obwohl das Stück gelobt und die Darstellung an sich nicht getadelt wird. Der Artikel der „Post“ („William Russel“ wurde übrigens in diesem Blatte von dem jungen Historiker Ernst Sars sehr scharf beleuchtet), der Ibsens Aufsatz hervorgerufen hat, war zehn Tage vor der Aufführung des Munchschen Stückes erschienen und hatte mit diesem Drama nichts zu thun. „William Russel“ war für Ibsen nur eine Art Probe aufs Exempel.

Der dänische Schauspieler Petersen debütierte am 16. Okt. 1853; 1858 verließ er Christiania.

Christian Jörgensen (geb. 1812 zu Kopenhagen) gehörte dem Theater seit dem 5. Okt. 1851 an; er schied, mit seiner Frau, 1863 aus dem Verbande dieser Bühne. Er war eine sehr verwendbare Kraft, spielte in der Tragödie, im Charakterlustspiel, in der Posse, im Vaudeville, und sang sogar den „Don Juan“. J. sprach sehr gut und behandelte in französischen Stücken den Dialog besonders fein (Augiers „Poirier“). In Oehlenschlägers „Hakon Jarl“ gab er den Hladejarl, den Harald in den „Wäringern“; auch den Othello. — Seine Frau Cecilie geb. Gade war seit dem 9. Sept. 1835 in Christiania. Sie gab, nach Blanc, im wesentlichen die „schlichten bürgerlichen Damen“.

Laura Svendsen (geb. 1835 in Bergen) debütierte als eine der ersten norwegischen Schauspielerinnen am 8. Jan. 1850 am „Christianiaer Theater“, nachdem sie dort vorher Choristin gewesen war; mit ihr starb am 25. Dez. 1898 die größte

Digitized by Google

Schauspielerin, welche die norwegische Bühne im tragischen Fache gehabt hat. Während dieser langen Zeit hat die Künstlerin — sie war seit 1864 mit dem Schauspieler Sigvard Gundersen verheiratet — dem Theater als sein bewunderter Stern angehört. Blanc beschreibt, wie die frische Siebzehnjährige künstlerisch zunächst von ihrer dänischen Umgebung und deren idealisierendem Stil in Abhängigkeit geriet, zumal von dem Wesen Wiehes; dann aber, in rascher und sicherer Entwicklung, schloß sie sich dem modernen und nationalen Geist der Zeit an, der auf das schöne Wort und die große Gebärde verzichtete und die natürliche und naive Darstellung des Menschen zum Ziel hatte. Das neue norwegische Gesellschaftsdrama und sein charaktervoller Realismus fanden in Frau Gundersen eine kongeniale Darstellerin: Selma im „Bund der Jugend", Svanhild in der „Komödie der Liebe", die „Frau vom Meere" und Björnsons „Leonarda" gehörten zu ihren reifsten und stärksten Schöpfungen. Von Ibsengestalten hatte sie vorher die Hjördis in den „Helden auf Helgeland", Frau Inger auf Östrot, die Margrete in den „Kronprätendenten" gespielt; sie war Björnsons erste „Maria Stuart" und „Hinke-Hulda". Dazu kommt ihr ausgedehntes klassisches Repertoire, das sie als Shakespearespielerin ersten Ranges zeigt; ihre Julia, Desdemona, Ophelia, Portia, Volumnia, Lady Macbeth, Viola, Hermione offenbarten in ihr eine Menschendarstellerin von klarster Empfindung und stärkster Leidenschaft. Ihr Naturell war nicht auf Reflexion, sondern durchaus auf „Inspiration" gestellt. (S. u. S. 655.)

Der Däne Nicolai Wolf (1824—1875), Lucie W.s Gatte (s. o. S. 624), ursprünglich Opernsänger, gastierte in Christiania am 4. Okt. 1852 als Max im „Freischütz", blieb aber, nachdem die Oper in die Brüche gegangen war, für die Komödie und das Singspiel im Engagement. Als Schauspieler ist er dann sehr schnell zur Geltung gelangt. Er hat bis zum 14. Febr. 1874, wo er sich vom Theater zurückzog, 354 Rollen gegeben, darunter (in Werken Ibsens) den Sigurd, Herzog Skule und Bratsberg („Bund der Jugend"); ferner Narziß, den Claudius im „Hamlet", Tartüff und Sartorys in Meilhacs „Froufrou". Er war als Bühnenkünstler das, was man eine „utilité" nennt.

Über Joh. Brunn s. o. S. 641—642.

Digitized by Google

S. 393—396. „Die Leute von Gudbrandsthal" wurden am 8. Mai 1855 zum ersten Mal am „Christianiaer Theater" gespielt (Musik von J. G. Conradi) und gingen am 25. Jan. 1861 auf das „Norwegische Theater" über, wo sie bis 6. Febr. 1863 neunzehn Aufführungen erlebten.

Christian Martin Monsen (18. Juni 1815—25. Mai 1852) war zuerst Apotheker in Hammerfest, dann Journalist in Drammen und Drontheim. Schon 1840 war von ihm ein (ungedrucktes) fünfaktiges Trauerspiel „Die Rache" (Haevnen) in Christiania gegeben worden.

Henrik Arnold Wergeland (1808—1845), ein dichtender Führer und führender Dichter seines Volkes, hat, als romantischer Stürmer und Dränger und gleichzeitig ein Anhänger Rousseaus, an der politischen und geistigen Selbständigkeit seines Volkes mitgearbeitet. Er ist auf der Stätte, wo Norwegens Freiheit entsprang, zu Eidsvold, groß geworden, und diese Thatsache ist ein Sinnbild für sein Leben und Schaffen. Sein künstlerisches wie menschliches Ideal ist der aufrechte norwegische Bauer. Er war das geistige Haupt der radikal-nationalen „Bauernpartei". Norwegen über alles: das Fremde muß über Bord — das war die Devise seiner politischen wie künstlerischen Agitation: diesem großen Pathetiker war sein Dichten ein Kämpfen, sein Kämpfen ein Dichten. In seiner ars militans ist er ein Vorbild für Björnson geworden. In der Lyrik und Epik war er größer als im Drama. Wie den deutschen Stürmern und Drängern, war ihm Shakespeare ein Abgott, und wunderlich wirkt die Art, wie er den Briten äußerlich nachahmt. Wergelands Hauptwerk ist ein großes, kraftgenialisches, formloses republikanisches Welt- und Lehrgedicht: „Skabelsen, Mennesket og Messias" (Die Schöpfung, der Mensch und der Messias, 1830), worin das Entstehen, Werden und Ziel der Menschheit teils dichterisch mit anschauender Phantasie, teils mit philosophisch-staatsrechtlicher Ideenhäufung dargestellt wird (s. auch S. 656).

Peter Christen Asbjörnsen (1812—1885) und Jörgen Moe (1813—1882) haben „Norske Folkeeventyr" 1840 bis 1842 zum ersten Male herausgegeben (228 S.). Weitere Editionen folgten 1852, 1866, 1868, 1874. Eine „neue Sammlung", von A. allein veranstaltet, erschien neben der alten 1871 und 1876. In einer deutschen Übersetzung von

Digitized by Google

F. Bresemann kam, eingeleitet von L. Tieck, das Werk 1847 unter dem Titel „Norwegische Volksmärchen“ heraus. — Das zweite, epochemachende Werk A.s war „Norske Huldreeventyr og Folkesagn“: erste Sammlung 1845, 1859; zweite Sammlung 1848, 1866, 1870. Eine Auswahl erschien 1879 mit Illustrationen von P. N. Arboe, H. Gude, Ejlif Petersen, Otto Sinding, A. Tidemand, E. Werenskiold. Eine deutsche Ausgabe dieses Buches besorgte 1881 H. Denhardt unter dem Titel „Norwegische Volksmärchen und Waldgeister-Sagen“; sie war mit demselben Bilderschmuck versehen wie der Originaltext.

Über Landstad s. o. S. 643. — Ivar Andreas Aasen (1813—1896) lieferte den national strebenden Dichtern die historischen Grundlagen des sprachlichen Ausdrucks durch die „Grammatik der norwegischen Volkssprache“ (1848, umgearbeitet 1864) und das „Wörterbuch der norwegischen Volkssprache“ (1850, neue Ausg. mit dänischer Erklärung 1873). Dieser wissenschaftliche Fanatiker der Mundart, übrigens ein genialer Forscher, der auch ein begabter Volkslyriker war, hat als Ideal aufgestellt: eine Verschmelzung aller norwegischen Dialekte zu einer neuen großen Volkssprache. Als das Haupt der „Sprachstrebler“ (Maalstraever), entzündete er den erbitterten Sprachenkampf, worin es hieß: hier das Norwegische, dort das Dänische, hier Volkssprache, dort Schriftsprache. (Vgl. S. 659.)

Conrad Nicolai Schwach (1793—1860), Jurist, gehörte der älteren, mit der Vergangenheit zusammenhängenden Schriftstellergeneration an, deren vorzüglichste Köpfe Mauritz Hansen (s. S. 657) und Bjerregaard waren, und der auch Lyder Sagen, J. St. Munch, A. Olsen und S. C. Wolff zuzurechnen sind; er schrieb eine Reihe pathetischer lyrischer Sachen und manierierter Gelegenheitsgedichte, ein Vaudeville und bearbeitete Oehlenschlägers „Tordenskiold“ für die norwegische Bühne. Einige seiner humoristischen Lieder zeigen einen eigenen liebenswürdigen Ton, während sein humoristisches Epos „Peder Paars in Aarhus“ nur einen schwächlichen Versuch darstellt, mit einem großen Vorbild zu wetteifern.

„Siebzehnte-Mai-Poesie“: Festlieder, patriotische Begeisterungsgesänge, die sich an den norwegischen Freiheitstag von 1814 knüpften (s. u. S. 658).

Digitized by Google

S. 396—401. Zur Entstehungsgeschichte der „Helden auf Helgeland" vgl. 2, S. 152—55 und Ibsens Vorwort zur ersten deutschen Übersetzung des Dramas (s. o. S. 509 bis 510). — Während seines Bergener Aufenthaltes hatte Ibsen das Stück in Versen begonnen und wieder bei Seite gelegt; in der letzten Bergener Zeit gewann es in der neuen Form feste Gestalt. Es wurde im Sommer 1857 zu Christiania vollendet und wenige Monate darauf im Manuskript dem „Christianiaer Theater" eingereicht, weil Ibsen Bedenken trug, es dem ihm näherstehenden „Norwegischen Theater" anzuvertrauen, das noch im Werden war und mit geringen Mitteln arbeiten mußte. Die Behandlung nun, die das Drama von der Leitung der Christianiaer Hauptbühne erfuhr, rief im Kampf um das Nationaltheater die wichtigste Episode hervor: ohne sich vielleicht der Tragweite ihres Vorgehens recht bewußt zu sein, hatte die „Direktion" (über den Heibergschüler Borgaard s. o. S. 635) der Partei um Ibsen und Björnson den Fehdehandschuh hingeworfen. Das „nationale Drama" war brüskiert; der Hinweis auf die finanzielle Lage der Anstalt wurde nur als eine Ausrede angesehen, denn fast zur selben Zeit hatte die Direktion den dänischen Schauspielern W. Wiehe und Frau, Jörgensen und Frau sowie Sahlertz, einem höchst mittelmäßigen Darsteller, ansehnliche Gagenerhöhungen zugestanden.

„Ein Redner im Storthing": als (1854) ein Antrag des „Norwegischen Theaters" zur Verhandlung stand, ihm jährlich einen Zuschuß von 1000 Speziesthalern zu gewähren.

„Politik von 1838": Das neue Theater war im Oktober 1837 unter allerlei schönen Hoffnungen der Nationalpartei eingeweiht worden: war doch das Eröffnungsstück, „König Sverres Jugend", die Arbeit eines Norwegers, A. Munch (s. o. S. 647), gewesen. Aber die Erwartungen der Patrioten wurden getäuscht; die Theaterleitung stützte sich sogleich wieder auf das ausländische, zumal das französische Repertoire.

„Intelligenz": Die Gegner der radikalen norwegischen Bauernpartei (Wergeland) wurden die „Partei der Intelligenz" genannt (Welhaven, s. u. S. 656).

S. 401—420. Ibsens Angriff setzte hüben und drüben viele Federn in Bewegung. Die „Christianiaer Post" stellte sich,

als alte Bundesgenossin der Direktion, durchaus auf die Seite des „Christianiaer Theaters"; der Verfasser der von Ibsen zerzausten Gegenartikel („Christianiaer Post" 1858, Nr. 80, 94) war Richard Petersen, ein Gefängnisdirektor mit schöngeistigen Neigungen: er redigierte zeitweilig das Romanfeuilleton des genannten Blattes und gehörte in den 60er Jahren dem Theaterkomitee an. Auf Ibsens Seite traten mit großer Entschiedenheit Botten-Hansen im „Nyhedsblad" (er gab später seine Kampfartikel unter dem Titel „Theaterangelegenheiten. Eine Streitschrift vom Redakteur des Nyhedsblad" besonders heraus), M. J. Monrad in „Morgenbladet" (1858, Nr. 93 und 102) und vor allen Björnson, der in Bergen, wo er artistischer Leiter des Theaters war, heftig vom Leder zog mit dem Artikel: „Die zukünftige Entwicklung der dramatischen Kunst" („Bergener Post" 1858, Nr. 25). „Die Helden auf Helgeland" wurden nun zunächst abgedruckt in einem Ergänzungsheft des „Nyhedsblad", das der Nr. vom 25. April beigelegt war. Zuerst aufgeführt wurde das Drama schließlich doch durch das „Norwegische Theater" unter Ibsens eigener Leitung am 24. Nov. 1858; auf das „Christianiaer Theater" aber kam es erst am 11. April 1861.

Über Jörgensen und Wiehe s. o. S. 635, 645—646.

S. 420—424. F. P. G. Guizot (1787—1874), Minister 1830—1837, Botschafter in England 1840, Minister des Auswärtigen 1840—1848, veröffentlichte von 1858—67 acht Bände Erinnerungen unter dem Titel: „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps".

S. 424—428. Erläuterung eines Bildes, das der norwegische Maler Knut Bergslien (geb. 15. Mai 1827, lebt in Christiania) geschaffen hat (s. o. S. XXX). „Eine Trauung" (En brudevielse) existiert in einer Lithographie (Verlag Winckelmann & Söhne, Berlin): man sieht, im Chor der Kirche, den Priester, wie er die feierliche Handlung beendet, indem er den Segen spricht und die Hände des jungen Paars zusammenfügt.

„Voß": Gemeinde im norwegischen Amt Söndre-Bergenhus.

S. 428—429. Beatus Dodt (1817—1901; vgl. S. 654) war zunächst Apotheker, dann Zollbeamter in Nordschleswig und in jütländischen Orten, 1882 Strandkontrolleur in Lohals

und zog sich 1886 nach Fredensborg zurück, wo er geboren war. Das Schloß, worin die alte Königin Juliane Marie residiert hat, war voll von historischen und kulturgeschichtlichen Erinnerungen an das „ancien régime“. D. gab diese melancholischen Stimmungen sehr fein wieder. Seine Schilderungen der Landschaft und des Volkes von Nordseeland waren ungemein geschätzt. D.s bedeutendere Werke sind: Fredensborg oder Carl Hagens Jugenderinnerungen 1858, Der Reitknecht 1859, Stammhaus Sune 1861, Erinnerungen aus entschwundener Zeit 1863.

S. 429—431: Die Norweger Adolf Tidemand (1814 bis 1876) und Hans Gude (1825—1903) lebten und wirkten seit der zweiten Hälfte der vierziger Jahre dauernd in Düsseldorf. Jener entwickelte sich in Deutschland und unter Th. Hildebrands und Schadows Einflusse zu dem ersten Schilderer des norwegischen Volkslebens, zum Schöpfer des „norwegischen Genrebildes“; dieser begründete den Ruf der norwegischen Landschaftsmalerei und erschloß unserer deutschen Kunst ein neues Motivgebiet. Die beiden Landsleute haben eine ganze Reihe von Bildern gemeinsam geschaffen: Tidemand malte in Gudes Naturschildereien seine Typen und Scenen hinein, und Gude gab der „Staffage“ Tidemands den landschaftlichen Hintergrund. „Fischer in Meeresnot“ war ihre letzte Kameradschaftsarbeit, und zwar eine ihrer schwächeren Leistungen; sie ist entstanden als freiwillige Beisteuer zu der Lotterie, die für den Baufonds der Christianiaer „Nationalgalerie“ veranstaltet wurde (vgl. L. Dietrichson, A. Tidemand 1878: 2, S. 68). Das Unglück einer Fischerflotte, die bei Björnör im Sturm untergegangen war, gab das Motiv her. Besonders gelobt wurde die Figur des alten Fischers, der verzweifelt ausspäht im Unwetter, das Ruder führend, während rings um ihn Wrack auf Wrack treibt. Das Bild ist im Besitz des Konsuls Kallevig zu Arendal. (S. u. S. 655, 662.)

S. 431—432. Der Verfasser der „Erzählungen“, Hother Tolderlund (1820—1880), war Unterarzt in der Armee und nahm am Feldzuge 1848—50 teil. Seine novellistischen Arbeiten veröffentlichte er stets unter dem Pseudonym „Dr. H.“: „Erzählungen aus dem Felde“, „Bilder aus dem Orient“, „Aus Süd und Nord“.

Digitized by Google

Der Autor der dänischen Dorfgeschichten ist Beatus Dodt, s. u. S. 652.

S. 432—433. Herman Frederik Ewald (geb. 1821, lebt als Titularprofessor in Kopenhagen) hat „Waldemar Krones Jugendgeschichte" geschrieben. Ein angesehener und populärer Schriftsteller; produzierte eine lange Reihe historischer Romane. War zuerst Jurist, dann Landwirt, und hatte das Leben genau kennen gelernt, ehe er zur Feder griff. „Waldemar Krone" (erschienen 1860) war sein Erstlingswerk; 1862 folgte „Die Familie Nordby", feine Interieurs aus den 50er Jahren, 1865 „Johannes Falk", ein Buch, worin religiöse Volksstimmungen geschildert werden. 1867 kam Ewalds erster großer geschichtlicher Roman heraus: „Die Schweden auf Kronborg".

H. E. Schacks (1820—1859) „Phantasten" (1857) war ein umfassendes, gegen die dänische Spätromantik und die Verlogenheit und Halbheit der Bildung gerichtetes Tendenzwerk, voll überlegener Satire und feiner Litteraturparodie. Die Erzählung hat Einfluß auf Ibsens „Peer Gynt" gehabt.

S. 433—459. Dieser vierteilige Aufsatz (s. o. S. XVI) steht mit den beiden folgenden Artikeln in genauer Verbindung. In seinen Betrachtungen über die „zwei Theater" bereitet hier Ibsen gewissermaßen den Verschmelzungsprozeß vor, der 1863 vor sich gehen sollte, und den die Artikel „Theaterkrise", „Das Theater" (s. o. S. 473—479 und 489—490) als nahe bevorstehend erscheinen lassen (vgl. auch S. 662—663). Überall in der Kunst hatte das Aufblühen der politischen Freiheit seinen Ausdruck gefunden, nur auf dem Theater, in der Kunst des Schauspielers nicht. Ibsen kommt nach einer scharfen Kritik der historisch gewordenen Verhältnisse zu dem Schluß, daß das „Christianiaer Theater" das berechtigte Verlangen des norwegischen Volkes nach einer nationalen dramatischen Kunstform nicht mehr befriedige, und daß die falsche Nationalität dieser Kunstanstalt, die in den verwilderten Formen des Dänentums vegetiere, das einstmals seine Berechtigung hatte, als das Geistesleben in Norwegen sich auf nichts anderes denn auf die dänische Kultur stützen konnte, — daß jene falsche Nationalität durch eine wahre moderne Volksbühne ersetzt werden müsse.

Digitized by Google

B. Dunker, Advokat am Obersten Gericht, wird 1861 in die Direktion gewählt; ist gegen die Verschmelzung der Theater, daher unpopulär.

Martin Spindler tritt zuerst 1828 zu Kopenhagen im Königl. Theater auf; ohne Erfolg. 15. Sept. 1834 debutiert er in Christiania als Don Ludovico in Calderons „Richter von Zalamea". Bleibt bis 1843, dann kehrt er nach Kopenhagen zurück.

Jonathan Balling wird, nachdem er 1829 in Kopenhagen debutiert hatte, Sept. 1831 in Christiania engagiert, als das öffentliche Theater seine Wirksamkeit unter der Leitung des Schauspielers E. A. Saabye begann. War ein vielseitiger Charakterspieler und tüchtiger Komiker: gab Holbergs Herman von Bremen und Delavignes „Ludwig XI." 1837 ging er mit in das neue Haus und die neue Direktion über. 1838 machte er zu Studienzwecken eine Reise nach London, Paris und Wien.

„Zwei norwegische Künstlerinnen": Gyda Klingenberg (s. o. S. 635) und Laura Svendsen (s. o. S. 647).

„Die norwegischen Düsseldorfer": vgl. S. 653 und 662.

„Studentenzüge": Die nordischen Studentenzüge waren ein Glied in der skandinavischen Bewegung, die während der dreißiger Jahre in Dänemark entsprang und die Tendenz hatte, die drei nordischen Reiche zu vereinigen. Der erste Studentenzug ging 1843 von Kopenhagen und Lund nach Upsala unter Leitung des dänischen Journalisten Carl Plougs; ihn machten die Norweger noch nicht mit. Die erste Fahrt aber, an der Studenten aller drei Länder teilnahmen, fand 1845 statt: in Kopenhagen legten die norwegischen und schwedischen Studenten das Gelöbnis ab, Dänemark im Kampfe für das Dänentum in Schleswig beizustehen. 1851 zogen die Studenten Lunds und Kopenhagens, 1852 die von Upsala nach Christiania; 1856 waren alle nordischen Studenten in Upsala und später in Stockholm versammelt, wo Oskar I. eine Ansprache an sie hielt; 1862 war die Sammelstätte in Kopenhagen. Das waren die letzten Züge, die einen politischen Charakter hatten: die skandinavische Bewegung erlitt 1864, als Norwegen und Schweden ihren dänischen Brüdern im Kampf gegen Deutschland nicht helfen wollten, eine entschiedene Niederlage. (Vgl. Julius Klausen, Skandinavismen. Historisk fremstillet. Kopenhagen, Bojesen 1900.)

Digitized by Google

Johann Sebastian Welhaven, Wergelands (s. o. S. 648 und 651) großer Gegner und Ibsens eigentlicher Ahnherr, wurde am 22. Dez. 1807 zu Bergen geboren, lebte seit 1828 in Christiania, war von 1840 bis 1868 Professor der Philosophie an der Universität und starb am 21. Okt. 1873. Seine Werke sind: „Norwegens Dämmerung" (1834), „Gedichte" (1839), „Neue Gedichte" (1845), „Ein halbhundert Gedichte" (1848), „Reisebilder und Gedichte" (1851) und „Eine Gedichtsammlung" (1860). Er vertrat in seinem Erstlingswerk, ein großer, so witziger als geschmackvoller Polemiker und sozialpolitischer Kritiker, die „Partei der Intelligenz" gegenüber dem Chauvinismus der radikalen Bauernpartei Wergelands. Er war ein Anhänger der dänischen Bildung, ein Mann der Geisteskultur und der schönen Form und Freund Öhlenschlägers; er haßte alle nationale Exklusivität und konnte sich für die Phrasen vom Grundgesetz, vom Siebzehnten Mai, von der Julirevolution, vom Vaterland, von der Norwegens Urzeit, von Norwegens Fels, vom Erbbauer gar nicht begeistern. Wergeland liebte sein Land, indem er naiv Großmannssucht und Nationalschwärmerei nährte; Welhaven liebte es, indem er es züchtigte für die großen leeren Worte einerseits und den derben Materialismus andererseits. Er wurde für seine Liebe ähnlich belohnt wie später Ibsen und mußte Ausdrücke hören wie „Ehrabschneider," „Vaterlandsverräter", „Muttermörder". Dieser heftige Wahrheitskämpfer aber hatte im Grunde eine elegische Gemütsart; er war ein Träumer, ein Naturanbeter, ein zarter schwermütiger Stimmungsmensch. Seine subjektive Lyrik gehört zu dem Schönsten, was die norwegische Kunstdichtung hervorgebracht hat. — In den vierziger Jahren trat in der Idee vom Nationalen ein Umschwung ein, und so änderten sich auch Welhavens litterarische und künstlerische Ansichten: die norwegische Romantik wurde entdeckt, und Welhaven ward ihr großer Verkündiger. Er versenkte sich in den Reichtum der altnorwegischen Poesie und Anschauungswelt. Er ward der Begründer der naturbeseelenden, symbolisierenden „Huldrelyrik" (Huldre=Waldnymphe); die volksmäßigen Romanzen, von denen Ibsen spricht, diese Zeugnisse einer echten Nationaldichtung, waren in der Sammlung von 1845 und in den späteren Büchern enthalten. Auch politisch hatte sich die Zeit geändert. Durch den

Skandinavismus trat Norwegen aus seiner Abgeschlossenheit heraus und reichte den Bruderländern die Hand. Aber auch diese neuen Gedanken kamen in die Jahre und wurden verflacht. Den gesunden Kern überwucherte abermals die Phrase, und auch für Welhaven kam wieder der Tag, da er zweifelte. (Eine vortreffliche kleine Monographie über Welhaven findet sich in dem noch unvollendeten Sammelwerke G. Grans „Normaend i det 19de Aarhundrede". 12. Heft. Christiania, Aschehoug.)

Über Asbjörnsen und Moe s. o. S. 649—650.

Über Borgaard s. o. S. 442, 635; über Heiberg s. S. 660.

Über den Schauspieler Jörgensen s. S. 635.

Nicolai Peter Nielsen (1795—1860). Debutierte 1820 am „Königl. Theater" in Kopenhagen als Axel in Oehlenschlägers „Axel und Valborg". Sein letztes Auftreten an dieser Bühne, der er sein Leben hindurch angehört hatte, fand am 24. Febr. 1860 statt. Spielte die Liebhaber und Helden; später die „pères nobles" und auch die Charakterrollen wie den Lear. Ein Bühnenkünstler großen Stils.

„Verschmelzung": vgl. S. 662—663.

Maurits Christoffer Hansen (1794—1842; war Lehrer an den Drontheimer höheren Schulen und später Direktor der Mittelschule in Kongsberg), ein Novellist, der seine Zeit und sein Land umfaßte, einen scharfen Blick für die Wirklichkeit hatte und dazu über einen sehr natürlichen sprachlichen Ausdruck verfügte. Kam von der deutschen und dänischen Romantik her, und entdeckte seine Begabung recht eigentlich erst, nachdem er in das Dasein bürgerlicher Klassen: der Kaufleute, Beamten, Geistlichen (er selbst war eines Pastors Sohn) u. s. w. eingedrungen war; er schuf reizvolle Kulturbilder aus dem Leben norwegischer Kleinstädte. Nunmehr gründete H. seine litterarische Arbeit ganz auf die eigene redliche Anschauung. Seine „Dichtungen" erschienen zuerst 1816; gesammelt 1825. Ins Deutsche übertragen wurde nur eine Arbeit älteren Stils: „Die Klosterruine" (Leipzig 1830).

„Pipervіksdialekt": Pipervik, eine Stadtgegend Christianias, wo der Pöbel wohnt. Bedeutet: typische Vulgärsprache.

„Kieler Vertrag": Am 14. Jan. 1814 erzwingt der Kronprinz Karl Johann von Dänemark die Abtretung Norwegens,

Digitized by Google

das übrigens schon 1812 von Rußland und England der Krone Schweden zugesagt war.

„Tag von Eidsvold“ . . . „Konvention von Moß“: In Norwegen war Prinz Christian Friedrich (der spätere König Christian VIII. von Dänemark) dänischer Statthalter. Er suchte Norwegen gegen den neuen Herrn aufzubringen, indem er Abgeordnete des Volkes nach Eidsvold berief und ihnen den Entwurf einer Verfassung („Grundgesetz“) vorlegte. Sie wurde am 17. Mai 1814 (s. o. S. 650) angenommen, und Christian wurde zum König von Norwegen ausgerufen. Im Juli zog Karl Johann mit Kriegsmacht in Norwegen ein, und Christian Friedrich verließ das Land. Auf Grund der Eidsvolder Verfassung vereinigte Norwegen sich nunmehr als selbständiger Staat mit Schweden. Das geschah in der Konvention von Moß am 14. Aug. 1814.

J. P. F. Mallefille (geb. 1813 auf Mauritius, gest. 1868 in Bougival bei Paris) schuf eine Reihe oft gespielter Stücke: Glenarvon 1835, Les sept enfants de Lara 1836, Randal 1838, Cœur et Dot 1852, Les mères repenties 1858.

Théodore Barrière (1823—1877), ein sehr fruchtbarer Dramatiker, schrieb u. a. mit Murger die „Vie de bohême“ (1848). Eines seiner bekanntesten Werke ist „La fille de marbre“ (1853), wozu er durch Dumas' „Kameliendame“ angeregt war; der Raisonneur Desgenais ist durch dieses Schauspiel berühmt geworden. Ganz besonders aber fanden den Weg ins Ausland seine „falschen Biedermänner“ („Les faux bonhommes“, 1856).

Erik Bögh (1822—1899), ein sehr geschickter Stückelieferant; hat 110 Dramen, Lustspiele, Vaudevilles geschrieben und 1858 bis 1871 seine Arbeiten in sechs Bänden herausgegeben. Er hat ein wechselvolles Leben gehabt. Nach einer traurigen Jugend war er hintereinander: Kontorist, Lehrer, Gärtner, Kirchensänger, Schauspieler, Bleistiftporträtist, Journalist, artistischer Direktor des Kopenhagener „Kasinotheaters“, Chefredakteur von „Folkets Avis“, Kriegskorrespondent, Conférencier, wiederum Redakteur bei einem anderen Blatte, endlich (1881, nach Molbechs Abgang) Censor am Königl. Theater. Ein witziger, satirischer Kopf und bedeutender Verskünstler; der Mann des theatralischen Bonsens. „Der Kabinetssekretär“ und „Die Gräfin und ihr Geschwisterkind“ (1860) sind Bearbeitungen französischer Stücke; das letzt-

Digitized by Google

genannte Drama richtete sich gegen die Gräfin Danner, die morganatische Gattin Friedrichs VII., und erlebte einen Sensationserfolg.

S. 459—468. Die grundsätzliche Polemik der Aufsätze über die „zwei Theater" hatte in der „Christianiaer Post" (28. bis 30. Mai 1861) einen Anonymus, der seine Artikel „Henrik Ibsen und das Norwegische Theater" betitelte und „q—n" zeichnete, zur Erwiderung gereizt, und ihm setzte nun Ibsen „ein Weniges, doch Zureichendes" entgegen.

„Kasino": das „Kasinotheater" zu Kopenhagen; eine Volksbühne.

H. Wergeland (s. S. 649) schrieb „Fjeldstuen" 1844 während seiner Todeskrankheit. Das Drama blieb unvollendet. Er bezeichnete es als ein „nationales Stück, das unmittelbar der Zeit und dem Bauernleben entnommen sei". Es kam 1848 im Druck heraus und wurde am 13. Jan. 1850 zum ersten Mal auf der Bergener Nationalbühne gespielt.

H. Oe. Blom (1817—1885), vgl. o. S. 646. — „Tordenskold" ist ein kleines, häufig gespieltes, mit patriotischen Phrasen gefülltes Vaudeville. Zuerst gegeben am 22. Mai 1844.

J. Aasens (s. o. S. 650) „Erbe", Singspiel in einem Akt, wurde 1855 am „Norwegischen Theater" zuerst aufgeführt. Auf das „Christianiaer Theater" ging das Stück am 4. Sept. 1868 über.

R. Olsen (1818—1864, s. o. S. 635), Jurist, Politiker, Journalist. Als Dramenschreiber von einem kindlichen Patriotismus. Seine Werke sind heut vergessen. „Anna Kolbjörnsdatter" legt schwedenfreundliche Ideen anachronistisch in eine Zeit, da es sich um einen blutigen Krieg mit Schweden handelte, dessen Heldin Anna war. Das Stück wurde am 7. März 1852 vom „Christianiaer Theater", am 14. Dez. 1855 vom „Norwegischen Theater" zum ersten Male gespielt.

Björnsons Einakter „Zwischen den Schlachten" (Mellem Slagene), 1858 gedruckt, kam am 27. Okt. 1857 auf dem „Christianiaer Theater" zur ersten Aufführung. — „Hinke-Hulda" (Halte-Hulda), Drama in drei Akten, war im Manuskr. 1858 vom „Christianiaer Theater" — durch denselben Borgaard, der die „Helden auf Helgeland" so schlecht behandelt hat (s. o. S. 635, 651) — erworben, aber nicht gegeben worden. 1862

Digitized by Google

(25. April) nahm sich das „Norwegische Theater" des Werkes an; auf die Hauptbühne gelangte es erst am 4. Nov. 1865.

„Krieg Baggesens gegen Oehlenschläger": Gemeint ist die große Auseinandersetzung der Kultur des 18. Jahrhunderts mit der neuen dänischen Romantik, welche die Herrlichkeit des Mittelalters und der germanischen Heldenzeit aufleben ließ und den Orient entdeckte für die skandinavische Litteratur. Es war ein heftiger, kritisch-ästhetischer Kampf zwischen den beiden Hauptvertretern der Richtungen.

Carsten Hauch (1790—1872), ein geborener Norweger, als Schüler Oehlenschlägers einer seiner begeistertsten Anhänger und zugleich sein Nachfolger in der ästhetischen Professur der Kopenhagener Universität. Schrieb eine Reihe Dramen und Romane, ist am stärksten aber in der Lyrik, worin er ein wahrer Dichter des Schmerzes und der Schwermut gewesen ist. Ein Essay über ihn gehört zu den feinsten Arbeiten von Georg Brandes (1873) neuerdings wieder abgedruckt in Ges. Schriften (München, A. Langen) 2, S. 239—308. — Über den „Günstling des Königs" (1846) s. Brandes, S. 295.

Über Johann Ludwig Heiberg (1791—1860), den Begründer des dänischen Vaudevilles und schöpferischen Kritiker, s. die eingehende Aufsatzreihe von G. Brandes (Heibergs Schauspiele und Vaudevilles, Neue Gedichte, Heibergs Ästhetik) in Ges. Schriften 2, S. 346—402.

Th. Overskou (1798—1873) tritt als fruchtbarer Theaterschriftsteller in die Spuren von Heiberg und Hertz. Ein starker Zug zum Volksmäßigen. Overskous Hauptbedeutung liegt auf theatergeschichtlichem Gebiet; bleibende Bedeutung hat sein Werk „Den Danske Skueplads" (1854—64).

S. 468—472. Auf den vorhergehenden Artikel Ibsens war in der „Christianiaer Post" vom 5. bis 7. Juni 1861 eine Antwort erfolgt unter dem Titel: „Lidt, men aldeles ikke nok om Henrik Ibsen som teaterdirektör" (Ein Weniges, doch längst nicht Zureichendes über H. J. als Theaterdirektor) von demselben „q—n". — Nunmehr schließt Ibsen die Polemik mit einer hanebüchenen Abfertigung.

Über Hauch s. o.

Paul Chievitz (1817—1854) schrieb unter französischem

Digitized by Google

Einfluß Romane und Vaudevilles, in denen eine leichte und freie Lebensauffassung herrschte und ein entschiedenes komisches Talent sich offenbarte. Er stellt gern den flotten liebenswürdigen Bohemien und Taugenichts Philistertypen gegenüber. „Das Genre ennuyeux" (Det kjedelige Drama), 1854, ist eine litterarische Satire. Ch. hat übrigens eine Reihe französischer Komödien und Possen, u. a. Stücke von Labiche, übersetzt.

S. 472—473. „Vertelln" von Klaus Groth, 2 Bde. 1855—59, Kiel.

S. 473—479. Frederik Höedt (1820—1825), ein dänischer Schauspieler und Bühnenmann ersten Ranges, dessen große künstlerische Reformerbegabung dem Lande nicht zu gute kommen konnte, weil einerseits in Höedt selbst ein starker Zersplitterungstrieb steckte, andererseits kleinliche Verhältnisse des Theaterlebens und die Ungunst des ihm einst so günstigen Publikums ihm eine öffentliche Wirksamkeit größeren Stils verleideten. Er war ein Vorkämpfer der Naturwahrheit gegen die Deklamation der Heibergschule. Unter der Geschmacksdiktatur J. L. Heibergs geriet das dänische Theater allmählich in Stagnation; ästhetische Bildung, Feinheit, Schönheitsforderung drängten in der Kunst das natürliche Empfinden zurück, und dagegen empörte sich die aufs Realistische gerichtete Art Höedts. (Heiberg war es, der Höedt eine Aufführung „Richard des Dritten" mit der Begründung abschlug: Dänemark, das Oehlenschläger gehabt, würde sich schwerlich daran gewöhnen können, „Melpomenes Dolch in ein Schlachtermesser verwandelt zu sehen".) Der von Ibsen geschilderte Vorfall (1854) bot natürlich nur den äußeren Anlaß zum Ausbruch des grundsätzlichen Konfliktes. Frau Nielsen, die die Königin spielen sollte, war krank geworden; ein mittelmäßiges Frl. Möller sollte eintreten. Höedt lehnte diese Partnerin ab und forderte für die Hamletvorstellung einen Aufschub bis zur Wiederherstellung der Frau Nielsen. Heiberg aber befahl ihn zur Probe; Höedt kam nicht und wurde schließlich wegen fortgesetzter Unbotmäßigkeit von Heiberg entlassen. Doch auch Heiberg konnte sich auf die Dauer nicht halten; er bekam Juni 1856 seinen Abschied. In dieser Theaterfehde trat das Publikum mit aller Entschiedenheit auf die Seite der Höedtschen Partei. Aber

dasſelbe Publikum beſchimpfte und beleidigte Höedt nach ſeiner Rückkehr zum Nationaltheater dermaßen, daß Höedt, der Beläſtigungen überdrüſſig, als Schauſpieler für immer zurücktrat; man gab nämlich Höedt die Schuld, daß der Liebling der Kopenhagener, die geniale Frau Heiberg, Johann Ludwigs Frau, der Bühne fernblieb. Höedt entfaltete bis 1864 eine bedeutſame Wirkſamkeit als Regiſſeur, Dramaturg und Lehrer (vgl. auch Edvard Brandes, Dansk Skuespilkunſt S. 35 ff.).

„Alle unſere übrigen Künſtler“: Ibſen denkt hier vornehmlich an Tidemand, Gude, Frich, Eckersberg und Cappelen.

S. 479—485. Unter dem 24. Mai 1862 erhielt der „Student Henrik Ibſen“ ein Stipendium von 110 Speziesthalern „für eine zweimonatliche Reiſe nach dem äußeren Hardanger und in die Sognefjord-Diſtrikte, um Volkslieder und -ſagen zu ſammeln und aufzuzeichnen“. Die vier im „Ill. Nyhedsblad“ mitgeteilten Stücke gehören zweifellos zu den Funden dieſer Reiſe.

S. 485—489. Die beiden Reiſeſchilderungen „Aus Veſtnäs“ und „Am Bräheimswaſſer“ ſind eine Ausbeute der oben erwähnten Stipendienreiſe. Zum zweiten Aufſatz brachte die Zeitſchrift ein Bild. Die ſcharfe Stelle über die „arme Witwe“ (S. 488) hatte eine heftige Erwiderung in „Morgenbladet“ (1862, Nr. 313, ſ. Ibſens „Samlede Vaerker“, Supplementband, Kopenhagen 1902, S. 574) zur Folge. C. T. Krohg, Paſtor zu Veſtnäs, nahm ſich der perſönlich angegriffenen „armen Witwe“ an, indem er ſchrieb: „Die Frau habe während dritthalb Jahren drei oder vier Freier abgewieſen und lebe, eine ſittſame und ſtille Wittib, auf ihrem Gut Saetre am Treſſjord, arbeite ſechs Tage der Woche und verbringe ihre Sonntage teils damit, daß ſie in der Kirche das Wort Gottes höre, teils damit, daß ſie in ihrem Hofacker leſe, den ein Haugianer aus dem Drontheimer Lande ihr 1859 verehrt habe.“ (Gemeint ſind Guſtav Ludwig Hofackers „Predigten für alle Sonn-, Feſt- und Feiertage“, 42. Aufl. 1894.)

S. 489—490. Den Kampf um die Nationalbühne beendet die Verſchmelzung des „Chriſtianiaer Theaters“ mit

Digitized by Google

dem „Norwegischen Theater“ (s. S. 654, 657). Die entscheidenden Generalversammlungen von Aktionären des „Christianiaer Theaters“, wo die Fusion formal in die Wege geleitet wurde, haben am 28. Nov. und 12. Dez. 1862 stattgefunden. Seit dem 30. Okt. hatte die Bewegung feste Gestalt angenommen. Nicht nur die Schauspieler des „Norwegischen Theaters“ hatten zur Bedingung ihres Übertritts erhoben: die Entfernung sämtlicher dänisch geborenen Mitglieder des „Christianiaer Theaters“, auch die radikalen Elemente der Nationalisten (Norskhedsmaend) hatten dasselbe Ansinnen an das konstituierende Theaterkomitee gestellt. Aber die gemäßigten Gruppen wiesen — in einer Reihe von Zeitungsartikeln — die allzu schroffe Forderung mit Erfolg zurück. In der Generalversammlung vom 15. Juli 1863 wurde die Vereinigung der Anstalten zum Beschluß erhoben. Es blieben sechs dänische Schauspieler, darunter einige sehr wichtige Kräfte. Die Verwaltung bestand aus dem Direktor Richard Petersen, dem Ceremonienmeister Holst, dem Architekten Schirmer, dem Kandidaten Hoelfeldt und dem Advokaten N. Nicolaysen — der Direktion war (seit Jan. 1863) Henrik Ibsen als künstlerischer Assistent beigegeben. Er erhielt nominell eine Monatsgage von 25 Speziesthalern.

S. 491–493. Israel Dehn war das Pseudonym für Frithjof Foß (1830–1899); Jurist, Nationalökonom, Publizist. Der von Ibsen besprochene Roman („Se tiden an —“) kam unter dem Titel „Abwarten —“ 1863 auch in einer deutschen Übersetzung heraus (Leipzig). Die erwähnten „Skizzer fra London“ erschienen 1862.

S. 494–496. Björnsons Trilogie „Sigurd Slembe“ (Sigurds erste Flucht, Sigurds zweite Flucht, Sigurds Heimkehr) wurde zum ersten Male, doch nur teilweise, in Drontheim am 30. Sept. 1863 und in Christiania am 27. Aug. 1865 gespielt. Das Gesamtwerk ging vor den achtziger Jahren nur auf dem Meininger Hoftheater (am 25. und 28. Nov. 1869) in Scene. In Geist und Ausdrucksform schließt sich diese bedeutende Tragödie dem historischen Dramenstil Ibsens an: knapp und schlagkräftig ist die Prosa, moderner Lebensgehalt dringt in das Überlieferte ein. Sigurds

Digitized by Google

Seelenleben ist kompliziert und verfeinert im Gegensatz zu jenem rauhen, düsteren, blutig handelnden Fürsten der Sage. Sigurd ist die berufene Königsnatur, die aus inneren Bedenken zögert, ihr Recht geltend zu machen, weil ein Bürgerkrieg dadurch entstehen würde, schließlich aber doch die blutige Bahn betritt, weil in ihm das Gefühl der Pflicht gegen das Vaterland stärker wird als das hemmende Gewissen. Das Schicksal ist wider Sigurd, und so wird er zum Verbrechen gewaltsam gedrängt. Er sühnt, indem er den Tod fürs Vaterland auf seine Art sucht — denn durch sein frei gewähltes Ende nur endet auch der verheerende Bürgerkrieg.

S. 496—498. Anna Magdalene Thoresen geb. Kragh (1819—1903), die dritte Frau von Ibsens Schwiegervater, dem Geistlichen Hans Conrad Th., wurde von Björnson 1860 nicht nur in die Litteratur eingeführt (mit einem Band „Gedichte"), sondern auch in der Anschauung des norwegischen Bauernlebens beeinflußt. Sie liebte allerdings die schwereren Farben, die bewegteren Stoffe. Frau Thoresen trat früh in Bergen für die Nationalitätsidee begeistert ein und war, obwohl eine geborene Dänin, doch ein durchaus norwegisch empfindender Mensch. Ihre Schilderungen beruhten auf einer tiefen persönlichen Kenntnis des norwegischen Volkes und Landes; sie bevorzugt die westlichen Gegenden, ihre wilde Natur und ihren schroffen Menschenschlag. Das erste Novellenbuch („Fortaellinger") erschien 1862 bei Gyldendal in Kopenhagen und enthielt: „Ein Abend in Bergen", „Der Vöring-Foß", „Aus Hardanger", „Vom Sognefjord", „Der Student".

Über J. Aasen s. o. S. 650 und 659.

S. 498—499. Der Verfasser des Buches ist unbekannt geblieben.

S. 503—504. Die Aufführung von Kristian Elsters (1841—1881) dreiaktigem Drama „Eystein Meyla" fand am 13. Aug. 1863 statt. (Über Frl. Svendsen s. o. S. 647—648.) Es existierte nur im Manuskr.; Halvorsen (3, S. 216 ff.) ist das Werk unbekannt: als dramatisches Jugendwerk nennt er nur die Tragödie „Vom Fjord". Elster gehörte zu den großen litterarischen Begabungen Norwegens, besonders auf epischem

Digitized by Google

Gebiet. Er ſtarb jung und erlebte den großen Erfolg ſeines Zeitromans „Gefährliche Leute“ nicht mehr, der übrigens durch Georg Brandes in die deutſche Litteratur (überſ. v. J. C. Poeſtion, Berlin, 1882) eingeführt wurde. Von Beruf Forſtmann, war Elſter in die kleinſten, engſten Verhältniſſe gebannt, in eine Philiſtergeſellſchaft, deren naive Abſcheulichkeit ihm das Leben verbitterte und das Schaffen hemmte. In dieſe kulturfeindliche, engherzige Sippſchaft hinein, von der faſt alle norwegiſchen Dichter auf ihre Art zu ſagen wiſſen, dichtete E. ſeinen ſocialen Roman. Nie konnte er die große Freiheitswelt ſehen, nach der er ſich ſo ſehnte. Alle Bemühungen, ihm zum Zwecke litterariſcher Studien ein Reiſeſtipendium zu verſchaffen, ſchlugen fehl. Sehr entſchieden bemühte ſich Ibſen für ihn. Ibſens ſpätere Wertſchätzung äußerte ſich u. a. ſo (Brief d. d. München, 25. März 1880): „Ich habe Sie mit Intereſſe und Sympathie auf Ihrer Schriftſtellerlaufbahn begleitet ſchon von der Zeit an, da Ihre dramatiſchen Jugendarbeiten mir vor Augen kamen. Hierin wie in allem, was Sie veröffentlicht haben, in Ihren Novellen und nicht zum wenigſten in Ihren beſchreibenden Darſtellungen der Natur ſowie des Volkslebens und ſeiner Bedingungen in den verſchiedenen Gegenden unſeres Landes habe ich durchweg eine feine und eigenartige Begabung wahrgenommen, die ja auch, ſoweit ich mich erinnere, von der Fachkritik und, was mehr ſagen will, von den beſten Elementen unſeres Leſepublikums anerkannt worden iſt.“

S. 505—506. Schon 1858 hat der Stoff der „Komödie der Liebe“ (vgl. 3, S. 81—199) Ibſen beſchäftigt. Er ſchrieb das Stück zunächſt in Proſa, legte die Arbeit aber wieder zurück. In der vorliegenden Form wurde es während des Sommers 1862 vollendet. Das „Chriſtianiaer Theater“ wollte bereits 1863 das Werk ſeines „äſthetiſchen Konſulenten“ aufführen; aber erſt nach zehn vollen Jahren, am 24. Nov. 1873, ging „Komödie der Liebe“ unter der Direktion Ludw. Joſephſons, der für die Dramen Ibſens mit großem Eifer eintrat, zum erſten Mal in Scene, und zwar mit einem ſtarken und nachhaltigen Erfolge: die Komödie erlebte bis zum Jahre 1899 ſiebenundſiebzig Aufführungen.

Digitized by Google

S. 506—509. 1871 stand „Im neuen Reich“ (II, S. 538 bis 539) unter der Überschrift „Beiläufig: Deutschenhaß und erwachende Vernunft im Norden“ eine Notiz über Henrik Ibsen, die „von kundiger Seite“ eingesandt war, und von der die Redaktion wünscht, sie möge „mehr Heiterkeit als Unwillen erregen“. Es heißt darin u. a.: „Mit Spannung sah man der von ihm [Ibsen] verheißenen Sammlung seiner kleineren, lyrischen Gedichte entgegen; sie erschien endlich zu Anfang dieses Jahres (in der Gyldendalschen Buchhandlung zu Kopenhagen) unter dem Titel: Digte af H. Ibsen (IV), 178 pp. 120. Über ihren dichterischen Wert enthalte ich mich jeden Urteils, so sehr ich auch den Gehalt, die Tiefe und die leichte, gewandte Form dieser Gedichte zu würdigen vermag; wohl aber muß ich mich als deutscher Leser im allerhöchsten Grade verletzt und entrüstet fühlen, wenn er mit demselben Cynismus, den man nur von dänischen Litteraten und von dänischen Gelehrten in Kopenhagen gewohnt ist, sich die häßlichsten Schmäh- und Hohnreden gegen Deutschland erlaubt, und man muß dies als Deutscher in um so höherem Grade empfinden, als Ibsen seit Jahren deutsche Gastfreundschaft in Dresden genießt und nur aus der Voraussetzung, daß man dort seine Gedichte aus Mangel an Sprachkenntnis nicht lese und verstehe, solches Gebaren sich gestattet. Abgesehen von dem „Ballonbriefe an eine schwedische Dame“, datiert Dresden, Dez. 1870 (S. 145—163), worin er seine Suezreise in Ägypten beschreibt und es an den ordinärsten Schimpfreden nicht fehlen läßt (z. B. wo er das deutsche Kontingent der Reisegesellschaft beschreibt, S. 150 bis 151), ist es namentlich eine Stelle in dem Gedichte über die Ermordung Abr. Lincolns (S. 134), in dem er von dem Eindrucke spricht, den diese Nachricht auf dem Kontinente hervorgebracht, bei Engländern, Franzosen, Deutschen; und wie charakterisiert er sie? „bomulds-magnaten, gloirens söu, de tusend fra lögneus land“ (die Tausende aus dem Land der Lüge)! Ich habe diese Stelle — um mich nicht etwa zu irren — Norwegern und Dänen zu lesen gegeben, und teils wurden sie verlegen, teils drückten sie unverhohlen ihre Entrüstung aus. Sapienti sat!“ —

Die Redaktion (Alfr. Dove) bemerkt dazu: „Wir nun

können die lyrischen Ergießungen des Herrn Ibsen so schwer nicht nehmen. Immerhin mag der Poet sein erregungsbedürftiges Gemüt auch an der Glut des Hasses befeuern; im praktischen Leben hat er nicht mitzusprechen; da erscheint die Äußerung des prosaischen Politikers ungleich bedeutender."

S. 510—511. Der Artikel in Nr. 200 der „Münchener Post" (her. von G. von Vollmer und G. Birck) ist überschrieben: „Henrik Ibsen und die Socialdemokratie." Vorausgeschickt ist eine kurze Einleitung, in der gesagt wird, jeder Kenner der Ibsenschen Werke sei von vornherein darüber klar gewesen, daß die von dem Berliner Berichterstatter des „Daily chronicle" Ibsen zugeschriebenen Auslassungen über die Socialdemokratie unmöglich so gelautet haben könnten. Dagegen spräche schon sein hohes Interesse an der Arbeiterbewegung und ein Passus in der von Ibsen zu Drontheim gehaltenen Rede [s. o. S. 524—525]. Um aber jeden Zweifel zu beseitigen, habe sich ein Freund der „Münchener Post" an Ibsen mit der Anfrage gewandt, ob er sich nicht zur Sache äußern wolle. Ibsen habe erklärt, er sei allerdings von dem Berichterstatter verschiedentlich mißverstanden worden und habe deshalb auch bereits eine richtigstellende Erklärung an einen Londoner Freund gesandt, welcher der socialistischen Partei angehöre. Er vermute, daß diese Erklärung in englischen Blättern veröffentlicht und ihren Weg auch nach Deutschland finden werde; jedenfalls sei dies sein Wunsch.

S. 515—520. Peter Andreas Munch (1810—1863) war einer der größten Historiker Norwegens, auch thätig als Sprachforscher, Ethnograph und Archäologe. Sein Hauptgebiet waren Urzeit und Mittelalter. Munchs bekanntestes Werk ist: „Det Norske Folks Historie"; sie geht von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1397, füllt acht große Bände aus und erschien 1851—63. — In Rom hielt sich Munch zu wiederholten Malen auf, um im vatikanischen Archiv Studien zu machen. F. Gregorovius hat mit ihm verkehrt und in seinen „Römischen Tagebüchern" (1892: S. 103, 157, 167, 185, 230, 232, 233, 234) über den seltenen und verehrten Mann allerlei Charakteristisches mitgeteilt.

Digitized by Google

„Einwanderungstheorie“: Munch war, als Schüler Rudolf Keysers, ein überaus temperamentvoller Vertreter der nationalen Richtung in der norwegischen Geschichtsschreibung. Keyser hatte die Theorie aufgestellt, die Germanen seien nicht vom Süden, sondern vom Norden her nach Skandinavien eingewandert, die „Svear“ von Finland nach Nordschweden, die „Nordmaend“ durch Lappland, und hatte, was im besondern die nordische Litteratur betrifft, die Ansicht verfochten, daß ihr Hauptsitz in Norwegen und auf Island gewesen sei. Munch hat diese Theorie auf die Spitze getrieben, indem er patriotisch sie der politisch-vaterländischen Bewegung dienstbar machte. Sie gipfelte bei ihm in dem Ausspruch: „Norwegen ist der nordischen Nationalität Ausgangspunkt, Herd und Centrum“. An diesen Satz denkt Ibsen in seiner Rede.

„Unseren Gelehrten“: Gegner der Munch-Keyserschen „antiskandinavischen Historik“ waren u. a. L. Kr. Daa und Eilert Sundt.

„Nach Süden hingezogen“: Ibsen spielt auf die eingewurzelte Neigung des Dänentums an, sich an fremde Kulturen anzulehnen, zumal an die französische und deutsche.

S. 520—524. Ein biographisches Dokument. Am 2. April 1864 hatte Ibsen Christiania verlassen, im Sommer 1874 sah er die Heimat zum ersten Male wieder. Dieser Besuch gab Anlaß zu allerlei freundschaftlichen Demonstrationen. Am Nachmittag des 10. Sept. kam ein Zug norwegischer Studenten mit Fahnen zu ihm. Nach Gesang und Ansprache hielt Ibsen jene Rede, die er vorher wörtlich aufgezeichnet hatte. Am Abend desselben Tages fand im „Christianiaer Theater“ eine Aufführung vom „Bund der Jugend“ in Ibsens Anwesenheit statt. Der Dichter wurde durch stürmischen Beifall geehrt. Das Stück war bei seiner ersten Aufführung (18. Okt. 1869) ausgezischt und ausgepfiffen worden.

„Eidervogel“: Vgl. o. S. 11.

„Bärenführer“: Vgl. o. S. 49.

„Kaiser Julian“: Vgl. 5, S. 303.

S. 524—525. Im Sommer 1885 machte Ibsen einen zweiten Besuch in der Heimat. Er ging nach Christiania,

Digitized by Google

dann nach Drontheim, nach Molde, wo er Sommerfrische hielt, nach Bergen und abermals nach Christiania. Der „Arbeiterverein" von Drontheim begrüßte ihn mit einem Fahnenzug.

S. 526. Von Christiania aus reiste Ibsen Ende Sept. nach Kopenhagen. Der Kopenhagener „Studentenverein" hielt zu Beginn jeden Wintersemesters einen Kommers für die neuen Studenten ab („Rusgilde", Rus = depositurus). Ob Ibsen kommen würde, war zunächst unsicher. Er erschien schließlich doch und sah sich gleich als Mittelpunkt der Feier. Es wurden eine Menge Reden auf ihn gehalten: u. a. eine von Harald Höffding und von Georg Brandes zwei.

S. 526—527. „Gespenster" wurden in Berlin zum ersten Male in einer Matinee des „Residenztheaters" gespielt: Sonntag, den 9. Jan. 1887 (vgl. 7, S. XIX). Ibsen war zur Aufführung nach Berlin gekommen. Verehrer und Freunde gaben ihm am 11. Jan. im „Kaiserhof" ein Fest. Zuerst sprach Julius Rodenberg. Er wies darauf hin, daß er vor einigen Jahren dem kritischen Führer und ästhetischen Bahnbrecher der neuen Richtung im geistigen Leben des Nordens, dem Dänen Georg Brandes, an derselben Stelle seine Sympathie bezeugen durfte. Heute begrüße er in Ibsen das dichterische Haupt jener Richtung. Durch ihr zahlreiches Erscheinen habe die Gesellschaft gezeigt, daß auch unter der glänzenden Oberfläche des Berliner Lebens das Gefühl sich erhalten hat, das zwischen dem Echten und dem Unechten zu unterscheiden weiß, und daß unsere Stadt von keiner anderen übertroffen wird in der Aufrichtigkeit der Huldigungen. Im Verlauf des Abends nahm noch Otto Brahm das Wort zu einer Rede, in der er die dichterische Persönlichkeit des Gefeierten würdigte. Ibsen sei der Pfadfinder des modernen Dramas, der mit kühnem Schritt einer werdenden Kunst entgegengehe und neuen Zielen der Poesie. Er vergleicht ihn mit Lessing, der für die Unabhängigkeit der Bühne kämpft, die er frei machen wollte von unverstandenen Mustern. So soll auch Ibsen, der Dichter germanischen Stammes, ein Helfer und Befreier sein von der erneuten Oberherrschaft der Franzosen und des französischen Vorbildes auf unserer Bühne. Vgl. J. Hoffory, H. Ibsen i Berlin: „Tilskueren" 5, S. 61—70.

Digitized by Google

S. 527—528. Im Sommer 1887 nahm Ibsen in dem jütländischen Küstenstädtchen Saeby Aufenthalt. Von dort aus besuchte er Stockholm. Seine schwedischen Freunde gaben ihm ein Huldigungsfest. Ibsens Rede ist eine Erläuterung zu den Ideengängen seiner modernsten Dramen, besonders zu „Gespenster" und zu „Rosmersholm", dem Werke, das ein Jahr vorher erschienen war.

S. 528—529. Am 11. April 1891 fand im „Burgtheater" die erste Aufführung der „Kronprätendenten" statt, der Ibsen beiwohnte. Nach der Vorstellung veranstaltete das litterarische Wien, zumal das jüngere Geschlecht, für den Dichter ein Bankett im Festsaal des Restaurants „Kaiserhof". Nachdem der Hofschauspieler Reimers ein Gedicht Felix Dörmanns vorgetragen hatte, hielt Prof. Jakob Minor eine kurze Festrede, worin er Ibsen als den größten lebenden Dramatiker unter der begeisterten Zustimmung der Gäste feierte. U. a. wies er auf den Versuch Laubes hin, Ibsens Dichtungen in Wien aufzuführen. Heimisch sei der Dichter aber jetzt erst in Wien geworden, da das „Burgtheater" und das „Deutsche Volkstheater" ihm ein freundliches Heim geboten haben. Der Abgeordnete Pernerstorfer sprach später auf den „Politiker" Ibsen, wobei er Stellen aus der Rede an die Drontheimer Arbeiter citierte.

S. 529—531. Diese Ansprache eröffnet die Reihe der Antwortreden, die Ibsen bei den verschiedenen Ehrenfesten seines siebzigsten Geburtstags gehalten hat. Das erste Bankett wurde in der Christianiaer „Freimaurerloge" von den Hauptvertretern der Wissenschaft und des staatlichen Lebens abgehalten; u. a. waren anwesend der Storthingspräsident Berner und der Staatsminister Steen. Auf den Ehrengast sprach Staatsrat Wexelsen, auf Frau Ibsen Professor L. Dietrichson, der alte Freund des Hauses.

S. 531—532. Von den skandinavischen Königen eingeladen, reist Ibsen zunächst zu seiner Kopenhagener Geburtstagsfeier, die überaus glänzend war und durch die latente Opposition der „Jungen" gegen die Gesellschafts- und Litteraturstützen ein sonderbares und lustiges Gepräge erhielt. Jüngere Schriftsteller, wie Vilh. Andersen und Poul Levin, schlugen durch

Digitized by Google

den frischen und begeisterten Ton ihrer Dichtergrüße die lahmen und trockenen Festtoaste der älteren Garde. Der klassizistische Hoftheaterdirektor Professor Peter Hansen (übrigens als „Faust"-Übersetzer und als Litterarhistoriker ein überaus verdienter Mann) brauchte als charakterisierendes Wort die flache Phrase: Ibsen sei für Dänemark „eine Kraft ersten Ranges" gewesen, und erregte damit tiefgehendes Befremden. Anwesend war auch der Kultusminister Sthyr. „Bedenkt man," so schrieb „Politiken", „wie Ibsen einst den Torpedo unter die Arche legen wollte, so muß man Sthyr bewundern. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß die Geistlichkeit der Landeskirche Front gemacht hat gegen die Teilnahme des Kultusministers am Feste, ja daß der Minister noch eine Stunde vor dem Beginn des Mahls vom Pastor Iversen ein Schreiben erhalten hat, worin er beschworen wurde, dem Gelage der Gottlosen fernzubleiben. Aber Bischof Sthyr hat sich entschieden, die Treue zu bewahren und den Weg zu Ende zu gehen, was um so leichter ist, als es sich vorläufig nur um ein ausgezeichnetes Diner handelt."

S. 532—534. Von Kopenhagen reiste Ibsen zu seinem Landesvater nach Stockholm. Dem großen Bankett der hauptstädtischen Gesellschaft ging ein intimeres Festmahl voraus, das der „Schriftstellerverein" dem Jubilar gab. Hier hielt eine schwungvolle Festrede Gustaf af Geijerstam; er dankte dem „Skalden" für die „Erweckung", die aus Ibsens Dichtung alle mit ihr Vertrauten gewonnen hätten.

„Ich wüßte nicht, daß ich jemals einem Verein angehört hätte": „Hier irrt Ibsen," würde der selige Düntzer sagen, wenn er diesen Kommentar zu schreiben hätte. Ibsen ist thatsächlich nicht nur Mitglied, sondern sogar Mitbegründer eines Vereins gewesen, und zwar der „Norwegischen Gesellschaft", die er zusammen mit Björnson im November 1859 gestiftet hat. Diese „Gesellschaft" hatte sich als nächstes Ziel gesetzt, Vorstellungen rassereiner norwegischer Schauspieler in der Hauptstadt zu veranstalten. Die Sache kam nicht zu stande, und die Gesellschaft löste sich bald wieder auf.

S. 534. An dem Bankett nahmen Mitglieder des Hofes, die Minister und die Gesellschafts- und Geistesaristokratie der

Digitized by Google

Hauptstadt teil. Etwa 260 Personen fanden sich im „Grand Hôtel“ ein. Die Ansprache des Dichters Grafen Carl Snoilsky hatte folgenden Wortlaut:

Henrik Ibsen!

Schwedische Männer verschiedener Lebensberufe ergreifen heut mit Freuden die Gelegenheit, Ihnen, Norwegens großem Skalden, von Angesicht zu Angesicht ihren Dank auszudrücken für die Schätze, die Sie uns wie der ganzen gebildeten Welt geschenkt haben.

Hier — in wenigen Augenblicken — die allgemeinen Züge Ihrer Dichtung kennzeichnen zu wollen, das wäre ebenso widersinnig, als wollte man in dies Glas und in die Tropfen, die es faßt, auch nur den kleinsten Ton einer mächtigen brausenden Woge bannen. Und außerdem: die gedankenträchtigen Lebensbilder, die Ihre Meisterhand geschaffen hat, rufen so viele ungleiche Deutungen hervor. Jeder macht sie sich auf seine persönliche, besondere Art zu eigen. Man reicht zu ihnen nicht so leicht hinan, wie man einen Zweig an der Landstraße bricht.

Jatgejr, der Skalde, spricht von der Gabe des Leids, der sein Sang entquollen. Sie selbst haben von dem gesunden, bitteren stärkespendenden Trank gesungen, von der Läuterungsstunde des Schmerzes, die Sie für Ihre Fahrt ausrüstete:

„Mein Land, hab' Dank, — du schenktest mir das Beste.“

Die Geschichte Ihrer Jugend handelt von der Kraft, der sich Steine des Anstoßes haufenweise in den Weg stellten, von harten Erfahrungen, die tiefe Male in der Seele zurücklassen. Ein Eindruck aus Ihren ersten Mannesjahren ist vor allen andern stark gewesen. Das war, als der nordische Einheitsgedanke scheiterte, als Ihr Mahnruf: „Ein Bruder in Not!“ ungehört verhallte. Wir andern, die wir damals jung waren, schämten uns wohl des Verzichts auf die Ideale, für die wir seither gelebt hatten, fanden uns aber wieder zurecht in unsern kleinen Wirklichkeitsverhältnissen, die die großen Worte eine Weile in den Schatten gestellt hatten.

Sie haben sich nicht zurechtgefunden, Henrik Ibsen!

In Ihnen entflammte der Grimm wie ein Feuerbrand und setzte die Lüge, die Halbheit, die Unzulänglichkeit auf allen anderen Lebensgebieten in eine jähe, unheimliche Beleuchtung. Es genügt, zu sagen, daß die erste reife Frucht jener Stimmung die Dichtung „Brand“ war!

So begannen Sie Ihren Kampf gegen den „Spuk dunkler Gewalten in sich“; so schufen Sie die Reihe Ihrer Dramen, der traurigen, ironischen, düstern, geheimnisvollen Dramen, welche die hergebrachten Kategorien der alten Kunstlehre erschüttert haben.

Aber an noch empfindlichere Dinge hat der herbe Satiriker gerührt — an die Pfeiler, auf denen, wie es heißt, die Gesellschaft ruht. Die zersetzenden Tendenzen der Zeit schienen in Ihrer Dichtung

Digitized by Google

einen Bundesgenossen zu finden. Ich glaube, daß man Sie darin oft mißverstanden hat. Für den Dichter und den Psychologen bleiben immer der Einzelfall, der Einzelmensch das Wichtigere. Ihre Gestalten lassen sich nicht zu abstrakten Begriffen verdünnen; dazu leben sie allzu sehr ihr eigenes Leben, sind sie zu wunderbar zusammengesetzt. Außerdem darf man auch nicht vergessen, daß Sie gleichzeitig der unbestechliche Moralist sind. Die Unzufriedenheit, die den äußeren Gesellschaftsformen die ganze Schuld für das Schlechte in dieser Welt aufbürdet, findet keine Unterstützung bei dem Dichter, der vor allem so große Ansprüche an das Individuum selbst stellt; keine Unterstützung findet der blinde Hochmut, der den Anstoß zur Lehre vom Übermenschen gegeben hat. Mag der, der sich selbst genug sein möchte, dessen Egoismus alles um ihn her zu Tode erkältet, hingehen und sich in Peer Gynt, in John Gabriel Borkman spiegeln!

Das Menschenherz war das Bergwerk, wo Sie die Edelsteine Ihrer Dichtung zu Tage geschürft haben!

„Brich den Weg mir, schwerer Hammer,
Zu des Berges Herzenskammer!“

Und ein Schacht nach dem andern hat sich den schweren Hammerschlägen aufgethan. Mauern, die sich einer wahren Erkenntnis Ihrer Werke entgegenstellten, sind allmählich gesunken, eine nach der andern. Schließlich fiel ein breiter Lichtstreif auf den alten Bergmann — noch eine Felswand gesprengt — und der dunkle unterirdische Gang führt in eine strahlende Halle, wo tausend Stimmen ihn grüßen. Wären nur Glanz und Ruhm das Ziel gewesen — gewißlich, der Sieg wäre errungen worden. Er ist jetzt der von der ganzen Welt gekannte und anerkannte Henrik Ibsen. Der Grübler, dessen Blick so vieles geprüft und durchdrungen hat, ist milder geworden mit den Jahren; aber er sehnt sich wieder zurück zu seiner Lebensarbeit in der Tiefe, um nach neuen Erzgängen zu suchen.

„Hammerschlag auf Hammerschlag,
Bis zum letzten Lebenstag“.

Henrik Ibsen! Lassen Sie uns hier noch einen Augenblick Ihre Hand festhalten, die uns so viele Dichtergaben geschenkt hat, herbe und doch so heilsame! Dank für die reine, scharfe Luft, die wir zwischen Ihren starren Felsen geatmet haben — aber Dank auch für die lieblichen, ahnungsreichen Thäler, die uns entgegenglänzten, wenn die Wolkenmassen sich manchmal zerteilten. Da lächelt Agnes ewig ihr überirdisches Lächeln, — da sitzt die geduldig harrende Solveig.

Dank und Heil dir, Henrik Ibsen!

S. 535—536. Das Mahl, das die Ibsenfeste abschloß, fand im „Grand Hôtel“ zu Christiania statt. Die Zahl der Gäste betrug ungefähr zweihundert. Nachdem Frau Staatsminister Blehr die Gäste begrüßt und es beklagt hatte, daß

Digitized by Google

Ibſens Gattin durch Krankheit am Beſuch des Feſtes verhindert ſei, wurden die Lichter im Saale verdunkelt, und in langer Reihe zogen durch die Halbhelle Ibſens Frauengeſtalten am Dichter vorüber: eine jede Geſtalt überreichte dem Gefeierten eine Roſe. Dann hielt Frl. Gina Krog die Rede auf Ibſen; das Hoch auf Suſannah Ibſen brachte Frl. Aſta Hanſteen aus. Ein Damenchor trug Feſtgeſänge vor.

* * *

Bei der Feſtſtellung dieſer Anmerkungen iſt, von Halvorſens Schriftſtellerlexikon (ſ. o. S. 629) und den Quellenſchriften abgeſehen, folgende Litteratur zu Rate gezogen worden: L. Dietrichſon, Omrids af den norske Poeſis Hiſtorie, Kopenhagen 1866; H. Jäger, Illuſtreret norsk Literaturhiſtorie, 3 Bde., Chriſtiania 1896; C. F. Bricka, Dansk Biografisk Lexikon, tillige omfattende Norge for tidsrummet 1537—1814. Kopenhagen, 1887 ff.; H. Jäger, H. Ibſen 1828—1888, Kopenhagen 1888 (das Werk exiſtiert auch in einer Überſetzung von H. Zſchalig, 2. Aufl., Dresden 1897); H. Jäger, H. Ibſen og hans Vaerker, Chriſtiania 1892; H. Jäger, Norske Forfattere, Literaturbilleder, Kopenhagen 1883; G. Gran, Norges Daemring, Bergen 1899; G. Gran, Nordmaend i det 19de Aarhundrede, Chriſtiania, 1903 (noch nicht vollendet); T. Blanc, Norges förſte nationale Scene, Chriſtiania 1884; T. Blanc, Chriſtiania Theaters Hiſtorie 1827 bis 1877, Chriſtiania 1899; R. Woerner, H. Ibſen. I. München, 1900.

* * *

Die im Text der Proſaſchriften und Reden von einer eckigen Klammer eingeſchloſſenen Worte ſind Einfügungen der Herausgeber.

Digitized by Google

Namenregiſter zu den „Proſaſchriften und Reden“.

Aaſen, J. 394, 462.
Agardh 502.
Anderſen, ſchwed. Naturforſcher 503.
Anderſen, H. C. 362.
Ankjaer, Kapitän 503.
Arioſto 339.
Asbjörnſen, P. Ch. 394, 441.
Auerbach, B. 472.
Augier, E. 366.

Baeck, C. 502.
Baggeſen, Jens 360, 465.
Balling, J. 440.
Barrière, Th. 366, 456.
Bauernfeld, E. v. 366.
Bayard, J. F. A. 364, 365.
Beaumarchais, Caron de 366.
Bergfalk 502.
Beyer 374, 443.
Birch-Pfeiffer, Charlotte 456.
Bjerregaard, H. A. 320, 396, 462.
Björnſon, B. 365, 366, 462, 491, 494, 497.
Blom, H. De. 462.
Blomſtrand 502.
Blum, C. 365.
Bögh, C. 330, 457, 458.
Borgaard, C. P. 409, 414, 415, 442, 456.
Bouchardy, J. 465.
Bouilly, J. N. 365.
Braune 503.
Brock, G. 499.
Broome 503.
Brunius 503.
Bruun, J. 322, 327, 329, 332, 380, 393.
Bruun, Louiſe, geb. Gulbrandſen 325, 329.
Bucher, O. J. 328, 330.

Calderon de la Barca, P. 339.
Carlsſon 502.
Cervantes Saavedra, M. de 339.
Chievitz, P. 471.
Clairville, N. 461.
Coigniard, H. und Th. 461.
Cormon, P.-E. P. 465.

Digitized by Google

Dahl, Emma 299.
Dehn, J. (=F. Foß.) 491.
Delavigne, C. 365, 366.
Dennery, A. 364.
Dodt, B. 428, 431.
Dumanoir, Ph. F. P. 361.
Dumas père, A. 365.
Dunker, B. 435.
Duport, A. P. 329.
Duveyrier, A. H. J. (=Mélesville) 324.

Ek, Prof. 501, 502.
Elaëſſon 502.
Elſter, Kriſt. 508.
Eriksen, A. E. 503.
Euſemia 356.
Ewald, H. F. 432.

Falſen, E. 326, 327.
Forchhammer, J. G. 502.
Foß, F. ſ. Dehn, J.
Foucher, P. H. 329.
Freytag, G. 508.
Fries, E. 502.

Giebelhauſen, Ch. 391.
Goethe, J. W. v. 369.
Goldoni, C. 365.
Goldſmith, O. 366.
Grandaur, Dr., Opernregiſſeur 510.
Grangé, P. E. B. 465.
Groth, Kl. 472.
Gude, H. 429.
Guizot, F. P. G. 420.
Gundersen, Laura ſ. Svendſen.
Gutzkow, K. 290, 465.

Hackländer, F. 365.
Hage, H. 502.
Hagen, C. H. 308.
Halm, F. 366.
Hammer 489.
Hammerich, Brüder 502.
Hanſen, Mlle., Schauſpielerin 299.
Hanſen, Conſt. 500.
Hanſen, Maur. 447.
Hanſen, P. 531.
Hanſteen, Ch. 502.
Harris, A. Th. 301.
Hauch, C. 365, 465, 471, 502.
Hegel, J., Verleger 511.
Heiberg, J. L. 366, 442, 449, 463, 464, 466, 467.
Heiberg, Johanne Luiſe 366.
Hellſtenius 503.
Hertz, H. 365, 366.
Hoedt, F. 365, 473, 474.
Holberg, L. v. 366, 373, 380, 437, 438, 456, 464, 466, 467.
Holcroft, Th. 366.
Holmboe, H. 301.
Holten, Prof. 503.
Hoſtrup, C. 365, 366.
Hugo, V. 365.

Jenſen, P. A. 302.
Iffland, A. W. 456.
Ingerslev, J. 499.
Jörgenſen, Cecilie geb. Gade 378, 379, 380.
Jörgenſen, Chr. 295, 296, 385, 386, 413, 443, 445.
Johannesen, Lucie ſ. Wolf, Lucie.

Digitized by Google

Kaiser, F. 465.
Klingenberg, Gyda 295, 441.
Klingenfeld, Emma 509.
Knös, M. 502.
Knudsen, H. 311, 315, 317.

Labiche, E. 456.
Landstad, M. B. 353, 394.
Lange, C. R. 301.
Legouvé, E. 366.
Lehmann, O. 502.
Ljunggren 503.
Lorin 366.

Mallefille, J. P. F. 456.
Malmström 502.
Martin, franz. Autor 456.
Martini, E. 391.
Meinick 313.
Mélesville s. Duveyrier, A. H. J.
Moe, J. 394, 441.
Möller, Astronom 503.
Möller, Frl., dän. Schauspielerin 474.
Molière, J. P. 366, 373, 423, 456.
Monrad, M. J. 502.
Monsen, Chr. 393, 395.
Morton, J. M. 366.
Mosenthal, S. H. 362.
Mozfeldt, K. J. M. 301.
Munch, A. 366, 370, 408, 419, 465.
Munch, P. A. 502, 515.

Natvig, Th. 300.
Restroy, J. 456.
Nielsen, J. C. L. 388.
Nielsen, N. P. 445.
Nyerup, R. 342.

Oehlenschläger, A. 299, 342, 343, 364, 365, 366, 443, 449, 453, 454, 456, 463, 464.
Olsen, R. 462.
Olsen, Th. 312, 313.
Oskar II., König v. Schweden 534.
Overskou, Th. 366, 466.

Parnemann 300.
Petersen, dän. Schauspieler 376, 378, 383, 388, 389, 390, 391.
Petersen, R. M. 349, 501.
Planché, J. R. 464.
Plaug, C. 502.
Prom, J. 328.

Rahenius 502.
Rasch 502.
Rasmussen, Mme., Schauspielerin 295.
Reynold, F. 366.
Richardt, E. Ch. 500, 501.
Riis, Cl. P. 303, 396, 462.
Rosenberg, Dr. 503.
Rosenberg, E. 472.
Rowley, W. 463, 464.

Säve, E. 502.
Sandeau, J. 365, 366.
Sandvig, B. Ch. 342.
Sars, E. 502, 503.
Saxo Grammaticus 342.

Digitized by Google

Schack, H. E. 433.
Schiller, F. v. 369.
Schwach, C. N. 395.
Schweigaard, A. M. 313.
Schydtz, H. 300.
Scribe, E. 291, 324, 329, 364, 365, 366, 443, 454, 455.
Semmen, J. 316, 317.
Shakespeare, W. 366, 369, 374, 375, 389, 395, 443, 453, 456, 474.
Sheridan, R. B. 365.
Sille 443.
Skjerkholdt, H. 300.
Sperati, P. 299.
Spindler, K. 440.
Stabell, A. B. 301.
Stokkeland, Dr. 488.
Stub, P. J. 317—333.
Styffe, Magister 503.
Svendsen, Laura 381, 383, 391, 441, 503.
Sverdrup, J. 313.
Syv, P. 342.
Tasso, T. 339.
Thiele, J. M. 360.
Thoasen 503.
Thoresen, Magdalene 496.
Thorsen 502.
Tidemand, A. 429.
Töpfer, C. 463, 464.
Tolderlund, H. 431.
Tryxell 502.
Tytaasen 317.

Vedel, A. 342.

Weilbach, Magister 501.
Welhaven, J. S. 442, 448, 502.
Wergeland, H. 393, 395, 447, 462.
Wiehe, A. W. 363—369, 389, 412, 413.
Wolf, N. 389.
Wolf, Lucie, geb. Johannesen 328.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis sämtlicher Bände.

Erster Band.

	Seite
Vorwort	XIII
Einleitung. Von Paul Schlenther	XIX
Gedichte	1
Nachtrag zu den Gedichten	173
Prosaschriften	283
Reden	515
Catilina	539
Nachweise zu den Gedichten, Prosaschriften und Reden	629
Anmerkungen zu den Prosaschriften und Reden	634
Namenregister zu den Prosaschriften und Reden	675
Inhaltsverzeichnis sämtlicher Bände	679

Zweiter Band.

Einleitung. Von Georg Brandes	IX
Das Hünengrab	1
Die Herrin von Oestrot	35
Vorrede zur zweiten Ausgabe von „Das Fest auf Solhaug“	147
Das Fest auf Solhaug	157
Olaf Liljekrans	217

Dritter Band.

Einleitung. Von Georg Brandes	IX
Die Heldin auf Helgeland (Nordische Heerfahrt)	1
Komödie der Liebe	81
Die Kronprätendenten	201

Digitized by Google

Vierter Band.

Seite
Einleitung. Von Georg Brandes IX
Brand 1
Peer Gynt 205

Fünfter Band.

Einleitung. Von Paul Schlenther IX
Kaiser und Galiläer:
Cäsars Abfall 3
Kaiser Julian 141

Sechster Band.

Einleitung. Von Paul Schlenther IX
Der Bund der Jugend 1
Die Stützen der Gesellschaft 149
Ein Puppenheim 273

Siebenter Band.

Einleitung. Von Paul Schlenther IX
Gespenster 1
Ein Volksfeind 91
Die Wildente 215

Achter Band.

Einleitung. Von Paul Schlenther IX
Rosmersholm 1
Die Frau vom Meere 109
Hedda Gabler 225
Baumeister Solneß 337

Neunter Band.

Einleitung. Von Paul Schlenther IX
Klein Eyolf 1
John Gabriel Borkman 81
Wenn wir Toten erwachen 177

Digitized by Google

Druckfehlerberichtigung.

Lies: S. 210, Z. 11 „Schenkt mir doch des Balls Magie“; S. 215, unter der Überschrift „1850“; S. 273, Z. 1 „Welhaven“; S. 441, Z. 16 Asbjörnsen; S. 471, Z. 14 u. 15 Chievitz.

Digitized by Google

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

AX 000 090 027

DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

Digitized by Google

Digitized by Google